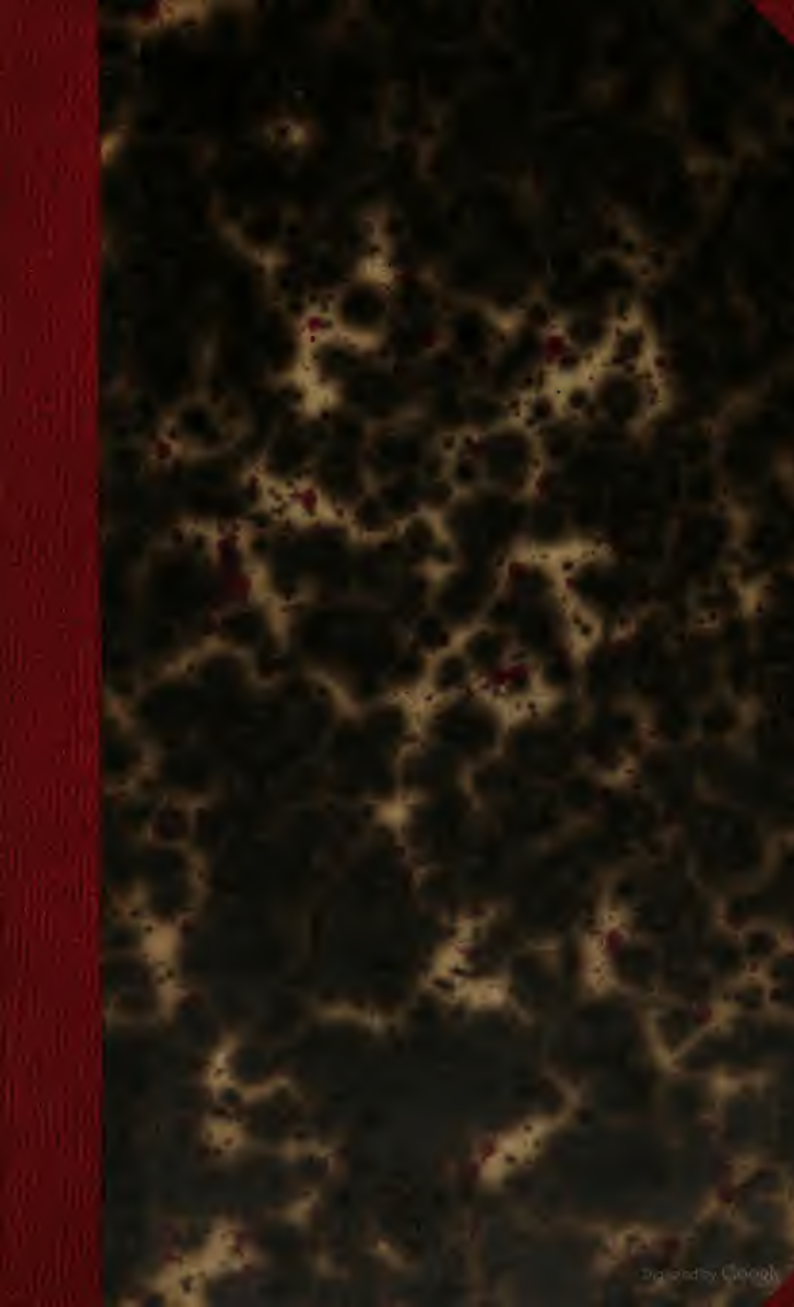



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



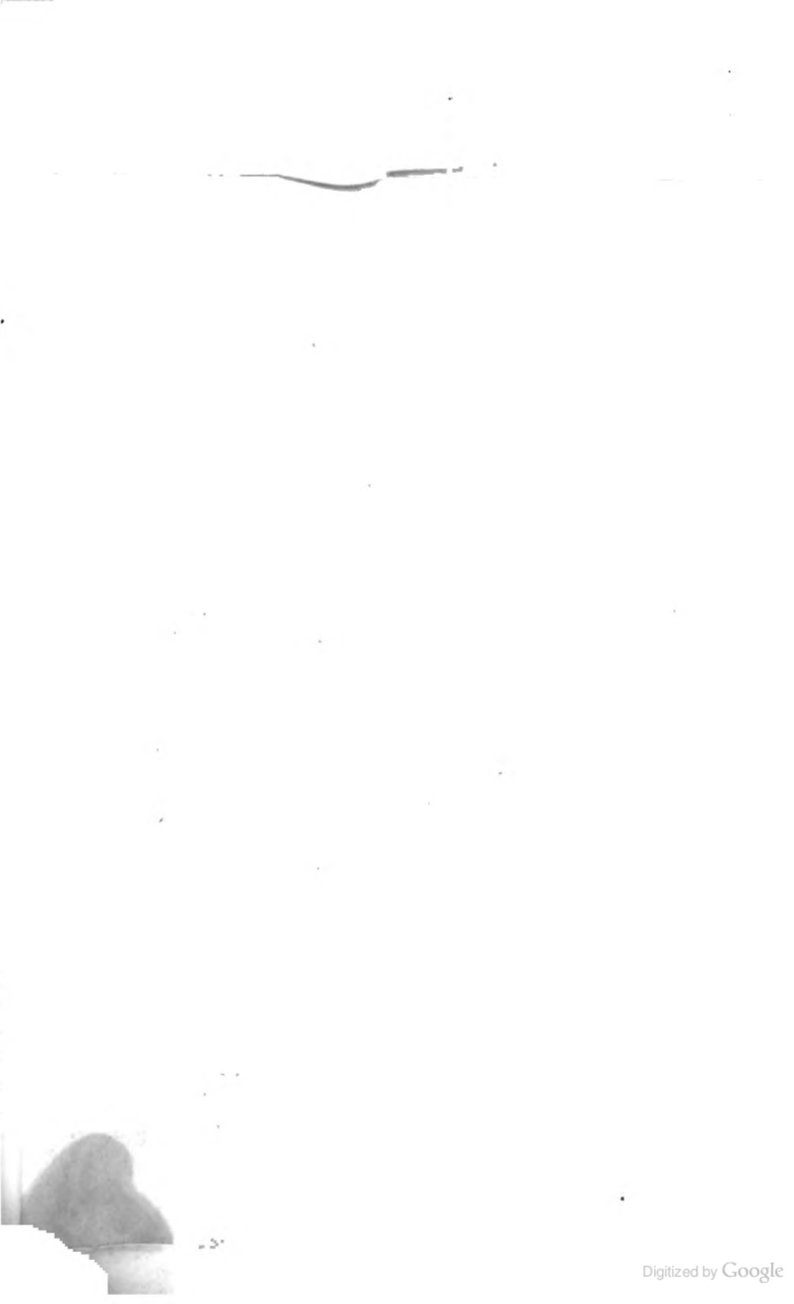


FELIX FÜRST zu SCHWARZENBERG

K. K. Minister-Praesident zu Wien.

geb. d. 2. Okt. 1800, gest. d. 5. Apr. 1852.

Neuer



Neuer
Nekrolog
der
Deutschen.

> Wenn dieß Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche und dieß Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?
> 1. Korinth. 15, 54. 55.

Dreißigster Jahrgang, 1852.

Erster Theil.

Mit 1 Portrait.

Weimar 1854.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Vorwort.

Schon bei Bevorwortung des vorausgegangenen 29sten Jahrgangs habe ich die verehrten Leser darauf vorbereitet, daß sie im gegenwärtigen 30sten den letzten zu erwarten hätten. Ich hatte zwar damals noch die schwache Hoffnung, dessen Fortsetzung an irgend einen andern Herausgeber oder Verleger abzutreten, welches der Sache wegen mein innigster Wunsch war; allein da die Opfer bekannt sind, die ich der Erhaltung dieses Nationalwerks bisher gebracht habe, so hat sich Niemand zu dessen Fortsetzung verstehen wollen. Diese Opfer würden mich aber vielleicht doch nicht abgeschreckt haben, auch das vierte Decennium mit der bisherigen Unverdrossenheit und Hingebung zu beginnen: allein nachdem ich diesem Werke gerade ein Menschenalter gewidmet, bin ich ein alter Mann geworden, und wollte ich auch selbst den Anfang wagen, so müßte mich die Wahrscheinlichkeit abhalten, es nicht zu beendigen. Ich muß also schon Abschied nehmen von diesem meinem Lieblingsunternehmen und mich der Aussicht bescheiden, daß, nachdem ich für das Andenken von 40 bis 50,000 wackerer Landsleute gesorgt habe, für das Meinige kein Nekrolog sorgen wird.

Was meinerseits Alles für die Erhaltung des Nekrologs gethan und versucht worden ist, habe ich in der vorjährigen Vorrede ausführlich mitgetheilt. Es ist zu diesem Behuf nichts unterblieben und leider! hat nur die Theilnahmlosigkeit der deutschen Mitwelt, ihr Mangel an Gemeinsinn und Nationalgefühl, also an erforderlicher Unterstützung, seinen Untergang herbeigeführt und diese große Gleichgiltigkeit, die man Deutschland schon so oft vorwerfen mußte und die schon so viele traurige Folgen gehabt hat, hat sich hierdurch auf's Neue bestätigt. Ihr hat endlich das gegenwärtige patriotische und wahrhaft deutsch-einheitliche Nationalwerk unterliegen müssen, was jedoch nicht die Sorgfalt verringert hat, womit der Herausgeber und Verleger auch diesen letzten Jahrgang auszustatten und zu pflegen seinen alten treuen Freunden schuldig war.

Noch nehmen wir auch von ihnen nicht den letzten Abschied, sondern wir werden eingedenk unserer Pflicht gegen Diejenigen, welche das Werk in ihren Bibliotheken angesammelt haben, gleichwie früher über die beiden ersten Decennien (1823 bis 1842) nun auch noch den Registerband über das dritte Jahrzehent (1843 bis 1852) im Laufe dieses Jahres folgen lassen, womit dann das Werk in 30 Jahrgängen (60 Bänden) und 3 Registerbänden ein vollständiges und geschlossenes Ganze bildet. — Daß der Verleger nicht die geringste Aussicht hat, die bedeutenden Kosten für diesen starken dritten Registerband durch den sehr geringen Absatz desselben, auch nur zum kleinsten Theil gedeckt zu sehen, wird man ihm wohl, nachdem, was vorausgegangen, auf's Wort glauben. Besitzer des ganzen Werkes, denen er wirklich Bedürfniß ist, mögen ihn inzwischen bei ihrer Buchhandlung gefälligst bestellen. — Neuere Freunde des Unternehmens sollen es bei Abnahme des

Ganzen zu einem sehr civilen Preis (für den vierten Theil des Ladenpreises), so wie auch einzelne Jahrgänge zur Kompletirung für dessen Hälfte erhalten.

Es ist noch übrig, das was dieser Jahrgang des Nekrologs gebracht hat, in gedrängter Uebersichtlichkeit neben einander aufzustellen. Von den 1269 Verstorbenen, deren er Erwähnung thut, haben 298 eine kürzere oder ausführlichere Lebensbeschreibung erhalten; 191 Biographieen sind Originalarbeiten und, so viel wir wissen, noch nirgends gedruckt. Auf die verschiedenen Länder vertheilt, kommen auf Anhalt-Bernburg 2, auf Baden 8 (2 zu Karlsruhe), auf Bayern 39 (München mit 14), auf Braunschweig 2, auf die freien Städte 8, und zwar 3 auf Frankfurt, 3 auf Hamburg, 2 auf Lübeck; auf Hannover 10, auf Hessen, das Großherzogthum 8, das Kurfürstenthum 2, auf Holstein und Schleswig 11, auf Nassau 1, auf Oesterreich 25, wovon 13 in Wien; auf Oldenburg 1, auf Preußen 78, und zwar 21 auf Berlin, auf die Provinz Brandenburg 8, Pommern 7, Posen u. Preußen 2, Rhein 6, Sachsen 15, Schlesien 14, Westphalen 5; auf Reuß-Schleiz 1, auf das Ernestinische Sachsen 29, nämlich die Herzogthümer Altenburg 3, Koburg-Gotha 7, Meiningen 5, das Großherzogth. Weimar-Eisenach 14 und zwar 6 auf Weimar, 1 auf Eisenach, 4 auf Jena; auf das Königreich Sachsen 42, unter anderen 12 auf Dresden, 5 auf Leipzig; auf Würtemberg 11, von denen 8 auf Stuttgart fallen; auf die Schweiz 12 und auf das übrige Ausland 9. — Scheiden wir die Geschilderten nach

Stand nnd Würden, so finden wir 6 fürstliche Personen: die unvergeßliche Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar (75), den feinen und energischen Fürsten Schwarzenberg (77), den von der evangel. Kirche abtrünnigen Prinzen Paul von Würtemberg (82), den gütigen und doch schwergeprüften Großherzog Leopold von Baden (93), den ritterlichen Prinzen Eduard von S. Altenburg (114) und den edlen Sprößling eines erlauchten Hauses, Herzog Maximilian von Leuchtenberg (245). — Von höheren Staatsbeamteten und Hofleuten fanden wir 19; unter ihnen: Staatsrath v. Roth zu München, auch Schriftsteller (17), Graf v. Mensdorff-Pouilly, geh. Rath zu Wien (139), Freiherr v. Gersdorff zu Weimar, auch Schriftsteller (248), Geheimrath Eichhorn zu Berlin (262) und Hans Freiherr von Gagern zu Hornau, Verf. gewichtiger Schriften (298). — Unter den 35 Kriegsleuten mit 2 Schriftstellern heben wir besonders hervor: den durch polit. Stürme übel gelohnten Kommandanten der Vestung Landau, königl. bayer. Generalmajor, Freih. v. Jeetze zu Nürnberg (79), den k. sächs. Generallieut. v. Cerrini zu Dresden (125), den gelehrten kön. preuß. Oberstlieuten. v. Strantz zu Breslau (202), den k. k. Feldzeugmeister, Peschiera's tapferen Vertheidiger, Fr. v. Rath zu Linz (241). — Aus der höheren Geistlichkeit gehören 3 der evangelischen, 4 der römisch-kathol. Kirche an; von jenen nennen wir den evangel. Bischof Dr. Eylert zu Potsdam (22), von diesen den kathol. Bischof Ziegler zu Linz (81). — Von Geistlichen der evangel. Kirche sind 33 mit 6 Schriftstellern, der röm.-katholischen Kirche aber nur 8, unter denen sich 2 Schriftsteller befinden, aufgeführt worden. Mehere namhafte Männer befinden sich unter Jenen, z. B. Wilckens

zu Mosbach (115), Vogel zu Kirberg (165) u. A., wie unter Diesen; als: Propst Dresmitzer zu Raab (161), Pfarrer Haberthür zu Bettlach (292) rc. — Ein deutschkatholischer Pfarrer und zwar Balitzki zu Dresden (207) ist zu nennen. — Zahlreich und zwar mit 51 Nummern ist der Stand der mittleren und niederen Justiz- und Verwaltungs-Beamteten vertreten, unter denen auch 11 Schriften veröffentlicht haben. Bemerklich zu machen möchten seyn: Nathan Mendelssohn, Stempelrevisor zu Berlin (11), der letzte noch übriggebliebene Sohn des Philosophen Moses M.; Justizrath Winter zu Darmstadt (61); der Oberkastellan Reichenbach zu Potsdam, der vier Königen gedient (134); Regierungsrath Schnyder zu Luzern (168); der geh. Justizrath Speickmann-Kerkerinck zu Münster (180); geh. Rath Dr. Kern zu Konstanz (224); der berühmte Polizeimann, geh. Regier.-Rath Eberhardt zu Dresden (266); der reaktionäre Journalist, Hofrath Jarcke zu Wien (284); der unglückliche Flüchtling, geh. Regierungs-Rath Todt aus Auerbach (293) und der verdienstvolle Direktor der Taunus-Eisenbahn, Beil zu Frankfurt a. M. (295). — Rechtsanwälte, welche nicht zugleich mit Verwaltung eines Gerichtes betraut waren, sind 3, von denen Schober in Stuttgart, als Führer der Volkspartei genannt werden muß (251). — 14 akademische Lehrer sind eingereiht: 4 Theologen, unter denen Dr. v. Schmid zu Tübingen (70) der namhafteste ist; 1 Jurist, geh. Rath Dr. Schmid zu Jena (140); 4 Mediciner, der berühmte Dr. Buchner zu München (126), und der als Philosoph allbekannte Dr. v. Eschenmayer zu Kirchheim u. T. (256); von den 5 Philosophen (nach dem Fakultätsbegriffe): Pfaff, Chemiker zu Kiel (92), Gruithuisen zu München, der Selenograph (138), als

die hervortretendsten. — Von Gymnasial- und Seminar-Direktoren und Lehrern haben 18 mit 10 Schriftstellern biographirt werden können, unter denen namentlich Professor Dr. Stieffel an der polytechn. Schule zu Karlsruhe (176) als Meteorolog weithin bekannt ist; Krancke zu Hannover (268) aber durch seine Rechnenmethode in der Volksschule sich einen Namen gemacht hat. — Unter den 6 Vorstehern von Erziehungsanstalten, von denen auch 3 Schriften veröffentlicht haben, heben wir vor Allen Fröbel zu Marienthal (133), den Stifter der Kindergärten, hervor; unvergeßlich wird der Volkserzieher, der Turnmeister Dr. Jahn zu Freiburg (228) bleiben — Von den 7 Volksschullehrern hat sich Keiner einen Namen über den engen Kreis seiner nächsten Wirksamkeit hinaus gemacht. — Nur 1 Bibliothekar, Dr. Schmeller zu München (164), ist aufzunehmen gewesen. — Von Aerzten, denen wir die Naturforscher beigesellen, sind 18 mit 3 Schriftstellern aufgeführt; unter ihnen treten besonders Dr. Wieland zu Aarau (37), Dr. Maltsch zu Warschau (187) und Dr. Overweg, Reisender in Afrika (211) hervor. — Unter den 2 Apothekern hat sich besonders Dr. Fueter zu Bern (209) bekannt gemacht. — Von den 6 Privatgelehrten, welche sämmtlich die Presse beschäftigt haben, sind Carové zu Heidelberg (62), Hofrath Dr. Raupach zu Berlin (63), Lentner zu Meran (91), v. Langsdorff zu Freiburg (142) bekannte, ja gefeierte Namen. — Aus der Zahl der Fabrikanten, Gewerbs- und Kaufleute, im Ganzen 11, tauchen mit mehr oder weniger Berühmtheit auf: Windgassen, Eisenwerksbesitzer zu Brüel (147), Bestelmeier, Tabakfabrikant zu Nürnberg (210) und Dr. Geitner zu Schneeberg (233), der Erfinder des Argentan. — Der Buchhändler, deren Lebensbeschreibung aufgenommen werden konnte,

waren 4: v. Steinkopf zu Stuttgart (76), Schumacher zu Innsbruck (94), Dr. Philippi zu Grimma (194), auch Schriftsteller, und Beck zu Nördlingen (269). — Von den 9 theoret. und prakt. Musikern wissen wir außer Fürstenau zu Dresden (257), Klengel ebendaselbst (260) und Görges zu Braunschweig (276), keinen um besonderer Berühmtheit willen zu nennen. — Zeichnende Künstler, 8 an Zahl, haben unter sich den auch lieblichen Dichter Reinick zu Dresden (25), den Architekturmaler Vermeersch zu München (121), den Historienmaler v. Wächter zu Stuttgart (175) und Professor Hummel zu Berlin (185). — Von den 4 bildenden Künstlern und Architekten dürfte Oberbaudirektor Moller zu Darmstadt (57) der bedeutendste sein. — Unter den 7 Bühnenkünstlern zeichnen wir aus: Durand zu Weimar (30), den letzten unmittelbaren Zögling Goethe's, die geniale Bertha Thomas zu Berlin (104), den einst berühmtesten Tenorsänger Gollmick zu Frankfurt a. M. (145) und die in ihren Bestrebungen zweideutige Balletmeisterin Weiß zu Wien (288). — 4 Postbeamtete, von denen der Oberpostmeister Hebenstreit zu Leipzig (157) der bekannteste seyn möchte. — An Berg- und Münzbeamteten sind nur 2 dargestellt worden; ebensoviel an Oekonomem und Gärtnern, von denen Keiner über sein Weichbild hinaus bekannt geworden ist. — Gleiches gilt von den beiden Forstbeamteten, den beiden Gutsbesitzern, den beiden Studenten. — Der Stenograph der ersten Kammer zu Berlin, Melzer (110), ist möglicherweise in weiteren Kreisen bekannt. — Wir schließen mit den 3 Frauen, deren Leben wir geschildert haben: der Wittwe Luise Knebel zu Jena (5), der frommen Ursulinerin Gertr. Willimann zu Luzern (68) und der als Dichterin bekannten Fräul. v. Schlieben zu Krossen (254).

Als die bedeutendsten Persönlichkeiten erscheinen uns:

(nach chronolog. Folge.)

Evangel. Bischof Eylert,
Dr. Raupach,
Fürst Felix v. Schwarzenberg,
Erzieher Fröbel,
Turnvater Jahn und
Feldzeugmeister v. Rath,
Hans Freiherr v. Gagern.



Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem dießmaligen Jahrgange des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Apel, Professor zu Altenburg (†).
— Dr. Arendt, Amtmann zu Hüllhorst.
— Aschenbrenner, Professor zu Erlangen.
— Aßmann zu Braunschweig.
— Bartels, Rathsapotheker zu Jena.
— Beil, Revierförster zu Niederrad b. Frankfurt a. M.
— Eduard Bloch, Buchhändler zu Berlin.
— Brehm, Pfarrer zu Renthendorf b. Neustadt a./O.
— K. Brunner zu Bern.
— Dr. Karl Buchner zu Darmstadt.
— B. Delbrück, Streitrichter zu Klosterberga bei Magdeburg.
— Karl Dels, Bürgerschullehrer zu Altenburg.
— Philipp Diß zu München.
— Karl Gottlob Dittrich zu Wilsdruff.
— Dr. Heinr. Döring zu Jena.
— Eberhardt, Justizamtsaktuar zu Koburg.
— Ehleim, Obergerichtsrath zu Verden.
— Frhrn. v. Ehrenstein zu Lübeck.
— Dr. Elsner zu Wangen bei Kannstatt.
— Fr. Fialā, Pfarrer zu Herbetswyl b. Solothurn.
— Ficinus, Advokat zu Dresden.
— Fränzel, Pastor zu Maxen bei Dresden.
— L. Fritzsche, Rechtsanwalt zu Tharandt.
— H. Georgy, Pastor zu Giehren b. Friedeberg am Queis in Schlesien.
— Dr. J. Gihr, Privatdocent d. Philosophie zu Basel.
— C. F. Gockel, Hofrath und Professor zu Karlsruhe.
— Gröger, Lehrer zu Wittenberg.
— Günther zu Oldenburg.
— Hein, Lieutenant und Adjutant im Garde-Artill.-Regiment zu Berlin.

Herrn Grafen Henckel von Donnersmarck, königl. Regierungsrath zu Merseburg.
— Dr. Hille, prakt. Arzt zu Freiberg.
— Raimund Holäufer zu München.
— Fr. Hummel, Geschichtsmaler zu Berlin.
— A. Jacobi, Violinist zu Koburg.
— Herrm. Jäger, Hofgärtner zu Eisenach.
— W. Karstens zu Lübeck.
— Dr. Robert Keil zu Weimar.
— G. von Kobell zu München.
— J. A. Koch, herzogl. Revierförster zu Sonnefeld bei Koburg.
— Egmont Königsdörfer, Kaufmann zu Ronneburg.
— Franz Kröhne, Pfarrer zu Friedrichsgrün bei Zwickau.
— Kuhlmey, Buchhändler zu Liegnitz.
— Dr. F. Gustav Kühne zu Leipzig.
— Dr. R. Kühner zu Hannover.
— Ch. Kuntz, Pfarrer an der Neuen-Kirche zu Straßburg.
— v. Langenschwarz, Prem.-Lieut. im Leibgarde-Regiment zu Kassel.
— Longard II., Advokat-Anwalt zu Koblenz.
— Menzzer, Postdirektor a. D. zu Halberstadt.
— Dominikus Mettenleiter, Stiftsvikar an der alten Kapelle zu Regensburg.
— Dr. H. Meynert zu Wien.
— Fr. A. Mücke, Pastor zu Schrebitz b. Mügeln.
— Aug. Wilh. Müller, Diakonus zu Meiningen.
— Karl Guido Nakonz zu Leipzig.
— Dr. Nebel, Professor zu Gießen.
— Otto Neuber, Obergerichtsrath zu Kassel.
— Ad. Pellisier, Dekan und Stadtpfarrer zu Mannheim.
— Dr. Pescheck, Diakonus zu Zittau.
— Edm. Peschel, Advokat zu Dresden.
— C. Platzmann zu Lübeck.
— H. Pöttcke zu Anclam.
— F. Freiherrn von Ripperda, Hauptmann zu Trittau im Holstein'schen.
— Saal, Pastor zu Ober-Weimar.
— Louis Saalfeld zu Leipzig.
— F. G. Schläger, Pastor prim. zu Hameln.
— Dr. Schläger zu Hannover.

Herrn G. A. Schmidt, Pfarrer zu Saaleck b. Naumburg.
— Dr. Schneidawind, Professor zu Aschaffenburg.
— Karl Schönfeld zu Stadthagen.
— Schönichen, Pastor zu Bernburg.
— Dr. Hans Schröder, Privatgelehrter zu Altona.
— Schuderoff, Pfarrer zu Reichstädt b. Ronneburg.
— Schulze, Justizrath zu Delitzsch.
— Fr. Th. Schulze, Lehrer a. d. ersten Bürgerschule zu Leipzig.
— Dr. Schuster, Kreisphysikus zu Weißenfels.
— L. F. Spehr, Kammer-Assessor zu Cösfeld.
— Franz Stahl, königl. Hofmusikus zu München.
— Starke, Bürgermeister zu Bautzen.
— Karl Steinhäuser, Gerichtsdirektor zu Plauen.
— G. Th. Stichling, Staatsrath zu Weimar.
— Dr. Straß, Rechtsanwalt und Kreisjustizrath zu Berlin.
— Dr. Teuscher, Kirchenrath und Superintendent zu Mellingen.
— G. A. Thiem, Pfarrer zu Kupferberg b. Bamberg.
— Titus Voigtländer zu Dresden.
— E. Wagner, Kand. d. Theol. zu Tübingen.
— F. G. Walther, Progymnasial-Lehrer zu Schneeberg.
— D. K. Weißker, fürstl. Justizamtmann zu Schleiz.
— von Zeska, Hauptmann a. D. zu Hamburg.
— Wilh. von Zuccalmaglio-Waldbrühl zu Frankfurt a. M.

Berichtigungen und Ergänzungen zum 29. Jahrg.

Seite 242. Da die Biographie des königl. preuß. Generals v. Rohr den Seinigen als mangelhaft erschienen ist, so sind wir auf eine Broschüre (Beiheft zum Militärwochenblatt für Okt. 1851): Zur Erinnerung an Ferdin. v. Rohr 2c. aufmerksam gemacht worden. Da dieses Schriftchen allerdings sehr ausführlich ist, so verweisen wir unsere Leser darauf.

„ 449 Zeile 12 v. u. muß die Stelle lauten: Der mit seiner Kirche wegen einer zweiten, blos bürgerlich und protestantisch-kirchlich eingegangenen, Ehe gebrochen hatte.

„ 841. Zu der Biographie des Freiherrn v. Gruben sind in Bezug auf seine testamentarischen Verfügungen folgende Zusätze zu machen: „Er bestimmte folgende Vermächtnisse: 1) von 300 Gulden zur alsbaldigen Vertheilung an die Armen der römisch-katholischen Pfarrei in Darmstadt; 2) von 2000 Gulden an den römisch-katholischen Pfarrkirchenfonds in Darmstadt zur jährlichen Abhaltung zweier Universal-Seelenämter; 3) von 1000 Gulden an den römisch-katholischen Pfarrschulfonds in Darmstadt; 4) von 500 Gulden an den Waisenfonds in Darmstadt; 5) von 500 Gulden an den Fonds der Kleinkinderschule in Darmstadt; 6) von 300 Gulden an die Knaben-Arbeitsanstalt in Darmstadt; 7) von 4000 Gulden an den Ortsarmenfonds in Darmstadt.

„ 895 Z. 5 v. o. lies Wilster statt Wölster.
„ — „ 26 v. o. l. Bredenbek st. Bendenbek.
„ — „ 29 v. o. l. Niemann st. Neumann.
„ 1004 „ 10 v. o. l. Christianssäde st. Christianshäde.
„ 1018 „ 14 v. u. nach „war" füge hinzu: „vor".
„ 1020 „ 22 v. o. l. H. C. st. Hek.
„ 1041 „ 2 v. u. l. erworben st. erwoeben
„ 1076 „ 16 v. u. l. Medmennesker st. Mednanensker.
„ 1090 „ 21 v. o. l. zählte st. zählt.
„ 1091 „ 18 v. o. l. Seestermühe st. Seestermüche.
„ 1094 „ 13 v. u. l. Strux- st. Strup-.



Register zum 30. Jahrgang (1852).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

koog 736. v. Baur-Breitenfeld, Regierungsrath zu Günzberg 1076. Beck, Buchhändler zu Nördlingen 269. Dr. Beck, Arzt zu Prüm 760. Dr. med. Becker v. Steinmauern bei Rastatt 781. Dr. Becker, Regiments-Arzt zu Gratz 761. Becker, Steuerrath zu Berlin 464. Behrend, Bankier zu Prenzlau 1058. Behrens, Senator zu Lübeck 84. Dr. Behrmann, emer. Aktuar d. Handelsger. zu Hamburg 217. Beil, Joh. Ad., Direktor d. Taunuseisenbahn zu Frankfurt a. M. 295. v. Below, Gen.-Lieutenant zu Königsberg 1171. v. Below, Rittergutsbes. zu Gatz 643. Benedikt, Bankier zu Stuttgart 151. Benkendorf, Rechtsanwalt zu Berlin 532. Bennewitz, Pastor emer. zu Mittenwalde 520. v. Bentivegni, Oberstlieutenant zu Neiße 313. Bentzen, Justizrath zu Brunswick 1023. v. Berenhorst, Kammerherr zu Dessau 521. Berg zu Strasburg 1215. Bergemann, Kunst- u. Handelsgärtner zu Berlin 24. Berges, Bildhauer u. Mitgl. d. Akadem. zu Berlin 221. Berkholz, geh. Kanzleidirektor zu Berlin 957. Bernhardi, Bürgermeister zu Dresden 678. Bernhardt, Gerichtsherr zu Birkau 812. Dr. Berthold, Oberpred. zu Schwiebus 989. Bestelmeyer, Tabakfabrikant zu Nürnberg 210. v. Beust, Oberjägermeister zu Klengel 528. Beutler, Musikdirektor zu Berlin 481. Beyer, Pastor zu Obergersdorf 460. Beyer, Schullehrer zu Karlsdorf 480. Beyfuß, Wasserbau-Inspektor zu Jork 652. v. Bibra, Freih., Staatsrath zu Meiningen 290. Bieß, Amtsrath zu Petersdorf 687. Birnbaum, Generallieuten. auf Königstein 208. Prinz Peter v. Biron zu Wien 593. v. Bißing, Prem.-Lieutenant zu Hirschberg 570. Dr. med. Bißinger zu Rottenburg 690. Bittrich, geh. Kommerzienrath zu Berlin 324. Blankensee, Hauptzollamts-Rendant zu Tripsees 1114. Bleyer, Faktor zu Altona 382. Blüher, Student zu Burkersdorf 620. Blümel, Lehrer und Oberglöckner zu Striegau 7. Blume, Pastor zu Ebersgrün 1210. Bochmann, Buchhändler zu Leipzig 390. Böck, Chausseegeld-Einnehmer zu Ammendorf 46. Böhme, Schullehrer zu Krippen 184. v. Bodenhausen, Kammerherr zu Dessau 931. Böhme, Lehrer zu Zschopau 1145. Böhm, Kaufmann zu Berlin 553. Frhr. von Böltzig, Hauptmann zu Koschendorf 907. Böttcher, Pastor zu Berlin 306. Bohl, Bergwerksbes. zu Wien 490. Boldt, Amtmann zu Neustadt-Eberswalde 1123. Boltenstein, Chirurg zu Burgstatt 533. Dr. med. Bombach zu Weissenberg 753. Bombard, Regier.-Rath zu München 618. Dr. med. Bondy zu Filehne 1239. v. Bonin, Hauptmann zu Berlin 561. v. Bonin, Landrath zu Wulfflatzke 1151.

Collin, eidgenöss. Zolldirektor zu Genf 275. Colloredo-Mannsfeld, Fürst zu, Feldmarschall-Lieuten. zu Wien 122. v. Cospoth, Gerichtsherr zu Leubnitz 1255. Creutz, Oberförster zu Okrilla 669. Dr. Crößmann, pens. Direktor des Pred.-Seminars zu Friedberg 254. Dr. Crusius zu Rüdigsdorf 985. Cuno, Kalkulator zu Berlin 311. Freiherr von Czettritz, Hauptm. zu Berlin 376. Marie, Königin-Wittwe von Dänemark 487. v. Dallwitz, Oberst zu Dresden 994. Danz, Oberlehrer zu Berlin 475. Dr. Davidson zu Posen 911. Dr. Decker, Kreiswundarzt zu Pabstorf 595. Delbrück, Kreisrichter zu Stralsund 229. Dellbrück, Postbekleidungs-Inspektor zu Stötteritz 990. Dengel, Regierungs-Rath zu Berlin 442. Detring, Domänenpächter zu Wellnitz 1105. v. Dewitz, Hauptm. zu Gnesen 368. Ritter von Dierkes, Feldmarschall-Lieuten. zu Verona 365. Graf v. Dietrichstein zu Wien 1082. Dietze, Christiane, zu Zeitz 1180. Dietze, Reisediener zu Leipzig 218. Dittmarsch, Oberprediger zu Küstrin 813. Dittrich, Erbrichter zu Grumbach 242. Döhling, Pastor zu Gr.-Jannewitz 1092. Dr. Dohlhoff, Med.-Rath zu Magdeburg 763. Donat, Pfarrer zu Deutschossig 128. Frhr. v. Drachsdorff, Kammerherr zu Würzburg 367. Drechsler, Lotteriekollekt. zu Oberlungwitz 751. Dreschke, Lehrer zu Dresden 637. Drescher, Rechtsanwalt zu Zeitz 1195. Dresmitzer, Domkapitular zu Raab 161. Dr. Droste, Sekretär zu Bremen 727. v. Droum, Oberst zu München 894. Durand, Hofschauspieler zu Weimar 30. v. Düring, Hauptm. zu Münsterdorf 968. Dürisch, Advokat zu Oschatz 810. Dr. med. Dziadzko, zu Landsberg 996. Eberhardt, Postrath u. Postmeister zu Koburg 39. Eberhardt, geh. Regier.-Rath zu Dresden 266. Frhr. v. Eckardstein, Regierungs-Referend. zu Potsdam 681. v. Eckartsberg, Landrath zu Görlitz 557. Eckelmann, Ger.-Direktor zu Meißen 1172. v. Egidy, Hauptm. zu Berlin 1208. Dr. Ehrenberg, Hofpred. u. Konsist.-Rath zu Berlin 270. Eichel, Fabrikbesitzer zu Eisenach 8. Eichelroth, Pfarrer zu Schwaara 1158. Eichhorn, wirkl. Geheimrath zu Berlin 262. Eickhoff, Kantor zu Bruchhausen 1109. Einhaus, Senator zu Quakenbrück 1225. v. Einsiedel, Rittergutsbes. zu Wolftitz 468. Dr. Eisenstein, Privatdocent zu Berlin 225. Elsholtz, geh. Registrator zu Berlin 1065. Anna, verw. Gräfin zu Eltz, Oberhofmeisterin auf Schloß Pommersfelden 949. am Ende, Diakonus zu Klöden 400. Engelbach, Rechnungskammer-Inspektor zu Darmstadt 701. v. Engelbrechten, Justizrath zu Stade 714. Engelhardt, Gesandter zu Karlsruhe 1110. Engelmann, Hoftheater-Kontrolleur 1256. Erb-

turforscher zu Halle 56. Grafen Kaunitz, Brüder, zu Prag u. Wien 600. Freih. v. Kayserling, Hauptm. zu Berlin 425. Dr. Keber, Appell.-Ger.-Präsident zu Insterburg 1067. Dr. Keil, Assistenzarzt zu Lübben 40. Dr. Keil, Schriftst. zu Halle 437. Keiper, Superint. zu Körlin 869. Kellner, Pastor zu Barbeke 558. Kemlein, Organist zu Jena 255. v. Keöszeghy, Oberstlieutenant a. D. zu Landsberg a./W. 215. Kerl, Arzt zu Lohmen 499. Dr. Kern, geh. Rath u. Direkt. d. Seekreisregier. zu Konstanz 224. Kern, Posthalter zu Zittau 1126. Dr. v. Kersten, Geheimerath zu Bernburg 291. Kessel, Kammerger.-Assessor zu Nake 581. Keßler, Oberrevisor zu Frankfurt a. M. 301. Khün, Amtsrath zu Obernikolausdorf 1181. v. Kiel, Staatsrath zu Leipzig 495. Dr. med. Kiene zu Gries 1160. Dr. Kieser, Domkapitular zu Freiburg 4. Kirchner, Pastor zu Wolmirsleben 529. Kirmse, Apotheker zu Ronneburg 1250. Dr. med. Kirnberger, Arzt zu Mainz 1020. Kirstein, Bürgermeister zu Anklam 220. Kiß, Hütteninspektor zu Gleiwitz 539. Kläbisch, Strafanstalts-Inspektor zu Görlitz 1127. Klahre, Assistenzarzt zu Dresden 882. Kleemeyer, Bildhauer zu Berlin 703. v. Kleist, Hauptm. zu Dresden 902. Klein, Lieuten. zu München 574. v. Kleist, Major zu Zützen 482. v. Kleist, Oberstlieuten. zu Köslin 431. v. Kleist, Rittergutsbes. zu Ruschütz 550. Klengel, pens. Hoforganist zu Dresden 260. Dr. Klewitz, Regimentsarzt a. D. zu Kolberg 16. Klingner, Kulturminist.-Sportelkassirer zu Dresden 729. Klötzer, Schulrath zu Greiz 1057. Kluge, Kantor zu Meerane 530. v. Knebel, Lieuten. zu Graudenz 346. v. Knebel, geb. v. Rudorf, zu Jena 5. Dr. med. Knirsch zu Wien 695. Knispel, Physik.-Chirurg zu Schlitz 601. v. Knoblauch, Landrath zu Osterholz 506. Knoblauch, Rittmeister zu Pessin 895. Knoll, Oberbaurath zu Stuttgart 141. Dr. med. Knopf zu Hildburghausen 429. Knorr, Kaufm. zu München 1141. v. Kobell, Assess. der Generaldirekt. der Verkehranstalten zu München 206. Koch, Büreau-Chef zu Kiel 1204. Koch, Hafenmeister zu Bremen 741. Koch, Rath u. Amtsverwalter zu Themar 123. Koch, Thierarzt zu Neukirchen 706. Kochen, Arzt zu Hamburg 507. Köber, Thiergarten-Inspektor zu Thiergarten b. Berlin 857. Köchlin zu Mülhausen im Elsaß 807. M. Köhler, Hauptm. a. D. und Gymnas.-Direktor zu Liegnitz 234. Köhler, Ober-Regier.-Rath zu Berlin 1146. Köhler, Zollrath zu Zittau 1192. Köhn v. Jaski, General-Lieuten. zu Berlin 1223. König, Sprachlehrer des Kronprinzen von Schweden zu Stockholm 1153. Dr. Königsdörfer, Med.-

Moskau 777. Rohlwes, Regier.-Kondukteur zu Prenzlau 1053. Rolla du Rosey, Major zu Charlottenburg 666. v. Rolland, Kaufm. zu Berlin 1. Dr. Ronkarz, Gerichtsarzt zu Gemünden 1006. Rosenfeld, geh. Justizrath zu Dresden 870. Rosner, Assess. d. Justizminister. zu München 160. Roßtäuscher, Pfarrer zu Wiederau 981. v. Roth, Staatsrath zu München 17. Mg. Rothe, Archidiakonus zu Elsterberg 759. Rothe, Kreisrichter zu Marienwerder 940. Rotter, Musikalienhändler zu Dresden 465. Rückert, Senator zu Frankfurt a. M. 685. Rüger, Pastor zu Breslau 1072. v. Rumohr zu Kopenhagen 1062. Rupprecht, Justizamtmann zu Neustadt a. d. O. 626. Dr. med. Ruschpler zu Leipzig 754. Russig, Kantor zu Bärenstein 524. Dr. Rust, Arzt zu Ohlau 778. Sachse, Chorist zu Hamburg 392. Sachse, Prem.-Lieutenant zu Magdeburg 389. Sachsen-Altenburg, Prinz Eduard von, zu München 114. Sachsen-Weimar-Eisenach, Ida, Herzogin Bernhard von, 75. v. Saldern zu Großen-Plasten 523. Salin, Tuchfabrikant zu Görlitz 534. v. Salisch, Prem.-Lieutenant zu Merseburg 1120. v. Sanden, Hauptm. zu Danzig 953. Sauer, Buchhändler zu München 424. Sauer, Prediger zu Alt-Kolziglow 733. Dr. Sauernheimer, Landger.-Arzt und k. Rath zu Baireuth 169. Sauppe, Pastor zu Sitzenroda 331. Dr. Saurer, Oberamtswundarzt zu Spaichingen 779. Savigny zu Berlin 1556. Schaar, Kaufmann zu Altona 320. v. Schack, geheimer Rath zu Bevag 872. Dr. v. Schaden, Profess. d. Philos. zu Erlangen 159. Schäck, Kaufm. zu Eger 860. Schanze, Pastor zu Staucha 891. Schaper, Präsident zu Braunschweig 1202. Dorst v. Schatzberg, Architekt zu Sagan 950. Scheel, geh. Kriegsrath zu Freienwalde 794. Scheerer, Pfarrer zu Leutenthal 535. Mumm v. Scheibler, Generalkonsul zu Frankfurt a. M. 1017. Scheibner, Rentier zu Dresden 1048. Schelber, Advokat zu Altenburg 405. Schellschläger, Kaufm. zu Rothenburg 939. Schenk, Stadtrichter zu Sornssig 824. Schenk, Oberkriegs-Kommissär zu Würzburg 525. Scherwinsky, Oberpfarrer zu Reppen 330. Dr. Schilling, Hofrath zu Bamberg 686. Schimon, Hofsänger zu München 906. Schink, Accisinspektor zu Limbach 664. Schirmeister, Oberhütteninspektor zu Neustadt-Eberswalde 504. Schlager, jub. Magistratssekretär zu Wien 116. Schleinitz, Kantor zu Drebach 941. Dr. Schleis v. Löwenfeld, Rath zu Amberg 513. v. Schlieben, Dichterin zu Golßen 154. Dr. Schlör, Konsist.-Rath u. Spiritual zu Gratz 243. Schmalfuß, Oekonomie-Inspektor zu Weikerode 742. v. Schmeling-

zu Breslau 202. Strauß, Schullehrer zu Hamburg 1238. Streffleur, k. k. Geniehauptmann zu Ofen 97. Stropp, Justizrath zu Berlin 976. Succo, Pastor u. Superintend. zu Stargard 99. Suckow, Landdrost zu Grabow 1163. Sultzer, Regierungs-Sekretär zu Frankfurt a. d. O. 977. Suppan, Buchhändler zu Agram 363. Sußmann, Kaufm. zu Mailand 459. Thiele, Erb-Lehn- u. Gerichtsherr zu Quolsdorf 871. v. Taubenheim, Oberforstmeister zu Gera 809. v. u. zu d. Tann, Hauptm. zu Tann 633. Ritter v. Tausch, General-Konsul zu Livorno 1229. Teichmann, Oberhütteninspektor zu Eisenspalterei b. Neustadt-Ebersw. 865. Thämel, Eisenbahnprediger zu Neuenburg 23. Theremin, Generalkonsul in Brasilien zu Berlin 315. Thiele, Pfarrer zu Cranzahl 393. Thieme, Major zu Leipzig 1188. Thieme, Privatgelehrter zu Leipzig 441. v. Thile, General zu Frankfurt a. d. O. 1148. Thimmig, erster Regierungsrath zu Dresden 15. Dr. Thoma, Arzt zu Oettingen 782. Thomas, geb. Hausmann, Hofschauspielerin zu Berlin 104. Thränhardt, Oberamtmann zu Naumburg 711. v. Tieschowitz, Regier.-Rath zu Posen 961. Tietz, Steueraufseher zu Wesel 1034. Tilly, Kanzleirath zu Berlin 434. v. Tippelskirch, Hauptm. zu Braunschweig 926. Dr. Tittmann, Aktuar zu Torres Malinos 876. Todt, vormal. k. sächs. Geheimerath zu Zürich 293. Freih. v. Tratzberg, Kammerherr zu Regensburg 332. Trautmann, pens. Hauptm. zu Regensburg 231. Trautschold, Bürgermeister zu Berlin 308. Dr. Trefurt, Professss. d. Medic. u. Arzt zu Göttingen 258. Tschudi, früher Landammann zu Glarus 644. Turinsky, Bezirksrichter zu Prag 936. Twietmeyer, Buchhändler zu Leipzig 634. Dr. Uhlenhuth, Prediger zu Halberstadt 551. Uhlmann, Kaufmann zu Glashütte 927. Uhlrich, Musiklehrer zu Hopkinsville in Nordamerika 1266. Dr. Ullrich, Arzt zu Schöllkrippen 783. Ulrich, Major zu Freiburg in der Schweiz 527. v. Unruh, Generallieuten. a. D. zu Berlin 88. v. Unruh, Postmeister zu Zehdenick 725. Dr. Urich, Arzt zu Schöllkrippen 700. Freih. von Varicourt, Kämmerer zu Würzburg 677. Venus, Amtskommissär zu Weimar 1205. Dr. med. Venus zu Frankenhausen 639. Verbeek, Vorsteher der Brüdergemeinde zu Herrnhut 1064. Vermeersch, Architekturmaler zu München 121. Veronelli, Rittergutsbes. zu Taucha 353. Dr. med. Versen zu Frankfurt a. d. O. 1008. Vibrans, Sängerin am Hoftheater zu Dresden 253. Vincent, Buchhändler zu Prenzlau 1241. Dr. Volkert, Stadtpfarr. zu Ingolstadt 309. Dr. Vogel zu Leipzig 1267. Vogel, Pfarrer u. Dekan zu

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.



Nachtrag
einiger im Jahr 1851 Verstorbenen.

* 1. Anton Peter Franz von Rolland,
Kaufmann zu Berlin;
geb. d. 9. Juni 1804, gest. d. 20. Febr. 1851.

v. R. war zu Rödelheim bei Frankfurt a. M. geboren. Seine Familie stammte aus dem Theile der französ. Schweiz, welcher jetzt den Kanton Waadland bildet. Der dort lebende Großvater wurde Obrist eines der von Holland geworbenen Schweizerregimenter und starb im Haag. Sein bedeutendes Vermögen hinterließ er seinem einzigen Sohne, Franz's Vater, welcher sich eine Hauptmannsstelle in dem holländ. Regiment Beton erkauft hatte, dieselbe bis Ende vorigen Jahrhunderts bekleidete, sich dann pensioniren ließ und in Rödelheim seinen Wohnsitz nahm. Hier verheirathete er sich mit einem braven und schönen Landmädchen, Eva Welzenheimer, von welcher ihm fünf Kinder geboren wurden, unter denen Franz das vierte war. Der Vater war sehr streng gegen seine drei Knaben, hielt sie in Essen und Trinken knapp, damit sie nach seiner Idee schlank und vornehm aussehen sollten, da er sehr stolz war. Jedoch um ihre geistige Ausbildung kümmerte er sich wenig, weshalb die wilden Knaben die guten Privatstunden fast gar nicht benutzten. Der gewissenlose Lehrer überließ sie ihrem eigenen Fleiß. Sonst wuchsen sie in

sorglosem Ueberfluß und Luxus auf; keine ihrer Launen blieb unbefriedigt. Bald jedoch schmolz das Vermögen zusammen, da der Vater sich dem maaßlosesten Spiel ergab. Vor Gram darüber starb seine Frau im Jahr 1807 und nun war seiner Leidenschaft der letzte Zügel entnommen. Im J. 1810 ging er Schulden halber nach Holland, wo er auch später starb, und überließ seine Kinder fremden Händen. Sein Sohn, Franz, kam zu einem Drechsler, Hirschner, in die Lehre, dessen Frau früher Magd in seiner Aeltern Hause gewesen war. Hirschner war stets krank und bettlägerig, die Frau dem Trunke ergeben, roh, geizig und schmutzig. Dabei fielen die abscheulichsten ehelichen Zänkereien vor, was der arme Knabe dann zu verbüßen hatte, indem die Wuth der Ehegatten sich auf ihn übertrug. Trotz einer jährlichen Bezahlung von 100 Gulden für Essen und Trinken — alles Andere wurde besonders bezahlt — mußte er hungern und furchtbar arbeiten. Er besuchte die Schule in Rödelheim, die sehr dürftig war und die er oft noch vernachlässigen mußte, um Kinder zu warten, oder in der Küche zu helfen, oder Feldarbeit zu verrichten. Später, als er die Schule nicht mehr besuchte, mußte er den Tag über bei der kärglichsten Kost an der Drehbank stehen, oder Hausdienste aller, auch der niedrigsten Art leisten. Der gewissenlose Vormund kümmerte sich nicht um ihn. So lernte er sehr wenig vom Drechslerhandwerk und hatte es nur seiner eigenen Geschicklichkeit zu danken, was er später leistete. Trotz aller dieser Verhältnisse behielt er seinen von Natur fröhlichen, liebenswürdigen Charakter, so oft ihn auch augenblickliche Leiden niederdrückten. Diese vortreffliche Natur war durch nichts niederzuwerfen, obgleich ein unparteiischer Beobachter hätte glauben müssen, es könne nur ein Taugenichts aus ihm werden. Bei aller im Hause herrschenden Unreinlichkeit war er stets sauber und den Umständen nach anständig gekleidet. Schon damals zeichnete ihn Witz, Gewandtheit und die Klugheit, Alles bei dem richtigen Ende anzufangen, vor Leuten des Standes aus, unter denen er lebte. Als er ausgelernt hatte, verließ er diesen Zufluchtsort des Lasters. Er ging zuerst als Drechslergehilfe nach Bayern und fand dort überall die vortrefflichste Aufnahme. Alle Familien, bei denen er arbeitete, liebten ihn seiner Gefälligkeit, seines fröhlichen und gutmüthigen Witzes wegen. In Fürth, wo er lange wie ein Kind des Hauses gewesen, wollte ihn sein Meister durchaus nicht fortziehen lassen; allein unwiderstehliche Wanderlust trieb

ihn fort und Thränen und Segenswünsche folgten ihm in die Ferne nach. Er ging nach Hamburg und Berlin und arbeitete unterwegs oft wochenlang in einer Stadt, um das Geld zur Weiterreise zu verdienen. Gesund und froh kam er an sein Ziel. In Berlin fand er sehr gute Arbeit, zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vor allen Arbeitern aus; auch verdiente er deshalb immer das Doppelte. Er beschloß dort zu bleiben, da seinem regen Geiste das großstädtische Leben sehr zusagte. Wegen Militärpflichtigkeit mußte er noch einmal nach Frankfurt reisen, kam aber frei, weil seiner Statur ein Zoll am Maaße fehlte, obschon er sonst kräftig und muskulös gebaut war. Nur einige Zeit weilte er dort bei seiner Schwester, die an einen der hochgestelltesten Männer Frankfurts verheirathet ist und sich in den vornehmsten Kreisen bewegt. In diesen und bei Allen, die ihn sahen, machte er durch sein Aeußeres mehr den Eindruck eines anständigen, gebildeten Kaufmannes, als den eines wandernden Handwerksgehilfen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin lernte er nach einigen Jahren seine nachherige Frau, Friederike Jaape, kennen. Beide liebten sich außerordentlich; allein die Aeltern der Braut, welche in der Priegnitz lebten, wollten durchaus nicht in die Ehe willigen, da sie nicht reich genug waren und der Bräutigam nicht mehr als 500 Thaler aus dem väterlichen Vermögen zum Anfange hatte. Beide reisten nach dem Heimathsorte der Braut und die liebenswürdige Persönlichkeit des Bräutigams besiegte nach einigen Kämpfen den Widerstand der Aeltern. Am 29. Mai 1829 fand ihre Verehelichung Statt. Nun richteten sie sich in Berlin nach den vorhandenen Mitteln ein, kauften das nöthige Handwerkszeug; der Mann wurde Bürger und fing mit zwei Gehilfen an zu arbeiten. Anfangs ging es oft recht schlecht; er mußte auf manchem vergeblichen Gange die schweren Säcke auf dem Rücken umhertragen, ehe er seine Arbeit anbrachte. Seine Frau stand ihm thätig von früh bis spät sogar im Geschäft, obgleich sie ihre Wirthschaft ohne Hilfe besorgte, zur Seite und so gestalteten sich die äußeren Verhältnisse erträglich. Der Absatz vermehrte sich von Jahr zu Jahr; die Zahl der Gehilfen wuchs. Der Verlust des erstgeborenen Sohnes trübte jene sonst glückliche, wenn auch nicht sorgenfreie Zeit. Ihr eheliches Leben war ein wahrhaft musterhaftes. Was Wunder, wenn bei dem Frieden, bei dem Fleiße und mäßigen Ansprüchen der Hausstand blühte, Kisten und Kasten sich füllten! In fünf Jahren wurden dem Gatten drei noch lebende Kinder

geboren, zwei Mädchen und ein Knabe. Der Aeltern höchste Sorge war, ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben und sie scheuten kein Opfer zu diesem Zweck. Der Vater sagte ihnen oft: „Ich bedauere es sehr, daß das Glück mir nicht zu Theil geworden ist und werde euch Alles lernen lassen, was ihr nur immer wollt.“ Er hatte sich, obgleich ihm der gründliche Unterricht durchaus gefehlt, eine so gewandte und in der Wahl der Worte ausgezeichnete Sprache angeeignet, daß er selbst in gebildeten Kreisen keinen Anstoß gab. Er suchte nun, seiner Familie wegen, sein Geschäft zu erweitern und faßte den Beschluß, die Messen zu bereisen und von den selbstgefertigten und gekauften Waaren ein Verkaufslager von Tabakspfeifen einzurichten. Das erste Mal ging er mit nur 50 erübrigten Thalern nach Leipzig und kaufte dort ein. Es glückte ihm; seine Kunden, denen er sonst seine Waaren zugeliefert hatte, kamen zu ihm in's Lager, neue kamen hinzu und das Geschäft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr. Auf den Messen wurde ihm Kredit eröffnet, da er stets pünktlich zahlte, und so schwang sich das Geschäft bei der damaligen unbedeutenden Konkurrenz bald zu einem der größten dieser Art empor. Der Ruf desselben, das er nun ganz kaufmännisch betrieb, verbreitete sich durch ganz Preußen und darüber hinaus, so daß sich die Kundschaft sehr weit erstreckt. Er selbst blieb der anspruchloseste Mann ohne Stolz und Dünkel bei zunehmender Wohlhabenheit. Mäßig im Essen und Trinken, freundlich, gefällig, gerecht und zuvorkommend gegen Jedermann, machte er stets die Fehler seines brausenden Temperamentes in jeder Weise wieder gut, so daß ihm Niemand böse seyn konnte. Nie ging er an einem Armen vorüber, ohne ihm eine kleine Gabe zu reichen, so daß diese liebenswürdige Eigenschaft als Schwäche an ihm haftete, bis Erfahrungen ihn davon zurückhielten. Eine Gefälligkeit, die er Jemand erweisen konnte, schlug er, trotz manches Mißbrauches, nicht leicht und nicht gern ab. An seinem eigenen Bruder, wie an der Familie seiner Frau, hat er Vieles gethan. Seine Schwägerin nahm er nach dem Tode ihres Mannes mit zwei Knaben zu sich in's Haus, mit dem Versprechen, für die Kinder zu sorgen. Sie führte die Wirthschaft, während seine Frau im Geschäft mit großer praktischer Klugheit thätig war. Klarer Verstand, Sinn für alles Große, Gute und Schöne und Menschenkenntniß zeichneten ihn aus. Der Umgang mit Menschen war für ihn Bedürfniß und daß er ein guter und gesuchter Gesellschafter war,

braucht bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften, seinem Witz und Verstand nicht besonders hervorgehoben zu werden. Im J. 1840 kaufte er sich ein Haus, setzte dieses erst vollständig in Stand, da es sehr im Verfall war; ordnete Alles nach seiner Idee und machte es zu einem wohnlichen, gemüthlichen Aufenthaltsorte. Bausinn war eigentlich die hervortretendste Eigenschaft seines Verstandes; wo sich Derartiges zu unternehmen vorfand, ergriff er es mit großer Lebhaftigkeit. Nun erst fühlte er sich in seinem Eigenthum recht glücklich; obschon ihn eingetretene Kränklichkeit seiner Frau oft sehr ängstigte. Im Jahr 1849 verheirathete er seine zweite Tochter mit einem wohlhabenden Kaufmann, was ihm große Freude machte, später aber große Sorge, da die Ehe nicht sehr glücklich war. In demselben Jahre machte er sein Testament und verordnete, daß die Töchter mit dem 18ten, der Sohn mit dem 20sten Lebensjahre majorenn seyn, im Fall der Minderjährigkeit aber die Frau die Stelle des Vormundes allein und zwar ohne irgend eine Rechenschaftsablegung über die Verwaltung des Ganzen vertreten sollte. Im Jahr 1850 fing er an zu kränkeln, da er außer kleinen Uebeln stets gesund gewesen war, legte sich am 11. Dec. desselben J. auf sein Krankenlager, von dem er auch unter mehrfachen Wechsel seines Zustandes nicht wieder erstand. Noch auf seinem Sterbelager gab er den Seinen vielfache Beweise seiner Liebe. Er starb am Typhus. Seine Familie wird nie die Segnungen vergessen, die sein Leben ihr bereitet hat und wird ihn vermissen und bedauern, so lange ein Glied derselben übrig ist.

* 2. Karl Heinrich Nieberding,

Rath, großh. oldenb. Gemeinheitstheilungs-Kommissär zu Lohne, Mitglied des historischen Vereins für Niedersachsen zu Hannover und Osnabrück, der Ablösungskommission der gutsherrlichen Rechte, des Gewerbe- und Handelsvereins, der Kommission zur Verbesserung der niedern Volksklassen, Inhaber des Ehrenzeichens 1. Klasse u. s. w;

geb. den 7. Okt. 1779, gest. den 11. April 1851.

Der Verewigte finde noch nachträglich einen gebührenden Platz in diesem Werke, da er unstreitig zu den Männern gehört, welche unsere ganze Achtung verdienen. Er hat gezeigt, was man bei eigenem Fleiße und unermüdeter Fortbildung zu leisten vermag, ohne gerade ein Universitätsstudium absolvirt zu haben. In bescheidener Stellung

und beschränktem Wirken unter zeitweise ungünstigen Umständen verschaffte sich derselbe einen Wirkungskreis, in welchem er seiner Provinz vielfach nützlich und recht Vielen in seiner Umgebung ein rathender Helfer wurde. Sein Werk: „Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster und der angrenzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc.“, wovon 3 Bände und 4 Hefte erschienen, reicht allein schon hin, seinen Namen rühmlichst zu bewahren. Geboren im Dorfe Steinfeld, wo sein Vater Landwirthschaft trieb, empfing N. in der dortigen Dorfschule nach damaliger höchst mangelhafter Weise den ersten Unterricht, zeigte jedoch schon Spuren von Geistesfähigkeit, die den Vater veranlaßten, ihn auf das Gymnasium nach Vechta zu schicken. Nach 3½ Jahren ging er auf das Gymnasium nach Osnabrück und zeichnete sich im ersten Jahre schon so aus, daß bei der Prämienvertheilung von 9 ihm 7 zuerkannt wurden. Er bemerkte später darüber, daß sie ihm nicht so sehr zu Herzen gegangen sey, dagegen ihn die Theilnahme seines Hauswirths, eines ihm eben nicht nahe stehenden und bei solchen Angelegenheiten wenig betheiligten Mannes, ungemein angegriffen habe. Demselben war das Ereigniß zu Ohren gekommen und er empfing ihn auf der Straße mit Freudenthränen und führte ihn im Triumphe nach Hause. Im Umgange mit jüngeren Officieren erwachte in ihm die Vorliebe für den Militärstand. Die Aeltern, welche wünschten, daß er Theologie studirte, mißbilligten das sehr. Der Vater nahm ihn daher nach Verlauf eines Jahres vom Gymnasium zu Osnabrück weg und er lebte nun wieder bei den Aeltern, hauptsächlich zur Aushilfe bei den landwirthschaftlichen Arbeiten, nebenher aber dem Studium obliegend. Ein solches Leben entsprach seinen Neigungen nicht und er suchte und fand Aufnahme bei einem Gerichtsschreiber in Vechta. Für diesen arbeitete er und benutzte jede Mußestunde zu eigener Fortbildung in der Mathematik, insbesondere im Feldmessen. Damals schon machte er sich mit den Geschichtsquellen des Münsterlandes bekannt. Am 21. April 1798 unterwarf er sich dem Notariats-Examen in Münster, bestand dasselbe nach Wunsch und wurde gleich beeidigt. Am 19. Mai 1799 wurde er als Markenfiskal des Amts Vechta und am 6. Sept. desselben Jahres vom Bischof Maximilian Franz als Vogt zu Lohne angestellt; am 4. Mai 1802 zum Anführer der Volksbewaffnung im Kirchspiel Lohne ernannt, erhielt er am 8. Juli desselben Jahres als Landmesser Anstellung. Bei der Vereinigung der alten Aemter Vechta

und Cloppenburg 1803 legte er im Interesse dieses Landestheiles anonym dem Herzoge von Oldenburg eine Denkschrift vor, in welcher namentlich auf die Verfassung und hergebrachten Rechte dieser Gegend hingewiesen und Vorschläge über die künftige Verwaltung gemacht waren. Die Hin- und Herzüge der französ. Truppen verursachten ihm viele Arbeit; da er der französ. Sprache sehr mächtig war, lagen ihm gewöhnlich die Verhandlungen und Ausführungen ob. Seine Stellung war mitunter sehr schwierig. Den Generalen Bernadotte und Berthier leistete er einmal entschiedenen Widerstand; diese verlangten dafür vom Herzoge Genugthuung und der edle N. brachte dem Fürsten und Lande ein Opfer, indem er einige Wochen Arrest nahm. Bei der französ. Okkupation war er als Maire, später auch als Receveur, Translateur juré und 1813 als Géométre de première classe bei'm Kataster ernannt. Nach der Reorganisation wurde er 1815 wieder Vogt zu Lohne, am 3. Febr. d. J. Amtseinnehmer des Amtes Steinfeld und am 3. Mai 1817 als Gemeinheitstheilungs-Kommissär angestellt. Am 1. Jan. 1847 erhielt er den Titel „Rath“. Im April 1848 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum und empfing vom Großherzog das Ehrenzeichen 1. Klasse. Am 3. Okt. 1800 verheirathete er sich mit der Tochter des Bürgermeisters Wittruck zu Cloppenburg, die, von gleichem Alter, ihm eine treue Stütze war und bei kargem Einkommen und großem Haushalte sparsam wirthschaftete. Sie starb am 29. Mai 1844 und hatte ihm 12 Kinder geschenkt, von denen 4 in zartem Alter starben. Alle 5 Söhne haben ein Gymnasium besucht und 3 davon die Universität. Auch bei der eingeschränktesten Lebensweise konnten solche Ausgaben vom Gehalte nicht erübrigt werden. Seine vielseitige Geschicklichkeit, sein unermüdeter Fleiß und seine Zuverlässigkeit bei dem anvertrauten Geschäfte waren Veranlassung, daß ihm mehere Verwaltungen und Ausarbeitungen verwickelter Privatangelegenheiten übertragen wurden. Er unterzog sich der Verwaltung meherer Güter und als Geometer war er vielfach beschäftigt. Auch als Baufachkundiger war er gesucht und übernahm sehr oft die Anfertigung des Risses und Kostenanschlags für Privat- wie für öffentliche Gebäude. Ein Freund mathematischer Studien, konnte er Tage lang sich unverdrossen mit schweren Aufgaben beschäftigen und er ruhte nicht eher, bis er die Lösung gefunden hatte. Für Verbesserung der Wege in seinem Wirkungskreise war er sehr thätig, gab überall

Anleitung zur Verbesserung der Agrikultur und war ein thätiges Mitglied als Sekretär, später als Vorstand der Filial-Landwirthschafts-Gesellschaft zu Vechta. Im J. 1833 übernahm er die Bonitirung der neuen Grundsteuer im Amte Damme. Von seinem 20. Jahre an lieferte er Beiträge zum „westphälischen Anzeiger“; später wendete er den größten Theil seiner schriftlichen Arbeiten den oldenburg'schen Blättern und meheren Zeitschriften zu. Er lieferte größere Abhandlungen in den Beiträgen zur Geschichte des Großherzogthums Oldenburg von Strakerjan. Da er die Gegenden genau beobachtete, so entdeckte er römische Blockwege im Moore, das Lager Karls des Großen im weißen Felde ꝛc. Wo er ein Geschichtswerk erlangen oder Urkunden und Kirchenbücher einsehen konnte, rastete er nicht; selbst mehere Hunderte alter Gerichtsakten sah er durch und excerpirte für die Geschichte. Als ein treuer Diener des Fürsten und des Staates und als ein redlicher Freund des Volkes hat er nach Kräften gewirkt. Sein Tod war daher nicht blos seinen Angehörigen schmerzlich; auch Vorgesetzte und Mitbürger bedauerten sein Hinscheiden. Leider! hat er die Geschichte des Niederstifts Münster nicht ganz vollenden können; es ist noch viel Material zur ferneren Bearbeitung der begonnenen Geschichte vorhanden, aber nicht so geordnet, daß ein Dritter ohne die dem Verf. so sehr innewohnende Lokalkenntniß und ohne den vielen nicht aufgezeichneten Stoff, den er in seinem Gedächtniß bewahrte, das Werk schwerlich so ausführlich, wie er es beabsichtigte, vollenden kann. Der Sohn des Verstorbenen, der Landgerichtsassessor Nieberding zu Cloppenburg, hat dieß Material, damit es nicht verloren gehe und den Geschichtsfreunden zugänglich sey, der Bibliothek für 300 Thaler angeboten und es steht zu erwarten, daß dieselbe das Anerbieten annehmen werde.

Hüllhorst. Dr. Arendt.

* 3. Dr. med. Julius Eduard Neuber,

Hofmedikus und Assessor bei dem Obermedicinalkollegium zu Kassel;

geb. den 27. Mai 1815, gest. den 3. Nov. 1851.

Er war der zweite Sohn des zu Wilhelmshöhe verstorbenen Justizbeamteten, Joh. Georg Neuber, und dessen Ehefrau, Dorothea Ernestine, geb. Pfeiffer, zu Kassel geboren. Sein Vater starb in der Blüthe der Jahre, 1819

und hinterließ drei Söhne und eine Tochter. Die trauernde Wittwe glaubte das Andenken ihres allgemein geachteten Gatten nicht besser ehren zu können, als dadurch, daß sie alle ihre Kräfte der Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder widmete. Der Verstand, die Umsicht und die Liebe, mit der die vortreffliche Frau dieses Ziel verfolgte, bereitete ihren Kindern eine glückliche Jugend und ließen dieselben den Vater kaum vermissen. Unser N. zeichnete sich in der frühesten Jugend durch eine seltene Vestigkeit des Willens und durch Herzensgüte aus. Er wurde der Liebling seiner Mutter und seiner Geschwister, die ihn bei ihren Streitigkeiten stets zum Schiedsrichter aufriefen. Die Wahl seines Berufs war ihm nie zweifelhaft, indem er schon als Knabe von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß der ärztliche Stand die meiste Gelegenheit darbieten werde, Leiden zu lindern und Thränen zu trocknen. Im Frühjahr 1832 verließ N. das Lyceum in Kassel, um auf der Landesuniversität Marburg dem Studium der Medicin sich zu widmen. Nachdem er 1½ Jahre in Marburg und eine gleiche Zeit in Göttingen studirt hatte, wurde er im August 1835 von der medicinischen Fakultät in Marburg zum Doktor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe promovirt, studirte hierauf noch ein halbes Jahr in Göttingen und bestand die zur Ausübung der Arzneikunde erforderlichen Staatsprüfungen bei dem Obermedicinalkollegium in Kassel „sehr gut". Sodann bereitete er sich zur Ausübung des ärztlichen Berufs in seiner Vaterstadt durch eine größere Reise, auf welcher er namentlich Würzburg, München und Wien besuchte, vor. Als praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer erlangte N. in seiner Vaterstadt, ungeachtet seiner Jugend und der großen Anzahl ausübender Aerzte, ein seltenes Zutrauen und eine ausgedehnte Praxis. Die älteren Aerzte schätzten und liebten den bescheidenen und tüchtigen jungen Mann, überwiesen ihm die vorkommenden chirurgischen Operationen und übertrugen ihm bei Verhinderungsfällen die Ausübung ihrer Praxis. Insbesondere erfreute sich N. der Liebe und Freundschaft des geheimen Obermedicinalraths Dr. Starcke, welcher in Kassel sowohl seines biedern Charakters, als seiner ärztlichen Leistungen wegen die allgemeinste Hochachtung genießt. Auch der Landesherr zeichnete N. dadurch aus, daß er denselben zum Hofchirurgen, sodann zum Hofmedikus und zum Assessor bei dem Obermedicinalkollegium ernannte. Bei einer ausgebreiteten Praxis, die ihm Gelegenheit darbot, alle Zweige seiner Wissenschaft auszuüben, war N.

eifrigst bestrebt, durch gewissenhaftes Studium der neuern Literaturerzeugnisse auf der Höhe der medicinischen Wissenschaft sich zu erhalten. Für die Chirurgie hegte er eine besondere Vorliebe, weshalb er zweimal Berlin auf längere Zeit besuchte, um Dieffenbach *) und Langenbeck **) operiren zu sehen. Zu schriftstellerischer Thätigkeit fehlte ihm die Zeit, weshalb er außer seiner Doktordissertation de coxitide nur ein kleines Schriftchen: „Ueber das Schielen der Augen, dessen Ursachen und Behandlung" verfaßt hat. Die zahlreichen Familien, bei denen N. Hausarzt war, rühmen sein vestes, männliches Auftreten, seinen Scharfblick in Erkennung der Krankheiten, seine umfassenden, den Angehörigen der Kranken ertheilten Instruktionen und sein zartes liebevolles Benehmen gegen die Kranken. Die Aeußerungen der Theilnahme und Liebe gegen seine Kranken waren der Ausfluß wirklicher innerer Herzensbildung, die durch die christliche Erziehung einer vortrefflichen Mutter gepflegt worden war. Die Vereinigung solcher Eigenschaften mit einem einnehmenden Aeußeren und mit einem stets noblen Verhalten machen es erklärlich, daß N. einer der beliebtesten und gesuchtesten Aerzte in Kassel wurde. Frei von Menschenfurcht und persönlicher Eitelkeit that N. das Gute, nur des Guten, nicht äußerer Anerkennung wegen. Er erfüllte seine ärztlichen Pflichten ohne Rücksicht auf den Stand und die Vermögensverhältnisse seiner Patienten; ja er bereitete, ungeachtet seiner vielen Geschäfte, mehere junge Aerzte, denen die Mittel zu einem längeren Studium fehlten, zum Examen unentgeltlich und mit Erfolg vor. Obwohl N. in seiner Familie und unter seinen Freunden recht von Herzen froh und heiter seyn konnte, so war doch der Grundzug seines Charakters ernst, was sich durch seinen Beruf und insbesondere dadurch erklärt, daß ihm das gewiß herbe Loos zu Theil wurde, in seiner nächsten Familie mehere unheilbare Kranke zu behandeln. Kurz nach dem Tode seiner innig geliebten ersten Frau, Louise, geb. Fick, verlor er seine Mutter und den einen Bruder. Er verheirathete sich zum zweiten Male und zwar mit der Schwester seiner verstorbenen Frau, die durch ihre Heiterkeit ihren Mann sehr glücklich machte und ihn veranlaßte, mehr an geselligen Freuden Antheil zu nehmen. N. war das Haupt einer glücklichen, aus einer geliebten Frau und drei Kindern bestehenden Familie, als ihn seine unausge-

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 863.
**) — — — 29. — — — — S. 126.

setzten körperlichen und geistigen Anstrengungen auf das Krankenlager warfen und ein Nervenfieber seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte. Allgemein ist die Trauer um den früh Dahingeschiedenen, der in allen Verhältnissen des Lebens, als Sohn, Bruder, Gatte, Vater und Freund durch seine aufopfernde Liebe Glück und Segen um sich verbreitete und, was in gegenwärtiger Zeit viel sagen will, keinen Feind hatte.

Kassel. D. N.



1852.

* 4. Dr. theol. Karl Kieser,

erzbischöfl. Domkapitular zu Freiburg (Großherzogth. Baden);

geb. d. 3. Mai 1775, gest. d. 3. Jan. 1852.

Sein Vater war Hofebenist und städtischer Rathsherr zu Mannheim, ein Mann, der die öffentliche und geistliche Andacht mit Ehrlichkeit, Treue und rastloser Thätigkeit in seinem Berufe zu verbinden wußte; die Mutter war ein leuchtendes Vorbild einer sanften Gattin, eine gewissenhafte Erzieherin ihrer Kinder — sie hatte deren neun — wovon zwei noch am Leben sind: der Eine quiescirter Pfarrer, wohnhaft in Karlsruhe, der Andere quiescirter Verwalter zu Mannheim. Familien dieser Art sind die Wiegen, die eigentlichen Seminarien frommer Kleriker. Fromme Mütter waren es von jeher, welche dem Altare des Herrn heilige Diener erzogen, von Samuel bis auf unsere Zeit. Frühzeitig erwachte in K. die Neigung zum geistlichen Stande, die durch die Nähe der älterlichen Wohnung bei der herrlichen Jesuitenkirche und durch öftere Besuche im Kollegium unterhalten wurde. Mit dem sechsten Jahre besuchte K. die öffentliche Volksschule seiner Vaterstadt und kam, um die Humaniora zu studiren, in's Lyceum, welches in Folge der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1780 — zuerst von Weltgeistli-

chen — in der Folge aber von Lazaristen geleitet wurde. Der hoffnungsvolle Jüngling begab sich im J. 1792 auf die Universität Heidelberg, wo er Philosophie, Theologie und Kirchenrecht studirte; seine Lehrer waren Fleischbein in der Pastoral, Thaddäus Dereser in der Exegese und Kübel im Kirchenrecht. Mit vielem Eifer hatte sich K. der wolfisch-kant'schen Philosophie gewidmet, so daß er schon im folgenden Jahre das Bakkalaureat der Philosophie erhielt. Im Jahr 1794 wurde K. in's Klerikalseminar zu Heidelberg als Alumnus aufgenommen, welches unter der Leitung der Lazaristen stand; er zeichnete sich daselbst durch Fleiß und Kenntnisse bald aus, so daß ihm als Alumnus clericalis die Katechese (der christliche Religionsunterricht) in der 2. Knabenklasse übergeben wurde. Da die Pfalz ohne Bischof war, mußte K. in's Ausland reisen, um sich weihen zu lassen. So geschah es, daß er am 2. Juni 1798 zu Mainz die Priesterweihe erhielt. Nachdem derselbe zur großen Freude seiner Aeltern und zur Erbauung der Gemeinde in seiner Vaterstadt unter dem damaligen Pfarrer Spielberg in der untern Pfarrei am 10. Juni d. J. das heilige Meßopfer zum ersten Mal celebrirt hatte, trat er in die praktische Seelsorge, war zuerst kurze Zeit Kaplan in Feudenheim, darauf 6 Jahre Stadtkaplan zu Sinsheim im Elsenzgau. Fortwährend war K. weiterer Fortbildung beflissen, besonders im Studium der klassischen Sprachen, so daß er von Sinsheim aus das Bakkalaureat der Theologie erhielt, in Folge einer lateinischen Predigt, welche er zu Heidelberg auf das Fest der gelehrten marianischen Sodalität hielt. Im Jahr 1805, 17. Decbr., wurde ihm die Pfarrei Schluchtern (an der würtemb. Grenze) verliehen, wo er 6 Jahre bei einem sehr spärlichen Einkommen in der Seelsorge wirkte und ein segensreiches Andenken in der dortigen Gemeinde hinterließ, indem er die Kirche später mit Legaten und Schenkungen bedachte. Dort war es, wo K., um sein Einkommen etwas zu verbessern, längere Zeit bei dem Patronatsherrn die Geschäfte eines Administrators der Oekonomie besorgte. Im J. 1811 erlangte er mit der Pfarrei Ober-Schefflenz, Bezirksamt Mosbach, einen größeren Wirkungskreis für die Pastoralia von 900 Seelen; demungeachtet fand er noch Zeit für das Studium der Philosophie und Geschichte, das er immer weiter fortsetzte. In Folge der Kriegsdurchmärsche hatte K. viel durchzumachen, aber auch viel wesentliche Dienste der dortigen Gegend geleistet, indem er zum Marschkommissär bei den durchziehenden Truppen ernannt war.

Abermals nach Verlauf von 6 Jahren, am 28. Mai 1817, ward K. auf eine bessere Pfarrstelle in Heckfeld in dem Taubergrunde befördert. Das Hungerjahr 1817 gab ihm viel Anlaß, wohlthätig zu seyn und ein Vater der Armen zu werden; er theilte sein Brot mit seinen Pfarrkindern, bis der Herr bessere Zeiten eintreten ließ. Die 8 Jahre seines dortigen Aufenthalts waren Zeugen seiner literarischen Thätigkeit in vielfacher Beziehung. Was er, wie die Biene, emsig gesammelt hatte, suchte er theilweis zum Druck zu befördern. Als Pfarrer von Heckfeld gab er mit seinem Amtsbruder, Dekan Breitenbach, ein Andachtsbuch heraus, das zu Mergentheim 1819 gedruckt wurde, unter dem Titel „Christkatholisches Gesangbuch". Es wurde in jener Gegend vielfach verbreitet und trug wesentlich durch die deutschen Gesänge zur Förderung der gottesdienstlichen Andachten bei, so daß im Jahr 1832 zu Würzburg eine zweite Auflage erschien. In jener Zeit arbeitete er eine historische Schrift aus: „Ueber den Streit Hutten's mit Erasmus von Rotterdam, mit Anmerkungen und biographischen Skizzen aller dabei handelnden Personen versehen." Mainz 1822. Durch diese Schrift — insbesondere durch eine historisch-philologische Abhandlung über die Grundsprache der heiligen Schrift — abgedruckt im „Katholiken" 1824 — erhielt K. von der königl. preußischen Universität Breslau am 5. Juli 1823 die theologische Doktorwürde. Nach abermals einem Verlaufe von 6 Jahren wechselte K. seine Stelle und kam als Stadtpfarrer nach Grünsfeld, Bezirksamt Gerlachsheim. Eifrig und unermüdlich war er hier auf der Kanzel und im Beichtstuhl, in der Schule und zu Hause; besonders suchte er auch seine Pfarrkinder zu neuen Versuchen in der Landwirthschaft in Folge der landwirthschaftlichen Vereine aufzumuntern und wohlthätig auf die Kultur einzuwirken. Er war ein Freund des Obstbaues und des Weinbaues und verwendete Manches darauf; der Gartenbau war seine Erholung und dabei führte er eine fortwährende Korrespondenz mit auswärtigen Gelehrten und lieferte in die besnard'sche Literaturzeitung Aufsätze und Abhandlungen, wie unter Andern „Vertheidigung der katholischen Kirchenlehre gegen deren Verfolgung in Christ. T. Otto's: „Katholik u. Protestant" 1826. In dem „Katholik" erschien von K.: „Herausgabe der augsburger Konfession und ihrer Widerlegung nach dem in der königl. Bibliothek zu München enthaltenen lateinischen Urtext, sammt deutscher Uebersetzung 1827." Als Pfarrer von Grünsfeld war es, wo K. eine Kirchenzeitung gründete für

Katholiken und Protestanten unter dem Titel „Concordia“. Sie erschien zu Aschaffenburg 1828; Mitherausgeber war Pfarrer Friedrich in Frankfurt. Außerdem finden sich noch viele Recensionen und Aufsätze in verschiedenen theolog. Zeitschriften. Im Anfange der 1830er Jahre war es ein Hauptbemühen der geistlichen Behörde, in die neu gegründete oberrheinische Kirchenprovinz einen brauchbaren Katechismus einzuführen; eine schwierige Aufgabe! Viele Versuche wurden darin gemacht von hochgestellten Geistlichen und gewöhnlichen Landpfarrern. Auch K., der schon früher in der Seelsorge vorzugsweise mit dem Unterrichte der Jugend sich befaßte und gern in der Schule weilte, gab einen kleinen Katechismus mit Zugrundlegung des Canisius heraus, versehen mit leichtfaßlichen Liederversen und Sprüchen (Augsburg 1836), der sich durch Faßlichkeit und streng kirchliche Färbung auszeichnete. Es war begreiflich, daß K.'s wissenschaftliche Leistungen, seine streng kirchliche Richtung bei aller Achtung gegen andere Konfessionen, sein Eifer im Pastoralwesen, seine Verbindung mit gelehrten Männern den Blick der Kirchenobern auf ihn zogen und so geschah es, daß der damalige Erzbischof Ignaz Demeter bald nach seiner Ernennung und Inthronisation unsern K. als Domkapitular in den Senat nach Freiburg berief, wo er unter dem 7. Juni 1837 als solcher installirt wurde. K.'s Personal- und Lokalkenntnisse bezüglich des untern Theils der weitschichtigen Diöcese kamen dem Kollegium bei Anordnungen und Besetzungen von Vikarstellen u. s. w. sehr zu Statten; seine historischen Kenntnisse bei Erklärung von alten wichtigen Urkunden waren von hohem Werth; mit thätiger Theilnahme folgte er den Verhandlungen im Domkapitel und war pünktlich in Abhaltung des Gottesdienstes, so oft ihn die Reihe traf. Mit Liebe und Wärme nahm sich K. der jungen Theologen auf der Universität Freiburg an, unterstützte sie auf vielfache Weise, half eben so bereitwillig unbemittelten Kaplänen durch Geldvorschuß u. s. w. Viele Jahre war K. erzbischöflicher Prüfungskommissär des Religionsunterrichtes an dem zahlreich besuchten Lyceum zu Freiburg. Während er in Allem sehr einfach lebte, war er gastfreundlich und munter, so oft Freunde und Bekannte ihn besuchten. Mit vieler Anhänglichkeit blieb er seiner Vaterstadt Mannheim zugethan, wo er fast alljährlich seinen noch lebenden Bruder und wenige Schulfreunde aus den frühesten Tagen seiner Jugend besuchte, die in hohen Stellen daselbst wirkten. K. hatte eine starke körperliche Konstitution und war selten

von Krankheit heimgesucht. Als ihn das letzte körperliche Leiden befiel, dauerte es nur wenige Tage; er ahnete seinen Tod, ließ sich mit den heiligen Gnadenmitteln versehen und starb. Ein schönes Denkmal, aere monumentum perennius, setzte sich der Verstorbene selbst durch die wohlthätige Stiftung, zu welcher er laut seines eigenhändigen Testamentes sein ganzes Vermögen von beinahe 10,000 Fl. bestimmte. Schon früher hatte K. nach Mannheim Stiftungen gemacht, die eine zur Bekleidung eines armen Konfirmanden, die andere von je 500 Fl. zu Unterstützung armer Lehrlinge; so sollten auch die katholischen Gemeinden seiner Vaterstadt die Haupterben seiner ganzen Hinterlassenschaft werden, wie er sich in Folgendem wörtlich also ausspricht: „Zum Haupterben meines Vermögens setze ich arme Sonntagsschüler und Sonntagsschülerinnen meiner Vaterstadt Mannheim ein, die eheliche Kinder sind und zur kathol. Gemeinde gehören. Von den Zinsen des Kapitals wird ein Knabe und zwei Mädchen, jener zur Erlernung eines nützlichen Handwerks, diese zum Unterricht in häuslichen Arbeiten an geschickte Meister und Lehrfrauen auf bestimmte Zeit gegeben. Wenn eines von ihnen das 25. Jahr erreicht hat, so erhält der Jüngling 150 Fl., das Mädchen aber 250 Fl. als Heirathsgut, jedoch unter der Bedingung, daß sie Alles das erfüllen müssen, was die hiesigen sautier-reibelt'schen Stiftlinge zu halten verbunden sind." Mit Recht kann man sagen: K. hat durch diese edle Stiftung von 10,000 Fl. zur Ausbildung und Ausstattung dürftiger Jünglinge und Jungfrauen bewiesen, daß er die Verhältnisse unserer Zeit durchschaut hat und das was Noth thut für eine bessere Zukunft; nämlich brave, christliche Hausväter und Hausmütter im Bürgerstand, und diese werden nur gewonnen durch eine fortgesetzte gute religiöse Erziehung.

5. Frau Luise, verwittw. Majorin v. Knebel, geb. v. Rudorf,

zu Jena;

geb. d. 7. Juni 1778, gest. d. 4. Jan. 1852 **).

Die Verstorbene hat in ihren blühenden Jahren durch persönliche Anmuth und ein vorzügliches musikalisches Talent, dann, als Gattin eines Mannes, der an der geistigreichsten Epoche Weimar's durchaus Theil genommen, durch

**) Weimar. Zeitung. 1852. Nr. 3.

freundschaftliche Verbindung mit den Ausgezeichnetsten Weimar's und Jena's, und noch in ihren späten Tagen durch fortwährende Gemüthsfrische und thätiges Wohlwollen ein allgemeineres Gedächtniß verdient. — Ihre Erziehung erhielt Luise von Rudorf nach dem Tode ihres Vaters, der preuß. Husarenrittmeister gewesen, in einem Fräuleinstift. Ihr früh hervortretender Beruf zum schönen Gesang führte sie hernach in die Schule des Kapellmeisters Benda. Auf dessen Empfehlung kam sie als Kammersängerin der Herzogin Amalia mit ihrer Mutter nach Weimar (etwa 1791). Hier erhöhte ihre vortreffliche, kunstgeübte Stimme, ihre schlanke Gestalt und geistige Regsamkeit die schönen Genüsse des Hofzirkels. In Hauptrollen mozart'scher Opern, die sie mit Hingebung und Gewandtheit ausführte, entzückte sie die Hörer. So fand sie v. Knebel *) als eine Zierde der weimar'schen Gesellschaft, da er nach längerem Aufenthalt in Franken wieder nach Weimar im Frühling 1793 zurückkehrte. Er lebte damals, kleine Ausflüge in die Umgegend ausgenommen, hier in einem Gartenhause, oft zurückgezogen bei Lektüre und Uebersetzungen, immer aber in Verkehr mit alten Freunden und immer gern bei Hofe gesehen, namentlich an den musikalischen und den Vorlesungsabenden der Herzogin Mutter. Bei den letzteren war er thätiges, bei den ersteren sehr empfängliches Mitglied. Mit der Zeit ging sein Wohlgefallen für die anmuthige Sängerin in persönliche Annäherung über. Sie verlobten sich und nach einem Besuche der Seinigen in Franken nahm er im Januar 1797 seine Wohnung in Ilmenau, wohin die Braut mit ihrer Mutter ihm folgte und wo sie ihm am 9. Febr. d. J. angetraut wurde. Die Geburt eines Sohnes, deren sie hier sich erfreuten, ward im Hinblick auf seine Erziehung, die Ursache ihres Umzuges nach Jena im J. 1804. Bei den freundschaftlichen Besuchen, die schon in Ilmenau nicht gefehlt hatten und hier sich noch mehrten, dem Verkehr mit den Familien Herder's, Goethe's **) und so vielen Andern in der Nähe und der Universitätsstadt selbst zeigte sich Frau v. K. als eine liebenswürdige Wirthin, stets offenen, rüstigen Sinnes, von origineller Lebhaftigkeit im Gespräch, sinnreich in freundlichen Aufmerksamkeiten und herzlich theilnehmend in ernsten Augenblicken. Knebel selbst, so genügsam er in vielen Beziehungen lebte, hielt

---

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 164.
**) — — — — 10. — — — — S. 197.

sehr auf kleine Annehmlichkeiten des täglichen Lebens, für die sie mit Gewandtheit besorgt war. Nachdem seinen Lebensabend ein zweiter heranblühender Knabe verschönert, aber der Verlust der ältesten Freunde, die er gleichwohl an Jahren übertraf, getrübt hatte, schied ihr Gemahl nach 36jähriger Ehe in seinem 90sten Lebensjahre. Einen Trost hatte die Wittwe in der Nähe ihres Erstgeborenen, Karl, mit seiner Familie, welcher schon vor dem Hintritt des Vaters nach Jena gezogen war. Aber einen weniger vorauszusehenden Schmerz gab ihr 10 Jahre später der Tod des zweiten Sohnes, Bernhard, in seinen Jünglingsjahren (Juni 1844), welchen sie bei der gegenseitigen sehr innigen Anhänglichkeit in der Familie tief empfand. Dennoch half ihr der wohlwollende, theilnehmend regsame Sinn, den sie bewahrte, sich aufzurichten. Diese natürliche Güte, wie wir sie von ihr in einer Aeußerung der Gattin Schiller's bei dessen Hintritt bezeugt finden („die Knebel hat mir ihre Theilnahme auf eine Art gezeigt, die mich auf ewig an sie fesselt"), diese Menschenfreundlichkeit, die sie bis in ihre letzten Tage, wo es Freunde zu erfreuen, Fremden ihren Antritt, Armen ihre Noth zu erleichtern galt, warm und thatbereit bewies, folgt der Geschiedenen in dankbaren Erinnerungen.

* 6. Benjamin Seth Hilner,

kön. preuß. Kreisgerichtsrath zu Belgern bei Torgau;

geb. den 18. Mai 1781, gest. den 5. Jan. 1852.

Er war ein Sohn des ehemaligen Pfarrer Hilner zu Rüsseina, im Bezirk des königl. sächs. Kreisamts Meißen, bezog Ostern 1794 die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen, verließ sie zu Ostern 1801 und studirte dann bis Michaelis 1804 die Rechte auf der Universität Leipzig. Von der kurfürstl. sächs. Landesregierung in Dresden am 23. Okt. 1804 als Notar immatrikulirt und auf Grund seiner empfehlenden Schul- und Universitätszeugnisse schon am 1. Nov. 1804 bei dem damals sächs. Justizamte zu Eilenburg als Vice-Aktuar angestellt, wurde er als solcher, bei seiner schon damals von seinen Vorgesetzten anerkannten und später noch mehr ausgezeichneten Rechtlichkeit und Dienstüchtigkeit, zu dem Justizamte Düben am 16. April 1807 und, nachdem er noch als Advokat am 26. Jan. 1808 immatrikulirt worden, als erster Aktuar zum Justizamte Mühlberg an der Elbe am 9. Nov. 1809, dann zum Amts-

aktuar bei dem Justizamte Wendelstein befördert, daselbst den 29. April 1811 als Amtsverweser eingesetzt und nach Theilung des Königreichs Sachsen, als königl. preußischer Gerichtamtmann nach Dommitzsch den 16. März 1821 und als solcher, auf sein Ansuchen nach Belgern den 14. Mai 1838 versetzt. Mit Beibehaltung dieses Amtes fungirte er als Rath des Land- und Stadtgerichts zu Torgau seit dem 6. Febr. 1843, bis er am 11. Juni 1850 zum Rath des dasigen Kreisgerichts ernannt wurde. Am 9. April 1815 hatte er sich mit Charlotte, Tochter des damaligen Justizamtmanns Müller zu Mühlberg, nachherigen Kriminalraths und Direktors des königl. preuß. Inquisitoriats zu Liebenwerde verheirathet und zeugte mit ihr drei bereits versorgte Töchter: Emma, verehelichte Noa in Wurzen, Pauline, Gattin des Pfarrers Fischer zu Laas bei Oschatz, und Marie, Gattin des königl. preußischen Obergerichts-Assessor Richter, Kreisgerichtskommissars zu Gräfenhainchen. Wie seine Heiterkeit und Gemüthlichkeit im Kreise nächster Angehörigen und seiner vielen Freunde, so bewährte er seine Treue im Amte bis zu den letzten Tagen seines hohen Alters. Denn noch am achten Tage vor seinem Tode, Nachts zuvor schon erkrankt, leitete er noch bis zum späten Abend eine gerichtliche Verhandlung mit einer Anstrengung, die seine Krankheit tödtlich machte. Beweint von seiner treuen Gattin und seinen Töchtern, von einer daselbst als Pfarrerswittwe lebenden Schwester und von neun Enkeln; betrauert von Allen, welche die Ehrenvestigkeit seines Charakters, seinen sittlichen Werth und seine seltene, durch 48 Dienstjahre rein und makellos erwiesene Dienst- und Pflichttreue kannten, nahm er die Achtung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten und des Publikum mit in das Grab.

* 7. Johann Gottlieb Blümel,

Lehrer und Oberglöckner zu Striegau (Regierungsbezirk Breslau);

geb. den 8. Jan. 1805, gest. den 6. Jan. 1852.

B. wurde in Nieder-Altwohlau bei Wohlau, wo sein Vater, Johann Gottfried Blümel, als Schneidermeister ansässig war, geboren. Eine wie große Freude auch die biedern, christlichen Aeltern an dem leiblichen und geistigen Gedeihen ihres Sohnes hatten, so übergaben sie ihn doch, aus lebendigem Interesse für seine geistige Fortbildung, schon in seinem 10. Lebensjahre der Pflege und Erziehung eines geachteten Verwandten, des Pastors Conrad in

Gr. Wandris, in dessen Hause er nicht blos wie ein Kind gehalten und gepflegt, sondern auch ein guter Grund zu seiner künftigen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit gelegt wurde. Früh schon war in dem fleißigen und strebsamen Knaben die Sehnsucht, Lehrer zu werden, rege geworden und so bereitete er sich denn nach seiner Konfirmation mit unermüdlichem Eifer unter der Aufsicht und Leitung seines Pflegevaters für den Beruf vor, den er gewählt hatte. Nach vollendetem 17. Lebensjahre, Ostern 1822, wurde er in Folge wohlbestandener Prüfung in das evang. Schullehrerseminar zu Bunzlau als Zögling aufgenommen. Treu benutzte er die treffliche Gelegenheit, welche seine tüchtigen Lehrer ihm für die Bildung zum Schulamte gaben, so daß er nach vollendetem zweijährigen Kursus mit einem rühmenden Zeugnisse versehen, das Seminar verlassen konnte. Bald darauf — nach Ostern 1824 — begann er seine Lehrthätigkeit als Adjuvant in Schönau. Hier arbeitete er 4 Jahre hindurch mit vielem Segen, bis er am 21. Juli 1828 als dritter Schulkollege an die Stadtschule zu Striegau berufen wurde. Im J. 1830 wurde ihm auch das Amt eines Oberglöckners an dasiger Kirche übertragen und später rückte er in die Stelle des zweiten Schulkollegen ein. Wenige Monate nach seinem Anzug in Striegau, am 20. Okt. 1828, feierte er seine eheliche Verbindung mit der jetzt trauernden Wittwe, der damaligen Jungfrau Charlotte Henriette Mattausch, Tochter eines Bürgers und Riemermeisters zu Schönau. Diese Ehe segnete Gott mit vier Kindern, 2 Söhnen und zwei Töchtern, wovon aber ein Sohn und eine Tochter dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Wie der Verewigte im Kleinen, in den engeren Verbindungen des Familien- und Freundeslebens, so wurde er auch im Größeren, auf dem umfangreicheren Schauplatze seiner Wirksamkeit, treu erfunden. In seinem mühevollen und beschwerlichen Doppelamte an Kirche und Schule waren eiserner Fleiß, strenge Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, eine unerschütterliche Pflichttreue die herrlichen, ehrenvollen Eigenschaften, die ihn auszeichneten, und reich gesegnet waren die Früchte, die er durch seine Tüchtigkeit und strenge Erfüllung seiner Berufspflichten als Lehrer und insbesondere in dem Fache, dem seine Thätigkeit vorzugsweise gewidmet war, im Rechnenunterrichte, bei seinen Schülern hervorgebracht. Darum genoß er auch die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten, die Liebe seiner Kollegen, die dankbare Anhänglichkeit der Schul-

jugend und die Ehre und Werthschätzung Aller, die seine Tüchtigkeit und seine Verdienste zu würdigen verstanden, in einem sehr hohen Grade. Um so größer und allgemeiner war daher auch die Trauer, als in den Abendstunden des 6. Jan. d. J. sich die Kunde verbreitete, daß er, der vielgeliebte und hochgeachtete Mann, der da nach einem mühevollen Tagewerke gesund von den Seinen sich entfernend, in Begleitung eines Freundes durch einen Spaziergang sich erholen wollte, plötzlich von einem Lungenschlage betroffen, todt zu den Seinen zurückgebracht worden sey. Feierlich und unter allgemeiner Theilnahme wurde der entseelte Körper am 9. Jan. zur Ruhe bestattet.

8. Karl Eichel,

Fabrikbesitzer zu Eisenach;

geb. den 20. Juni 1784, gest. den 6. Jan. 1852 *).

Dieser Verewigte hat sich durch seine unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit und durch seinen tüchtigen Charakter in einem weitern Kreise Achtung und wohlverdiente Anerkennung erworben. Er war der zweite Sohn des geheimen Kammerraths, Jakob Eichel, welcher einer alten mit Raschwaaren Handel treibenden Familie in Eisenach angehörte, mit der Tochter eines andern eisenach'schen Großhändlers, Jenny Streibers, verheirathet war und in späteren Jahren, seinem eigenen Geschäfte sich mehr und mehr entziehend, in patriotischer Hingebung dem öffentlichen Dienste im Finanz- und Polizeiwesen Zeit und Geld zum Opfer brachte. Theils hierdurch, Theils durch die veränderten Handelsverhältnisse, welche das in Eisenach sonst so blühende Geschäft des Handels mit Raschwaaren immer tiefer sinken ließen, mußte der genannte Sohn, welcher in dem salzmann'schen Institute zu Schnepfenthal und in der väterlichen Handlung für das Fach des Kaufmanns und Fabrikanten vorgebildet worden war, sich veranlaßt finden, andern zeitgemäßern und einträglichern Geschäftszweigen sich zuzuwenden. Im J. 1807 errichtete er in Eisenach eine Rankingfabrik und dieß führte ihn weiter dazu, die zu seinem Geschäfte nöthigen, früher aus England bezogenen baumwollenen Garne selbst zu fertigen. So entstand in Eisenach im Jahr 1809 eine Spinnmühle für baumwollene Garne. Als jedoch auch für Letztere der Markt zu gedrückt wurde, so richtete der, die Zeitverhält-

*) Weimar. Zeitung. 1852. Nr. 6.

nisse stets mit Umsicht benutzende, Kaufmann seine Mühlen in Eisenach zum Spinnen der feinen wollenen Kammgarne ein und brachte mit rastlosem Eifer diesen Fabrikzweig zu einer solchen Vollkommenheit, daß er darin allen ähnlichen Unternehmungen in Deutschland nicht blos gleichkam, sondern sie zum Theil noch übertraf. Das Geschäft erhielt nach und nach eine so großartige Ausdehnung, daß für die Spinnmühlen in Eisenach die Einrichtung von Wollkämmereien in Lengsfeld, Treffurt und Geismar nöthig wurde und daß in den verschiedenen Fabrikationszweigen gleichzeitig Tausend und mehr Arbeiter dauernde Beschäftigung fanden. In dem gewaltigen Geschäftsdrange verlor derselbe aber nicht den Sinn für höhere Lebensgenüsse. Im J. 1818 ging er mit der ältesten Tochter des Generalmajors, Gottfried Friedrich Ernst Freiherrn v. Egloffstein, eine glückliche Ehe ein, in welcher ihm ein Sohn und zwei Töchter geboren wurden. Durch viele seines Geschäfts wegen und zu seiner Erholung unternommene Reisen erwarb er sich eine feinere Lebensbildung und er suchte das Schöne, was er im Auslande kennen gelernt hatte, sich und Anderen zum Genuß, in seine Heimath zu verpflanzen. So richtete er mit vorzüglichem Geschmack sein gastliches Wohnhaus in Eisenach ein und verwandelte eine auf ödem Berge gelegene Besitzung in der Nähe von Eisenach in einen anmuthigen Park, welcher auch Fremden stets geöffnet ist und gern von ihnen besucht wird. Auch seinen bürgerlichen Pflichten kam er mit seltner Hingebung nach und die Armen seiner Vaterstadt fanden in ihm einen reichlich spendenden Wohlthäter. Sein Verdienst um das Fabrikwesen des Landes und seine bürgerlichen Tugenden wurden durch seinen Landesfürsten durch die Verleihung des Falkenordens am 16. Febr. 1837 öffentlich anerkannt und sein Leichenbegängniß, welches mit ungewöhnlicher Theilnahme gefeiert wurde, gab einen sprechenden Beweis von der in allen Ständen ihm gewidmeten Achtung und Liebe.

* 9. Jonathan August Georgy,

königl. Superintendent a. D. und Pastor primarius zu Löwenberg in Schlesien;

geb. den 29. Sept. 1785, gest. den 6. Jan. 1852.

Sein Vater war Johann Heinrich Georgy *), erst Rektor und Nachmittagsprediger, später Pastor zu Friede-

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 920.

berg am Queis; seine Mutter war Johanne Christiane, geb. Siegert, deren Vater Pastor in Schreiberhau in Schlesien war. Er war das mittelste von drei Geschwistern; sein zwei Jahre älterer Bruder starb mehere Jahre vor ihm als gewesener Badearzt in Flinsberg und Bürgermeister emer. in Friedeberg; sein jüngerer Bruder starb schon als fünfjähriger Knabe an den Blattern. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem damaligen dritten Lehrer, Scholz, in der öffentlichen Stadtschule zu Friedeberg; aber auch sein Vater beschäftigte sich zeitig mit den beiden Söhnen und lehrte sie namentlich auch die Anfänge des Lateinischen und Griechischen. Nach einigen Jahren, nachdem der ältere Bruder bereits auf dem Gymnasium zu Hirschberg aufgenommen war, wurde er aus der öffentlichen Schule genommen und erhielt blos Privatunterricht, wurde im Jahr 1799 confirmirt und in demselben Jahre ebenfalls nach Hirschberg geschickt, wo damals noch der würdige Bauer Rektor war, von dem er nach Sekunda gesetzt wurde. Er erwarb sich bald durch Fleiß und musterhaftes Betragen die Zufriedenheit seiner Lehrer. Seine Schulzeit war, wie er selbst sagte, eine glückliche, obgleich ihn seine Aeltern nicht mit reichlichen Mitteln versehen konnten; unterstützt wurde er in Hirschberg durch Tische bei einigen Kaufleuten, deren Kinder er auch unterrichtete. Im J. 1801 wurde er nach Prima versetzt, unter Rektor Moritz und Prorektor, nachherigem weit berühmten Rektor, Körber *), welcher Letztere einen entschiedenen wohlthätigen Einfluß auf ihn gewann, besonders auch in wissenschaftlicher Hinsicht, und dessen er mit inniger Verehrung bis an sein Ende gedachte. Im Jahr 1804 zu Michaelis bezog er nach seinem Abgange „cum laude“ von Hirschberg die Universität Halle a. d. S., um Theologie zu studiren. Am ersten Morgen, an dem er in Halle erwachte, fiel, als er kaum 3 Minuten sein Bett verlassen hatte, gerade über demselben der Theil der Zimmerdecke herunter, der ihn unfehlbar getödtet haben würde. Ueberhaupt ist er in seinem Leben, wie er selbst erzählt, 6 — 7 Mal in der größten Lebensgefahr gewesen, aus der ihn aber Gott immer gnädig errettete. Das letzte Mal, einige Jahre vor seinem Tode, wo, von einer Krankenkommunion zurückkehrend, die Pferde mit ihm durchgingen und er wahrscheinlich an der Ecke seines Wohnhauses den Tod gefunden hätte, wenn nicht der jüdische Kaufmann Baruch in Löwen=

---

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 6. Jahrg. des Nekr. S. 987.

berg mit Muth und Geistesgegenwart im rechten Augenblicke die Pferde aufgehalten und ihn gerettet hätte. Mit Ernst und Eifer studirte er die theologischen Wissenschaften. Sein übriges Universitätsleben war, im Kreise einiger genauern Freunde, die ihm fast alle in jene Welt vorangegangen sind, ein frohes und harmloses, dessen er sich stets gern erinnerte. Durch die Güte des Professor Nösselt erhielt er das Seniorat an einem Freitische, welches für ihn eine große Wohlthat war bei den sehr mäßigen Mitteln, die ihm seine Aeltern gewähren konnten. Im Oktober 1806, nach der Einnahme von Halle durch die Franzosen, mußte er mit allen andern Studenten den Ort verlassen und kehrte nach Hause zurück, nach mancherlei, bei der Einnahme der Stadt und auf der Heimreise bestandenen Gefahren und Mühseligkeiten. 1807 zu Ostern kam er nach Bunzlau in das Waisenhaus als Lehrer und blieb daselbst 5 Jahre. In Folge vieler Arbeiten, besonders bei Nacht, litt er hier viel an Hypochondrie. In dieser Zeit machte er auch das erste Examen in Breslau und erhielt mit meheren Anderen die licentia concionandi. 1811 machte er das zweite Examen in Liegnitz und erhielt das Zeugniß der Wählbarkeit. Nun fing er an Probe zu predigen und am 1sten Advent 1811 geschah dieses in Löwenberg, wo er auch gewählt und im März 1812 ordinirt, am 30. April von Bunzlau abgeholt und als Substitutus cum spe succedendi für den damaligen Superintendenten Schwarz in Löwenberg angestellt wurde. Seine Anzugspredigt hielt er am 3. Mai 1812 und wurde sodann vom Superintendenten Franke aus Bunzlau installirt. Mit großer Liebe ward er von seiner Gemeinde aufgenommen und diese Liebe hat er sich erhalten bis an sein Ende, wenn auch seine Treue gegen König und Vaterland in dem berüchtigten Jahre 1848 und sein Eifer für Gesetz und Ordnung einen Theil der, durch einige wenige schlaue Agitatoren verleiteten und verwirrten, besonders jüngeren Mitglieder der Stadtgemeinde von ihm entfernte und ihm manches Aergerniß und manche Beleidigung zugezogen hat, die nur aus dem Unverstande und dem Theils lächerlichen, Theils verächtlichen halben Wahnsinn, der einen Theil von Löwenberg in jenem Jahre ergriffen hatte, zu erklären sind. Er ertrug sie in Geduld und ließ sich nicht irre machen, obgleich ihn manche bittere Erfahrung tief geschmerzt hat. Acht Wochen nach seinem Anzuge starb sein Vorgänger, dessen Wittwe das Gnadenhalbjahr bekam und die bis zum Frühjahr 1813 bei ihm lebte. Am 4. Mai 1813 feierte

er seine Hochzeit mit einer Jugendfreundin aus seiner Vaterstadt, der Jungfrau Henriette Theodore, Tochter des Apothekers Göbel in Friedeberg a. Q. Vierzehn Tage nach der Hochzeit kamen französ. Truppen nach Löwenberg und 13 Wochen hindurch belästigte Einquartirung das junge Hauswesen. Mit seiner Gattin hatte er sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter; zwei Söhne starben als kleine Kinder und eine Tochter schon 14 Jahre alt, die mit tiefem Schmerz betrauert wurde. Von den ihn überlebenden Kindern ist der älteste Sohn und zwei Töchter versorgt, die jüngste Tochter, welche bis zu seinem Tode bei ihm lebte und mit aufopfernder und unermüdlicher Liebe und Sorgfalt ihn 17 Wochen lang pflegte, lebt jetzt bei ihren Geschwistern. Seine Gattin ist ihm 5 Jahre vor seinem Tode in die bessere Welt vorangegangen. Sie war ihm in Freude und Leid eine treue Gefährtin in ihrer 36jährigen Ehe, eine zärtliche Mutter ihrer Kinder und eine christlich-fromme Dulderin in den schweren körperlichen Leiden, die sie 12 Jahre lang mit Demuth und Geduld ertrug. In seinem Amte war G. unermüdlich und pflegte auch mit besonderer Vorliebe die ihm untergebenen Schulen. Nach dem Tode des Superintendenten Schröer*) in Löwenberg, Fastnacht 1828, verwaltete er 2 Jahre die Superintendentur interimistisch und wurde dann von der hohen Behörde zum wirklichen Superintendenten ernannt. In der Verwaltung dieses Amtes hat er seine Kräfte zugesetzt und eine Verwickelung, in die er wegen eines altlutherischen, oder besser pietistischen, Geistlichen in seiner Diöcese mit seinem Konsistorium gerieth, welches selbst zu den Altlutheranern sich hinneigend, seine, des eifrig an der Union Festhaltenden, Ansichten und Verfügungen in der Sache mißbilligte, machte, daß er die Superintendentur niederlegte. Diese und einige andere schmerzliche Täuschungen, die er nachher noch erfuhr, erschöpften seine, im Dienste seiner lieben Gemeinde und des Staates geschwächten, Kräfte vollends und so kam es, daß durch eine äußere Ursache, eine Erkältung bei einem Begräbnisse in sehr schlechtem Wetter, der Nervenschlag herbeigeführt wurde, welcher seinem Leben ein Ende machte. — Sein Gedächtniß wird, wenn auch in der letzten Zeit ungebührlich von der Undankbarkeit verunglimpft, im Segen bleiben, als das Gedächtniß eines edlen und redlichen Menschen, mit weichem, mitfühlenden Herzen. Denn er war pflichttreu und gewissenhaft, christ-

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 6. Jahrg. des Nekr. S. 921.

lich-fromm und seiner Ueberzeugung treu bis zum letzten Hauche; ein treuer Hirte seiner Gemeinde mit Ernst und Milde; entschlafen mit dem Wunsche, daß er nicht umsonst gelebt habe und mit der vesten Hoffnung auf Gottes Gnade in Christo Jesu unserem Herrn.

10. Mensing,

reitender Förster zu Holle bei Hildesheim;

geb. im Jahr ...., gest. d. 8. Jan. 1852 *).

M. war im Göttingen'schen geboren, wo sein Vater als reitender Förster stand, und trat nach beendigten Lehrjahren bei dem Oberförster Schminke zu Beckerhagen in Privatdienste, in welchen er eine geraume Zeit und bis zum Ableben seiner Herrschaft verblieb. Im J. 1809 erhielt er sodann eine Anstellung als Forstaufseher zu Wülferode bei Hannover, ward aber schon 1811 als Förster nach dem Amte Ilten versetzt, um die dortigen Gemeinden, welche ganz schrankenlos in ihren Waldungen hausten, zu überwachen; es gelang ihm, ungeachtet der durch die große Renitenz der Eigenthümer sehr schwierigen Lage, doch nach und nach das Vertrauen derselben zu gewinnen, weitere Verwüstungen zu verhindern und eine bessere Bewirthschaftung, so weit es bei Kürze der Zeit thunlich, wenigstens einigermaaßen anzubahnen. Nach zwei Jahren verließ er jedoch diesen Posten, da im J. 1813 eine allgemeine Erhebung Statt fand, und trat zunächst als Oberjäger in das kielmannsegge'sche Jägerkorps und sodann später in gleicher Qualität in das von dem Unterzeichneten errichtete Feldjägerkorps; in beiden wußte er sich durch sein tüchtiges und rechtliches Benehmen das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, wie die Achtung seiner Kameraden in vollem Maaße zu erwerben. Nachdem nun im J. 1817 sich die dringende Nothwendigkeit herausstellte, für die Stadt-Hildesheim'schen Waldungen, namentlich den ganz heruntergekommenen s. g. hildesheimer Wald, eine angemessene Bewirthschaftung und Aufsicht anzuordnen, fiel die Wahl Behufs Ausführung der erforderlichen Maaßregeln um so mehr auf M., als er schon im Amte Ilten unter ähnlichen Verhältnissen die Probe bestanden und daselbst mancherlei Erfahrungen gesammelt hatte. Die hierbei zu lösende Aufgabe war in der That nicht leicht.

---

*) Sonntagsblatt. Hildesh. 1852. Nr. 5.

Denn bot schon die Regeneration einer so ganz verödeten Waldfläche in technischer Hinsicht an sich Schwierigkeiten dar, so waren es der Widerwille und die verjährten Vorurtheile der holzholenden Eigenthümer gegen eine neue, ihr bisheriges völlig willkürliches Treiben einschränkende, neue Ordnung der Dinge, welche dabei hauptsächlich hindernd entgegen traten. Es hatte daher der Revierförster gleich Anfangs mit mancherlei Differenzen und selbst persönlichen Anfeindungen von Seiten der meisten Interessenten, deren Anzahl sich auf mehere Hunderte belief, in jeder Hinsicht und sowohl was die Hauungen als die Kulturen betraf, zu kämpfen. Nur seinem ruhigen und zugleich vesten, von jeder Anmaaßung entfernten Benehmen war es lediglich zuzuschreiben, daß sich die Aufregung nach und nach legte und die Theilnehmer die Ueberzeugung gewannen, daß alle Anordnungen, ohne Nebenabsichten, nur ihr und ihres Eigenthums Bestes bezweckten und vor Augen hatten. Auch die nachfolgenden Revierverwalter bemühten sich, auf der guten Bahn fortzuschreiten nnd bekam insbesondere die Sache mit Uebernahme der Direktion von Seiten der jetzigen königl. Forstinspektion, im Jahr 1822, durch deren so fürsorgliche und thätige obere Leitung, unter bereitwilliger Assistenz des Magistrats und der Bürgervorsteher, einen neuen Aufschwung, namentlich durch Ausdehnung von Kulturen und successive Anordnung sonstiger zweckmäßiger Verbesserungen aller Art. Und so bietet denn jetzt die ganze schöne Waldfläche von pptr. 1400 Morgen, in ihrem größtentheils vorzüglichen, das jährliche Holzbedürfniß der betreffenden Bürger und Inquilinen nachhaltig deckenden Bestande, einen ebenso erfreulichen Anblick dar, als sie vordem ein trauriges Bild davon zeigte, wie weit es ungezügelte Willkür und mangelnde Ordnung in Vernichtung von Forsten zu bringen vermag. Daß der reitende Förster M. aber zu dieser Wiedererstehung einer unter den obwaltenden Umständen für die Stadt Hildesheim ganz unschätzbaren Pertinenz angeführter Maaßen den ersten Grund gelegt hat, steht nicht in Abrede zu nehmen, wie solches denn auch noch in der Erinnerung der älteren holzholenden Einwohner vorherrschen wird. Von Diekholzen wurde derselbe darauf im Jahr 1821 nach Söhre versetzt und 1824 zum reitenden Förster in Sillium befördert. Auch hier fand er vielfach Gelegenheit, sowohl in den herrschaftlichen, als den Gemeindewaldungen in gewohnter Art die nützlichste Thätigkeit zu entwickeln, wovon unter Anderem die so sehr gelungenen Pflanzungen am

Hainberge, Amtsberge, Allfelde 2c. und namentlich auch die neben der Ruine Wohldenberg beschaffte, woselbst an einem ganz kahlen Abhange jetzt Fichten in üppiger Fülle heranwachsen, thatsächliche Beweise liefern. Bis zum Jahre 1847 blieb er auf diesem Posten und ward alsdann auf sein Ansuchen wegen Altersschwäche in Pension gesetzt. Ueber den Charakter und die Persönlichkeit des Verstorbenen füge ich noch einiges Nähere im Folgenden hinzu: Es war derselbe ein Mann von altem Schrot und Korn, treu und redlich in jeder Beziehung; ein Christ nicht allein den Worten, sondern der That nach; im höchsten Grade zuverlässig in den größten wie in den kleinsten Dingen; strenge, wenn es nöthig war, gegen Andere, am strengsten gegen sich selbst; der angestammten Landesherrschaft mit Leib und Seele ergeben, und weder Mühe noch Arbeit scheuend, so bald deren Interesse in Frage kam oder er im Stande war, seinen Nebenmenschen auf irgend eine Weise nützlich zu seyn, wozu ihm auch namentlich im Amte Wohldenberg sehr häufig, vermöge seiner dienstlichen Stellung, die Veranlassung geboten wurde. Daneben begnügte er sich nicht damit, seine Handlungen so einzurichten, daß ihn keine äußere Verantwortung treffen konnte, was immer bei einiger Vorsicht eben nicht schwer halten dürfte; sondern er erachtete es darüber hinaus zu seiner eigenen und inneren Befriedigung für Pflicht, das Gute und Rechte, auch ohne besondere Aufforderung, wo und wie er es konnte, nach besten Kräften zu fördern. In seinem Fache — er war nicht allein Forstmann, sondern zugleich ein vorzüglicher sogenannter hirschgerechter Jäger — war dessen Richtung durchaus praktisch, und besaß er überall keine theoretische Kenntnisse, so bemühte er sich doch, diesen Mangel durch den regsten Fleiß und mit Hilfe einer reichhaltigen Erfahrung so viel als möglich zu ersetzen. Ob und in wie weit es ihm damit geglückt, darüber legen die von ihm gepflegten Wälder das beste Zeugniß ab.

Marienrode. v. Beaulieu-Marconnay.

11. C. T. Nathan Mendelssohn,

Stempelrevisor zu Berlin;

geb. im J. ...., gest. den 9. Jan. 1852*).

Der Verstorbene, ein geachteter und ehrenwerther Mann, war der jüngste und letzthinterbliebene Sohn des berühmten jüdischen Weltweisen Moses Mendelssohn von Dessau, der aber im J. 1742 nach Berlin kam, wo er erst Erzieher bei dem reichen jüdischen Seidenfabrikanten Bernard war, bis ihn derselbe nach und nach zum Aufseher, Faktor und Theilnehmer seiner Fabrik machte. Berlin war demnach die Vaterstadt des Dahingeschiedenen. Ausgestattet mit vielseitigen Kenntnissen, womit sich eine wahrhafte Humanität vereinigte, war er in seinen frühern Jahren ein als ausgezeichneter Mechaniker wohl bekannter Mann. In neuerer Zeit machte er sich durch die Gründung der berliner polytechnischen Gesellschaft und um ihre blühende Entwickelung verdient, wie er denn überhaupt seine lebendige, umsichtige und fürsorgende Mitwirkung gern dem Gewerbe und der Industrie zuwendete. Die polytechnische Gesellschaft rief er 1839 in's Leben. Das Cirkular, welches er im Januar genannten Jahres erließ und in welchem er zur Bildung der Gesellschaft aufforderte, hatte den überaus günstigen Erfolg, daß sich sogleich 69 allgemein geachtete Männer dem Unternehmen anschlossen und mit ihm ein Statut entwarfen, das unter dem 23. März genannten Jahres die Bestätigung der Behörden erhielt. Als Gründer und Mitglied dieser Gesellschaft trug er nun auch stets durch seine ununterbrochene Thätigkeit und sein rastloses Vorwärtsstreben zur Belebung derselben viel bei. Außerdem war er thätig als Stempelrevisor. Leider! blieben die letzten Jahre seines Lebens nicht ungetrübt; denn im J. 1847 verlor er seinen berühmten Neffen, Felix Mendelssohn-Bartholdy**), und schon nach Jahresfrist seinen Bruder, den Banquier Joseph Mendelssohn***). Seinem Leben machte ein Schlagfluß in der Nacht vom 8. zum 9. Jan. plötzlich ein Ende, nachdem er noch den Abend zuvor in befreundeter Gesellschaft zugebracht hatte. Seiner Verdienste wegen, die er sich namentlich um die polytechnische Gesellschaft erworben

---

*) Nach berliner Blättern.
**) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 678.
***) — — — — 26. — — — — S. 722.

hatte, hielt es ihr Ordner Baerwald für Pflicht, die Hauptversammlung am 22. Jan. mit einem Nekrologe des verdienstvollen Verstorbenen zu eröffnen. Durch seinen liebenswürdigen Charakter hatte er sich die allgemeine Achtung und Liebe gewonnen.

Gröger.

12. Karl Holdermann,

Mitglied des großherzogl. Hoftheaters zu Weimar;

geb. im J. 1783, gest. den 13. Jan. 1852 *).

H. war geboren in Kurhessen, wo sein Vater Major und Kommandant einer Vestung war. Die Bestimmung des Hingeschiedenen war ebenfalls der Kriegsdienst, weshalb er auch in der Kadetenschule erzogen wurde und schon in seiner frühesten Jugend in einem kurmainzischen Regimente als Junker einige kleine Kriegsoperationen mitmachte. Als aber sein Vater in heißblütiger Uebereilung sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, welches denselben nicht nur seines Ranges enthob, sondern auch seines Vaterlandes durch Ausweisung verlustig machte, nahm H. Dienste als Ingenieur unter Kaiser Napoleon. Aber auch hier wurde ihm der Dienst verleidet, besonders durch den Verlust der materiellen Nachhilfe von Seiten seines Vaters, indem sämmtliche Güter seiner Familie konfiscirt wurden. H. nahm seine Zuflucht zur Kunst und wurde Schauspieler. Er begann seine theatralische Laufbahn auf den Theatern zu Bamberg, Nürnberg und Koburg und hatte sich zu dieser Zeit durch anhaltenden Fleiß und würdevolles Benehmen einen günstigen Ruf erworben, welches auch die Veranlassung war, daß ihm ein ehrenvoller Engagementsantrag zum Hoftheater nach Weimar wurde, welchem er auch im J. 1816 Folge leistete. Als derselbe mehere Jahre in Weimar durch sein vielseitiges und beachtenswerthes Talent als Schauspieler sich die Gunst des Publikum erworben hatte, lenkte er auch die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, durch seine Vorliebe zur Malerei auf sich und zwar der Art, daß ihm bald durch die Munificenz des Hofes viele Kunstwerke zum Studium und Kopiren zugänglich gemacht wurden, die H. zum Vortheile seiner Kunst auf's Beste zu benutzen wußte. Er machte bedeutende Fortschritte in der Malerei,

*) Hamburger Theater-Chronik 1852 Nr. 11.

besonders aber im Dekorationsfache, so daß er bald als Dekorationsmaler des Hoftheaters mit Beifall auftrat und auch dann späterhin diesen Posten für immer bekleidete. Seine Kompositionen erwarben ihm oft den Beifall des Publikum und verschafften ihm selbst die ehrenvollste Anerkennung von Seiten achtbarer Kunstkenner. Und so wirkte der Hingeschiedene durch 36 Jahre am weimarischen Hoftheater und wußte sich stets nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch die Achtung Aller zu erwerben. Aber selbst in seinem vorgerückten Alter pflegte er die Kunst durch Aufsuchung alter Kunstwerke, besonders Kupferstiche, die sein künstlerischer Scharfblick herauszufinden verstand, und hinterließ auch eine bedeutende, vielleicht nicht genug geschätzte Sammlung werthvoller Kupferstiche. Sein Hinscheiden erweckte nicht nur bei seinen Kollegen und Freunden die tieftrauerndste Theilnahme, sondern auch Alle, die ihm ferner standen, weiheten dem Ehrenmanne die rührendste und ehrenvollste Anerkennung.

* 13. Johann Gottlieb Lehmann,

Patrimonialgerichts-Aktuar zu Delitzsch (Regierungsbezirk Merseburg);

geb. den 30. Jan. 1778, gest. den 14. Jan. 1852.

L. war der einzige Sohn eines hiesigen, mit einem kleinen Hause angesessenen, sonst aber unvermögenden Bürgers und Tuchmachers; er besuchte die hiesige Stadtschule, welcher der Rektor M. Kretzschmar vorstand, der sich, da er vorzügliche Anlagen in ihm entdeckte, seines Unterrichts besonders annahm und ihn so weit vorbereitete, daß er nach seiner Konfirmation als Alumnus der Thomasschule in Leipzig unter dem Rektorat des Professor Fischer aufgenommen wurde. Ohne eigene Mittel, jedoch von ihm wohlwollenden, Familien unterstützt, bereitete er sich mit unermüdetem Fleiß zum Studium der Theologie vor und schon hier begann seine Liebhaberei für alte Klassiker. Nachdem er die Schule verlassen und das Studium der Theologie begonnen hatte, kam er in das Haus des Professors, Hofrath Beck*), in Leipzig und durfte dessen Bibliothek benutzen, wodurch er viele werthvolle Auktoren und Schriften kennen lernte und seine Liebhaberei für dieses Fach sich steigerte. Seine Verhältnisse nöthigten ihn zu der größten Einschränkung und was er sich nur irgend

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 10.

abdarben konnte, verwendete er, mit allen Bücher-Antiquarien bekannt, auf den Ankauf werthvoller alter Bücher, die er überall hervorzusuchen wußte und mit unermüdetem Fleiß studirte. Von Jugend auf schon schwächlich und bei anhaltendem Studium ohne alle körperliche Erholung, fühlte er sich bald nicht kräftig genug, um künftig die Stelle eines Predigers ausfüllen zu können; er gab deshalb das Studium der Theologie auf und ging zur Jurisprudenz über, war auch so glücklich, die Famulatur bei dem Professor Dr. Haubold*) in Leipzig zu erhalten und durfte auch dessen reichhaltige Bibliothek benutzen, wodurch seine Bücherkenntniß immer umfassender und seine Liebhaberei dafür immer größer wurde. Dem Professor Dr. Haubold blieben seine Forschungen und Kenntnisse nicht unbemerkt und er benutzte sie bei meheren seiner juristischen Werke, besonders bei Bearbeitung der Basileiken, in deren Vorrede er die vorzügliche Thätigkeit Lehmann's auf das Ehrenvollste anerkannte. Die Famulatur bei Haubold war eine der einträglichsten; allein unser L. war zu gutmüthig und zu nachsichtig, um sie gehörig zu benutzen und die dadurch verminderte Einnahme verwendete er immer nur zum Ankauf von Büchern, während nach dem Tode seines Vaters ihm auch noch die Unterstützung seiner alten Mutter anheimfiel. In dieser Zeit war es, wo er von Haubold zur Stelle eines Bibliothekars an die Bibliothek in Dresden empfohlen werden sollte; allein niedergedrückt durch die Sorge für seine Mutter, deren Unterstützung das kleine älterliche Haus allhier schon verfallen war, hatte er nicht den Muth, um eine Stelle anzuhalten und so nahm er, von vielen Seiten gedrängt, mein, des Jugendfreundes, Anerbieten an und kam im J. 1814 hierher zu mir, um bei den von mir verwalteten Patrimonialgerichten als Gehilfe einzutreten und durch meine Vermittelung den Weg zur Advokatur sich zu bahnen. Allein die juristische Praxis wollte ihm nicht behagen; er benutzte die von mir ihm zugewiesenen Gelegenheiten zu Arbeiten für eigene Rechnung nicht, sondern überließ sich auch hier in allen ihm freibleibenden Stunden seiner Liebhaberei für Bücher aus allen Fächern und blieb fortwährend im Verkehr mit allen Antiquarien in Leipzig. Die ihm übertragene Revision des hiesigen Rathsarchivs und einiger Gerichtsarchive benachbarter Rittergüter ließ ihn eine Menge alter Schriften und Nachrichten auffinden,

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 505.

die er auch von andern Orten her sich zu verschaffen suchte und seine ansehnliche Bibliothek wurde dadurch noch mit vielen solchen wichtigen alten Schriften und Autographieen berühmter Männer bereichert. Durch dieß Alles in den Stand gesetzt, hat er Jahre lang an einer Chronik seiner Vaterstadt gearbeitet, die nicht nur auf diese sich beschränkt, sondern die ganze Umgegend und selbst die Nachbarstädte mit berührt; sie ist nach seinem Tode seinem Wunsch gemäß dem hiesigen Magistrat als ein bleibendes Andenken übergeben und ein Auszug daraus, sowie schon bei seinem Leben zwei Monographieen über die Erbauung der hiesigen Stadt- und Gottesackerkirche, durch den Druck veröffentlicht worden. Seine hinterlassene Bibliothek enthielt eine Menge werthvoller Autographieen und eine Masse von Dissertationen, nebst gegen 7000 Bänden in allen Sprachen und Fächern. Die Bildung des Verstorbenen war eine der umfassendsten und es ist nur zu bedauern, daß die Eigenheiten desselben, insbesondere der Mangel an praktischem Sinn, ihn hinderten, eine Stellung zu erringen, wo er sie in gedeihlicher Wirksamkeit hätte geltend machen können. Mit dem gründlichsten Verständniß der griechischen und lateinischen Sprache und Alterthümer verband er Kenntniß der orientalischen, sowie der neuern Sprachen und Literatur und vereinigte damit die eindringendsten Forschungen der vaterländischen Geschichte, sowie die feinste ästhetische Bildung. Noch sind eine Menge wahrhaft werthvolle Gelegenheitsgedichte in lateinischer und deutscher Sprache von ihm für eigene und weitere Kreise vorhanden und sein gemüthlicher Verkehr und feiner Witz erheiterte gar oft den Kreis seiner Freunde; ein entschiedenes Verdienst erwarb er sich auch um Erziehung und Bildung meiner Söhne, da er mit jungen Leuten gern und stets in anregender Weise verkehrte; überhaupt, wie wenig er sich auch der Welt bekannt machte, giebt es doch gewiß nicht viele Gelehrte, in welchen die Bildung des Geistes so wohlthätig wie bei ihm auf die reinste Humanität und Güte des Charakters zurückgewirkt hat. So viel ich weiß, war er Ehrenmitglied des Vereins zur Erforschung thüringischer Alterthümer; doch ist mir darüber nichts Näheres bekannt.

Delitzsch. Justizrath Schulze.

14. Johann Jakob Rieder,

Pfarrer der Neu-Kirch-Gemeinde und Mitglied des Konsistorium zu Straßburg;

geb. den 5. Sept. 1778, gest. den 20. Jan. 1852*).

Sein Vater hieß Joh. Jak. Rieder und die Mutter Maria Salome Heydel, beide der damals wie heute noch mit Recht hochgeachteten Gärtnerzunft angehörig, aus deren gesunder Wurzel schon mancher kräftige Baum hervorgewachsen ist. Scherzweise erzählte unser verewigter Freund, der auf seine Aeltern recht stolz war, daß, als das Rieder'sche Brautpaar am 9. April 1777 aus der Kirche zu St. Aurelien, wo Pfarrer Schübler dasselbe getraut hatte, in's hochzeitliche Haus zurückkehrte, die von Angesicht schöne und nach origineller Gärtnerstracht hochgeschmückte Braut, von Kaiser Joseph II., der gerade damals in unsern Mauern sich befand, bewundert und begrüßt wurde. Rieder war, unter vier Geschwistern, der Aelteste an Jahren, dem Körperbau nach der Unansehnlichste; er überlebte jedoch eine Schwester, die als unmündiges Mädchen, und einen Bruder, Theobald, der, längere Zeit das Stammhaus bewohnend, im J. 1841 starb. Der noch lebende dritte und letzte Bruder genießt ein sorgenfreies Alter. Die Aeltern wohnten im Grünenbruch, neben dem sogenannten Dapphof; ihr Haus aber mußte vor einigen Jahren dem Eisenbahnhofe weichen. Ehe dasselbe dem Boden gleich gemacht wurde, besuchte es der fromme Sohn noch einmal, maß mit genauen Schritten die Distanzen ab, und weihete eine dankbare Thräne dem Vater, welcher im Jahre 1819, und der Mutter, die 13 Jahre später darin starb. R.'s Aeltern waren verständige, fromme Leute, namentlich die Mutter, deren lebendiger Geist und gemüthliches Wesen sich auf ihren Jakob forterbte, der es mehr als einmal bezeugte, daß er nach Gott, dieser geistreichen Mutter und auch noch einem Onkel Diebold, der mit besonderer Liebe dem Knaben zugethan war, den größern Theil seiner Jugendbildung verdankte. Ein frommer Sinn durchwehte das bescheidene Haus, in welchem regelmäßige und tägliche Hausgottesdienste gefeiert und die Kinder in Furcht und Ermahnung zum Herrn herangezogen wurden. So konnte es denn nicht fehlen, daß der ungewöhnlich reichbegabte Knabe schnell und glücklich

*) Nach einer Monographie: Rieder's Leben. Von Ch. Kuntz, Pfarrer. Straßburg 1852.

sich entwickelte, und schon früh in ihm der Entschluß reifte, dem geistlichen Stande sich zu widmen. Studiren war des Knaben Leben; je schwächlicher sein Körper, desto aufstrebender sein Geist. Auch hatte er bald alle Mitschüler in der Alt-St. Peter Pfarrschule hinter sich gelassen; man mußte dem nach Wissen dürstenden Knaben Privatunterricht ertheilen lassen durch einen Studiosus Jaiser, der ihn auch bald in den Stand gesetzt hatte, das Gymnasium unserer Vaterstadt besuchen zu können, wo er reißende Fortschritte machte und in seinen Lehrern allen nicht geringe Hoffnungen erregte. Oft fand man den jungen Einsiedler, mit dem Buche in der Hand, im städtischen Leichenwagen sitzen, welcher unter einem Schoppen in des Vaters Hofe stand, und wo er, fern vom Gewühle des Hauswesens, lesen und immer lesen konnte; ebenso brachte er der Stunden Viele auf dem flachen Dache des Münsters zu, studirte dort Lateinisch und Griechisch und labte sein dichterisches Gemüth an den Architektur- und Naturschönheiten, welche daselbst in so reichem Maße sich entfalten. Was nur wenige Schüler seines Alters zu thun pflegen und noch viel seltener zu finden ist in den Schichten der Gesellschaft, wo R. seine Jugendjahre verlebte, das unternahm er. Er legte sich nämlich, wie es scheint aus eigenem Antrieb, ein Tagebuch an, dem er folgende Aufschrift gab: „Unparteiisches Tagebuch meiner Gesinnungen und Handlungen"; er setzte es mit großer Genauigkeit und Strenge gegen sich selbst Jahre lang fort und liefert uns einen treuen Spiegel Dessen, was in der Seele des heranreifenden Jünglings sich bewegte. Schon im Gymnasium versuchte er sich in der Dichtkunst. Das heilige Feuer, welches den fünfzehnjährigen Knaben damals schon durchglühte, offenbarte er auch in den Predigtbeurtheilungen, welche er ebenfalls in sein Tagebuch niederlegte. Dieses in ihm waltende frische Leben verdankte aber der junge R. hauptsächlich Einem Umstande, welchen so manche Aeltern und junge Leute im Fache der Erziehung entweder übersehen, oder nicht genug würdigen, dem Umstande nämlich, daß er recht frühe nicht gemeine Kameradschaften, welche eine junge Seele nur herabstimmen, sondern edle, ausgezeichnete Freundschaften knüpfte, und dadurch Eintritt in solche Familien fand, wo (damit wir uns seiner eigenen Worte bedienen), „in seine junge Seele der Same wahrer Bildung, schöner Familienverhältnisse und höherer Weltansichten gestreuet wurde." Der junge Gärtnerssohn knüpfte nach und nach innige Verbindungen

mit Söhnen der achtbarsten und angesehensten Familien Straßburgs an, durch deren Berührung seine Sitten abgeschliffen, seine Sprache veredelt, sein ganzes Wesen über das Gewöhnliche erhoben wurde, und diese Freundschaften hielten vest durch alle Stürme der Zeiten hindurch. Der junge R. war Studien- oder Familiengenosse eines Klauhold, Schweighäuser*), Arnold**), Blöchel, v. Türckheim***), Oberlin, Goll und Ehrenf. Stöber†), und es ist Niemand der nicht wisse, welche Bahn diese Männer alle durchlaufen und welch' eine ruhmvolle Stelle dieselben sich im Vaterlande errungen haben. Mit dem Letztgenannten vorzüglich hatte R. ein sehr zartes Verhältniß angeknüpft, das unter die jugendlichen Seltenheiten gehört, oft Bewunderung, aber auch das Bedauern erregte, daß dasselbe nicht auf alle Zeiten fortdauern konnte. Zu gegenseitiger Fortbildung hatten diese Gymnasialschüler unter sich einen literärischen Verein gebildet, der jeden Sonntag seine Sitzungen hielt, durch Statuten geregelt war, und wo die jungen Athleten sich gleichsam stählten zum Kampfe mit den Ungewittern, deren Wolken am Horizonte des politischen Vaterlandes bereits drohend heraufzogen. Unterdessen erwarb sich auch unser R. solche Fertigkeiten, die ihn schon damals zu dem angenehmen Gesellschafter machten, der er zeitlebens blieb. Neben den dichterischen Versuchen, die er oft seinem Freunde Stöber zur Beurtheilung übergab, lernte er auch das Klavier, komponirte, wie Knaben komponiren, und wußte sich und seinen Freunden gar manche angenehme Stunden zu bereiten, wenn er an sein Spinnetchen sich setzte und sie einlud, mit ihm die geistlichen und weltlichen Lieder des Tages zu singen. Die wenigen der ihn überlebenden Freunde sprechen noch immer mit Rührung von diesen traulichen Augenblicken. Im Juni des J. 1793 begann der künftige ausgezeichnete Erzieher und Schulmann seine pädagogische Laufbahn mit einer Privatstunde, die er ertheilte, und sein Ruf ward bald begründet. Uebrigens war er im Erziehungs- und Unterrichtsfache kein Neuling mehr; denn schon früher hatte er sich seinen jüngeren Geschwistern gewidmet, welchen er in deutscher und französischer Sprache, in den Anfangsgründen der Arithmetik

---

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 70.
**) — — — — 7. — — — — S. 186 u. 916.
***) — — — — 9. — — — — S. 612.
†) — — — — 13. — — — — S. 1131.

und andern Elementarfächern Unterricht ertheilte. Während der Knabe mit emsigem Fleiß seinen Gymnasialstudien oblag, war die französische Revolution ausgebrochen, an welcher die Bürger Straßburgs alsobald thätigen Antheil nahmen. Im September 1793 wälzten sich die Kriegsfluthen bis vor die Wälle Straßburgs; Kehl wird vom Feinde eingenommen, vom linken Rheinufer aus zu Grunde geschossen, und brennt einige Tage lang; in Stadt und Dörfern dröhnt 48 Stunden lang die Sturmglocke; die Thore werden geschlossen; die Bürger greifen zu den Waffen und ziehen dem drängenden Feinde entgegen, der wenigstens hier nicht wagte den Rhein zu überschreiten. Doch auch nachdem der Feind zurückgeschlagen worden war, hatte die Bürgernoth ihr Ende noch nicht erreicht; Requisitionen aller Art lasteten auf Stadt- und Landbewohnern, und mit schwerem Herzen sah auch unser R. seinen sonst wenig kriegslustigen Vater, dem Fuhrwesen der Armee auf längere Zeit hinaus nachziehen und endlich ohne Pferde und ohne irgend eine Entschädigung zurückkommen. Im Staatsbankerott büßte die rieder'sche Familie einen Theil ihres Wohlstandes ein, so daß sie sich auf das Allernöthigste beschränken mußte, ohne daß jedoch der Mangel wie ein gewappneter Mann je in's Haus getreten wäre. Gewissenhaft und mit verdoppelter Zärtlichkeit besorgte die verlassene Mutter die Erziehung ihrer Kinder und fand an ihrem Schwager einen verständigen Rathgeber und eine kräftige Stütze. Ungeachtet dieser schwierigen äußern Verhältnisse benutzte doch unser R. die Bekanntschaft mit seinen jungen oberlin'schen Freunden, Heinrich und Karl, um mit denselben im Oktober 1793 seine erste Reise in's Steinthal zu unternehmen und Bekanntschaft mit dem damals schon hochgefeierten Papa Oberlin und seiner Familie in Waldersbach anzuknüpfen. Mit Hirschfängern und Knotenstöcken bewaffnet und den Tornister auf dem Rücken, kamen sie dort an, wurden freundlich aufgenommen, blieben einige Tage als liebe Gäste, und von dieser Zeit an bestand zwischen der rieder'schen und oberlin'schen Familie eine zarte Freundschaft, welche nur der Tod des Patriarchen brechen konnte. Noch standen Universität und Gymnasium, aber gleich entblätterten Bäumen, aufrecht; die Studirenden und Professoren führten statt der Feder die Muskete und die Hallebarde, und die Kräftigeren unter ihnen weilten draußen in den Heerlagern. Dazu war aber unser R. noch zu jung; er benutzte also den bösen Tag wie einen guten, und ließ sich im zweiten Jahre der

Republik, März 1794, mit einigen seiner Freunde immatrikuliren; allein schon in demselben Jahre noch ward die Universität aufgehoben und das Gymnasium geschlossen; eine Regierung, wie die damalige war, brauchte vor allen Dingen Soldaten. Da stand nun der 16jährige Jüngling mit zertrümmerten Hoffnungen; sein Herz blutete doppelt, denn seine Wißbegierde fand nirgends Nahrung, und aus dem väterlichen Hause, wo er Tisch und Wohnung behalten mußte, war der alte Wohlstand gewichen. Indessen war der junge R. als glücklicher Pädagog in seiner Vaterstadt schon rühmlich bekannt, und nachdem die ehemalige St. Aurelien-Pfarrschule im Juni 1794 zu einer Nationalschule umgewandelt worden war, so wurde der nagelneue Student Rieder vom Comité du salut public förmlich requirirt, und es wäre gefährlich gewesen, Nein zu sagen, als Gehilfe eines jakobinischen Volkslehrers in jene Schule einzutreten. R. gehorchte der an ihn ergehenden Aufforderung und hielt jeden Abend, in dem ehemaligen, nun abgetragenen, alten Schulhause, Schule für kleine Kinder; doch geschah Solches ganz unentgeltlich. Es war das erste öffentliche Amt, das er bekleidete, und er hob mit besonderer Vorliebe sehr gern und oft den Umstand hervor, daß er als Knabe von 16 Jahren Schulmeister gewesen sey. Er blieb indessen nur 4 Monate an dieser Stelle; warum, ist unbekannt. Im Oktober desselben Jahres, 1794, erging an ihn der Ruf, nach Mittelbergheim, wo er als Volkshelfer bei Bürger Wolff, der daselbst Volkslehrer war, eintreten sollte. R., welcher hoffen durfte, in der Stille des Landlebens den lieben Studien mehr als im Waffengeräusche einer volkreichen Grenzvestung sich hingeben zu können, nahm um so bereitwilliger an, als Bürger Wolff ein allgemein geschätzter Mann, und wie es scheint, ein Bekannter seiner Aeltern war. R. fand bei seiner Ankunft in Mittelbergheim den Volkslehrer Wolff, wie er die republikanische Jugend des Dorfes auf einer nahegelegenen Wiese exerciren lehrte. R. gefiel sich sehr wohl in seiner neuen Umgebung und es gelang ihm auch, viele Stunden zu erbeuten, um sich wenigstens in denjenigen Wissenschaften zu erhalten, die er bisher mit Vorliebe gepflegt hatte: Naturgeschichte, Mathematik, Geschichte u. s. w. Auch machte er einige interessante Bekanntschaften in Barr und Umgegend, namentlich diejenige eines Hrn. Lauth, ehemaligen protestantischen Geistlichen, durch welchen er zum erstenmale etwas Näheres über den berühmten Blinden in Kolmar,

dessen Freund und Liebling er später werden sollte, vernahm. Aber kostbarer noch war für seinen Geist und sein Gemüth die Bekanntschaft mit einem edeln Vertriebenen, der, wie R. in seiner Antrittspredigt 1826 sagte, „einen niedrigen Wirkungskreis mit seinem hohen Geiste ausfüllte, und von Gott aufbewahrt blieb für die rühmlichen Aemter, die er an der Neuen-Kirche und an der Hochschule Straßburgs bekleidete." Es war derselbe Hr. Fritz, der das Amt eines Volkslehrers in Barr, unter mancherlei drohenden Gefahren verwaltete. R. hatte als gebildeter junger Mann um so freiern Eintritt in diesen Familienkreis, als Mad. Fritz, geborene Ziegenhagen, erst im J. 1793 vermählt, die Tante seines zärtlichen Freundes Ehrenfried Stöber war, und daher häufige Gelegenheit sich darbot, von den Lieben in Straßburg zu sprechen und sich gegenseitig aufzumuntern. Der fromme Volkslehrer nährte in R. den heiligen Funken, den der Pesthauch jener Zeit mehr als einmal zu ersticken drohte. — Wie sollten indessen die einförmigen und immer wiederkehrenden Beschäftigungen eines Dorfschulgehülfen, Federn schneiden, Hefte korrigiren, Lesen- und Buchstabirenlehren, auch wenn die Gegend noch so paradisisch war, einer Seele wie R. auf die Länge genügen? War doch das damalige Schulhalten ganz eigener Art. Es hatte nämlich ein republikanisches Dekret streng verordnet, daß alle Elsässer, um desto bessere Demokraten zu werden, französisch lernen müßten. Die Furcht trieb nun Männer und Frauen nebst den Kindern in die Schulen, und wenn es dann oft geschah, daß das französische Buchstabiren und Lesen diese ganz eigenen Schüler langweilte, so stimmten sie nicht selten, der Lehrer mochte wollen oder nicht, auf einmal eines der patriotischen Lieder an, und damit war die Schule zu Ende. R. sehnte sich nach Straßburg zurück, nicht deswegen, weil mehr Zerstreuungen und Genüsse ihn dort erwarteten, sondern weil mit den sich verändernden Zeitumständen auch eine Thüre sich wieder öffnen konnte, um seinen unterbrochenen geistigen Lebensfaden weiter fortzuspinnen. Im Mai 1795 verließ er daher sein ihm theuer gewordenes Mittelbergheim, wo aber sein achtmonatliches Wirken nicht ohne Segen geblieben ist. Es war ihm nämlich in seiner Vaterstadt eine allerdings sehr prekäre Lehrerstelle am Findelhaus angeboten worden; er wies sie aber um so weniger ab, als er die Freude hatte, an seinem trauten Freunde Ehrenfr. Stöber einen Gehilfen zu finden, der mit ihm zwei und ein halb Jahr lang diesen

Boden pflügte: eine Summe von 150 Franken war die einzige Gratifikation, welche er für seine Dienste, vom Juli 1795 bis December 1797 erhielt. Von weit höherem Werthe war für ihn der Umstand, daß, nach dem Sturze der Schreckensregierung, Hochschule und Gymnasium nach und nach sich wieder aus ihren Trümmern erhoben, die Hörsäle sich öffneten, und die des Waffenlärms müdegewordene Jugend sich um liebe Lehrer abermals versammeln durfte. Auch die Kirchen, sowohl protestantische als römisch-katholische, durften wieder ihre alten Gottesdienste feiern. Daß er einer der fleißigsten Zuhörer bei den neu eröffneten Vorlesungen am protestantischen Seminare war, läßt sich leicht errathen; mit neuem Eifer nahm er die unterbrochene Lektüre wieder auf; Gellert, Shakespeare und die französischen Klassiker wurden seine Lieblings-Autoren. An Gelegenheit zu Privatunterricht konnte es ihm ebenfalls nicht fehlen; in meheren der angesehensten Häuser Straßburgs fand er günstige Aufnahme und nahm sich seiner Brüder nun mit neuer Treue an. So schien sich nun für unseren jungen Freund Alles besser gestalten und in's rechte Studiengeleise sich legen zu wollen, als unvermuthet ein Ruf an ihn erging, der in seine Lebensschicksale entscheidend eingriff. Man frug nämlich bei ihm an, ob er gesonnen wäre, Zeit und Kraft dem blinden Dichter des Elsasses, dem edeln Pfeffel, der nicht blos einen Sekretär, sondern auch einen jugendlichen Freund suche, zu widmen? Pfeffel wohnte in Kolmar, und hatte längere Jahre, in Verbindung mit dem edeln Freunde, Lerse, ein Militärpensionat geleitet, das aber gleich nach dem Ausbruche der Revolution einging. Diese ehrenvolle Existenz war gebrochen, und zu diesem ersten empfindlichen Verluste gesellte sich bald ein zweiter: Pfeffel verlor den größten Theil seines Vermögens durch die Entwerthung der Assignaten, und mußte nun in dem Alter, wo Andere von des Tages Last und Hitze ausruhen dürfen, von Neuem die Feder ergreifen, um durch schriftstellerische Arbeiten mühsam wieder aufzubauen, was der unerhörte Sturm der Zeiten in wenigen Monaten niedergerissen hatte. Der blinde, von Krankheit oft heimgesuchte Dichtergreis, bedurfte aber dazu eines thätigen, talentvollen, gemüthlichen Gehilfen und Freundes, der am Tage ihm einen sichern Arm, in den Morgen- und den Abendstunden eine gewandte Feder leihen, und dann und wann Rath und Trost ihm zuflüstern konnte. R., dessen dichterische Seele schon längst mit dem blinden Barden sich

verwandt fühlte, stand nicht an, diesem Rufe zu folgen, die kaum wieder aufgenommenen Studien zu unterbrechen und nach Kolmar zu wandern. Es war ein Zug und eine Weisung von Oben. Mit Anfang des Jahres 1798 trat R., kaum 19 Jahr alt, in das pfeffel'sche Haus und weder er noch sein Principal hatten Ursache diesen Schritt je zu bereuen. Pfeffel lebte an der Seite seines neuen Kabinetsgehilfen (so nannte sich R.) fröhlich auf; auch R. fühlte sich unendlich wohl in der Nähe eines solchen Mannes. Im Septembermonat 1798 erging von Seiten der französischen Regierung ein Gesetz, welchem zufolge alle, vor dem 22. September 1778 in Frankreich geborenen, Jünglinge zum Kriegsdienste aufgeboten waren; es ward officiell in die Zeitungen eingerückt, und in allen Städten Frankreichs, also auch in Kolmar, unter Trommelschlag verkündet. R. war am 5. Sept. jenes Jahres geboren und also konskriptionspflichtig. Alle Schritte welche von Kolmar und Straßburg aus durch die mächtigen Gönner, welche R. an beiden Orten besaß, gethan wurden, blieben erfolglos; sogar das Anerbieten seines Bruders, an seiner Stelle die Waffen zu ergreifen, wurde von den Behörden abgewiesen und es mußte der unerbittlichen Requisition schneller Gehorsam geleistet werden. Von allen Seiten zogen Abtheilungen junger Konskribirter heran und erhielten ihre Weisung; an die Spitze einer solchen Abtheilung wurde auch R. gestellt, um von Kolmar aus nach der Rhein- und Donauarmee zu marschiren. R. fühlte die ganze Bitterkeit dieser Trübsal; doch ertrug er sie mit dem Gleichmuth, den nur der Glaube verleiht. Er nahm den Tornister als sein ihm beschiedenes Kreuz auf sich und folgte, mit vortrefflichen Empfehlungsschreiben von Pfeffel versehen, dem unverkennbar höheren Rufe, der ihn seinem theologischen Ziele vielleicht näher brachte, als ein längeres Verweilen im pfeffel'schen Hause. Seine gute Laune verließ ihn nie, auch nicht auf dieser ersten militärischen Reise; denn die wahre Frömmigkeit ist eine heitere. Am 22. Nov. 1798 schrieb er unter anderm Folgendes an seinen Freund Stöber: „Kuß und guten Abend, lieber Ehrenfried! Ich habe bereits an Euch aus Belfort geschrieben; wir blieben daselbst nur drei Tage und heute bin ich in Lepuix, einem Dorfe, nachdem wir fünf oder sechs Tage in Dalle verweilt hatten. Ueberall fanden wir nichts als Strohhütten und Strohbetten, aber gute Menschen und Erdäpfel in Menge. Seit bald 8 Tagen bin ich vom Kommandanten in Dalle zum Befehlshaber unserer

Truppe ernannt, so sehr ich mich auch dagegen wehrte, und wohne seitdem immer im Wirthshause, wo ich gute Kost und ein Zimmer für mich mit einem reinlichen Federbette habe. Meine Befehlshaberwürde war mir Anfangs peinlich, später behagte sie mir sehr, da ich Zeitungen, Bücher und Gesellschaft fand. Unter meinen Kameraden ist Niemand, mit dem ich Freundschaft pflegen könnte; es sind fast lauter Bauernbursche, die mir aber alle eifrig ergeben sind und mit der größten Willigkeit gehorchen. Gestern Abend hatten mehere von ihnen zu viel getrunken und lärmten und zankten im Wirthshause, wo ich wohne; ich trat unter sie und hieß sie zu Bette gehen; sie ließen ihren Wein stehen und gehorchten. Heute früh bei der Appell habe ich ihnen eine tüchtige Strafpredigt gehalten, die sehr wohl aufgenommen wurde. Die unbiegsame aber brüderliche Strenge die ich handhabe, und der Eifer, mit dem ich ihr Interesse vertheidige, haben mir ihre Achtung erworben. Du solltest einmal Deinen Freund sehen, wenn er vor der Fronte dieses wilden Haufens steht, Appell hält oder ordres ertheilt! u. s. w." Es ging nicht, wie man gefürchtet hatte, zur Donauarmee, sondern es kam der Befehl, wieder nach Belfort zurück, von da nach der Schweiz zu marschiren, wo R. gerade seine Empfehlungsschreiben am Besten benutzen konnte. In seiner Eigenschaft als Dollmetscher bei'm Kriegsgericht der 4. Division des rechten Flügels, wozu er durch den General Schauenburg, dem er vielseitig sich empfohlen fand, erhoben worden war, obgleich als Fusilier der Hundertsten Halbbrigade Linieninfanterie 3. Bataillon 8. Kompagnie in den Kontrolen der Armee eingeschrieben, wechselte er oft sein Standquartier und wohnte, je nach den Wechselfällen des Krieges, in Aarburg, in Solothurn, in Bern, in Zug, in Winterthur, in Zürich, in St. Gallen, und hinterließ überall bei seinen Vorgesetzten und bei den Einwohnern des hart mitgenommenen Landes den Ruf eines jungen Ehrenmannes. Als einige Jahre später, nachdem bereits die Kriegsfackel in der Schweiz erloschen war, derselbe Bruder, der einst für R. marschiren wollte, nach Winterthur kam, und seinen Namen in's Wirthshausregister einschrieb, so umgab ihn alsobald die Bewohnerschaft des ganzen Hauses; man beglückwünschte ihn, der Bruder des edlen Kriegers zu seyn, der einst daselbst logirt hatte, und der Zuvorkommenheiten in dem Städtchen wollte kein Ende werden. R. war, wenn auch selbst nicht thätig bei diesen Mordscenen, Zeuge der blutigen Schlacht

und Einnahme von Zürich im J. 1799, wo Massena und Suwarow die glänzendsten Kriegstalente entfalteten, der Letzte aber überwunden mit seinen russischen Legionen den Rückweg über die Alpen einschlagen mußte. Lavater, der väterliche Freund R.'s, fand in jenen Schreckenstagen seinen langsamen Tod. Wichtiger als die Kriegserlebnisse waren für R. die zahlreichen, höchst interessanten Bekanntschaften, die der Freund und Kabinetsgehilfe Pfeffel's in den protestantischen Kantonen der Schweiz anzuknüpfen Gelegenheit fand. Heinrich Oberlin, sein Jugendfreund, den er bei der Schweizerarmee zuerst als Soldat des 3. Bataillons der 84. Halbbrigade, und dann als officier de santé auffand, begleitete ihn auf manchem seiner gemüthlichen Ausflüge, namentlich zum kranken und verbannten Lavater auf dem Schlosse Gnonau bei Zug. Daß ein näherer Umgang mit Männern wie Dr. Hirzel, Dr. Breitinger, Lavater und Heß*), lauter intime Freunde von Pfeffel, für unsern R. ein höchst segensvoller, ermunternder, heiligender war, wer könnte daran zweifeln? Besonders aber zog ihn Pfarrer Zollikofer in St. Gallen an, bei welchem er eine Zeit lang täglichen, mündlichen Unterricht erhielt. Freilich wurden dadurch auch die Wünsche R.'s, auf die stillen, gesegneten Bahnen der Theologie zurückzukehren, um so brünstiger. Ihre Erfüllung lag näher, als er glaubte. Seine Gönner in Straßburg hatten das Auge nicht von ihm abgewandt, sondern nur das erste Sturmeswetter vorüberziehen lassen, wodurch ja auch R. wie ein junger Baum erkräftiget wurde. Als aber günstigere Umstände eingetreten waren und die Siege der französischen Heere in der Schweiz die Herzen der Gewalthaber milder gestimmt hatten, da erhielt er, auf die gewichtige Fürsprache der Familien Mathieu und Türckheim hin, einen provisorischen Urlaub vom Generalkommissär des französischen Okkupationsheeres in der Schweiz. Mit diesem eilte er durch Kolmar nach Straßburg zurück in die Arme seiner glücklichen Aeltern und Freunde und ward nicht lange hernach, in einem Revisionsrath als zum Kriegsdienste untüchtig erklärt, mit ehrenvollen Zeugnissen entlassen. — R. war jetzt 21 Jahr alt, und hatte, wie seine übrigen Jugendgenossen, und mehr noch als Mancher unter ihnen, so Vieles schon erlebt und durchlebt, daß man nicht mit Unrecht behaupten dürfte: Er war reif geworden! Er stand zwar noch immer auf demselben Punkte,

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 431.

wo er fünf Jahre zuvor gestanden hatte, aber auch immer noch um so feuriger von demselben Wunsche beseelt, in den geistlichen Stand zu treten. Da ergriff ihn in seiner Rathlosigkeit wieder dieselbe wohlthätige Hand, die ihn in seiner ersten Jugend beschützt und vom Kriegsdienste losgemacht hatte, und gab ihm Mittel und Wege an die Hand, jetzt, da besonders die Zeiten etwas ruhiger geworden waren, seiner Lieblingsneigung zu folgen. Auch Vater Pfeffel, den die Befreiung seines jungen Freundes überglücklich gemacht hatte, lieh Hand und Rath zum guten Werke. Studiren sollte nun R.; aber auf welcher Hochschule? Straßburg war noch lange nicht der friedliche Musensitz geworden, wo R. die ihm so nöthige Ruhe finden konnte. Alles war noch hier in kriegerischer Aufregung; täglich beinahe zogen Truppenkolonnen durch die Stadt und die Tradition theologischer Wissenschaft hatte noch nicht den rechten Anknüpfungspunkt gefunden, wenn gleich Blessig und Haffner*) als scheinende Lichter, an der Spitze der Kirche und der Akademie standen. Man entschied sich also um so leichter für das friedliche und nicht allzufern gelegene Tübingen, als Pfeffel daselbst den Herausgeber seiner Werke, Cotta**), genau kannte und R. seinerseits hoffen durfte, seinem väterlichen Freunde daselbst nützlich werden zu können. Dazu kam noch der Umstand, daß die Universität Tübingen durch die Gelehrsamkeit und den erleuchteten frommen Sinn ihrer Professoren einen bedeutenden Ruf unter allen Universitäten Deutschlands genoß. Pfeffel legte Alles dort zurechte, bevor R. hinkam (Nov. 1800), der im Hause des Dr. Cotta daselbst freien Tisch und freie Wohnung finden und dagegen täglich der Hausfrau eine Stunde französischen Unterricht, dem kleinen Sohne ebenfalls eine Stunde und dem literarischen Geschäfte des Hausherrn etwa zwei Stunden widmen sollte. Diese Bedingungen wurden gegenseitig angenommen, leider! aber nicht so gewissenhaft eingehalten, als es für das körperliche Wohlergehen R.'s zu wünschen gewesen wäre. Die Anforderungen der cotta'schen Officin nöthigten den vielbeschäftigten Studenten nicht selten, seine Nächte hinzugeben, um Druckbogen zu korrigiren; dadurch ward, zum Theil wenigstens, der Grund zu jener Augenschwäche gelegt, welche ihn nie mehr verließ. Er war der einzige und bis dahin der erste Franzose,

---

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 453.
**) — — — — 10. — — — — S. 849.

der in Tübingen studiren wollte und wurde, wie man behauptet, von dem König von Würtemberg deßhalb komplimentirt. Neben dem behielt er die Hauptsache, sein Studium, im Auge und sammelte durch eigenen Fleiß und treffliche Lehrer unterstützt, die theologischen Schätze der Gelehrsamkeit, welche ihn zierten. Während der dritthalb Jahre, die R. in Tübingen zubrachte, fiel nichts Erhebliches vor, als daß er in dem letzten Winter von den scharfen Neckarnebeln heftig an Nerven und Gemüth sich afficirt fühlte und nach Stuttgart fliehen mußte, um das Fieber los zu werden; daß er seinen Bruder Daniel in Stuttgart unterbrachte und ihn auch durch seine Verwendung von der Konskriptionsgefahr rettete, und daß er endlich seine erste Predigt hielt in Oeschingen, einem Dorfe am Fuße der schwäbischen Alp, über das Schriftwort: Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. In den ersten Monaten des Jahres 1803 kam der wohlvorbereitete junge Mann, mit vollen 24 Jahren, von der Universität zurück, in seiner Vaterstadt an, wo ihn die Liebe seiner Aeltern, Freunde und Lehrer willkommen hieß. An Anläßen zu nützlicher, und theilweise auch einträglicher, Beschäftigung konnte es ihm nicht fehlen. Wahrscheinlich ist es, daß der für Volkserziehung glühende junge Mann mit Blessig einer der Gründer der Sonntagsvorlesungen ward, die vom 18. Nov. 1804 an bis auf den heutigen Tag in einem der Säle des protestantischen Gymnasium gehalten und fleißig besucht werden. Ebenso wurde ihm auch die Erziehung und der Unterricht des noch lebenden Sohnes der Witwe Busch anvertraut; in welchen ehrenvollen Verhältnissen er anderthalb Jahre lang stand. Am 6. April 1805 meldete Vater Pfeffel, welcher Mitglied des protestantischen Konsistorium war, dem Sohn seiner Liebe den Heimgang eines der Geistlichen der kolmarer evangelischen Gemeinde und fragte bei ihm an, ob er noch immer gesonnen sey, und ob seine Gesundheit es ihm erlaube, Rücksicht auf diese Vakanz zu nehmen? Im bejahenden Falle würde er seine Maaßregeln darnach nehmen, und könne ihn zum Voraus versichern, daß er Freunde im Konsistorium habe. Zugleich gab er ihm auch die Emolumente an, welche dem neu zu erwählenden vierten Pfarrer, der zugleich Mädchenschullehrer seyn sollte, zukommen würden. Wahrscheinlich ließ R. nicht lange auf eine Antwort warten, und es gelang bald darauf dem mächtigen Einflusse Pfeffel's, daß der-

selbe als vierter Pfarrer nach Kolmar gewählt, und vor seinem Abgange dahin durch Dr. und Insp. Blessig in der Neuen-Kirche die Weihe zum heiligen Amte, unter Händeauflegung, empfing. Glücklicher schien unserm R. das Loos nicht fallen zu können; ward er doch zu seinem Pfeffel zurückgeführt; war es doch höchst ehrenvoll für einen Kandidaten von 27 Jahren, an einer der wichtigsten Gemeinden unserer beiden rheinischen Departemente angestellt zu werden; ward doch durch seine besondere Stellung ihm ein Wirkungskreis angewiesen, wo er neben seinen Kanzelgaben auch seine ausgezeichneten pädagogischen Talente bewähren konnte; trat er doch durch sein Amt und seine Freundschaft mit Pfeffel in höchst angenehme und wichtige Verbindung mit den ausgezeichnetsten Familien des Oberrheins, wodurch ihm auch diejenige Seele zugeführt wurde, welche beinahe ein halbes Jahrhundert lang Freud und Leid schwesterlich mit ihm theilte und seine Tage verschönerte. Bald sammelte sich auch um den jungen, lebendigen, nach Großem und Neuem strebenden Pfarrer eine Schaar weiblicher Zöglinge in der seiner Leitung anvertrauten Pfarrschule. Im Mai 1806 führte er in der Person der würdigen Tochter Kolmars, Jungfrau Dietz, um deren Besitz ihn Mancher beneidete, eine Gattin in's einsame Schulhaus, und einige Jahre darauf ward dasselbe ein kleines Pensionnat, weil es dem Vater nach bewährten Erziehungsgrundsätzen anlag, seinem Erstgebornen, Amadeus, der 10 Jahre hindurch das einzige Kind war, einige Studien- und Spielgenossen an die Seite zu stellen. Einige dieser dem protestantischen Pfarrer anvertrauten Zöglinge weiblichen und männlichen Geschlechts gehörten sogar der römischen Kirche an. R. war aber auch ganz der Mann für die Kinderwelt, und wäre er sonst nichts gewesen, so reichte dieß allein schon hin, auf seine Gruft eine Krone des Dankes niederzulegen. Seelsorge hatte er im Anfange seines Amtes keine; diese Pastoralfreude und Sorge wurde ihm erst im Jahre 1811 zu Theil, nachdem einer seiner Kollegen, in dem Augenblick, wo er eine Festrede über die Geburt des Königs von Rom ausarbeitete, von einem Schlagflusse niedergeschmettert worden war. Fast zu gleicher Zeit wurde ihm auch sein ehrwürdiger Freund, Väter und Wohlthäter, Pfeffel, entrissen; er sah ihn sterben wie einen Gerechten und ehrte ihn im Tode, wie Söhne ihre Väter ehren, durch musterhafte Treue in dem, hauptsächlich durch Pfeffel's Bemühungen, ihm gewordenen Amte und

durch eine Biographie Pfeffel's, welche auch in der Ferne, auf dem Gebiete der schönen Literatur, durch Styl und Gedankenfülle eine ehrenvolle Stelle sich erworben hat. Mit seiner ihm von Herzen zugethanen Gemeinde durchwirkte und durchkämpfte er die verhängnißvollen Jahre 1814 und 1815, wo der lange Zeit gedemüthigte Feind, endlich des Eroberers Joch und seine Schmach abschüttelnd, gleich den Fluthen des Oceans, die Dämme unsers Vaterlandes durchbrach und uns lehrte, was der Kriegsruhm ein Volk kostet! Doch ein hoher Trost ward ihm; seines Pfeffels Haus wurde von den feindlichen Schaaren selbst wie ein Heiligthum bewacht und des Dichters Familie von jedem Kriegsdrucke verschont. – In denselben schwierigen Jahren wurde ihm ebenfalls, ihm dem erfahrnen und gewandten Manne, der 16 Jahre früher im Waffensturme so klug und thätig gewesen war, die Stelle eines geschwornen Dollmetschers und Uebersetzers an der Präfektur des Oberrheins übertragen, gleichsam ein Erbe des verblichenen Dichters. Im J. 1817 eröffnete sich für seine unermüdliche Thätigkeit ein neuer geistlicher Schauplatz. Im reizenden St. Amarinenthale hatte sich nach und nach durch den Anwachs der Industrie eine kleine evangelische Gemeinde zusammengefunden, die aber längere Jahre hindurch viel zu unbedeutend blieb, als daß sie für Besoldung eines ständigen Seelsorgers bei der Regierung hätte einkommen können; die Geistlichen Colmars brachten ihren dortigen Glaubensgenossen von Zeit zu Zeit den Segen des Worts und Sakraments. Als Pfarrer Engel mit Tod abgegangen war, übernahm R. diese entlegene Seelsorge; ja, es wurde nach und nach Wesserlingen das Lieblingskind seiner Pastoralpflege, welches er auch dann nicht verließ, sondern regelmäßig besuchte, als er in entferntere Wirkungskreise trat und nur dann sich Ruhe gönnte, als die Vorboten des Alters sich bei ihm einstellten. Im J. 1819 war eine Reorganisation des gesammten protestantischen Schulwesens in Colmar zur Nothwendigkeit geworden. Wer war der Mann der Fähigkeit und der Kraft, um ein so schwieriges Werk zu unternehmen und furchtlos auszuführen? Es war abermals unser R., dem das Konsistorium einstimmig sein Zutrauen schenkte; er führte mit Gewandtheit und Schonung die lankaster'sche und wechselseitige Methode in den Schulen ein, welche bald wieder aus ihrem Winterschlafe erwachten und liebliche Früchte trugen. Dennoch trübte sich bei aller gesegneten amtlichen Wirksamkeit der Himmel seines häuslichen Glückes. Seine Ver-

ehelichung war unter den glücklichsten Auspicien im Mai 1806 erfolgt und an dem Hochzeitstage hatte es Blumen, Briefe und Gedichte geregnet. Noch in demselben Jahre befiel den jungen Gatten, der von eigentlicher Krankheit noch nie etwas gewußt hatte, ein vielleicht bei der Armee geholtes Uebel, das wir eigentlich weder beschreiben noch bestimmen können, das von den geschicktesten inländischen Aerzten als eine schwere Flechtenkrankheit, später von einem ausländischen Gelehrten für das chronische Blasenfieber (Pemphique), eine der seltensten Menschenplagen, erklärt wurde. Es äußerte sich in bedenklichen Hautausschlägen, die den ganzen Körper bedeckten, ein beständiges Jucken erzeugten und den ganzen äußeren Organismus des Kranken bedroheten. R. wurde in kurzer Zeit ein Hiob, dem aber keine zweifelnde, sondern gläubige Freunde zuströmten, um ihm wo möglich zu helfen und ihn zu trösten. Seine junge Gattin ward dadurch bald in die Schule der Geduld geführt, bestand aber meisterhaft ihr Gottesexamen. Alles wurde versucht und angewandt; nichts war zu theuer, das nicht zur Heilung des lieben Kranken aufgeboten, geopfert worden wäre; allein jede Bemühung, jede Kunst schien an dem hartnäckigen Uebel zu scheitern, das R. mit einer Fassung und einem Gleichmuth ertrug, die oft Bewunderung erregten. Endlich gab man Aerzten und Arzneien den Abschied und versuchte es mit Luft- und Badekuren; R. besuchte zu verschiedenen Malen die kräftigen Quellen des leuker Bades (bains de Louèche) in den hohen Alpen, fand zwar jedesmal Linderung, aber keine gründliche Heilung. So schleppte sich der arme, geplagte Mann einher; im J. 1811 befand er sich wieder auf einige Monate im einsamen Leuk, getrennt von Frau und Kind, von seiner Kirche und seiner theuern Schule, als er, es war am 22. Juli, Frau v. Custine, in Begleitung eines fremden Arztes, doch nur zur Durchreise daselbst, ankommen sah und in weniger Zeit mit ihr bekannt wurde. Dieser deutsche Arzt, aus Breslau in Schlesien gebürtig, hieß Koreff*) und hatte sich durch bedeutende, außerordentlich glückliche Kuren anderswo schon, aber vorzüglich in Paris, einen glänzenden Ruf und großes Vermögen erworben. Frau v. Custine, welche R.'s Zustand herzlich bemitleidete, vermochte ihn endlich, ihn, der von Arzneien und Aerzten nichts mehr wissen wollte, sich eine

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 28. Jahrg. d. Nekr. S. 1235.

Konsultation gefallen zu lassen, zu welcher sich Koreff, ob er wohl des Kranken Widerwillen bemerkte, auf die dringende Bitte seiner Reisegefährtin willig finden ließ. R. seinerseits glaubte endlich auch in diesem flüchtigen Zusammentreffen einen Wink Gottes erkennen zu dürfen. Auf einem klug eigeleiteten Spaziergang, wo sich dann Frau von Custine auf Augenblicke entfernte, nahm Koreff R. bei'm Arme, bat ihn um Auskunft, erforschte ihn nun auf's Genaueste und sprach, wie R. in seinem Tagebuche bezeugt, sehr vernünftig über sein Uebel. Er erklärte sich endlich dahin, daß diese Krankheit kein Flechtenübel, sondern ein chronisches Blasenfieber sey, das sehr selten vorkomme, für welches zwar das Leukerbad sehr zweckmäßig aber nicht durchgreifend genug sey; daß er, Koreff, diese Krankheit für sehr heilbar halte und sie auch schon völlig geheilt habe. Er setzte hinzu, daß, wenn R. seine Vorschriften befolgen und mit ihm in Korrespondenz treten wolle, er hoffen dürfe, gründlich hergestellt zu werden. R., der noch immer etwas ungläubig war, bat nun den Arzt um seine Recepte und Vorschriften, welche er ihm auch noch denselben Abend, nebst seiner Adresse, im Schoße der Familie Custine nicht nur einhändigte, sondern auch erklärte; ihn zudem versicherte, daß die zu unternehmende Kur ihn nicht an seinen gewöhnlichen Geschäften hindern würde. Koreff weigerte sich am andern Morgen standhaft, für diese Konsultation etwas anzunehmen, mit der Erklärung, daß sein schönster Lohn darin bestehe, wenn es ihm gelingen sollte, einem Manne, wie R., geholfen zu haben. Als seine Kur in Leuk zu Ende war, kehrte R. nach Kolmar zurück und begann nun die heftige Giftkur (denn dieß war sie), welche Koreff ihm angerathen hatte. Sie wirkte wunderbar; R. athmete nach und nach freier; allein das Gift, an das sich freilich seine Natur erst gewöhnen mußte, griff nun andere edle Theile seines Organismus, Augen und Brust, an, so daß von jener Zeit an R.'s Auge immer schwächer wurde und der Husten bis zu seinem Grabe ihn nicht verließ; auch andere Theile des Unterleibes litten Noth. Koreff hatte Solches zum Theil vorausgesagt; doch R. wählte zwischen zweien Uebeln das erträglichste und bereuete nie, solches gethan zu haben. Daß aber sein häusliches Leben, seine amtliche Thätigkeit und alle Freuden, die daraus erwachsen sollten, dadurch gestört wurden, wer möchte daran zweifeln? Zu diesem einen Uebelstande kam der zweite, der vielleicht noch viel wichtiger war, ob wir ihn gleich nur im Allgemeinen an-

deuten können: es war ein 15jähriger heißer Kampf mit ungemein schwierigen Amtsverhältnissen, in welche der edle, sittenreine, unbestechliche, die Würde des geistlichen Berufs tief fühlende R. sich nicht, wie vielleicht Viele es gewünscht hätten, zu schicken wußte, oder vielmehr sich nicht schicken wollte, weil er überzeugt war, daß diesem Kampfe durch größere Energie der betreffenden Behörden ein Ende gemacht werden konnte und es immer nicht geschah. Er hielt sich, da denn doch sein Nervensystem ein sehr gereiztes war, für verlassen und des Amtes Würde geschändet. Seine körperlichen Kräfte schienen erliegen zu wollen; daher besann sich R. noch bei Zeiten. Im J. 1820 hegte er den Plan, mit einem Kollegen, Pfarrer Meyer in Günsbach bei Münster, die Stellen auszutauschen und begehrte dazu die Autorisation seines Konsistorium; diese mußte ihm verweigert werden, da bis dahin keine Kirchenbehörde das Recht besaß, einen solchen Pfarrwechsel anzubahnen oder gut zu heißen. Bald darauf wurde die Landpfarrei Gertweiler in der Nähe von Barr erledigt; R. zögerte nicht einen Augenblick sich um dieselbe zu bewerben, wurde auch am 6. April 1820 gewählt, und seinem Begehren zufolge, augenblicklich vom colmarer Konsistorium, mit Anerkennung aller seiner Verdienste um die evangelische Gemeinde in Colmar, entlassen. Der Abzug von Colmar, der Stadt seiner Liebe, und wo auch das Grab Pfeffel's war, kostete ihn einen harten Kampf; der Einzug aber in Gertweiler, diesem stillen Dorfe, wo jeder Berg gleichsam ein Denkstein frommer Jugendentschlüsse war und wo er im Kreise frommer, gleichgesinnter Kollegen Ruhe für sein krankes Herz zu finden gewiß war, entschädigte ihn für die Scheideleiden. Zudem hatten die Aerzte dafür gehalten, daß eine völlige Luftveränderung für seine körperlichen Zustände nicht anders als zuträglich seyn könnte. R. war damals 42 Jahre alt und in voller Geistesblüthe. Ein Jahr zuvor hatte er seinen Vater verloren; jetzt konnte er daran denken, seiner verwittweten Mutter einen lieblichen Lebensabend zu bereiten, indem er sie, die immer noch mit Vorliebe am Gartenwesen hing, einlud, sein Pfarrhaus zu bewohnen und zur Beschäftigung seinen Pfarrgarten zu verwalten. Die Mutter folgte mit Entzücken diesem kindlichen Rufe. Kirche und Schule wurden auf's Neue, da nun kein Hemmschuh ihm weiter entgegengeschoben wurde, das Ziel aller seiner Bestrebungen. Seliger, als in der größeren Stadtgemeinde, fühlte

er sich auf seiner kleinen Kanzel und genoß dort den Frieden eines Hirten, der da sagen kann: „Ich bin ein guter Hirte, und kenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen." Selig war er im Kreise der Jugend, die er auch hier wieder um sich sammelte und mit einer Herzlichkeit behandelte, die nur wenigen Kinderfreunden in solchem Maaße eigen ist. Um seinen heranwachsenden Sohn nicht einseitig zu erziehen, gesellete er einige Söhne aus Gertweiler und der Umgegend ihm zu und gab denselben mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit einen Unterricht in höhern Fächern, wie sie ihn nirgends sonst empfangen hätten; ja, er studirte sich wieder in manches Fach hinein, um der lieben Schüler willen, z. B., in die höhere Mathematik, und bereitete sich jedes Mal, wie dieß jeder gewissenhafte Lehrer thun soll, auf jede seiner Unterrichtsstunden sorgfältig vor. Leider! war sein Glück in dieser ihm so sehr zusagenden Stelle gar oft durch heftige Krankheitsanfälle getrübt; sein Sehorgan war oft gefährlich entzündet, so daß er fürchten mußte, zu erblinden; fürchterliche Gliederschmerzen warfen ihn häufig nieder und er schwebte oft zwischen Tod und Leben. Doch fand er bei seinen Amtsgenossen und Freunden Theilnahme. R., ob nun gleich schon 18 Jahre von Straßburg entfernt, war doch immer daselbst gekannt und geschätzt. Als daher im Spätherbst 1823 Pfarrer R. in St. Wilhelm durch den Tod von der Seite seines edeln Freundes Frantz gerissen wurde, so ging die einmüthige Entscheidung des St. Wilhelmer Kirchenvorstandes dahin, R. diese Stelle anzutragen; allein da sich ein älterer Freund dazu bereits gemeldet hatte, lehnte er die Einladung dahin ab. Sein Vaterherz, das nun bald den ältesten Sohn nach Straßburg in Kost und Logis thun mußte, war allerdings anderer Meinung, mußte sich aber beugen vor der gebietenden Stimme der Pflicht. R. blieb also, wie er scherzhaft sagte, auf dem Lande und nährte sich redlich. Im J. 1825 ging eine Stelle in der Gemeinde St. Thomä auf und eifrige, liebende Freunde drangen in ihn, sich förmlich zu melden, damit sein Name auf die Designationsliste gesetzt würde. Er aber hielt dieß für eine von seiner Seite unmögliche Sache und schrieb einem seiner Gönner folgende Worte darüber: „Meine menschliche Neigung geht nicht nach Straßburg; nur ein ganz unverkennbarer Ruf Gottes und die Pflicht der Dankbarkeit gegen meine Vaterstadt, die mich erzogen hat, könnten mich dahin führen, und ich ginge mit Zittern als nach Babylon." Indessen scheint es,

daß er sich dennoch, ohne sich zu melden, willig finden ließ, bei dieser Vakanz in St. Thomä aufzutreten; ein Anderer wurde als Amtprediger vorgezogen und angestellt. In demselben Jahre 1825 brachte er seinen 18jährigen, wohl vorbereiteten Sohn Amadeus nach Straßburg; bald sollte der Vater ihm nachfolgen und der unverkennbare Ruf Gottes an ihn ergehen, den er nicht herbeiwünschte, aber ihm auch nicht eigensinnig zu widerstehen entschlossen war. — Der ehrwürdige Vater Eissen war gegen Ende des Jahres 1825 aus der Neu-Kirchgemeinde geschieden; R. ward ohne sein Vorwissen und ohne seine Mitwirkung vorgeschlagen, dessen Nachfolger im Amte zu werden und am 25. Januar 1826 vom Konsistorium der Neuen-Kirche förmlich erwählt. Durch die Ernennung R.'s an die Neu-Kirchgemeinde, war ein letzter Wunsch seiner treuen, nun wie er bereits im männlichen Alter vorgerückten, Freunde erfüllt und ihrer Aller Freude war groß, als er am Sonntag Judika 1826 seine merkwürdige, jugendlich-dichterische, auch im Druck erschienene Antrittspredigt hielt, die er den Freunden, statt des Manuskripts, im J. 1827 erst übergab. Er war damals 48 Jahre alt, erkannte aber schon nach wenigen Monaten, was übrigens seine frühere Erfahrung ihn schon gelehrt hatte, welches die Stellung des Pfarrers in größern Städten ist und immer mehr wird: „Ich fange an," schrieb er schon im Monat August an jenen Freund, „ich fange an hier einen Wirkunskreis zu erlangen; aber ich überzeuge mich immer mehr, daß die Pfarrer nur auf Dörfern wohnen. Nicht zu sehen und doch zu glauben ist unser Loos in den Städten: Gott stärke meinen Glauben!" Mit Freuden begrüßte R. seine Vaterstadt und die Gemeinde, in welcher ihm 21 Jahre früher der geistliche Hirtenstab in die Hand war gegeben worden; aber ach! wie Manches hatte sich doch für ihn daselbst verändert und wie Vieles sollte sich im Laufe kurzer Jahre für ihn unter Schmerzen entweder verändern, oder von Grund aus neu gestalten! Von Gertweiler aus hatte er die geliebte Mutter mit nach Straßburg gebracht und ihr ein gar freundliches Stübchen, ein wahres Gartenhäuschen, im Pfarrhause der Münstergasse eingerichtet; allein der schlichten Frau, der es in der ländlichen Einsamkeit so wohl geworden war, konnte das Gewühl der innern Quartiere der Stadt und die häufigen Besuche, die der Sohn mit Anstand empfangen mußte, nicht mehr zusagen. Sie sehnte sich nach ihrem Stammhause zurück und ließ durch keine Bitte sich abhalten. Sie verließ daher das Haus des

Sohnes, der sie nicht verließ, bezog wieder die mit ihr gealterte Hütte und hatte das Glück, daselbst im Jahr 1832 zu sterben, ehe die Art der Dampfcivilisation das ganze Quartier niederwarf. Mit der Geburt des vierten Sohnes, Friedrich, ward 1828 das Pfarrhaus gesegnet, dagegen aber, als wäre eine Ausgleichung nöthig gewesen, im J. 1830 in tiefe, tiefe Trauer gehüllt durch das langsame Dahinsterben des bereits erwachsenen Sohnes Viktor, den keine Kunst der erfahrensten Aerzte für die Erde mehr retten konnte. Ebenso mußte R. die Hülle seines Bruders Theobald zu Grabe begleiten. Die übrigen Söhne blüheten alle fröhlich empor und nahmen zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen; zwei Vermählungsfeste durften im älterlichen Hause gefeiert und von R. zwei seiner Söhne zum Ehebunde eingesegnet werden. Als Greis noch war er pädagogisch thätig; denn in demselben Studirzimmer, wo die Väter einst gesessen und unter den Augen des Großvaters gearbeitet hatten, da saß im letzten Jahre der Enkel. R. war ein sehr treuer und gewissenhafter Pfarrer, der sich's oft recht sauer werden ließ, nie mit seiner Pflicht, sondern mit seiner Kraft und Gesundheit marktete. Streng, ungemein streng gegen sich selbst, ohne mit kindischer Aengstlichkeit immer zu fragen: Was werden die Leute von mir denken oder sagen? war er der duldsamste Mann, den man sehen konnte; obgleich ein strenggläubiger Christ und Prediger, der seiner Ueberzeugung nichts vergab und ihr auch nicht in entscheidenden Augenblicken aus dem Wege ging, wollte er, daß man einen Jeden seines Glaubens froh werden lasse, wie er es selbst war, und an den Krankenbetten der Neukirchgemeinde mochte ihn nicht leicht irgend Einer übertreffen! Denn sein Trost kam aus dem geprüften Herzen und floß wie ein Balsam in die Herzen der Andern über. Ein Amtsbruder war er, wie es gewiß nur wenige giebt; seine Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit waren ohne Grenzen und er mußte wirklich gezwungen werden zu der Ruhe, die ihm gebührte und ob welcher er nicht aufhörte, auch noch auf seinem Sterbebette sich leise Vorwürfe zu machen. Im Konsistorium war er eine zuverlässige Kirchensäule und ein glühender Verfechter, auch auf die Gefahr hin, gegen den Zeitgeist anzustoßen, der Rechte und der Würde der Kirche, deren Wiederaufbau Zeuge er gewesen war. Eine gefährdete Wahrheit fand ihn nicht stumm oder aus Menschengefälligkeit nachgiebig; sein Wort konnte wie ein Donner prallen, auch manchmal verwunden, wenn das selbstver-

wundete Herz überquoll. In jedem Falle war seine Erfahrung ein überreicher Schatz, aus dem er Jedem zu schöpfen gestattete. Als Kinderlehrer, oder wie man nach theologischer Sprachweise zu sagen pflegt, als Katechet galt er als einer der Ersten, dem es nicht Viele an sokratischer Gewandtheit gleich thun mögen. Zeugen davon sind seine eigenen Kinder und die vielen Privatzöglinge, die ihm in Straßburg, wie in Colmar und Gertweiler, zugeführt wurden und welche beinahe Alle trefflich geriethen; dafür zeuget die ehemalige Schulanstalt der Neuen-Kirche, für welche er mehr als einen Schulplan entwarf und die er, obgleich immer vergebens, aus einem etwas plattgetretenen Geleise herausziehen wollte; die Mittel dazu und das freiere Schalten gingen ihm ab. Er erhielt sich aber auch in beständiger pädagogischer Geistesthätigkeit; und wie ihm seine vielen Muße- und Krankheitsstunden erlaubten, sich fort und fort in allen Literaturfächern umzusehen, so blieb er auch kein Fremdling im Lehrfache und in der Methodik, die ihn gewaltig anzogen. Als ein tüchtiger, mit praktischem Sinne begabter Mann, ward R. gleich nach Antritt seiner Stelle zur Gründung oder Weiterförderung von mancherlei Gesellschaften und Vereinen herbeigezogen und die Erinnerung an seine geleisteten Dienste ist noch nicht in jenen Kreisen erloschen. Er zählte zu den Gründern und ersten Vorstehern der nun weit vorangeschrittenen Neuhofanstalt und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß seine Erfahrung und Menschenkenntniß Vieles zur vesten Begründung dieses Liebeswerkes beigetragen haben. Als die Gesellschaft zur Verbesserung und Ueberwachung der jungen Sträflinge (es war die erste in Frankreich) in's Leben trat, da stand R. mit That und Rath in den vordersten Reihen und seine im J. 1834 gehaltene Rede „über die Früchte eines neuen Pönitentiarsystems," ist noch nicht ganz in den Hintergrund getreten. Irren wir nicht, so war R. in Verbindung mit seiner erfahrenen Gattin, wo nicht einer der Gründer, so doch einer der thätigsten Beförderer der Société maternelle, welche zum Zweck hat, durch Frauen ausschließlich armen Müttern, die in den Wochen liegen und verlassen sind, zu Hilfe zu kommen und die seit ihrem Bestehen schon manches leidende, brechende Mutterherz wieder aufgerichtet hat. Auch die Bibelgesellschaft von Straßburg glaubte seine erleuchtete Erfahrung nicht entbehren zu können, wählte ihn daher zum Mitglied ihres leitenden Komitté und nahm ihm diese Stelle erst dann ab, als er in den spätern Abendstunden

sich nicht mehr erlauben konnte auszugehen und sie anfing für ihn eine Bürde zu werden; dieß war im Jahr 1840. Unvergeßlich, weil sie klassisch war, ist aber die Festrede, welche er im Jahr 1837, bei der Jahresversammlung der Gesellschaft, hielt; sie behandelte die Frage, ob Luther's deutsche Bibelübersetzung bei Seite geschoben werden könne? und endigte mit folgenden Worten, die aus dem Munde eines solchen elsässischen Patrioten unserm elsässischen und straßburger Bürgerstande und dessen Jugend, namentlich in unsern Tagen, zugerufen werden dürfen: „Bis dahin, nämlich bis der Mann wird aufgefunden worden seyn, der unsern großen Luther übertrifft und übersetzet, werde unter uns des Herrn Namen gepriesen und sein Wort verkündiget in deutscher Zunge, und lasset uns doch ja dafür sorgen, daß wir nicht, vom Weltgeiste verblendet, diese Zunge unsern Kindern und Enkeln fremd werden lassen, und Luther's Werk sich vor ihren Augen verschleiere. Straßburg hat wacker mitgeholfen, daß dieses Werk gedeihe; Straßburgs Söhne und Töchter werden nicht wollen, daß man bald aufhöre, in dieser Stadt die Sprache zu verstehen, in welcher Gottes Wort zu verbreiten wir uns in dieser Gesellschaft verbunden haben. Doch vor Allem laßt uns dafür sorgen, daß das Wort von den Vätern ererbt, unter uns lebendig und in treuem Herzen bleibe. Denn das sollt ihr wissen, sagt Luther, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist.“ Nicht minder kräftig als diese Rede sind seine beiden in den Jahren 1830 und 1850 gehaltenen und gedruckten Predigten, deren erste ein Nachhall der in den Julitagen errungenen Volksfreiheiten und die letzte eine Fürbitte für das gerade damals, nach zweijähriger gewaltsamer Unterbrechung in unserer Stadt wieder versammelte General-Konsistorium war. Mit besonderem Wohlgefallen aber begrüßte R. die im Jahr 1834 von jüngern Kollegen veranstalteten und bis zu diesem Jahre 1852 segensvoll geleiteten und fortgeführten allgemeinen Pfarrkonferenzen, an deren Sitzungen er regelmäßiger noch, als viele minderbejahrte Amtsbrüder, Theil nahm und sich dermaaßen darin auszeichnete, daß eine Rede R.'s jedesmal eine Begebenheit war und die versammelten Brüder, in den meisten Fällen, ungetheilten Beifall ihm zumurmelten. Auch ward ihm die Ehre, im Namen der Konferenz für die Kirche arbeiten zu dürfen und er betheiligte sich mehr oder minder durch die Feder oder durch guten Rath an dem von diesem Pfarrverein ausgegangenen Katechismus, an dem Gebetbuch be-

titelt: „der Christ vor Gott" und an dem neuen deutschen Gesangbuche für die evangelischen Gemeinden Frankreichs, das er mit patriarchalischer Wärme im Schoße seines Konsistorium vertheidigte und für das er — dieß war seine testamentliche Bitte in dem letzten Konsistorium, dem er hienieden beiwohnen durfte — abermals aufzutreten begehrte. Der Herr hatte es anders mit ihm beschlossen. Zu allen diesen Arbeiten fand R. die nöthige Muße in den glücklichen Umständen, unter welchen er lebte und auch die nöthige Freudigkeit durch den jugendlichen Geist, der ihn noch immer durchwehte, als nach und nach sein Haupt erbleichte. Er war zwar ein ausgezeichneter Hausvater, im geistigen Sinne dieses Wortes, und hielt strenge auf christliche Sitte bei allen Gliedern seiner Familie; allein irdische Haushaltssorgen und Geldverwaltungssachen überließ er gern und gänzlich andern Händen; es war auch manchmal gar klug, daß man ihm diese Sorge abnahm, denn seine Freundlichkeit mit den Armen ging oft gar zu weit. Er war in dieser Hinsicht der Vielbesuchte und Angelaufene, wo er dann, sogar wenn seine eigenen Glieder ihm den Dienst versagen wollten, es sich nicht nehmen ließ, die ärmste Schwester wie die reichste Dame unter seinem Arme die Treppe hinunter zu begleiten und wenn man sich ob dieser Anstrengungen wunderte, oft scherzend sprach: Ei, dem Schwachheitsteufel muß man auf den Kopf treten! Seinen Tag, der früh für ihn anfing, begann er immer mit stillem Gebet im Kämmerlein und Lesen der h. Schrift; diese gottselige Gewohnheit gab ihm auch die unter Schmerzen sich bewährende, ungetrübte Heiterkeit. Seine süßesten Erholungen suchte und fand er im Schoße der Natur, bald droben bei seinen lieben Kindern und Enkeln, welche er regelmäßig, wenigstens zwei Mal des Jahres besuchte, am öftersten aber in einem friedlichen Landsitze, den er sich schon seit langen Jahren im nahen Schiltigheim gewählt hatte wo er, fern vom Gewühle der Stadt, recht selige Morgen- und Abendstunden verlebte und seine Freunde willkommen hieß. Zu seines irdischen Tagewerks letzten Freuden — es waren die Stralen einer schönen Abendröthe — dürfen die Tage gezählet werden, wo er im August 1846 das Jubelfest der zuber'schen Gatten, seiner besten Freunde, mit seinem hohepriesterlichen Gebete in Mühlhausen weihen durfte; ferner die am 1. Mai 1851 vorgenommene Einweihung des Gotteshauses in Rixheim, dem Wohnorte seines ältesten Sohnes, und endlich der 25. Jan. 1851, an welchem seine drei Amtsgenossen an

der Neu-Kirchgemeinde ihm mit freundlichem Andenken und Gruße entgegenkommen durften. Am 31. Aug. 1851 bestieg er zum letzten Male, und zwar für einen abwesenden Kollegen, Morgens um 6 Uhr die Kanzel. Um 4 Uhr stand er an diesem Tage auf, um seine Stimme einzuüben, fühlte sich aber dermaaßen unwohl, daß jeder Andere, als er, den Schmerzen nachgegeben hätte. Er nicht; er eilte auf seine liebe Kanzel, ohne jedoch seiner Gattin, wie dieß seine Gewohnheit sonst war, einen guten Morgen zuzurufen. Darüber befremdet, ging dieselbe mit ihrem jüngsten Sohne, der wenige Tage zuvor aus Paris eingetroffen war, ebenfalls in die Kirche und beide fühlten sich wunderbar ergriffen von dem Fluß der Rede, der von den Lippen des mehr noch als sonst begeistert scheinenden Vaters und Gatten floß. Es war sein Schwanensang. — Zu Hause angekommen, eilten Mutter und Sohn auf das Studirzimmer, um dem lieben Redner ihre Freude zu bezeugen. Gerührt empfing er sie, sprach aber mit unumwölkter Stirne: „Wisset ihr, daß ich nur auf Einem Beine gepredigt habe?“ Diese Rede war ein Blitzstrahl bei heiterm Himmel; denn R. war den Tag zuvor noch mit seinem Sohne spazieren gegangen. Auf der Stelle wurde der treue, erfahrene Hausarzt und Hausfreund, Dr. Aronsohn, herbeigerufen, der nächst Gott den Leidenden schon aus mancher Todesgefahr gerettet hatte. Dieser machte eine bedenkliche Miene; dem Auge der Gattin aber entging die Gefahr nicht, in welcher der greise Gefährte ihres Lebens jetzt schwebte. R. dagegen, dem sein Zustand nicht verborgen seyn konnte, weil er seine körperliche Organisation, wie ein Anatom, genau kannte, blieb ruhig und gefaßt wie ein Engel und unterwarf sich, ohne eine Muskel zu verziehen, einige Tage später Operationen solcher Art, unter welchen sogar die erprobte Hand der Aerzte erbebte und ihr Mund ihn auffordern mußte, seinen Schmerz laut werden zu lassen. Er blieb, der er immer gewesen war; einige Wochen lang konnten seine besorgten Freunde wieder leise Hoffnungen fassen —; es war jedoch nur Täuschung, seine Stunde war gekommen. Ein Zehrfieber stellte sich ein, dem nach und nach zuerst seine Körperkräfte und endlich auch seine Geisteskräfte, die jedoch wie heilige Flammen oft wieder aufloderten, erlagen. Zwei Tage vor seinem stillen Heimgang nahmen seine Kollegen förmlich Abschied von dem Sterbenden, der ihnen mit leiser Stimme noch zuflüsterte: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!“ Um das Sterbebette

standen die Lieben alle, welche die Nachricht der drohenden Gefahr hatte erreichen können, und sein ältester Sohn drückte der Hülle das müde Auge zu.

15. Alexander Julius Thimmig,

erster Regierungsrath bei der Kreisdirektion zu Dresden;

geb. den 14. Aug. 1803, gest. den 20. Jan. 1852 *).

Sein Geburtsort war Dresden, wo sein Vater, der im J. 1826 starb, als Major stand. Auf der Kreuzschule seiner Vaterstadt erhielt T. seine erste wissenschaftliche Bildung, worauf er im J. 1821 in einem Alter von 18 Jahren die Universität Leipzig bezog, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Nach dreijährigem Studium bestand er glücklich im J. 1824 das Universitätsexamen, worauf er in der 1sten Abtheilung des Justizamtes zu Dresden Zutritt nahm und hier im Jahr 1826 als Aktuarius angestellt wurde. Durch Berufseifer und Geschicklichkeit, verbunden mit Humanität und einem ehrenwerthen Charakter, erwarb er sich bald die volle Zufriedenheit und das Vertrauen seiner Vorgesetzten, so wie überhaupt die Achtung und Liebe Aller, welche in Geschäften mit ihm zu thun hatten. Besonders war der hochgeachtete Justizamtmann, Hofrath Pechmann, sein wahrhaft väterlicher Gönner, dessen Empfehlungen jedenfalls viel dazu beitrugen, daß der junge Mann immer höher und höher stieg und als Staatsbeamteter alle Phasen der Entwickelung des neuen sächs. Staatsorganismus seit dem Jahre 1830 mit durchmachen konnte. Zunächst erhielt er hierauf im J. 1831 eine Anstellung als Hilfs-Sekretär bei der vormaligen Landesregierung, ging aber in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft mit zu der damals errichteten Landesdirektion über. Als im J. 1835 die Auflösung derselben erfolgte, wurde er als Sekretär in das Ministerium des Innern berufen, aber schon zu Anfange des Jahres 1839 zum Regierungsrath bei der Kreisdirektion zu Zwickau ernannt, was seiner Thätigkeit und seinem Eifer ungemein förderlich war. Namentlich wirkte er während der politischen Wirren in den Jahren 1848 und 1849 kräftig mit für Aufrechthaltung des Gesetzes und Wiederherstellung der gestörten Ordnung, besonders in seiner Eigenschaft als außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter, wozu er im Jahr 1849 ernannt wurde. Für

*) Nach Zeitungen.

diese ersprießlichen, dem Staate geleisteten, Dienste wurde er noch in demselben Jahre als erster Regierungsrath bei der Kreisdirektion in Dresden angestellt, was bei der Vorliebe für seinen Geburtsort seinen Wünschen ganz entsprach. Leider! sollte Kränklichkeit und dann ein früher Tod bald seine Wirksamkeit hemmen. Schon im Frühjahr 1850 fing seine bis dahin kräftige Gesundheit und damit zugleich sein Muth und seine Kraft an zu wanken, wahrscheinlich als eine Folge seiner Anstrengungen, Sorgen und Beschwerden, die ihm ein vielbewegtes Geschäftsleben auflegten. Dieser kränkelnde Zustand dauerte bis zum Herbst 1851, wo sich derselbe bedenklich verschlimmerte und ihn auf ein schmerzliches, 3 Monate langes, Krankenlager niederwarf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Erst der Tod erlöste ihn von seinen schweren Leiden. Er war einer der wackersten, einsichtsvollsten und pflichtgetreuesten Männer unter den höheren sächs. Staatsdienern, der sich allenthalben als ein ausgezeichneter und hochbegabter Beamteter in seinem Berufe bewährt hat. Ebenso wußte er sich auch im Kreise seiner näheren Bekannten und Freunde allseitig Liebe und Achtung zu erwerben. Insbesondere war er ein trefflicher Gatte. Zweimal verheirathet gewesen, hinterließ er seiner Wittwe aus beiden Ehen fünf noch unversorgte Kinder, die an ihm den besten Vater verloren.

Gröger.

* 16. Dr. Ernst Klewitz,

Regimentsarzt a. D. zu Kolberg;

geb. im Jahr 1802, gest. d. 21. Jan. 1852.

Der Verstorbene war ein als Arzt wie als Mensch gleich ausgezeichneter Mann, dessen im kräftigen Mannesalter von 50 Jahren erfolgter Tod nicht nur in der Stadt, sondern in der ganzen Landschaft schmerzlich beklagt wurde. Besonders aber war sein früher Hintritt den Seinigen als der des zärtlichsten Gatten und liebreichsten Vaters ein unersetzlicher Verlust. Den ganzen Kreis seines näheren Umganges durchdrang und regte er mit seinem reichbegabten Geiste und tiefem Wissen an, so daß er seinen Freunden als Freund unvergeßlich bleiben wird. Jeden gewann er durch sein edles Herz, sein christliches Gemüth und die Lauterkeit seiner Gesinnung. Wohlthätig gegen Arme und Nothleidende, für die sein Herz und seine Hand nie ver-

schlossen waren, zeichnete sich sein ärztliches Wirken als ein überaus gesegnetes aus. So hat der Verewigte in allen Kreisen ein unvergängliches Andenken zurückgelassen. Mit seltener Liebe und Hingebung lebte er seinem Berufe, seiner Wissenschaft und Kunst, in deren unerschöpfliche Tiefen einzudringen er unablässig bemüht war. Immer bereit, die Genüsse, welche das gesellige Leben bietet, aufzuopfern, um Trost und Hoffnung dem Bekümmerten, Gesundheit und Leben dem Kranken zu bringen und im Stillen und Verborgenen die Thränen der Wittwen und Waisen mit mildthätiger Hand zu trocknen, trat er eben so gern in die Hütte des Armen, wie in das Gemach des Reichen. Daher die allgemeine Trauer um ihn, die Klage über seinen Verlust; denn er war mehr als Arzt, er war ein wahrer Menschenfreund, ein Engel des Trostes und der Barmherzigkeit, dessen Name fortlebt. Er hat sich ein dauerndes Gedächtniß gestiftet. K. starb am Gehirntyphus und hinterließ eine Gattin, Anna, geb. Graffunder, mit drei Kindern.

G.

17. Karl Johann Friedrich v. Roth,

königl. bayer'scher Staatsrath im außerordentl. Dienste zu München;

geb. den 23. Jan. 1780, gest. den 21. Jan. 1852 *).

v. R., geboren zu Vaihingen im Königr. Würtemberg, studirte zu Tübingen die Rechte und wurde 1802 von dem Kollegium der Genannten, einer den Magistrat überwachenden Behörde in der vormaligen Reichsstadt Nürnberg, zum Sachwalter daselbst erwählt. In den Jahren 1803—1805 ward er nach Paris, Wien und Berlin gesandt, um über die Fortdauer der Verfassung und Selbständigkeit Nürnbergs zu unterhandeln. Nachdem die Stadt 1806 an Bayern gekommen war, wurde er als Finanzrath in Nürnberg angestellt. Im J. 1810 kam er als Oberfinanzrath nach München, wo er 1817 als Ministerialrath im Ministerium der Finanzen und 1828, auf des damaligen Ministers von Schenk **) und Hormayr's ***) Empfehlung, zum Präsidenten des protestantischen Oberkonsistorium be-

*) Konversat.-Lexikon der Gegenwart. Bd. 4. S. 646 f. und öffentl. Blätter

**) Dessen Biogr. siehe im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 461.

***) — — — 26. — — — — S. 672.

fördert würde, eine Beförderung, die man wohl mit Recht seiner mehr gemachten als natürlichen Hinneignng zum Pietismus, so wie seiner geschäftlichen Gewandtheit zugeschrieben hat. In Folge seiner während des letzten Krieges unternommenen Spekulationen ist er gegenwärtig im Besitz eines höchst bedeutenden Vermögens. In seiner amtlichen Eigenschaft zugleich Mitglied des Reichsraths, zeigte er sich den auftauchenden hierarchischen Bestrebungen keineswegs abgeneigt; daher er auch in der Ständeversammlung von 1834 gegen die vom Ministerium für die Schulen in Antrag gebrachte erhöhte Bewilligung sich erklärte und über die Gefahren der Volksaufklärung sprach. Seine am Namenstage des Königs von Bayern im Jahr 1830 gehaltene Rede „Von dem Einfluß der Geistlichkeit unter den Merovingern" (Nürnb. 1830) wurde von Lang mit der ätzenden Lauge seiner Satyre übergossen. Hatte man bereits früher über R.'s Mitwirkung bei dem Entwurfe des wegen seiner rückgängigen Tendenz vielfach angefochtenen bayer. Schulplans, so wie über den Einfluß seiner pietistischen Ansichten auf die Leitung und Verwaltung der protestantischen Kirche und Erziehungsanstalten sehr ungünstige Urtheile vernommen, so scheinen in der neuesten Zeit selbst Diejenigen, welche ihn damals noch vertheidigen zu können glaubten, sich von ihm zurückgezogen zu haben, da es während der in vieler Hinsicht merkwürdigen Ständeversammlung von 1840 mehr und mehr sich herausstellte, daß man es seiner Säumniß zuzuschreiben habe, wenn mehere protestantische Gemeinden Bayerns bis auf den heutigen Tag ohne Kirche, ja ohne Seelsorger und Schulanstalten geblieben sind. Seine literarische Thätigkeit hat sich meist nur in den Vorträgen kundgegeben, die er in der Akademie der Wissenschaften zu München gehalten. Dahin gehören seine Abhandlungen: „Ueber Thucydides und Tacitus" (München 1812); „Hermann und Marbod" (Stuttg. 1817) und einiges Andere dieser Art. Seine erste Schrift „De re municipali Romanorum" scheint auch seine beste zu seyn. Ueberdieß gab er in Verbindung mit Köppen den sechsten Band von Friedrich Heinr. Jacobi's „Werken" (Leipzig 1824), so wie dessen „Briefwechsel" (2 Bde. Leipz. 1825—27) heraus und besorgte die Sammlung von „Hamann's Schriften" (7 Bde. Berl. 1821—25). So weit das Konversat.-Lexikon. — In ganz anderer Weise sprechen von ihm bayer. Zeitungen. Nachdem diese nachträglich noch seiner literar. Thätigkeit durch Herausgabe von Cours de langue franç. par Lamotte, conti-

nuė etc. Tome II. III. 1799. 3. Edit. 1828. — Kursus d. französ. Sprache. 2 Bde. 1800 f. — Lobschrift auf Joh. v. Müller. 1811. — Cph. Fr. Rothii Laudatio. 1814. — Bemerkk. über d. Schriften des M. Corn. Fronto u. das Zeitalter der Antonie. 1817. — Ueber den Nutzen der Geschichte. 1822. — Bemerkk. über die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der klass. Gelehrsamkeit. 1825. — Ueber den bürgerl. Zustand Galliens um die Zeit der fränk. Eroberung. 1827. — Ueber den Einfluß d. Geistlichkeit unter den Merovingern. 1830. — Samml. etlicher Vorträge in öffentl. Sitzungen der k. Akad. der Wissensch. zu München 1811. 1830. 1851. — gedacht haben, ergehen sie sich in Lobeserhebungen über die Tiefe seines christlichen Gemüthes, seine umfassende, lebendige Kenntniß des Alterthumes, den Reichthum und die Energie seines Geistes; sie sprechen es aus, daß seinen in der Akademie gehaltenen Reden ein bleibender Platz in unserer klassischen Literatur durch die Stärke und Höhe der Gedanken, sowie der Sprache gebühre; sie behaupten, daß seine Vorträge im Reichsrathe, von ihm selbst noch kurz vor seinem Tode gesammelt, in jeder Zeile den Stempel der geistigen Ueberlegenheit und des hohen sittlichen Ernstes, welcher in allen Dingen das Gesunde und Wesenhafte sieht und will, tragen; und fügen endlich hinzu, daß die Hauptthat seines früchtereichen Lebens die Leitung der protestantischen Kirche Bayerns durch fast 25 Jahre bis Ostern 1848 gewesen sey und daß noch späte Zeiten N.'s Andenken zu segnen haben werden.

* 18. Friedrich Wilhelm Herfurth,

Kantor, Küster und Lehrer an der evangelischen Gemeinde zu Paderborn Inhaber des allgem. Ehrenzeichens;

geb. im Jahr 1771, gest. d. 23. Jan. 1852.

Er war geboren zu Berlin und fungirte zuerst als Küster und Lehrer in den Jahren 1803 — 1806 bei dem in Paderborn garnisonirenden königl. preuß. 1. Inf. Regim. „Kurfürst v. Hessen" und dann von 1808 an, wo eine evangel. Civilgemeinde in Paderborn errichtet wurde, bei dieser bis an seinen Tod. Als Lehrer war er jedoch 1839, den Anforderungen nicht mehr genügend, emeritirt worden. Er war in der That und Wahrheit ein gottesfürchtiger und rechtschaffener Schullehrer von der guten alten Art, verwaltete in christlicher Demuth sein Amt treu und ge-

wissenhaft, lebte in häuslicher Zurückgezogenheit ehrbar und anständig, genügsam und immer zufrieden, den Frieden in socialer und konfessioneller Beziehung suchend und findend, in unwandelbarer Treue gegen das preußische Königshaus. Zahlreiche Schüler aus allen Ständen und Konfessionen, sowohl in der Stadt Paderborn, als auswärts bezeugen seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß. In den Jahren 1806 und 1807 nahm er sich des zurückgebliebenen Häufleins der Familien der Unterofficiere und Soldaten des aufgelös'ten vorhin erwähnten Regiments mit der größten Aufopferung auf das Liebevollste an. Er war zweimal verheirathet, aber nicht mit Kindern gesegnet; doch tragen seine Schüler sein Andenken in einem dankbaren Herzen. Im Jahre 1848 belohnte der König seine Verdienste durch Verleihung des allgem. Ehrenzeichens, der Superintendent Baumann zu Paderborn nennt ihn seinen vieljährigen geliebten Freund und bekennt, daß wohl selten ein Pfarrer das Glück gehabt habe, einen so rechtlich gesinnten, immer willigen und pünktlichen Gehilfen und Mitarbeiter, dem er volles Vertrauen als einem treuen Freund schenken dürfe, zur Seite zu haben. Von der Gemeinde, ja fast von der ganzen Stadt betrauert, folgten dem Sarge des achtungswerthen Mannes viele Einwohner der Stadt von allen Konfessionen, um den noch im Tode zu ehren, der ihre Achtung im Leben sich erworben hatte.

Minden. Dr. Arendt.

* 19. Johann Christian Kühner,

herzogl. goth. Geh. Hofrath und Aufseher über die Kunstsammlungen zu Gotha;

geb. den 1. Juni 1774, gest. den 23. Jan. 1852.

K. war zu Hildburghausen geboren, wo sein Vater das Amt eines Bürgermeisters bekleidete. Er hatte noch drei Brüder und drei Schwestern. Die häusliche Erziehung legte den ersten Grund zu einem ebenso gediegenen als liebenswürdigen Charakter. Der Vater war ein ernster, strenger Biedermann; die Mutter milde und sanft. Dieser Gegensatz in dem Wesen der Aeltern übte den besten Einfluß auf den Knaben aus und erzeugte einen Charakter, in dem die strengste Rechtlichkeit und Biederkeit, mit Freundlichkeit und Leutseligkeit verbunden war. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem

Gymnasium seiner Vaterstadt. Das Studium der lateinischen und griechischen Sprache zog den Knaben mehr als alle anderen Schuldisciplinen an und erfüllte ihn mit einer Liebe zu diesen Sprachen, die ihn bis in sein spätestes Alter nicht verließ. Aber bald erwachte in ihm das Talent zur Malerei und der Drang, sich dieser Kunst mit ganzer Seele zu widmen, wurde von Tage zu Tage mächtiger. Sein Vater konnte nicht umhin, dem Streben seines Sohnes nachzugeben, und ließ ihm Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilen. Da sich aber in dem kleinen Hildburghausen nur wenig Gelegenheit zur Ausbildung eines künstlerischen Talentes fand, so schickte er ihn (1793) nach Gotha, wo unter der Regierung des Herzogs Ernst des Zweiten, eines hochgebildeten und um die Beförderung alles Schönen und Edelen unsterblich verdienten Fürsten, Künste und Wissenschaften erfreulich blühten. An dem Professor Fr. Wilhelm Döll fand er hier einen wackern Lehrer. Der strebsame Jüngling hatte das Glück, bald dem edeln Fürsten und seinem geistreichen und für Kunst und Wissenschaft begeisterten Sohne, dem Erbprinzen August, bekannt zu werden und sich ihres hohen Schutzes zu erfreuen. Eine besondere Zuneigung schenkte dem jungen Künstler der nur um zwei Jahre ältere Erbprinz, und es währte nicht lange, so hatte sich zwischen Beiden ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß entsponnen, das sich mit den Jahren immer mehr bevestigte und sich bis zum Ableben des leider! zu früh seinem Lande entrissenen Fürsten (geb. 23. Nov. 1772, gest. 17. Mai 1822) in voller Kraft erhielt. Im J. 1795 verheirathete sich unser Künstler mit Friederike Fladung, in deren älterlichem Hause er eine freundliche Aufnahme und seine erste Wohnung gefunden hatte. Trotz einer kleinen Einnahme, die in dem, was er sich durch Ausübung seiner Kunst erwarb, bestand, verlebte er doch mit seiner Familie glückliche und zufriedene Jahre. Ja, durch Fleiß und Thätigkeit seinerseits und durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und verständige Haushaltung seiner wackeren Lebensgefährtin gelang es ihm, die große Liebhaberei, die er von seiner Kindheit an für Pferde hatte, dadurch zu befriedigen, daß er sich ein Pferd anschaffte, das, zugleich als Reit- und Wagenpferd benutzt, nicht allein ihm, sondern auch seiner Familie manche frohe Stunde bereitete. Dieses nicht eben von der besten Race abstammende Roß wurde später gegen ein edles Racepferd, das ihm der gütige Herzog August schenkte, vertauscht. Zu weiterer Ausbildung und Ausübung seiner

Kunst besuchte er mehere Städte Deutschlands, Hamburg, Altona, Dresden. Aber ein neues Stadium trat für seine Kunst ein, als ihn im Mai des J. 1802 Herzog Ernst II. auf seine Kosten nach Paris reisen ließ. Er machte die Reise mit seinem Freunde, Fr. Karl Ludw. Sickler *), dem nachherigen Direktor an dem Gymnasium zu Hildburghausen. Zwei Jahre verlebte unser Künstler in Paris, sich ganz dem Studium seiner Kunst widmend. Bald nach seiner Ankunft in Paris trat er in das musée central des arts. Er hatte das Glück, mit den berühmtesten Künstlern Frankreichs und anderer Länder, sowie auch mit großen Gelehrten, namentlich dem berühmten Mathematiker und Astronomen La Place, in näheren Verkehr zu treten. Den größten Nutzen aber gewährte ihm das Studium der großen Meisterwerke in der Malerei. Er kopirte Meheres nach Raphael; hauptsächlich aber beschäftigte er sich unter Leitung des vortrefflichen Saint-Augustin mit der Miniaturmalerei. Nach zwei Jahren kehrte er, reich an Kenntnissen, nach Gotha zurück. Hier setzte er seine Studien eifrig fort. Die Sammlungen, die er in Paris für sein Fach gemacht, wurden geordnet, die Skizzen, die er entworfen, ausgeführt, viele begonnene Arbeiten beendigt. Dabei wurde seine Thätigkeit auch vielfach von seinem Fürsten, dem Herzoge Ernst II., sowie von dem Erbprinzen August in Anspruch genommen. Am 13. Febr. 1804 wurde er von dem Herzoge Ernst als Hofmaler mit Besoldung angestellt. Der Tod dieses edeln Fürsten, der schon am 20. April desselben Jahres erfolgte, war, sowie für das ganze Land, so auch ganz besonders für unsern Künstler höchst schmerzlich. Ernst's Nachfolger, der Erbprinz August, war mit seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgerüstet. Wie sein Vater, war er ein Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste; aber während sein Vater sich mehr den ernsten und strengen Wissenschaften, der Mathematik und Astronomie, zugewandt hatte, umfaßte des Sohnes genialer Geist mehr das unbegrenzte Reich der Phantasie und Dichtkunst. Auch für die bildenden Künste war er mit begeisterter Liebe erfüllt. Wenn er auch nicht selbst die technische Fähigkeit des Zeichners und Malers besaß, so war dagegen sein Geist reich an den manchfaltigsten Kompositionen sowohl zu landschaftlichen als historischen Gemälden. Allerdings streifte die ungezügelte Gewalt seine Phantasie oft in das Reich

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. d. N. Nekr. S. 945.

des Wunderbaren hinüber, und es war für den Künstler eine schwere Aufgabe, diesem hohen und ungeregelten Ideenfluge auf der Leinwand mit Pinsel und Farben nachzukommen; aber jedenfalls war gerade die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe eine herrliche Schule für den Künstler. Der Herzog August, der schon als Erbprinz unserm Künstler seine Zuneigung geschenkt hatte, gab ihm den schönsten Beweis seiner huldreichen Gesinnung dadurch, daß er ihn zur weiteren Ausbildung seiner Kunst nach Rom reisen ließ, jener großen Weltschule der bildenden Künste. Es traf sich glücklich, daß zu gleicher Zeit sein oben erwähnter Freund, der Philolog Sickler, auch nach Rom reisen wollte. Beide, wohlgeübte Reiter, beschlossen, die Reise zu Roß zu machen. Am 2. Sept. 1805 traten sie ihre Reise an. Sickler, der noch allein in der Welt stand, konnte leichten Herzens die Heimath verlassen; nicht so unser Künstler, der seine Gattin mit vier kleinen Kindern zurückließ, und zwar zu einer Zeit, in der die Franzosen Deutschland überall mit Krieg bedrohten. In Hildburghausen wurde der erste Rasttag gehalten, damit er von seinen Aeltern, Geschwistern, Verwandten und Jugendfreunden Abschied nehme. Darauf ging die Reise über Bamberg, Nürnberg und Augsburg, deren Kunschätze in Augenschein genommen wurden. Die Absicht der Reisenden war anfänglich, von Augsburg nach München zu gehen und hier einige Zeit zu verweilen, um die Bildergallerie zu besichtigen; allein schon unterwegs erfuhren sie, die Kaiserlichen würden in München erwartet, der Kurfürst und seine Gemahlin und viele andere Leute hätten die Stadt verlassen, die Bildergallerie sey schon eingepackt u. dgl. Sie entschlossen sich daher, ihre Reise durch die Schweiz zu machen. Sie überstiegen (23. Sept.) den St. Gotthard. Auf dem Wege nach Mailand besuchten sie den lago maggiore und die berühmten Borromäischen Inseln. In Mailand wurde ein Aufenthalt von meheren Tagen gemacht, um den herrlichen Dom und andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Am 8. Oktober gelangten sie nach Florenz, wo unser Künstler zu seiner großen Freude den Prinzen Friedrich*) antraf, den jüngern Bruder des Herzogs August von Gotha, der gleichfalls die Absicht hatte, nach Rom zu reisen und durch einen glücklichen Zufall etwa acht Tage vorher in demselben Hotel, wo auch unsere beiden Rei-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 261.

senden eingekehrt waren, abgestiegen war. In Florenz wurde der erste längere Halt gemacht. Die Stadt besitzt einen zu großen Reichthum an den herrlichsten Kunstschätzen, an den großen Meisterwerken der florentinischen Schule, als daß ein Künstler sich mit einer oberflächlichen Ansicht derselben begnügen konnte. Das Zusammentreffen mit dem liebenswürdigen Prinzen, der unsern Künstler mit außerordentlich großer Freundlichkeit aufnahm, war für ihn von großem Nutzen. Denn durch die Güte des Prinzen, der selbst ein großer Freund und Kenner der Kunst war, wurde ihm die schönste Gelegenheit gegeben, die herrlichen Kunstschätze und alle anderen Sehenswürdigkeiten von Florenz recht gründlich und in aller Bequemlichkeit zu sehen, sowie auch manche für seine Kunst wichtige Bekanntschaft mit großen Künstlern zu machen. Am 16. Oktober verließ ihn sein Freund Sickler, weil denselben sein Reiseplan nach Rom eilen hieß. Am 29. Okt. reiste unser Künstler in Begleitung des Prinzen Friedrich nach Pisa und Livorno, und am 10. Nov. gelangte er in Rom an. Durch die Protektion des Prinzen genoß er auch hier sehr große Vortheile; namentlich machte er durch ihn die interessantesten Bekanntschaften und gewann den Zutritt in die ersten Häuser. Aber leider! wurden diese glücklichen Verhältnisse vielfach durch die sich mehr und mehr wiederholenden Kriegsnachrichten aus Deutschland getrübt, welche unsern Künstler mit großer Besorgniß um seine Familie erfüllten. Der Anblick der alten Weltstadt Rom mit ihren ehrwürdigen Denkmälern des Alterthums und den reichhaltigen Sammlungen von Kunstschätzen der neuern Zeiten erfüllten seine ganze Seele. Für seine Kunst war es von großer Wichtigkeit, daß er in Rom das Glück hatte, mit großen und berühmten Künstlern genaue Bekanntschaft zu machen und mit meheren derselben in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten; zu diesen letztern gehörten z. B. Canova, der erste Bildhauer damaliger Zeit, Camocini, einer der vorzüglichsten Maler in Rom, der Spanier Madrazzo, ein ausgezeichneter Historien- und Portraitmaler, und unser allbekannter Landsmann, Joh. Christian Reinhart *). Auch fand er hier wieder seinen alten Freund, Joh. Martin Wagner aus Würzburg, jenen vortrefflichen Maler. Einen reichen geistigen Genuß gewährte ihm auch das Haus des berühm-

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. d. N. Nekr. S. 408.

ten Wilhelm von Humboldt*), der 1806 als preußischer Gesandter mit seiner Familie in Rom lebte, sowie auch das Haus der liebenswürdigen und geistreichen Gräfin Elisa von der Recke**), die damals in Rom verweilte, und der Umgang mit dem Dichter Tiedge***), der sich in Begleitung der Gräfin befand. Am 1. Juli 1806 trat unser Künstler in Begleitung des Prinzen Friedrich die Reise nach Neapel an. Daselbst bezogen die Reisenden das Hotel de la grande Bretagne, ein herrliches Gasthaus, dessen Lage die schönste nicht allein in Neapel, sondern vielleicht in der Welt ist. Von hier erstreckt sich die schönste, breiteste Straße; denn sieht man die geschmackvoll angelegte, bis an das Meer reichende villa reale, dann das herrliche Meer, in der Ferne schöne Inseln. Von Neapel aus wurden Herkulanum und Pompeji besucht, auch der Versuv zweimal bestiegen. Interessant war auch der Anblick der damals von den Franzosen belagerten und vom Prinzen v. Hessen-Philippsthal vertheidigten Vestung Gaëta. Am 18. August 1806 trat er mit dem Prinzen Friedrich, der bald darauf wieder nach Gotha zurückzukehren gedachte, seine Rückreise nach Rom an. Die Trennung von dem edeln und liebenswürdigen Prinzen, dem er so viele und herrliche Genüsse in Italien verdankte, war für ihn sehr schmerzlich. Jedoch sollte die Trennung nicht lange dauern; denn schon im Herbste des folgenden Jahres (1807) erhielt unser Künstler von Gotha aus die erfreuliche Nachricht, der Prinz Friedrich werde am 15. Okt. wieder in Rom eintreffen. Er reiste ihm bis Terni entgegen, wo ihn der Prinz wie ein alter Freund in seine Arme schloß. Das folgende Jahr (1808) war für unsern Künstler, der Napoleon's Gewaltherrschaft haßte, ein sehr betrübendes; denn er mußte mit ansehen, wie Rom im Februar von den Franzosen unter dem General Miollis besetzt wurde, Gewaltthat auf Gewaltthat folgte und Unbilden jeglicher Art gegen den wahrhaft frommen und edelgesinnten Papst, Pius VII., ausgeübt wurden. In der Mitte des Jahres machte er eine zweite Reise nach Neapel, doch nur auf 14 Tage; aber bald darauf, im Julius, auf längere Zeit die dritte in Begleitung des Prinzen Friedrich, der zur Stärkung seiner Gesundheit die Seebäder von Neapel gebrauchen wollte. In dieser Zeit war der überaus glanz-

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 390.
**) — — — — 11. — — — — S. 275.
***) — — — — 19. — — — — S. 301.

volle, mit den ausgesuchtesten Festlichkeiten verbundene, Einzug des neuen Königs von Neapel, des bisherigen Großherzogs von Berg, Joachim Murat. Von ihrem Hotel (de la grande Bretagne) aus konnte unsere Reisegesellschaft Mittels eines Fernrohrs die Landung und Bestürmung der Insel Capri durch die Franzosen ganz deutlich sehen. Von Neapel aus besuchte unser Künstler Pesto, wo sich die herrlichen Ruinen des alten, erst 915 n. Chr. durch die Araber zerstörten, Paestum, zwei große prachtvolle Tempel, gewaltige, Staunen erregende Ueberbleibsel von sogenannten kyklopischen Mauern befinden. Auch wurde der Vesuv, der damals Rauch und Flammen aufsteigen ließ, wieder bestiegen. Am 15. Okt. 1808 langten unsere Reisenden wieder in Rom an. Je gewaltsamer die Herrschaft der Franzosen in Italien wurde, und je traurigere Nachrichten über den Zustand Deutschlands nach Rom kamen, um so mehr lebte unser Künstler seinen Studien. Das Streben, sich in seiner Kunst auszubilden, der Verkehr mit den berühmtesten Künstlern und die freundliche Aufnahme, deren er sich in den angesehensten und gebildetsten Familien zu erfreuen hatte, gewährten ihm Ersatz und Genugthuung. Denn die Verhältnisse, unter denen er in Rom lebte, waren so günstig, wie sie schwerlich einem andern Künstler zu Theil wurden. Aber die Trennung von den Seinigen, die traurigen Nachrichten über die damalige unglückliche Lage Deutschlands, die schweren Zeitverhältnisse, die er in Rom verleben mußte, der Gedanke, daß in dieser stürmischen Zeit seine Familie ihres schützenden Oberhauptes beraubt sey und die Drangsale des Krieges ohne ihn zu tragen habe, häufige Krankheiten der Seinigen: alles Dieses mußte sein Gemüth oft mit schwerer Betrübniß erfüllen. Doch in den Sorgen um seine Familie tröstete ihn der Gedanke, daß dieselbe unter dem Schutze des gütigen und edlen Herzogs August stehe; und einen noch größeren und stärkeren Trost fand er in dem Bewußtseyn, daß er sein Haus und seine Kinder in den Händen einer treuen Gattin und zärtlichen Mutter zurückgelassen habe, welche ihre Kinder in guten Grundsätzen zu erziehen und in ihnen die Liebe zu ihrem abwesenden Vater zu erhalten und zu nähren suchte und alle Mühen und Lasten mit gottergebenem Sinn ruhig ertrug, getröstet und aufgerichtet durch den Gedanken, daß der Aufenthalt ihres Mannes in Rom für seinen Künstlerberuf nothwendig sey. Zu Anfang des Jahres 1812 wurde unser Künstler nach einem Aufenthalte von mehr als sechs

Jahren von dem Herzoge August von Rom nach seiner Heimath wieder abgerufen. Im April trat er seine Rückreise an, auf der er Florenz, Wien und München besuchte, und gelangte im Spätsommer in Gotha an. Die erste Arbeit, die er jetzt vornahm, bestand darin, daß er die in Rom angefertigten Gemälde und Zeichnungen ordnete und die begonnenen beendigte, um eine Ausstellung seiner Arbeiten zu veranstalten und die Ergebnisse seines vieljährigen Aufenthaltes in Italien seinem Fürsten, dessen ausgezeichneter Municicenz er denselben zu verdanken hatte, vorzulegen. Da wir jetzt zu einem Ruhepunkte in dem vielbewegten Leben unseres Künstlers angelangt sind, so scheint es zweckmäßig, seine Kunstthätigkeit im Ganzen kurz zusammenzufassen und einen Ueberblick derselben zu geben. In der Zeit vor der römischen Reise beschäftigte er sich vorzugsweise mit Miniaturmalerei, in welcher er es zu einer ausgezeichneten Meisterschaft brachte und einen bedeutenden Ruf erlangte. Die Schärfe seines Auges kam ihm hier sehr zu Statten. Außer den sehr vielen Portraits lebender Personen wollen wir nur einige andere nennen, welche wegen der künstlerischen Auffassung und der vollendeten Technik zu den vorzüglichsten gehören, nämlich die Köpfe von van Dyck, Raphael Mengs, Rubens, Grotius, Heinrich IV. (diese drei nach Rubens im Louvre von Paris), Pius VII., Johannes, dem sogenannten Polen nach van Dyck in Dresden, Joseph und Potiphars Weib, nach Carlo Cignani (die beiden letzten befinden sich im herzoglichen Kunstkabinet zu Gotha). Die Oelmalerei verwandte er damals noch mehr zum Kopiren großer Meisterwerke der älteren Schule, als zu eigenen Kompositionen. Unter diesen Kopien ragt besonders eine mit meisterhafter Kunst verfertigte hervor, nämlich die von Raphaels Madonna, welche den Namen la silence führt; sie befand sich damals in dem musée Napoléon. Dieser Weg ist ohne Zweifel auch der sicherste für einen jungen Künstler, um in die Tiefen der Kunst einzudringen. Außerdem portraitirte er auch sehr viel in Oel. In Rom nahm aber seine Thätigkeit einen höheren Schwung. Zwar setzte er auch hier noch die Miniaturmalerei und das Portraitiren in Oel fort, so z. B. malte er 1811 das Portrait des Prinzen Friedrich in Lebensgröße, welches im II. Jahrg. des römischen, von Sickler und Reinhart herausgegebenen, Almanachs rühmend erwähnt wird, und das des Papstes Pius VII., nach welchem Tom. Todeschini ein kleines Blatt in Kupfer gestochen hat; aber einerseits durch die

Anschauung und das Studium der großen Meisterwerke der italienischen Schule begeistert, andererseits von der reizenden und anmuthigen Natur der italienischen Gegenden mächtig angezogen, warf er sich jetzt vorzugsweise auf Historien- und Landschaftsmalerei. Auch zeichnete er viel nach Antiken. In der Historienmalerei studirte er besonders die Werke der florentinischen, bolognesischen und altrömischen Schule, wandte sich aber mehr und mehr der letzteren zu. In der Landschaftsmalerei war ihm das Studium der Natur selbst der beste Lehrmeister; nächstdem aber hat an seiner Ausbildung in diesem Fache den größten Antheil der innige Verkehr mit seinem älteren Freunde, Joh. Chr. Reinhart, jenem in der landschaftlichen Komposition unerschöpflichen Künstler und in der Radirkunst unvergleichlich großen Meister. Unser Künstler und Reinhart, beide Freunde der Natur, beide leidenschaftliche Jäger, durchstreiften häufig mit einander auf ihren Spaziergängen und Jagdstreifereien die schönsten Gegenden um Rom und nahmen so die Natur in ihrem vollen Leben in sich auf. Von den vielseitigen Studien, die er während seines Aufenthaltes in Rom gemacht hatte, gab die Ausstellung, die er nach seiner Rückkehr von da veranstaltete, ein schönes Zeugniß. Sie enthielt historische Gemälde, Landschaften, Portraits und eine außerordentlich große Anzahl von Bleistiftzeichnungen. Das Sujet der historischen Gemälde ist größtentheils aus der biblischen Geschichte entlehnt. Unter den Oelgemälden, in welchen er Gegenstände aus der griechischen Mythologie dargestellt hatte, wollen wir nur zwei nennen, erstens einen in freier Natur auf einem Teppiche sitzenden Eros, der mit ausgezeichneter Zartheit gemalt ist; rühmend wird dieses gedacht in dem II. Jahrg. des oben erwähnten Almanachs; zweitens der Ganymedes und die Hebe in Lebensgröße. Es ist der Augenblick gewählt, wo Hebe ihres Amtes als Mundschenkin entsetzt, dem Ganymedes die Trinkschale überreicht. Ganymedes ist dargestellt als ein schöner blühender Jüngling in edler Haltung; das Haupt mit der phrygischen Mütze versehen, ist etwas gesenkt, da er auf die sitzende Hebe herabblickt; das goldgelbe Haar wallt in großen Locken auf den Nacken herab; der Körper ist nur leicht mit einem Gewande bedeckt, so daß der ganze Gliederbau in allen seinen schönen Verhältnissen deutlich vor das Auge tritt. Die Karnation ist etwas dunkel gehalten, um einen Gegensatz des Männlichen zu dem Weiblichen zu bilden. Die Hebe ist auf einem Teppiche sitzend

dargestellt, nur wenig verhüllt. Das blonde Haar, griechisch geordnet, ist mit einem goldenen Diademe und Edelsteinen geschmückt. Die Gesichtszüge sind von anmuthiger und holder Schönheit. Das blaue ernste Auge läßt auf wundervolle Weise den tiefen Seelenschmerz über den Verlust ihres Ehrenamtes errathen. Diesem Schmerze entspricht die etwas geneigte Haltung des Körpers. Der zarte Gliederbau zeichnet sich durch weiche Rundung aus. Hände und Füße sind mit unvergleichlicher Zartheit gemalt, und man sieht, daß der Künstler das homerische Beiwort der Hebe, καλλίσφυρος (die Schönfüßige), wohl beachtet hat. Die zarte durchsichtige Karnation, die über die ganze Gestalt der jugendlichen Göttin ausgegossen ist, verleiht dem Bilde einen zauberhaften Reiz. Beide Figuren zeugen von einem tüchtigen Studium der Antike und die frischen und lebendigen Farben sind zu schöner Harmonie verschmolzen. Die manchfaltigen Landschaften, Theils in Oel, Theils in Sepia, Theils in Bleistift, stellen sämmtlich italienische Gegenden dar, die entweder nach der Natur aufgenommen oder in freier Komposition gemacht sind. In allen zeigt sich Wahrheit und genaue Beobachtung der Natur; aber nicht die todte, starre, leblose Natur ist wiedergegeben; es ist die Natur in ihrem vollen Leben und Weben, die Natur, in der ein bewegender, schaffender, belebender Geist wallt, die beseelte Natur, die zum Herzen und Gemüthe des Beschauers spricht. Die im Vordergrunde der Landschaften angebrachten Staffagen sind mit großem Verstande gemacht, indem sie der Natur zwar durch Gruppirungen lebender Wesen den Charakter des Gemüthlichen Verleihen, aber nur sparsam angebracht sind, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen und vom Hauptgegenstande abzulenken. Die Landschaftsmalerei scheint ihn in spätern Jahren vor allen übrigen angezogen zu haben. Auch das letzte größere Werk seiner Hand ist eine große Landschaft in Oel (4′ 5″ Länge, 3′ 4″ Br.), die er wenige Jahre vor seinem Tode gemalt hat. Sie ist eines seiner vorzüglichsten Werke. Sie stellt eine römische Gegend nach freier Komposition dar. Im Hintergrunde sieht man eine Gebirgskette, die sich links in die Ferne verliert, rechts aber einen bis in die Wolken ragenden Berg, an den sich mehr nach dem Mittelgrunde hin gleichfalls rechts ein niedriger Berg lehnt. Im Mittelpunkte liegt ein dritter felsiger, aber mit Gebüsch bewachsener Berg, auf dem eine alte Burg steht. Auf diesen folgt nach dem Vordergrunde hin ein großer Hügel mit italienischen Gebäuden.

In der Mitte liegt ein schöner See, von einer schroffen Felsenwand umgeben. Im Vordergrunde steht rechts ein schöner kräftiger Baum und links eine herrliche Gruppe von Bäumen mit manchfaltiger Färbung, die auf einem saftig grünen, mit Kräutern und Gesträuchen bewachsenen Boden stehen; in der Mitte, aber mehr rechts, breitet sich wieder ein Gewässer aus, über welches eine steinerne Brücke führt, auf der man Landleute wandern sieht. Der schönen italienischen Gegend entspricht ganz der schöne blaue Himmel mit zartem Gewölke. Trotz der außerordentlichen Manchfaltigkeit der dargestellten Gegenstände findet sich nirgends Ueberladung, sondern Alles ist verständig vertheilt und gruppirt und steht in harmonischem Einklange unter einander. Doch in eine weite Zergliederung anderer bedeutender Gemälde einzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum dieser Blätter. Wir erwähnen hier nur noch, um von der Vielseitigkeit seiner Kunstthätigkeit einen Ueberblick zu geben, daß er auch manchfache Versuche im Kupferätzen gemacht, sowie auch, daß er die Kunst des Restaurirens alter Gemälde meisterhaft gehandhabt hat. Er verfuhr hierbei mit der größten Gewissenhaftigkeit, indem er sich ganz in den Geist und die Manier des alten Meisters zu versenken suchte, und so gelang es seiner geschickten und glücklichen Hand, manches vorzügliche Werk älterer Kunst zu retten und zu erhalten. Wir kehren jetzt zu der Erzählung seines übrigen Lebens zurück. Während seines Aufenthaltes zu Rom hatte der Herzog August seiner Familie das schöne und geräumige Haus in dem sogenannten scheliah'schen Garten zur Bewohnung überlassen. Nach seiner Rückkehr von Rom trug diese schöne Wohnung nicht wenig zur Annehmlichkeit seines Lebens bei. Aber leider! sollte er sich dieses Glückes nicht auf lange Zeit erfreuen. Der nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland von Napoleon 1813 erneuerte Feldzug gegen Rußland und Preußen und die im Mai rasch aufeinander folgenden Schlachten bei Lützen, Bautzen, Wurschen, legten der Stadt Gotha die Nothwendigkeit auf, mehere große Lazarethe anzulegen. Zu einem derselben sah man sich genöthigt, das von unserm Künstler bewohnte scheliah'sche Haus zu bestimmen. Derselbe erhielt vom Herzoge eine andere, zwar schöne und geräumige, aber mitten in der Stadt gelegene Wohnung. Mit schwerem Herzen verließ er seine frühere Behausung. Die neue Wohnung, in einer nicht sehr breiten Straße gelegen, ein mangelhaftes Atelier, die unaufhörlichen Einquartierungen

im Hause und die dadurch verursachte Unruhe und Störung: alles dieses hatte auf seine Gemüthsstimmung einen nachtheiligen Einfluß. An ein ruhiges und behagliches Studium der Kunst war in der unruhigen Wohnung nicht zu denken. Der immer gütige Herzog August, dem die Verstimmung unseres Künstlers wehe that, schenkte ihm 1814 das jetzt vom Lazarethe wieder befreite scheliab'sche Haus, um es niederzureißen und das Material desselben zum Aufbau eines neuen Hauses zu benutzen. Mit dankbarem Herzen nahm er dieses wahrhaft fürstliche Geschenk an und kaufte sofort einen Garten in einer frei gelegenen Gegend an der nach Reinhardsbrunnen gelegenen Chaussee an, von wo aus man eine reizende Aussicht nach dem schönen thüringer Gebirge genießt. Noch in demselben Jahre wurde der Bau begonnen und im nächsten Jahre (1815) das Haus bezogen. Ein neues glückliches Leben begann für ihn und seine Familie in diesem neuen geräumigen, bequem eingerichteten und schön gelegenen Hause. Hier athmete er wieder frei auf und konnte wieder ungestört und ruhig seiner Kunst leben. Der Herzog August besuchte ihn oft in seiner Wohnung und gab ihm am 22. April 1816 einen neuen Beweis seiner liebreichen Gesinnung, indem er ganz unerwartet zu ihm kam und ihm ein Diplom überreichte, in dem seine Ernennung zum Hofrathe und Professor der bildenden Künste und eine ansehnliche Erhöhung seiner Besoldung enthalten war. Seine Künstlerthätigkeit war nach der Rückkehr von Rom Theils seinem kunstliebenden Fürsten gewidmet, der ihn mit vielfachen Aufträgen beschäftigte, Theils nahm die Anordnung der großen Kunstsammlungen auf dem Schlosse Friedenstein seine Zeit in Anspruch. Die Anfertigung des Katalogs, die Aufstellung der Gemälde und die Anordnung der sehr bedeutenden Kupferstichsammlung erforderten viel Mühe und Zeit. Die Verdienste, die er sich in dieser Beziehung erworben hat, sind allgemein anerkannt. S. Schorn's Kunstblatt. Nr. 81. 1852. Auch hat er mehere alte Gemälde der herzoglichen Gallerie, z. B. einen Miris, vortrefflich restaurirt. S. Georg Rathgeber's Beschreibung der Gallerie zu Gotha. Trotz dieser Beschäftigungen blieb ihm Zeit genug für seine eigenen Studien. Später wurden seine Mußestunden mehr in Anspruch genommen. Der Herzog hatte nämlich die Gewohnheit, seine schriftstellerischen Erzeugnisse zu diktiren. Mit der Niederschreibung dieser Diktate war der Geheime Hofrath Friedrich

Jacobs*) betraut. Als dieser aber wegen schweren Gehörs, welches sich bei ihm einstellte und immer mehr zunahm, dieses Geschäft nicht mehr versehen konnte, übertrug der Herzog unserem Künstler dieses Amt, welches nicht eben das angenehmste war, da dem Herzoge bei der Raschheit seines Geistes und der übersprudelnden Fülle seiner Einbildungskraft die Rede in unaufhaltsamer Schnelligkeit entströmte, und gemeiniglich drei bis vier Stunden ohne Unterbrechung in einem Zuge eine solche Sitzung anhielt. — Dieses glückliche, an den schönsten Genüssen reiche und in gemächlicher Ruhe sich bewegende Leben wurde gewaltig erschüttert, als am 17. Mai des Jahres 1822 sein geliebter Fürst, der Herzog August, der ihm in einer langen Reihe von Jahren seine Liebe und Freundschaft ungeschwächt erhalten hatte, in kräftigem Mannesalter nach kurzem Krankenlager aus dem Leben schied, vom ganzen Lande aufrichtig beweint. Der tiefe Schmerz, mit dem diese Trauerbotschaft unseren Künstler erfüllte, wurde noch dadurch vermehrt, daß es ihm, der zu derselben Zeit krank darniederlag, nicht vergönnt war, seinem fürstlichen Freunde das letzte Lebewohl zu sagen. Sein Schmerz wurde einigermaaßen dadurch gemildert, daß August's Nachfolger dessen Bruder Friedrich war, ein liebenswürdiger, mit unbeschreiblicher Herzensgüte und schönen Anlagen des Geistes begabter Fürst, mit dem er, wie wir oben gesehen haben, schon in Rom Jahre lang in dem vertrautesten Verhältnisse gelebt hatte; allein der schon damals erschütterte Gesundheitszustand des Fürsten flößte ihm die Besorgniß ein, auch dieser zweite fürstliche Freund werde ihm bald entrissen werden. Und diese Besorgniß war leider! nur zu gegründet. Denn der krankhafte Zustand des Herzogs wurde mit jedem Tage bedenklicher, und nach wenigen Jahren beweinte das Land den Tod auch dieses Fürsten (11. Febr. 1825), des letzten in der gotha'schen Linie. Gotha fiel an den Herzog von Koburg, Ernst. Auch dieser Fürst gab ihm einen Beweis seiner freundlichen Gesinnung, indem er ihm am 21. Juni 1842 den Titel „Geheime Hofrath" verlieh. Seine amtliche Thätigkeit war jetzt auf die Oberaufsicht der herzoglichen Bilder- und Kupferstichsammlung beschränkt: ein Amt, das seine Zeit sehr wenig in Anspruch nahm. Die reichliche Muße, die ihm jetzt zu Theil wurde, wußte er bei seiner vielseitigen Bildung und dem lebhaften Interesse, das er an allem Schö-

*) Dessen Biogr. s. im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 244.

nen und Wissenswürdigen nahm, vortrefflich auszufüllen. Bald beschäftigte ihn seine Kunst, bald die Wissenschaft, bald die Lektüre der deutschen, französischen und italienischen Literatur, bald das Studium der alten Griechen und Römer, das er in den späteren Jahren mit besonderer Vorliebe umfaßte. Unter den griechischen Schriftstellern zogen ihn am Meisten Homer und Herodot an; unter den Römern las er besonders fleißig den älteren Plinius und den Vitruvius wegen des reichhaltigen Inhaltes von Gegenständen, für die er besonderes Interesse hatte. Aber nicht blos um den Inhalt war es ihm zu thun; die Sprache selbst, vorzüglich die griechische, zog ihn auf ausnehmende Weise an. Auch versuchte er sich zuweilen in der deutschen Dichtkunst und machte nicht allein geistreiche und witzige Gelegenheitsgedichte, sondern begann auch eine Tragödie in Versen, die er zum großen Theile vollendet hinterlassen hat. Neben diesen geistigen Anlagen besaß er auch manche mechanische Geschicklichkeit. So hatte er das Drechseln ganz für sich gelernt. Daß er ein gewandter Reiter und tüchtiger Schütze war, haben wir schon oben erwähnt. Selbst noch im hohen Alter ging er auf die Jagd und war seiner Beute gewiß. Im Billardspiel suchte er selbst noch in den letzten Jahren seines Gleichen. Auch für die Garten- und Weinkultur hatte er Interesse und beschäftigte sich gern in seinem Garten. Die Abendstunden von 6 bis gegen 9 Uhr pflegte er in einem gesellschaftlicheu Klub zu verweilen und mit seinen Freunden eine Partie L'hombre oder Whist zu spielen. Auf diese Weise floß ihm das Leben in manchfaltigem Wechsel der Beschäftigung angenehm und glücklich dahin. Dabei genoß er eine veste und dauerhafte Gesundheit, die nur in den späteren Jahren zuweilen angegriffen wurde. Wenn man sein Leben im Ganzen überblickt, so muß man gestehen, daß nur wenigen Sterblichen ein so heiteres und freundliches Loos fällt, wie ihm. Von braven Aeltern entsprossen, von der Natur mit schönen Anlagen des Geistes und Gemüthes begabt, hatte er das Glück, sich während seines Lebens des Schutzes edeler und hochherziger Fürsten zu erfreuen, welche ihn zur Ausbildung seiner Kunst Reisen machen ließen und seine Studien in jeder Weise unterstützten und ihm selbst ihre Freundschaft und ihr ganzes Vertrauen schenkten. Schon frühzeitig hatten sich seine Lebensverhältnisse so gestaltet, daß er einen Hausstand gründen konnte. Eine wackere und edle Gattin, die ihm vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn schenkte, kannte kein größeres Glück und keine

schönere Lebensaufgabe, als für ihren Mann und ihre Kinder zu leben. Die beiden ältesten Töchter, Wilhelmine und Henriette, sah er bald glücklich verheirathet, die erstere an den altenburger Minister von Wüstemann, die zweite an den Bauverwalter Broßmann in Gotha. In seinem fünfzigsten Lebensjahre hatte er die Freude, daß ihm sein Sohn Raphael seine in Göttingen gekrönte und ihm gewidmete Preisschrift überreichte. Seine jüngste Tochter, Karoline, welche im Hause blieb, wurde ihren lieben Aeltern eine treue Pflegerin. Sowie er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Fürsten zu erfreuen hatte, so genoß er auch die Liebe und Achtung Aller, mit denen er verkehrte. So wie er streng gegen sich selbst war, so war er mild gegen Andere. Frei von allem Künstlerneide beurtheilte er die Leistungen anderer Künstler mit der größten Billigkeit und sprach sich über die Mängel derselben nie verletzend, sondern immer schonend aus; in der Beurtheilung von Werken jüngerer Künstler tadelte er die Fehler nie schlechtweg, sondern gab nur wohlmeinenden Rath, wie dieses oder jenes besser gemacht werden könne, und war immer geneigt, neben dem Verfehlten die guten und gelungenen Seiten aufzusuchen und hervorzuheben, um den jungen Künstler nicht zu entmuthigen, sondern aufzurichten oder zu ermuntern. In Betreff seiner eigenen Leistungen konnte man keinen bescheidenern Künstler finden; denn entfernt von allem Künstlerdünkel suchte er selbst seine schönsten und gelungensten Werke dem Blicke eines größern Publikum eher zu entziehen, als vor demselben mit ihnen zu prunken. Die geselligen Gaben, die er in so reichlichem Maaße besaß, der heitere Scherz, der harmlose, nie verletzende Witz, das zarte Gefühl für Anstand und Schicklichkeit, der feine, immer das rechte Maaß beobachtende Takt, den er im Umgange mit den Menschen zeigte, die Freundlichkeit gegen Jedermann, machten ihn angenehm in der Gesellschaft; seine sittliche Reinheit, die unerschütterliche Vestigkeit seines Charakters, seine Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit, strenge Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, sein Ernst in ernsten Dingen, sein edler Sinn für alles Erhabene und Schöne, sein Abscheu gegen alles Gemeine und Niedrige, sein vestes Vertrauen zu Gott: diese vortrefflichen Eigenschaften flößten Allen, die ihn kannten, Liebe, Achtung, Ehrerbietung und Vertrauen ein und bewirkten, daß sein Umgang und seine Freundschaft von so Vielen eifrig gesucht und erstrebt wurde. Seinem edelen Innern entsprach sein edeles Aeußere. Er

hatte eine große geschmächtige Gestalt; die Gesichtsfarbe war blaß; sein klares blaues Auge vereinte Ernst mit Freundlichkeit, Strenge mit Milde; die Stirn war hoch, die Nase lang, die Wangen mager; auf seinen Lippen spielte eine leise, milde Ironie; sein kräftiger Haarwuchs bedeckte sein Haupt bis zu seinem Lebensende und erst in hohem Alter fingen die schwarzen Haare zu ergrauen an. Sowie wir sein jugendliches und männliches Alter vom Glücke begünstigt gesehen haben, so kann auch sein Greisenalter ein wahrhaft glückliches genannt werden. Sein klarer Verstand und die Frische seines Geistes blieben ihm ungeschwächt bis zu seinem Hinscheiden. Die schöne Gabe des heiteren Scherzes und Witzes und sein für alles Schöne empfänglicher Sinn verließen ihn nie. Seine äußere Lage befreite ihn von Sorgen, und die große Mäßigkeit, die er stets in allen Dingen beobachtet hatte, hatte ihm die Fähigkeit erhalten, sich seines Lebens und seines Glückes zu freuen. Seine größte Freude war es, wenn er seine Kinder und Kindeskinder um sich sehen konnte, und es waren ihm festliche Tage, wenn ihn seine Kinder aus Altenburg oder Hannover mit den Ihrigen besuchten. Es war erfreulich zu sehen, wie er mit seinen Enkeln und Enkelinnen zu verkehren wußte: bald sprach er mit ihnen in ernstem Tone über ihre Schule, Lehrer und Lehrgegenstände, bald scherzte und spielte er mit ihnen. Als er seinen sechsundsiebzigsten Geburtstag feierte, stand er noch rüstig und in voller Kraft des Geistes und Körpers im Kreise seiner Familie und erfüllte Gattin, Kinder und Kindeskinder mit der Hoffnung, er werde noch manches Jahr in ihrer Mitte verweilen. Das Jahr 1850 ging glücklich zu Ende; aber der Anfang des folgenden Jahres schlug ihm eine tiefe Wunde. Der Gesundheitszustand seiner Gattin, welche sich schon seit meheren Monaten schwach und angegriffen gefühlt hatte, wurde in dem neuen Jahre immer bedenklicher, und am 20. Februar entschlief sie in ihrem einundachtzigsten Jahre zu einem besseren Leben, die beste Gattin und zärtlichste Mutter, geliebt und geachtet nicht blos von den Ihrigen, sondern von Allen, die sie kannten. Fünfundfünfzig Jahre war sie seine Lebensgefährtin gewesen, die Freud' und Leid, Glück und Unglück treulich mit ihm getheilt hatte. Der schwere Verlust erfüllte seine ganze Seele mit tiefer Trauer nnd unendlicher Wehmuth. Er, der stets Meister seiner Gefühle gewesen war und selbst die erschütterndsten Lebensereignisse mit bewundernswürdiger Bestigkeit zu tragen wußte, konnte

jetzt nicht mehr seinem Schmerze gebieten. Seine Kraft war gebrochen, sein Lebensglück geschwunden. Zurückgezogen von der Welt, lebte er nur in dem Gedanken an die Hingeschiedene und fand nur Trost und Befriedigung, wenn er mit seinen Kindern von der Seligen sprechen konnte. Noch Einmal flackerte Lebensmuth in seiner Seele auf, als im Julius sein Sohn mit seinen beiden ältesten Söhnen aus Hannover ihn besuchte und die Sommerferien bei ihm zubrachte. Sein heiterer Sinn kehrte wieder zurück; der Verkehr mit seinen beiden Enkeln entlockte ihm manchen Scherz; es gewährte ihm wieder Freude, seine Kinder, Enkel und Verwandten in geselligem Kreise um sich versammelt zu sehen. Die Seinigen faßten die besten Hoffnungen für ihn; geistig und körperlich schien er wieder erstarkt zu seyn. Als ihn aber seine Gäste verlassen hatten und die vorige Stille im Hause wieder einkehrte, stellte sich nach kurzer Zeit auch seine trübe Stimmung wieder ein, die allmählich auch auf seinen körperlichen Zustand einen nachtheiligen Einfluß äußern mußte. Der Beginn des neuen Jahres (1852) war bedenklich. Anhaltende Schlaflosigkeit schwächte seine Kräfte. Daraus entwickelte sich eine gänzliche Appetitlosigkeit. Hierzu trat endlich eine völlige Erweichung der Schleimhäute. Die Schwäche nahm zu; doch blieb der Geist lebendig. Zuweilen tauchten Symptome von Besserung auf; aber sie waren nicht von Dauer. Seine Kräfte schwanden immer mehr dahin und am 23. Januar Abends um halb neun Uhr hauchte er in den Armen seiner jüngsten Tochter seine Seele aus, in der sich der Geist bis zum letzten Lebenstage klar und kräftig erhalten hatte. Sein Hinscheiden erfüllte nicht allein die Seinigen mit dem tiefsten Schmerze; seine zahlreichen Freunde und Bekannten und Alle, die mit ihm in irgend einer näheren Berührung gestanden hatten, legten die aufrichtigste Theilnahme an den Tag.

* 20. Alois, Ritter von Xylander,

Regimentsquartiermeister 1. Klasse zu München;

geb. den 4. Nov. 1769, gest. den 23. Jan. 1852.

von Xylander, der Sohn eines geachteten kurfürstlichen Militärverwaltungs-Beamteten, wurde zu Neuburg an der Donau geboren. Nachdem er die dortigen Schulen besucht hatte, trat er im 18. Lebensjahre als Kadet in das damalige kurpfalz-bayer'sche 2. Grenadierregiment

Kurprinz, wurde später in die Militärakademie beordert und rückte am 15. Juli 1791 im obigen Regimente zum Fahnenjunker vor. Bei den damaligen geringen Aussichten im Waffendienste und Willens, sich zu verehelichen, trat v. X. in die Militäradministration über, wurde im J. 1793 als Militärlazareth-Verwalter zu Ingolstadt angestellt, versah dieses beschwerliche Amt in der kriegsbewegten Zeit bis zum J. 1800 und leistete besonders im letztern Jahre in der von den Franzosen eingeschlossenen und denselben durch Konvention übergebenen Vestung wesentliche Dienste. Im J. 1803 ward v. X. nach vorübergehender Verwendung zu München in seiner früheren Eigenschaft in dem neu acquirirten Ulm angestellt, wo er im Herbst 1805 während der Einschließung und Beschießung dieses von den Oesterreichern vertheidigten Platzes zuerst mit Aufopferung und Gefahr für die zurückgelassenen kranken bayer'schen Soldaten und, nach der Uebergabe an die Franzosen, für das Feldspital der großen Armee zu sorgen hatte. Nach abermaliger vorübergehender Verwendung zu München wurde er im December 1807 nach Augsburg versetzt, wo unter seiner Leitung im Jahre 1808 das noch bestehende, treffliche Militärspital eingerichtet wurde. Während des Feldzugs 1809 und während der Kriegsjahre 1812 bis 1815 versah v. X. nicht nur im obigen Haupthospitale, sondern auch gleichzeitig in meheren, in ehemaligen Klöstern errichteten, häufig mit Verwundeten und Typhuskranken überfüllten Filialspitälern seinen angestrengten und gefährlichen, durch die Forderungen und Uebergriffe der französischen Sanitätsbeamteten erschwerten Dienst mit einem Eifer und einer Hingebung, womit sein Dienstgehalt nicht im Verhältnisse stand. Nachdem v. X. während drei Jahren neben seinem Amte auch noch das Kassen- und Rechnungswesen der Kommandantschaft versehen hatte, wurde er zum Regimentsquartiermeister 1. Kl. ernannt und erhielt im J. 1838 nach 50jähriger treu und ehrenvoll zurückgelegter Dienstzeit den königl. Ludwigsorden. Endlich im 52. Dienst- und 70. Lebensjahre wurde er auf sein Ansuchen unter Bezeugung höchster Zufriedenheit mit seinen langjährigen Diensten in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Bei seinem Uebertritte in die Militäradministration hatte sich v. X. mit Antonia Freiin von Pflummern vermählt. Dieselbe hatte in früheren Jahren sich literarisch beschäftigt und zu einer Zeit, wo Zeitschriften der Art nur selten waren, in den Jahren 1792—1794 die „Unterhaltungen in Abendstunden, Deutsch-

lands Töchtern geweiht" herausgegeben. Nach 50jähriger glücklicher Ehe feierte das Jubel-Ehepaar im Kreise seiner Kinder und Enkel die goldene Hochzeit und nachdem die treue Lebensgefährtin nach längeren Leiden in ihrem 82. Lebensjahre, am 4. Mai 1851, tief betrauert von den Hinterbliebenen, vorangegangen war, entschlief auch v. X. im 83. Lebensjahre. Die Theilnahme, welche bei dessen Ableben von Allen an den Tag gelegt wurde, welche den pflichttreuen Beamteten, den biederen wohlwollenden Mann gekannt hatten, zeigte eine öffentliche Anerkennung, welche mehr dem inneren Werthe als der äußern Stellung galt, die ihm zu Theil geworden war und in welcher er gleichwohl stets zufrieden gewirkt hatte. Von neun dieser Ehe entsprossenen Kindern sind eine Tochter und drei Söhne noch am Leben. Erstere ist an den früheren Reisearzt des Königs, Regimentsarzt Dr. Ellersdorfer, vermählt. Letztere stehen als geachtete Officiere in der bayer. Armee und sind auch in weiteren Kreisen bekannt. Der jüngste derselben, ein tüchtiger Kavallerieofficier, hat sich auch im griechischen Dienste ausgezeichnet, der ältere hat sich als Verfasser des „Heerwesen der Staaten des deutschen Bundes 2c." in der militärischen Welt bekannt gemacht und der älteste ist der als Militärschriftsteller rühmlichst bekannte General und Bevollmächtigte Bayerns zu Frankfurt, welcher in den verhängnißvollen Jahren von 1848 bis 1851 dem Staate wichtige Dienste geleistet hat.

* 21. Alexander Freiherr von Mauchenheim, gen. Bechtolsheim,

königl. bayer. Kämmerer und Ministerialrath zu München;

geb. d. 20. März 1808, gest. d. 30. Jan. 1852.

Der Verewigte wurde zu Gotha geboren, wo seine Aeltern sich aufhielten, da sein Vater, Karl Emil Freiherr v. Bechtolsheim, einer der ausgezeichnetsten Officiere der preuß. Armee, successive in den Generalstäben des Herzogs von Braunschweig, Rüchels und des Fürsten von Hohenlohe angestellt, in Folge des unglücklichen Feldzuges von 1806, als Kriegsgefangener auf Ehrenwort, diesen Ort zu seinem einstweiligen Aufenthalt gewählt hatte. Seine Mutter, Katharine Gräfin Dufour de Bueil, aus den Stürmen der französ. Revolution gerettet, wurde in Gotha im Hause des Baron von Grimm erzogen, welcher ihre Mutter an Kindesstatt angenommen hatte. Noch in zarter

Jugend kam Alexander nach Mecklenburg, wohin seine Mutter, die früh Wittwe geworden, dem Rufe als Erzieherin der Prinzessinnen von Mecklenb.-Schwerin (jetzigen Herzoginnen von Altenburg und Orleans) gefolgt war, mit ihren beiden Kindern Alexander und Klotilde. Dort verlebte Alexander seine Kindheit und erste Jugend und erhielt auch dort von einem trefflichen Erzieher und Privatlehrer seine erste Bildung in Sprachen und höhern Wissenschaften; auch verbrachte er, in Begleitung seines Hofmeisters, 1½ Jahr auf der Schule zu Ratzeburg. Seines Aufenthaltes in Ludwigslust gedachte er jederzeit mit herzlichster Freude, da ihm daselbst, von inniger Liebe umringt, heitere, gesegnete Jugendjahre verstrichen. Mit kindlicher Dankbarkeit besuchte er später von Berlin aus diesen Ort, wo das Wiedersehen so vieler edlen, theilnehmenden Freunde sein Herz erquickte und freudig belebte. Seine Studien setzte er unter Leitung des Bischofes v. Sailer*) in Regensburg fort, wohin er 1822 in seinem 14. Jahre mit seinem Hofmeister kam. Regensburg war damals unter Sailer und dem nachmaligen Bischofe Wittmann**), um welche sich ein Kreis ausgezeichneter Männer sammelte, ein Sitz hoher geistiger und religiöser Bildung. Für v. B. war es für sein übriges ganzes Leben entscheidend, daß er in diesen Kreis eingeführt wurde, in welchem er sich bald die Liebe und Achtung Aller erwarb. Im J. 1823 führte ihn Melchior v. Diepenbrock, der zu Sailer's Füßen saß, nachheriger Kardinal und Fürstbischof von Breslau, als Pathe zur heiligen Firmung. Als nun auch im J. 1825 seine Mutter nach Regensburg kam und in der Nähe nach und nach mehere Güter ankaufte, deren bedeutendstes Bodenstein ist, war es entschieden, daß er nur in Bayern, als seinem neuen Vaterlande, bleiben sollte. Im J. 1827 machte er nach vollendeten Gymnasialstudien mit seiner Mutter eine Reise nach Frankreich zum Besuche seines Großvaters, welcher wieder in einen Theil seiner durch die Revolution verlorenen Güter eingesetzt worden war. In Paris vervollkommnete er sich in der zeichnenden Kunst und Malerei, zu denen er schon in Deutschland einen guten Grund gelegt hatte und worin er es später in München, wie viele von seiner Hand vollendete Gemälde beweisen, zu einer großen künstlerischen Reife brachte. Die Universität München bezog er nach seiner Rückkehr

---

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 405.
**) — — — — — 11. — — — — — S. 170.

aus Frankreich zu Ostern 1828. Sein akademisches Studium war nicht ein bloßes Lernen, sondern in jeder Art freithätig und von höherer Weihe. Es war ihm Wonne, in dem Aufschwunge der Wissenschaften mitzuleben, der bald nach dem Regierungsantritte König Ludwig's eingetreten war. Wie oft sahen wir ihn in aufeinanderfolgenden Semestern in den geistreichen Vorlesungen eines Schelling, Görres*), Schubert und anderer Notabilitäten und mit welch' lebhaftem Fleiße sahen wir ihn mit den Jünglingen wetteifern, die sich um jene Männer gesammelt hatten, indem er an ihren Erörterungen und Disputationen sowohl öffentlich im Hörsal, als auch im engern Kreise der Jugendgenossen ausdauernden und einflußreichen Antheil nahm. Wie vergnügt und heimisch war er in den Gesellschaftscirkeln der Professoren Görres, Schelling, Schubert, Ringseis u. A.! Seinerseits sah er auch im Hause seiner Mutter, die den Winter über vom Lande nach München gezogen war, einen Kreis der geistreichsten Männer versammelt. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in München, nachdem er den allgemeinen Wissenschaften und in besondern Fächern der Naturgeschichte, wie in Mineralogie und Chemie unter Fuchs schöne Kenntnisse erworben hatte, bezog er die Universität Berlin, wo Savigny, Philipps, Jarke und andere ausgezeichnete Professoren Lehrstühle hatten und ihn ein Kreis edler, geistvoller Freunde seiner Mutter erwartete. Nach einem Jahre kam er nach München zurück und absolvirte dort 1832 die Rechtswissenschaft. Er bestand darin ein ausgezeichnetes Examen, wie ich mich wohl erinnere, daß dieß Puchta**) noch am Abend der Prüfung mit großer Freude erklärte. Und doch war Puchta ein zwar feiner und geistreicher aber auch strenger Jurist, trocken und exakt und nichts weniger als leicht hinzureißen. Noch während der Studienzeit Alexander's kamen junge Franzosen, nach der Julirevolution, nach Deutschland, um in dem Studium der deutschen Literatur die Erinnerung an das Unglück ihres Vaterlandes zu begraben. Die nach München kamen, waren Jünglinge, welche später als Männer fast sämmtlich eine hervorragende literarische oder politische Rolle in ihrem Vaterlande gespielt haben, wie Montalembert (den auch Abbé La Mennais auf einige Wochen in München besuchte), Riot, Cazalés, Boré u. A. In kurzer Zeit kamen sie mit v. B. und dem Kreise seiner

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 131.
**) — — — 24. — — — — S. 37.

Studiengenossen in nähere Berührung. Als Meister Cornelius nach Rom zog, überließ er in großer Herzensgüte den jugendlichen Studenten seine Wohnung, obwohl sie zum Theil eine Einrichtung hatte, die für solche Bewohner zu kostbar war. Nun mußte man sich auch einrichten. Man bestimmte, daß abwechselnd Einer nach dem Andern von Monat zu Monat die Rechnung führen sollte. Aber bald übernahm v. B. die Führung des Hauswesens ganz und behielt sie auch neidlos bei, da er gern seinen Freunden gefällig und wohlthätig war, wie es ihm seine Vermögensverhältnisse erlaubten. Auch Klemens Brentano *) ließ sich hier öfters sehen und gab bisweilen ein Feuerwerk von Witzen aus seinen neuesten Märchen zum Besten, zum Entzücken der Franzosen, die ihn als deutschen Klassiker verehrten, während wir Deutschen eine etwas bescheidenere Meinung von ihm hatten. Doch war er jederzeit höchst willkommen, wann und wie er kommen mochte. In den Ferien, zu Ostern, Pfingsten und im Herbste machten wir Ausflüge in's Gebirg, nach Tyrol oder Oberitalien; man zeichnete, botanisirte, sammelte oder kaufte Mineralien und bei heiterm Wetter wurden die steilsten und höchsten Berge erstiegen, wobei wir freilich Gefahren weder ahnten noch fürchteten und im heitern, unverkümmerten Genusse der großartigen Natur, in Unschuld die schönsten Tage und Stunden der Jugend hinbrachten. Nach einer Universitätszeit, so reich, so heiter und so fördernd, trat v. B. in den Kreis seines künftigen Berufs ein, prakticirte bei den Gerichten und Aemtern, die in der Nähe seiner Güter bei Regensburg waren; dann ein Jahr in München, nach welchem er, entschlossen sich dem Staatsdienste zu widmen, als Accessist bei der königl. Regierung zu Regensburg eintrat. Allgemeine Studien, reiche Kenntnisse und Lebenserfahrung schützten ihn hinlänglich vor den Klippen der Einseitigkeit und bewirkten, daß ihm in seiner Berufssphäre das Höhere und Reinmenschliche nicht unterging. Wie der Meister erst in der Schranke erkannt wird, die er sich setzt, so wird auch der geniale Mann in der Tüchtigkeit bewährt, mit der er seinen gewählten Beruf ausfüllt. Mit welchem Vergnügen erklärte er öfter, namentlich nach seiner Verheirathung, wie zufrieden er sey in der Erfüllung seiner Pflichten und in der Ausübung seines Berufes, den er als etwas Höheres, als eine ihm von Gott gewordene Pflicht ansah. Er fühlte sich glücklich

*) Dessen Biogr. siehe im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 1036.

in seinem Berufe und glücklich in seinem Familienleben. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse, in Verbindung mit eifrigster Erfüllung seiner Pflichten, bahnten ihm bald den Weg zum Staatsdienste. Er wurde im Frühjahr 1837 als Sekretär der königl. Regierung in Regensburg angestellt. Im September desselben Jahres vermählte er sich mit Karoline Freiin v. Freyberg-Eisenberg, in welcher er eine Lebensgefährtin fand, welche die Freude seines Lebens war. Seine Beförderungen im Staatsdienste folgten bald aufeinander. Im Jahr 1838 wurde er zum Assessor bei der königl. Regierung in Ansbach ernannt, tauschte aber nach Regensburg, wo er sich in der Nähe seiner Güter und seiner Verwandten heimischer fand und als Referent im Schulwesen den Elementarunterricht, so wie die höheren Studien eines großen Regierungsbezirks wesentlich fördern konnte, was er denn auch mit Eifer und Liebe that. Im J. 1846 kam er als Regierungsrath nach Baireuth, wurde aber schon nach 6 Monaten als Regierungsrath und Stadtkommissär nach Augsburg versetzt. Als die politischen Stürme des Jahres 1848 hereinbrachen, zeigte es sich, wer er war — ein Mann von Charakter und Treue und reicher Lebenserfahrung. Damals als die Männer selten waren und die Besonnensten die Besonnenheit verloren zu haben schienen, stand er vest und besonnen und es war ihm leicht, die hereinbrechenden Stürme und ihren Verlauf vest und unbeirrt zu beobachten und zu enträthseln. Es war daher natürlich, daß er auch bald in eine höhere Regierungssphäre kam, wie er denn auch schon im April 1849 als Ministerialrath in das Ministerium des Innern für Kultus und Unterricht nach München befördert wurde. Hier begannen seine schwierigsten Geschäfte, sowohl im Ministerium als auch in der Ständeversammlung, wie sich auch nur zu bald die politische Bewegung auf das religiöse Gebiet warf. Wie Vieles mußte nun verworfen, verändert, entworfen, gebildet und umgebildet werden und zuletzt konnte doch nichts Bleibendes zum Vorschein kommen, da in Bayern Konkordat und Religionsedikt, Volksleben und Volksanschauung mit der Gewohnheit des Verordnens im Widerspruche stehen und es noch keinem Sterblichen gegeben war, Widersprechendes zu vereinigen, was auch, so Gott will, niemals möglich seyn wird. Eine Erholung war es ihm, als er im Sommer 1851 mit dem Minister v. Zwehl eine Reise nach London und Paris machen konnte. Es war die Zeit der großen Industrieausstellung. Außerdem interessirte er sich noch lebhaft für

das religiöse Leben in England und machte unter Andern die Bekanntschaft des Kardinals Wisemann. In Frankreich besuchte er seine Verwandten. Von Paris erzählte er, daß er fast lauter Blousen daselbst gesehen habe, in auffallendem Gegensatze zu dem früheren Glanze des Königthums. Seine Schilderungen waren mehr zum Vortheil Englands als Frankreichs, das durch unsinnige republikanische Erhebungen in Wohlstand, Gesittung und Gesinnung immer tiefer herabsank. Im Herbste von seiner Reise zurückgekehrt, übernahm er wieder seine anstrengenden Arbeiten im Ministerium. Seine Freunde erklärten ihm unverholen, daß ihm eine Sisyphuslast auferlegt sey, trösteten sich aber mit dem Gedanken, daß er der Mann sey, der durch seine Stellung in der höheren Gesellschaft, durch seine veste und entschiedene Religiosität und durch seine erprobte Geschäftskenntniß die Bitterkeiten der Widersprüche versüßen, die Schärfe des Streites mildern und die Stachel der Verletzung stumpf machen könne. Hier, mitten in den schwierigsten Arbeiten, ereilte ihn der Tod. Eine leichte Erkältung, die er sich gegen Neujahr 1852 auf einer Jagd zugezogen hatte, wurde Ursache eines leichten katarrhalischen Fiebers, dessen Folgen er nicht genug beachtete, wonach sich einige Wochen später ein durch Brustentzündung komplicirtes Nervenfieber zeigte, dem er am neunten Tage erlag. So ward er unvermuthet schnell dahingerafft. Er starb, noch nicht 44 Jahre alt, ruhig und ergeben in Gottes heiligen Willen, im schönsten Mannesalter, im Glück des Familienlebens, im Genuß allgemeiner Hochachtung und Verehrung, in der Mitte einer glänzenden politischen Laufbahn. — Er war von guter Gesundheit, früher niemals krank gewesen, von einnehmendem Aeußern und feiner, natürlicher und edler Haltung. Der Grundzug seines Gemüths war wahre, ungeheuchelte Gottesfurcht, sein Herz war rein und er kannte keine Menschenfurcht. Das sind die Sterne, die seine Brust schmücken. Was seine Ueberzeugung war, deß hatte er kein Hehl und er stand niemals an, es offen auszusprechen, wenn es Noth that. Um ihn weinen eine treue und innig liebende Gemahlin, die ihm 10 Kinder geboren, deren letztes er nicht mehr sehen und segnen konnte und von denen ihm fünf zur Herrlichkeit des Himmels vorausgingen — eine tiefgebeugte Mutter, die in demselben Jahre auch ihre Tochter, Klotilde, vermählte Gräfin v. Oberndorf, in's frühe Grab sinken sah — und Freunde, denen er in treuer, ausdauernder und auf Tugend gegründeter Freund-

schaft ein Muster war. Er war von solcher Liebenswürdigkeit und Biederkeit, daß er das wohl seltene Glück hatte, keinen Feind zu haben. Multis flebilis occidit!

Würzburg. Professor Dr. Mayr.

22. Dr. Rulemann Friedrich Eylert,

erster evangel. Bischof in Preußen, zu Potsdam;
geb. den 3. April 1770, gest. den 3. Febr. 1852 *).

E. war einer der begabtesten Kanzelredner seiner Zeit, einer der gelehrtesten und einflußreichsten Theologen der evang. Kirche, zugleich viele Jahre hindurch der vertraute Freund seines christlich frommen Herrschers, Friedrich Wilhelm's III. **). Geboren zu Hamm in der Grafschaft Mark, wo schon sein Vater als Prediger segensreich wirkte, erhielt er von seinen Aeltern eine ächt christliche Erziehung, die ihn auch dann auf dem vesten Boden des Evangelium erhielt, als er später die Universität Halle bezog und dort den Rationalismus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts kennen lernte. Durch die Kämpfe des Zweifelns und die Anfechtungen des Unglaubens nur in seiner Anschauung des Christenthums noch mehr gekräftigt, kehrte er schon 1794 in seine Vaterstadt zurück, um dort an der Seite seines würdigen Vaters eine Predigerstelle an der reformirten Kirche zu bekleiden, die ein unvergängliches Band der Liebe zwischen ihm und seiner Gemeinde knüpfte. Im J. 1806 berief das Vertrauen seines Königs ihn zur Hof- und Garnisonpredigerstelle nach Potsdam, welchem Rufe er 1807 Folge leistete, und von da ab beginnt der reichste und gesegnetste Theil seiner Amtswirksamkeit, der ihn bald von Stufe zu Stufe zu den ausgezeichnetsten Ehren und Würden, deren der protestantische Geistliche fähig zu werden vermag, emporhob. Köstliche, warm aus dem Gemüthe quellende Predigten in trefflicher Sprache und Form, wie die sonstigen Eigenschaften seines Geistes und Herzens empfahlen ihn der Gemeinde ebenso sehr, wie seinem kirchlich gesinnten, königlichen Herrn. Und als den Lenker des Staats das Unglück von 1806 und 1807 immer tiefer beugte, als das Herz des Königs bei dem Verluste der edelsten Gemahlin, der in hingebender Liebe unerschöpflichen Mutter seiner Kinder, tief blutete, da fand

*) Illustr. Zeitung. 1852. Nr. 453.
**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

er in den Predigten, wie in den Schriften und zahlreichen mündlichen Unterredungen mit seinem Beichtvater immer wieder neuen Halt und sichern Trost und der hochherzige Fürst hat dem würdigen Seelsorger dafür Dank und Zuneigung bis an sein eignes Lebensende bewahrt und bewiesen. E. schrieb in jener Unglückszeit neben mancherlei zeitgemäßen Predigten und Homilien, neben Betrachtungen über die Wahrheit des Christenthums und Wörten der Belehrung und des Trostes über den jetzigen Gang der Dinge, seine „Gedächtnißfeier der Königin Louise von Preußen" und der reiche Ertrag, den die Liebe des Volkes aus dieser Schrift zu ziehen ermöglichte, wurde von dem Verfasser dazu verwendet, tugendhafte, aber arme Brautpaare jedesmal am Todestage der Königin mit 100 Thlr. auszustatten, welche Feier sich seitdem alljährlich an 6 — 7 Paaren in der Garnisonkirche zu Potsdam am 19. Juli wiederholt und oft von dem würdigen Stifter selbst in innerster Erhebung vollzogen wurde. Nachdem er schon als Superintendent und Rath bei der Regierung zu Potsdam gearbeitet, wurde er als vortragender Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten verwendet, später auch in den Staatsrath berufen und 1818, nach Sack's Tode, zum evangelischen Bischof ernannt, worauf er noch später den Titel eines ersten evangelischen Bischofs erhielt und Domherr von Brandenburg wurde. In Folge der beabsichtigten Vermählung des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preußen, mit der Prinzessin Elisabeth Ludovica von Bayern wurde Bischof E. nach München entsendet, um die fürstliche Braut in die Lehren des evangelischen Bekenntnisses einzuführen, wie er denn auch schon zuvor der Haupthebel war, durch den Friedrich Wilhelm III. die Union der Lutheraner und Reformirten im Anschluß an das Reformationsjubelfest am 31. Okt. 1817 zu Stande zu bringen suchte. Jenes vorerwähnte Amt brachte dem Bischofe den Civilverdienstorden der bayer. Krone und auch das andere Werk vielfach Ehre und Anerkennung und innerste Befriedigung ein, weil gerade dieß ihn mit seinem königlichen Herrn zu Einem Streben recht innig verband; andererseits aber hat auch keine Richtung seiner Wirksamkeit ihn mehr und häufiger bitterer Anfeindung und Verfolgung, dem Neide und der Verläumdung ausgesetzt, als gerade dieß. Sein im Innersten gläubiges und zufriedenes, dankbares und hingebendes Gemüth wußte ihn jedoch aufrecht zu erhalten und zu trösten. Desto härter war für ihn der Schlag, der ihn traf,

als am 7. Juni 1840 sein königlicher Schirmherr ihm und dem ganzen Lande durch den Tod entrissen wurde; von da an war seine beste Kraft gebrochen, war ihm die eigenste Lebenswurzel durchschnitten. Nur selten noch betrat er die Kanzel, das letztemal um dieselbe Zeit, da Bischof Dräseke *), der am 8. Dec. 1849 in Potsdam starb, seine erste und letzte Predigt in dieser Stadt gehalten hatte. Kopfschwindel und ein Schlaganfall setzten dieser seiner Wirksamkeit ein Ziel. Desto thätiger beschäftigte er sich mit demjenigen Werke, welches den würdigsten Denkstein seines schriftstellerischen Wirkens, wie seines ganzen Lebens bilden sollte. Von 1842 bis 1846 arbeitete er an der dreibändigen, vielgelesenen Schrift: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.," die, wie verschieden auch die Urtheile darüber seyn mögen und wie sehr oft bei dem milden Sinne des Greises Wahrheit und Dichtung zusammengehen und sich zu einem Panegyrikus vereinen mochten, doch alle Zeit ein schönes Denkmal so des Königs, den sie durch alle Lebenslagen und Geschicke geleitet, wie der Dankbarkeit und Treue ihres Verfassers bilden wird. Im J. 1843 trat der hochbetagte Mann von seinem Seelsorgeramte zurück und feierte — von Friedrich Wilhelm IV. mit dem rothen Adlerorden 1. Klasse in Diamanten geehrt — 1844 sein 50jähriges Amtsjubiläum auf dem anmuthigen, „Abendruhe" bezeichnend von ihm genannten Gute in dem reizenden Eppendorf nahe bei Hamburg, das er damals besaß und das ihn in die Nähe einer nach Hamburg an den Kaufmann Grisson verheiratheten Tochter führte. Eine andere Freude wurde ihm damit beschieden, daß er 1846 am 9. August ebendaselbst sein goldnes Ehejubiläum feiern konnte. Graf Roß, der Bischof und Generalsuperintendent von Rheinland und Westphalen, einer seiner vertrautesten Freunde aus der Jugendzeit, nur zwei Jahre jünger als er, sprach von Neuem den Segen über ihn; bald danach kehrte E. aber nach Potsdam in den Familienkreis seiner anderen, an jenes Schwiegersohnes Bruder, den Hofprediger Grisson daselbst, verheiratheten Tochter zurück, um hier seine Tage zu beschließen. Nach neunwöchentlichen Leiden an der Brustwassersucht rief der Tod ihn am genannten Tage Morgens gegen 11 Uhr sanft und selig ab. Die Klarheit seines Geistes hatte ihn, seiner Schwäche ungeachtet, bis zum letzten Augenblicke nicht ver-

*) Dessen Biogr. siehe im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 969.

lassen und mit größter Ruhe ging er seiner Auflösung entgegen. Noch im Tode lag eine sanfte Röthe auf den ehrwürdigen Zügen des weißgelockten Antlitzes, das seine hohe, stattliche Gestalt zierte. Das Leichenbegängniß erfolgte am 7. Febr., ganz nach den schon vor 10 Jahren testamentarisch getroffenen Anordnungen des Verewigten. Prediger Bernhardt hielt die Leichenrede und Prediger Sydow aus Berlin, der länger als 10 Jahre als Hofprediger neben ihm wirkte, hielt das Gebet am Grabe. Ein unabsehbarer Zug, in ihm der sechsspännige Staatswagen des Königs mit kostbar gallonirter Dienerschaft, gab dem Todten das Geleite. Die ganze Geistlichkeit Potsdams — mit alleiniger Ausnahme des katholischen Pfarrers und seines Kaplans, was allgemein und mit Recht auffallen mußte — hatte sich mit vielen Predigern der Umgegend, nebst dem Stadtkommandanten General Graf Schlieffen, dem Oberbürgermeister Beyer und Bürgermeister Gobbin, den Schülern des Gymnasium und den Lehrern der Stadt angeschlossen und das Geläute der Glocken schwebte weit verhallend über den Trauerklängen der Musik des ersten Garderegiments zu Fuß, während die Sonne auf wenige Stunden die düsteren Regenwolken durchbrach und verscheuchte. Am Sonntage den 8. Febr. endlich hielt Bischof Roß in der übervollen Garnisonkirche die Gedächtnißpredigt über den von dem Verstorbenen dazu bestimmten Text Ev. Joh. 3, V. 16. Die Wirkung derselben aus dem Munde des greisen Freundes des Entschlafenen war erschütternd. Er erklärte, lieber selbst in der Ecke der Kirche sitzen zu wollen, um still zu weinen, als so zu stehen und zu reden und führte danach in warmer Rede die Gnadengaben vor, welche Gott dem treuen Hirten bescheerte; am erschütterndsten jedoch waren die wenigen Worte, welche von dem herbsten Leid sprachen, das je eines Menschen Herz zu tragen gehabt und das der Vollendete tragen mußte, davon er, der Redner, aber heute schweigen wolle. Sie berührten einen dunklen Schatten, der sich über das Leben des edlen Mannes durch den gebreitet hat, der ihm durch die Bande der Natur vor Allen nahe gestellt war. Auch hier soll nicht weiter davon die Rede seyn; aber wer im J. 1848 von Denen Kenntniß nahm, die in Berlin plötzlich aus dunkler Vergangenheit auftauchten, um nach wenig erfreulichem Wirken ebenso schnell wieder zu verschwinden, wird wissen, auf welches bedauerliches Verhältniß die Worte deuteten. Nur Das sey zum Schlusse noch erwähnt, daß der Heimgegangene auch in seinem Testamente noch seiner

Vaterstadt liebend gedacht und ihren Armen ein von seiner Mutter ererbtes Ackergut hinterlassen hat, das unter dem Namen „eylert-biermann'sche Stiftung" sein und der geliebten Mutter Gedächtniß zu erhalten bestimmt ist. — Der Prinz von Preußen richtete in Folge des ihm angezeigten Todes seines einstigen Religionslehrers ein eigenhändiges Schreiben voll tiefen Gemüths und wärmster Theilnahme an den Hofprediger Grisson; aber auch in den weitesten Kreisen, ja in Folge der Stellung E.'s zum Gardekorps, in allen Provinzen Preußens wird diese Theilnahme einem Manne zu Theil werden, der in hervorragender Stellung fast ein halbes Jahrhundert lang treu und redlich die Gaben, welche Gott ihm verliehen, segensreich verwaltete und nutzte.

23. Richard Thämel,

Prediger der Ost-Eisenbahn in Preußen, zu Neuenburg (Kreis Schwetz);

geb. im Jahre 1824, gest. den 3. Febr. 1852 *).

Der Verstorbene war ein überaus rüstiger Arbeiter im Weinberge des Herrn. In Diensten der innern Mission stehend, war er der erste deutsche Eisenbahnprediger, welcher als solcher die Ordination zu seinem Beruf erhielt. Vorzugsweise die Arbeiter an der preuß. Ostbahn mit dem Worte des Lebens versorgend und zwar mit einer Selbstverleugnung und Hingabe, wie sie sich nur selten findet, wurde er ein Opfer seines schweren Berufes. Im Spätherbst 1850 schien zwar diese Arbeit in das Stocken gerathen zu sollen; denn die Mobilmachung der preuß. Armee rief nicht allein eine große Anzahl von Arbeitern an der Eisenbahn hinweg zu den Waffen, sondern auch den Eisenbahnprediger Th. selbst in die Stellung als Feldprediger. Allein mit der eintretenden Demobilisirung kehrte er an die Eisenbahn zurück und widmete sich dort ferner mit aufopfernder Treue und Ausdauer seinem schweren Berufe. Als bei der großen Zahl der Arbeiter, der weiten Ausdehnung der Bahnstrecke von 10 – 20 Meilen und der aufreibenden Thätigkeit dieses Berufes in Wind und Wetter die Kraft des einzelnen Mannes nicht mehr ausreichen wollte, schickte ihm der Centralausschuß für innere Mission in der Person des Rauhhäuslers Diedrichsen einen Gehilfen für die Verbreitung von Bibeln und christlichen Erbauungs-

*) Nach: Fliegende Blätter und andere Mittheilungen.

schriften. Allein so treulich ihm auch auf seinem Arbeitsfelde dieser thätige Kolporteur zur Seite stand, so fing doch unser Th., obgleich ein junger Mann voll Eifer und geistiger Kraft, bald an zu kränkeln und besonders nach anstrengenden Predigten über Erschöpfung zu klagen. Die Einflüsse der Witterung auf seinen nicht sehr vesten Körper machten sich geltend. Sein Eifer für die Sache des Herrn ließ ihn aber sich selbst vergessen und so war er denn immer wieder auf dem Platze, sobald sich ihm eine passende Gelegenheit darbot. Auf der 24 Meilen langen Strecke von Bromberg bis Danzig pflegte er monatlich 8 bis 9 Mal zu predigen; auch leitete er dabei in der Regel den Gesang mit seiner kräftigen Stimme. Erst in der letzten Zeit fühlte er es selbst, wie nothwendig es sey, seine Kräfte zu schonen und sich eine bessere Pflege zu suchen; weshalb er sich am 1. Jan. 1852 mit des Rektors zu Neuenburg Tochter, Edeline, verlobte. Bald darauf überfiel ihn ein Unwohlseyn, das er einer starken Erkältung zuschrieb, die er sich nach einer Predigt im Lazareth zu Schwetz zugezogen hatte. Dennoch unternahm er noch eine Reise, kehrte aber bald kränker nach Neuenburg zurück, so daß er auf Anrathen des Arztes das Bett hütete, von dem er nicht wieder aufstand. Ein bösartiges Nervenfieber raubte ihm bald Bewußtseyn und Leben. Er selbst schien den traurigen Ausgang seiner Krankheit zu ahnen, denn er sprach viel vom Scheiden nach Gottes Rath, schloß mit dem Irdischen ab und betete viel. Die ihm zugesprochenen Trostgründe aus Gottes Wort wirkten beruhigend auf ihn und schienen selbst in seinen lebhaftesten Phantasieen ihre Segenskraft zu bewähren. Sein Zustand wurde immer ruhiger, bis er am Morgen des obengenannten Tages in einem Alter von 27 Jahren 7 Monaten entschlief. Seine Beerdigung erfolgte am 7. Februar. Es zeigte sich dabei die allgemeinste Theilnahme sowohl unter den Bewohnern der Stadt und Umgegend, als unter den Eisenbahnarbeitern. Letztere hatten den Weg vom Trauerhause bis zum Grabe mit grünen Zweigen und Laubwerk bestreut, auch die Eingangspforte des Friedhofes mit Laubgewinden geschmückt. Nach dem Begräbniß pflanzten dankbare Eisenbahnarbeiter ein schwarzes Kreuz auf den frischen Grabeshügel zum Zeichen, daß des Entschlafenen Arbeit in dem Herrn in der Gemeinde der Eisenbahnarbeiter nicht vergeblich gewesen sey. Auch sonst war seine Arbeit außerhalb des Kreises, der ihm zunächst zur Wirksamkeit angewiesen war, eine gesegnete, namentlich in den Krankenhäusern zu Neuen-

burg und Schwetz, wo er bisweilen predigte. So traf er in dem Krankenhause zu Neuenburg u. A. auch einen Kranken, der mit auf den Barrikaden in Berlin gestanden hatte und trotzig das Wort des Herrn verachtete. Aber Th. wußte ihm mit der ihm eignen Gabe so zum Herzen zu sprechen, daß er noch an demselben Tage den frommen Prediger bitten ließ, ihm doch das heil. Abendmahl zu spenden, wobei er die tiefste Reue zeigte. Zu seinen Predigten an der Bahn eilten die Leute meilenweit und Tausende von Bibeln und christlichen Schriften sind durch ihn und seinen Gehilfen in diese Gegenden gekommen. Selbst auf die Thätigkeit der benachbarten Pfarrgeistlichen wirkte die kirchliche Fürsorge für die Eisenbahnarbeiter erweckend und fördernd, wie denn überhaupt dadurch die zum großen Theil abgelegenen Gegenden, welche die Anlage der preuß. Ost-Eisenbahn durchschnitt, mit den größern Strömungen des christlichen Lebens im deutschen Vaterlande in nähere Verbindung gebracht wurden. Als sich die Kunde von seinem Tode in der Stadt verbreitete, erboten sich sogleich 12 achtbare Bürger, die Leiche dieses trefflichen Mannes, dessen Predigten sie immer so gern gehört hätten, zu seiner letzten Ruhestätte zu tragen.

Gröger.

* 24. Johann Ludwig Ferdinand Bergemann,

Kunst- und Handelsgärtner zu Berlin;

geb. den 25. Dec. 1806, gest. den 5. Febr. 1852.

Seine Erziehung wurde von einem strengen Vater und einer sanften Mutter geleitet. Der Vater war Kunstgärtner und hatte ein eigenes kleines Haus mit angrenzendem Garten, besorgte aber nebenbei noch Privatgärten. Streng, fast allzustreng, hielt der Vater den Knaben zur Arbeit an; doch trug diese gewohnte Thätigkeit später ihre Früchte. Zum Gärtner in der väterlichen Gärtnerei gebildet, empfing er im 25. Lebensjahre zu seinem eigenen Etablissement 10 Thaler und — eine Frau gegen seine Neigung. Die unglückliche Ehe wurde nach drei Jahren durch den Tod der Ehefrau gelöst; doch das Geschäft erweiterte sich, da B. fleißig, genügsam war und nach kurzer Frist sich anderweit glücklich verheirathete. Im J. 1840 verkaufte er sein kleines Grundstück äußerst vortheilhaft an die Eisenbahn-Baubehörde, erwarb für die Kaufsumme nicht allein ein weit größeres Besitzthum, sondern behielt auch

noch ein nicht unbedeutendes Betriebskapital in den Händen. Die Anlage ansehnlicher Glashäuser und ihre sorgliche Abwartung gestattete ihm den Handel mit seltenen exotischen Pflanzen, die er aus allen Ländern bezog, indem er selbst auf Reisen sich nach dem Zweckmäßigsten für sein Geschäft umsah. Sein rechtlicher Charakter, sein wohlwollendes Herz und seine nicht gemeine Bildung — er war außer der Muttersprache des Lateinischen und Französischen mächtig — erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger. Er war ein Jahr lang Schiedsmann, mehere Jahre hindurch Armenpfleger, auch Mitglied des Gärtnervereins. Eine besondere Leidenschaft von ihm war die Jagd, wie er denn auch mehr als 300 Thaler auf Jagdgewehre verwendet hat. — Von einer Reise nach Paris im September 1851, die er schon leidend angetreten hatte, kehrte er siech zurück und starb, obschon er gern länger gelebt hätte, mit Hinterlassung einer Wittwe und 5 Kinder am oben genannten Tage.

* 25. Robert Reinick,

Maler und Liederdichter zu Dresden;

geb. den 22. Febr. 1805, gest. den 7. Febr. 1852.

R. war in Danzig geboren. Sein Vater lebte dort als ein allgemein geachteter Kaufmann. Ein kränklicher Körper raubte dem Kinde manche Jugendfreude; doch entwickelte sich schon früh in ihm die Liebe für die Natur, der Sinn für künstlerische Beschäftigung und hierin fand er seine schönsten Freuden. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Mit besonderer Liebe studirte er dort die Schriftsteller der Alten. Homer und Theokrit machten den bleibendsten Eindruck auf ihn; viele ihrer Sachen übersetzte er in Versen und fühlte sich dadurch zu eigenen poetischen Versuchen angeregt; innige, seelenvolle Lieder sind schon vom J. 1820 von ihm vorhanden. Früh schon verlor er die Mutter; liebend pflegte ihn die nur wenige Jahre ältere Schwester, bis auch der Vater starb und der Knabe im Hause eines Predigers liebevolle Aufnahme fand. Mehr und mehr entwickelte sich in ihm Wunsch und Entschluß, sich der Malerei zu widmen, ging 1825 — nachdem er das Abiturientenexamen gemacht und das Zeugniß der Reife für die Universität erlangt hatte — nach Berlin und begann, unter Begas Leitung, sich dort zum Historienmaler auszubilden. Häufige Kränk-

lichkeit und besonders immer wiederkehrende Augenleiden wirkten lange sehr hemmend auf R.'s künstlerische Ausbildung. So kam es, daß er Muße fand, sich gleichzeitig der Neigung für lyrische Poesie hinzugeben. Das frische, heitere Zusammenleben im Kreise junger Künstler und Studirenden regte ihn nach vielen Seiten hin an. Franz Kugler wurde bald mit ihm befreundet und wirkte ermunternd auf sein Streben. Größere Künstlerfeste, ernster und heiterer Art, wurden von Kugler und R. gemeinschaftlich angeordnet und von Reinick poetisch durchgeführt. Durch Kugler öffnete sich ihm das Haus des Kriminaldirektor Hitzig *); Eichendorff und Chamisso **) lernte er dort kennen. Von Letzterem mit warmer Herzlichkeit zur Mitarbeit am Musenalmanach aufgefordert, lieferte R. Beiträge zu 5 Jahrgängen desselben und trat mit diesen Liedern zuerst vor das größere Publikum. Auch hatte er damals die Freude, den hochverehrten Dichter Chamisso zu malen. (Das Orginalgemälde befindet sich im Besitze des geheimen Hofrath Kugler in Berlin.) Dieses Bild erschien später von Barth gestochen, als Titelblatt des deutschen Musenalmanachs von Chamisso und Schwab ***) für das J. 1833 und dann auch in einer Ausgabe von Chamisso's sämmtlichen Werken. Eine Folge des regen Künstlertreibens jener Zeit war die Herausgabe des: „Liederbuch für deutsche Künstler, Berlin 1833", von F. Kugler und R. Reinick gemeinschaftlich veranstaltet. Vom Jahr 1831 bis 1838 lebte R. in Düsseldorf und bildete sich hier unter Schadow's †) Leitung weiter in der Malerei aus. Die Zeit seines Aufenthaltes dort fällt gerade in die Blüthezeit des Zusammenlebens der dortigen Künstler. Allerdings tragen die späteren Werke der Schule Schadow's mehr oder weniger den Stempel größerer Reife, Gediegenheit und Sicherheit; die äußere Erscheinung der künstlerischen geselligen Vereinigungen haben jetzt einen viel größeren und reicheren Zuschnitt; poetischer aber war unstreitig das Zusammenleben jener Periode, in der noch ein Geist frischer, unbefangener Jugendlichkeit Meister, Genossen und Schüler gemeinsam durchwehte, ungehemmt und ungetrübt von Einflüssen, die außer dem Bereiche der Kunst lagen. Auch lebten damals noch Immermann ††) und Felix

---

*) Dessen Biogr. s. im 27. Jahrg. des Nekr. S. 945.
**) — — — 16. — — — S. 747.
***) — — — 28. — — — S. 687.
†) — — — 28. — — — S. 71.
††) — — — 18. — — — S. 901.

Mendelssohn *) in Düsseldorf, die sich mit Schnaase, dem Kunsthistoriker, v. Uechtritz u. A. eng an den Künstlerkreis anschlossen. Zwei Künsten angehörig, der Malerei und der Dichtkunst, verstand R., wie kein Anderer, die Gefühle und Schicksale, die Freuden und Leiden einer Künstlernatur zu singen. Seine Lieder wurden schnell Begleiter der Maler auf ihren Reisen, in der Einsamkeit und bei lustigem Gelage und wie die ideale Seite des deutschen Künstlerlebens auf seine Lyrik bildend und bestimmend einwirkte, so hat er seinerseits viel dazu beigetragen, das Leben seiner Kunstgenossen zu verschönern und den Idealismus darin rein zu erhalten. In Düsseldorf veranstaltete R. die Herausgabe seiner: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf 1838" **). Das Titelblatt ist von R. selbst komponirt und radirt; außerdem steuerte Jeder der Freunde eine eigenhändige Radirung dazu bei: W. v. Schadow, Lessing, Sohn, Hübner, Bendemann, Schrödter u. A. schmückten die Lieder bereitwilligst und erhöhten so den Werth der Sammlung und die Theilnahme des Publikum dafür. Wie schon früher, so auch in Düsseldorf, war R.'s künstlerische Entwicklung oft durch Augenleiden und nervöse Fieber gehemmt. Nur ein größeres Bild ist dort vollendet: „Rahel und Jakob", jetzt in Stettin im Privatbesitz. Im September 1838 entschloß sich R. zur Reise nach Italien, seit lange das Ziel seiner Sehnsucht. In Rom fand er manchen alten Freund, durch den er um so schneller in dem größeren deutschen Künstlerkreise heimisch und mit der Herrlichkeit des Landes und der Eigenthümlichkeit des Volkes vertraut wurde. So verlebte er in hohen geistigen Genüssen drei schöne Jahre in Italien, die Sommer in Neapel, auf Kapri, Sicilien und im Sabinergebirge, die Winter in Rom. Die Früchte dieser Reise sind meist landschaftiche Studien, Oelfarbenstudien und Zeichnungen, die bei Künstlern und Laien die wärmste Anerkennung fanden, namentlich durch ihre frische Naturwahrheit in Farbe und geistiger Auffassung. Als R. in Rom war, hatte die spätere Errichtung eines deutschen Kassino's dem Zusammenleben der Künstler daselbst noch nicht die eigenthümliche Färbung

---

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 678.

**) Die Kunsthandlung von Buddeus in Düsseldorf, der R. das Werk später verkaufte, veranstaltete ohne sein Wissen ähnliche Liedersammlungen mit Originalradirungen genau in derselben Ausstattung, die sie als 2ten und 3ten Theil von R.'s „Lieder und Bilder" ankündigte. Doch hat R. an diesen Sammlungen nie den geringsten Antheil gehabt.

genommen, die es bis dahin gehabt hatte. Aecht national-römische Trattorien und Osterien waren damals noch die beliebtesten Lokale für die geselligen Zusammenkünfte der Künstler; die Feste der Ponte molle und Cervaro *) standen noch in voller Blüthe. R.'s Neigung, größere Künstlerfeste in dichterischer Weise anzuregen und zu leiten, fand hier den fruchtbarsten Boden und die großartigsten Elemente; er hatte die Freude, die Leitung der künstlerischen Feste sich übertragen zu sehen. So entstanden dort manche ernste und heitere Gelegenheitsdichtungen, die noch jetzt im Künstlerkreise in Rom bei ähnlichen Gelegenheiten benutzt werden. R.'s Gesundheit hatte sich indessen in Italien nicht gebessert und veranlaßte ihn, im September 1841 nach Gräfenberg in Prießnitz's **) Heilanstalt zu gehen, mit dem vesten Vertrauen, durch die Wasserkur von seinen Leiden zu genesen. Es war ein harter Winter; in Folge der starken Kur wurde R. auf einem Auge für mehere Wochen blind; dennoch setzte er mit muthiger Ausdauer die Kur fort und allmählig kehrte die Sehkraft wieder. Im Sommer 1842 kehrte er dann nach langer Abwesenheit in seine geliebte Vaterstadt Danzig zurück und hier, im Kreise der Seinen, stellte sich nach zweijährigem Gebrauche der Seebäder seine Gesundheit wieder her. Im Januar 1844 verheirathete sich R. in Danzig mit der Tochter des Sanitätsrath Dr. Berendt ***) und reiste dann mit seiner geliebten Frau nach Dresden, wo ihm im Kreise alter bewährter Freunde und lieber Kunstgenossen das Leben so angenehm wurde, wie er es nur wünschen konnte. Nicht leicht hat einer der lebenden Dichter der Freunde so viele gehabt und in so edlem Sinne, wie R.; die manchfachsten Richtungen fanden bei ihm Verständniß und Würdigung; in allen Kreisen war er gern gesehen und als Mensch und Künstler gleich hochgeachtet. Abwechselnd führte er nun die Feder und den Pinsel. 1846 vollendete er ein, schon in Düsseldorf begonnenes, großes Oelbild: „Der erzählende Pilger“ (angekauft vom dresdener Kunstverein und jetzt im Besitz des Hrn. Himmer in Prag); dann malte und zeichnete er manche Landschaft, manches Portrait. Die meiste Zeit aber widmete er seinen literarischen Arbei-

---

*) Siehe den Aufsatz: Ponte molle und Cervaro von Franz Freih. v. Gaudy. [Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des Nekr. S. 178.] Mitgetheilt im Morgenblatt 1839. Derselbe Aufsatz ist abgedruckt im Anhange der „Lieder von R. Reinick. Berlin 1844.“

**) Dessen Biogr. siehe im 29. Jahrg. des N. Nekr. S. 896.

***) — — — 28. — — — — S. 35.

ten. Bereits in Danzig hatte R. sich viel mit dem Ordnen und Sichten seiner Lieder beschäftigt; 1844 erschien die erste Ausgabe derselben: „Lieder von R. Reinick". Berlin. Im Jahr 1845 schrieb er den Operntext: „Konradin, der letzte Hohenstaufe", für Ferdinand Hiller. Die Oper wurde 1846 in Dresden aufgeführt. Bei der Ankunft in Dresden fand R. dort außer einer größeren allgemeinen Künstlervereinigung einen engeren sogenannten Kompositionsverein vor, in dem er selbst sogleich Aufnahme fand. Dieser Verein suchte damals seine Thätigkeit in kleineren gemeinsamen Werken der Volksliteratur zuzuwenden. Im J. 1845 ging aus demselben das: „A=B=C=Buch für kleine und große Kinder." Leipzig, hervor, zu dem Reinick den Text in Liedern, Mährchen und Erzählungen dichtete und auch eine bildliche Komposition lieferte. Durch diese Arbeit wurde R. tiefer in die Jugendpoesie eingeführt. Sein kindlich frommes Gemüth ließ ihn so gern zu den Kindern sprechen und stets fand er den reinsten Anklang in ihren Herzen. 1848 erschien bei Georg Wigand: „Die Wurzelprinzessin", ein Kindermährchen, mit Illustrationen von R. Reinick und Theobald v. Oer. Im Verein mit Hugo Bürkner, dem Vorstande des akademischen Ateliers für Holzschneidekunst in Dresden, gab R. dann vom J. 1849 bis 1852 den „Deutschen Jugendkalender" heraus. Den Text in Liedern, Mährchen und Erzählungen schrieb R. selbst, während die Illustrationen von H. Bürkner, Fröhlich, Hasse, G. Metz, Theob. v. Oer, Ludw. Richter u. A. komponirt wurden Für 1853 ist noch ein Jahrgang des Jugendkalenders erschienen, der R.'s Biographie von Theob. v. Oer und im Uebrigen Text von R. aus seinen nachgelassenen Schriften enthält. Die früheren Jahrgänge des Jugendkalenders 1847 und 1848 sind von H. Bürkner allein herausgegeben und enthalten Beiträge verschiedener Verfasser. 1849 schrieb R. die begleitenden Verse zu dem genialen „Todtentanz" seines Freundes Alfred Rethel. In ihrer schlichten, kräftigen Weise trugen dieselben gar viel zum überraschenden Erfolge dieses Werkes bei. Es ist dieß das einzige Politische, womit R. in den unruhigen Zeiten hervortrat. Er liebte sein Vaterland treu und innig, aber sein milder Sinn, seine ächte Frömmigkeit hielten ihn fern von dem oft so wüsten Treiben der Parteien. Im Jahr 1849 ging er im März mit seiner Frau zum Besuch nach Danzig und entging so den trüben Maitagen in Dresden. 1850 erschien von R. die Uebertragung der hebel'schen allemannischen Gedichte in's Hochdeutsche, illu-

ſtrirt von Ludwig Richter. Tief iſt R. in den, ihm im Grunde verwandten, Geiſt des liebenswürdigen Dichters eingedrungen und glücklich iſt es ihm gelungen, denſelben in ſeinen Verſen wiederzugeben. Viel und lange beſchäftigte er ſich im letzten Jahre ſeines Lebens mit ſeinen Liedern; viele entſtanden in demſelben und die Vorbereitungen zur neuen vermehrten und geſichteten Ausgabe der Lieder nahm ihn lange in Anſpruch. Er verfuhr dabei, wie es immer ſeine Weiſe war, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit; ſchwer genügte er ſich ſelbſt und ruhte nicht eher, bis er auch dem Kleinſten die möglichſte Vollendung gegeben hatte. Bei Allem was er that, war er wahr, als Menſch, wie als Dichter und eben dieſe Wahrheit öffnete ihm die Herzen Vieler. Die Lieder weniger Dichter ſind ſo durchweg muſikaliſch, wie die R.'s und ſo vielfach von den bedeutendſten Komponiſten in Muſik geſetzt und dadurch, wie durch ſich ſelbſt, ſo ſchnell in's Volk gedrungen. Die Anerkennung ſeines Werthes als Liederdichter trat beſonders nach der 2ten Auflage ſeiner Lieder, im Herbſt 1851, hervor; doch ſollte er ſich derſelben nicht lange erfreuen. Vergebens hatte er für ſeine zunehmende Kränklichkeit im J. 1850 das Bad Rehme gebraucht; ſeit Anfang 1851 trat das Leiden, das ſeinen Tod herbeiführte, in immer beſtimmterer Weiſe hervor und er wurde viel, namentlich Nachts, von Schmerzen gequält. Doch verließ ihn trotzdem nicht ſein ruhig heiterer Sinn; die Freude an ſeiner ſtillen Häuslichkeit, an dem ſchönen Freundeskreiſe, in dem er lebte, an der Natur hielt ihn dauernd aufrecht; — wie ſchönen Ausdruck hatte er für dieſe Freuden, wie gern ſah und mehrte er ſie an Andern. Viel Befriedigung fand er auch in den letzten Monaten in der künſtleriſchen Beſchäftigung, der er ſich nach längerer Unterbrechung wieder ganz widmete. Er entwarf eine Reihe ſchöner landſchaftlicher Kompoſitionen und beſchäftigte ſich viel mit den Plänen für größere Bilder. Noch am Tage vor ſeinem letzten Krankenlager, am 4. Febr., zeichnete er eine ſchöne Waldlandſchaft. Wenige Tage nur währte die letzte Krankheit, aber er litt viel und ſchwer in denſelben. Am Abend des 6. Febr. platzte die Pulsadergeſchwulſt und am folgenden Morgen hauchte er ſeine reine Seele aus. Die Kunde ſeines Todes verbreitete die allgemeinſte Trauer; das Leichenbegängniß gab ein Zeugniß der allgemeinen Liebe und Verehrung, die R. genoſſen. Berthold Auerbach ſprach an ſeinem Grabe: „Wir geleiten unſern Freund unter feierlichen Klängen hinein in den hellen Morgen des

Vorfrühlings und der Himmel ist so sonnig blau und es ist uns, als senkten wir ihn nicht hinab in die dunkle Erde, sondern höben ihn gleich hinein in den lichten Aether. Ja, du schwebst im lichten Aether, edler Freund und Dichter, deine Worte und Empfindungen schwingen sich in reiner Atmosphäre und verklingen nicht. Ein Dichtermund ist verstummt, eine Lerche ist von blauer Höhe heruntergestürzt und eine Blume ist geknickt. Das Alles warst du, herzgetreuer, herziger Mensch; all' dieses Leben war in dir. Dein Daseyn war die Harmonie und ein häusliches Idyll ist untergegangen mit deinem Tode, wie es keine Dichterphantasie beseligter zu erdenken vermag. Du hast es verstanden, die reinen und hellen Empfindungen deines Herzens in melodische Worte zu fassen und sie leben ewig fort im Herzen der Nation und klingen wieder von deutscher Zunge. Und wie es uns Freunden ergehen wird, wenn der herbe Schmerz sich gemildert hat und wir dein gedenken, so wird das ganze Volk bei der Erinnerung an dich in deine Worte ausbrechen:

O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir in's Herz hinein."

* 26. Dr. med. Ferdinand Wilhelm Reinhardt,

Direktor des städtischen Krankenhauses und Armenarzt zu Mühlhausen (Thüringen);

geb. den 4. Juni 1804, gest. den 8. Febr. 1852.

R., Sohn des Kreisphysikus, Medicinalrath Gottfried Ferdinand Reinhardt *), aus einer altreichsstädtischen Familie stammend, der die Vaterstadt schon mehere verdienstvolle Aerzte und Beamtete verdankte, wurde zu Mühlhausen a. d. Unstrut geboren. Seine Schulbildung erhielt er Anfangs zu Ebeleben in dem Erziehungsinstitute des dortigen, der Familie verwandten, Pastor Gieseke, dann bis zum vollendeten 17. Lebensjahre auf dem Gymnasium Mühlhausens. Nach tüchtig bestandenem Abiturientenexamen bezog er Michaelis 1822 die Universität Göttingen, um sich dort unter Blumenbach **), Conradi ***), Himly †), Langenbeck ††) dem Studium der Medicin zu widmen.

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 10. Jahrg. des Nekr. S. 958.
**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 124.
***) Eine kurze Notiz über ihn s. im 17. Jahrg. d. Nekr. S. 1136.
†) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 379.
††) — — — 29. — — — — S. 126.

Nachdem er dort zwei Jahre verweilt hatte, setzte er dasselbe zu Berlin fort. Unter seinen dortigen Lehrern sind besonders Rust *), Hufeland **), Gräfe ***) und vor Allen Berends †) zu nennen, dem er nach im J. 1826 zurückgelegter Promotion und Staatsprüfung bis zum Frühjahr des folgendes Jahres als Assistenzarzt zur Seite stand. Zu seiner Dissertation wählte er das Thema: de morbo atrabilario veterum. Obgleich Berends in Berlin ihn festzuhalten suchte, zog es ihn dennoch zur Heimath und er ließ sich dort 1827 als praktischer Arzt nieder. 1830 ernannte ihn die Stadt zum Direktor des Krankenhauses und zum Armenarzte; ein Vertrauen, das sich bei der im J. 1832 ausbrechenden Cholera auf das Glänzendste rechtfertigte. Die verheerende Seuche entriß ihm gleich Anfangs seinen Vater, der seiner Pflichttreue ein Opfer fiel. Die Vervollkommnung des Krankenhauses wurde, nachdem die Epidemie vorüber, sein hauptsächlichster Augenmerk und seine Bestrebungen für diese Anstalt zeigten seinen gemeinnützigen und praktischen Sinn. Die allmälige Anlegung eines werthvollen Instrumentenkabinets zum Gebrauche der Stadtärzte, die er theilweise aus eignen Mitteln bestritt, ist hierbei nicht als sein geringstes Verdienst anzusehen. Es wurde ihm die Freude, diese seine Lieblingsbestrebungen nicht allein von der Stadt erkannt zu sehen, sondern auch die oberste Medicinalbehörde der Provinz fühlte sich gedrungen, der Anstalt das Lob der Musterhaftigkeit zuzugestehen. Die Behandlung der Stadtarmen, der er mit der größten Treue vorstand, die Bereitwilligkeit, mit der er zu jeder Zeit einem Hilferufe in der Stadt und Umgegend folgte, die Gediegenheit seines moralischen Charakters hatten ihm indeß ein Zutrauen erworben, das eine Last von Geschäften auf ihn häufte, denen er nur mit Aufopferung aller seiner Zeit und zum Theil seiner Gesundheit genügen konnte. Die große Ruhe, die ihm eigen, die ausgezeichnete Sicherheit seiner Hand, die Schärfe seines Auges erklären das Glück, das ihn bei seinen Operationen zu begleiten pflegte und seine vorzügliche Hinneigung zur Chirurgie. Nur der Mangel an Zeit verhinderte ihn, seine reichen Erfahrungen der ärztlichen Welt mitzutheilen. Auch in Behandlung innerer Krankheiten bewährte

---

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1306.
**) — — — 14. — — — S. 530.
***) — — — 18. — — — S. 749.
†) — — — 4. — — — S. 1053.

sich sein sicheres Urtheil, seine Ruhe, seine Erfahrung, seine Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. Nach beinahe 25jährigem segensreichen Wirken ereilte ihn ein plötzlicher Tod in dem kräftigen Alter von 48 Jahren. Die Sektion ergab eine theilweise Verhärtung und tuberkulöse Entartung des kleinen Gehirns. Seine Familie verlor an ihm einen trefflichen Gatten und Vater. Die Stadt ehrte dankbar sein Andenken durch ein Grabdenkmal und seine sämmtlichen dasigen Kollegen durch Aufstellung seines Bildes im Krankenhause.

* 27. Bacc. theol. Johann David Ludwig Voretzsch,

herzogl. sächs. Kirchenrath und Archidiakonus zu Altenburg;

geb. d. 31. Aug. 1797, gest. d. 8. Febr. 1852.

Er war der Sohn eines Zimmermeisters in Altenburg und der ältere Bruder des im J. 1839 verstorbenen Stiftspfarrers Voretzsch *). Seit dem Jahr 1821 oder 1822 war er geistlicher Kollaborator seiner Vaterstadt, bis er 1835 Diakonus und 1844 Archidiakonus wurde. Im J. 1850 wurde ihm bei Quiescirung des Stiftspredigers und Kirchenraths Bergner ein Theil der oberpfarramtlichen Funktionen übertragen mit Ernennung zum herzogl. sächs. Kirchenrathe. Er war ein treuer Seelsorger und galt für einen Mann von tiefer wissenschaftlicher Bildung. Er war verheirathet mit einer Tochter des Hofschieferdeckermeisters Ellmer zu Altenburg und blieb nicht frei von tieferschütternden Familienunglücksfällen; denn am 8. April 1849 starb ihm der älteste Sohn, der Gymnasiast Johannes Agapet Ludwig V., nahe an 18 Jahre alt, und schon im nächsten Jahre, den 19. Febr. 1850, eine Tochter, 20¼ Jahre alt, Johanne Sophie Henriette V. Er selbst litt ungefähr seit dieser Zeit, bis ihn ein sanfter Tod am obengenannten Tage von den Leiden dieser Erde erlöste.

* 28. Alexander Bruckmann,

Historienmaler zu Stuttgart;

geb. den 21. Febr. 1806, gest. den 9. Febr. 1852.

B. wurde zu Reutlingen geboren; sein Vater war der rühmlich bekannte Baurath v. Bruckmann **), seine Mutter

---

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 339.
**) — — — 13. — — — S. 432.

eine geb. Rothmund. Schon in früher Jugend entfalteten sich in ihm die Grundzüge einer Entschiedenheit des Geistes, die sich im Laufe der Zeit zu einer Charaktervestigkeit ausbildete, welche die Bewunderung Aller war, die mit ihm in Berührung kamen. Wie durch Klarheit des Geistes und reges Gefühl für Recht und Unrecht, durch Tiefe des Verstandes und Urtheils, so zeichnete er sich auch aus durch edeln, kräftigen Körperbau, durch strengen Sinn für Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; wie er denn bis in sein Mannesalter den Genuß geistiger Getränke mied und sich dagegen Leibesübungen, Turnen und Fechten zum Bedürfniß machte. Der Formalismus unserer Lehranstalten war dem lebhaften Knaben zu peinlich, als daß er auf der Schulbank sich besonders ausgezeichnet hätte; dagegen zeigten sich bei ihm immer ausgeprägtere Anlagen zur bildenden Kunst, was seinen Vater, der inzwischen nach Heilbronn übergesiedelt war, bewog, ihn 1820 in die Silberwaarenfabrik des P. Bruckmann daselbst zu übergeben, wo er unter Leitung des Besitzers und des genialen C. Weitbrecht *), nachherigen Professors an der polytechnischen Schule in Stuttgart, sich hauptsächlich mit Ornamentenzeichnen und Graviren beschäftigte und nebenbei durch eifrige Studien manche ihm noch fehlende Kenntnisse sich anzueignen suchte. Ein schweres Augenleiden, welches ihm diese Beschäftigungen zuzogen, nöthigte ihn, den zeitherigen Beruf aufzugeben; er griff statt des Grabstichels zu Pinsel und Palette und begab sich 1834 nach Stuttgart, um sich mit aller Energie der Malerei zu widmen. In den Jahren 1825 bis 1829 sehen wir ihn in München eifrigen Kunststudien obliegen und im letzten Jahre seine Reise nach Rom antreten, von woher er für das ihm gereichte Staatsstipendium, das namentlich seiner vollendeten Technik wegen große Hoffnungen erweckende Bild: „Barbarossa's Leiche wird aus dem Kaly-Kadmos gezogen" in's Vaterland sandte, ein Werk, das jetzt die stuttgarter Staatsgallerie ziert. Nach vollendeten Studien ließ sich B. in Heilbronn nieder und beschäftigte sich daselbst mit Zeichnen und Malen von Porträts, bis er 1833 zur Ausmalung eines Saales im neuen Residenzschlosse nach München berufen wurde. Hier malte er im Schlafgemach des Königs Theils noch Zeichnungen von H. Heß, Theils nach eigenen Entwürfen Bilder zu den Gedichten des Theokrit, den „Polyphem, wie er sich mit dem Haberrohr die Gegenliebe

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 14. Jahrg. des Nekr. S. 1043.

der Galatea zu erwerben strebt", „Daphnis Werbung um die Hirtin", den „jungen Rinderhirt, der der Eurika sein Herz anbietet", den „Kampf des Kastor mit Lynkeus", den „schlangentödtenden jungen Herakles", mehere Scenen aus dem „Brautlied der Helena" und einiges Andere, lauter Gemälde, durch deren geschmackvolle Ausführung er sich das Lob aller Kenner erwarb. Im J. 1835 starb sein Vater zu Ulm an Entkräftung, ein Ereigniß, an welches sich für ihn ein Unglück knüpfte, das die Quelle aller seiner spätern schweren Leiden wurde. Auf seiner Fahrt nach Ulm, wo er dem Vater die letzte Ehre erweisen wollte, wurde er zwischen München und Blaubeuren so heftig aus dem Wagen geworfen, daß er halb bewußtlos nach Haus gebracht werden mußte. Er erholte sich zwar schnell wieder von der Gehirnerschütterung, welche die Folge seines Sturzes war, trat aber gegen den Rath der Aerzte zu früh seine Rückreise nach München an. Hier bekam er heftige Kopfleiden, in deren Folge sich die Nervenkrankheit ausbildete, welche seinen Tod herbeiführte. Von da an begegnen wir ihm abwechselnd in Augsburg, Ulm und Stuttgart meist mit Portraitmalen beschäftigt. Im J. 1843 verheirathete er sich mit Mathilde, geb. Rohmer, und verlebte mit dieser würdigen Frau eine Ehe, deren Glück ihm Ersatz für manches Mißgeschick und Trost in den körperlichen Leiden gewährte, von denen er namentlich in den letzten Jahren auf's Schwerste heimgesucht wurde. Rasch zerriß der Tod dieß Band und die Hoffnung des Vaters, seine drei Kinder reifen zu sehen, sollte nicht in Erfüllung gehen. In einer in Folge namenloser Leiden eingetretenen Geistesstörung legte er Hand an sein Leben und machte demselben ein Ende. Wie sein Leben, so zeichnen sich auch seine Werke aus durch verständige Klarheit der Idee, durch männlichen Ernst und Würde der Auffassung, Adel und Anstand der Komposition, sowie durch Schönheit in Form und Farbe der Ausführung. Dabei war B. tüchtiger Techniker, wie namentlich eines seiner schönsten Bilder, das einst großes Aufsehen erregende Oelgemälde: „Die Weiber von Weinsberg" beweist, das eben so schön erfunden und gezeichnet, als reizend und wirkungsvoll im Kolorit ist. (Eigenthum der stuttgarter Staatsgallerie.) Zu seinen gelungensten Werken gehören außer einer großen Anzahl trefflicher Portraits: „Die Sirenen", „das Mädchen aus der Fremde", nach Schiller, „Romeo und Julie", ein „Kind in den Futhen von Nixen geleitet", „Thusnelde", ferner die großen Fresken im Festsaale des stuttgarter Museum

der bildenden Künste: „Die Geburt der Venus", der heil. Lucas, die Madonna malend" und die drei Allegorien der Architektur, Skulptur und Malerei. Ueber der Ausführung von Skizzen zu zwei weitern Fresken ebendaselbst raffte ihn der Tod hinweg.

29. Dr. theol. Karl Friedrich Horn,

großherzogl. sächs. geheimer Kirchenrath und Stiftsprediger zu Weimar;

geb. den 9. Jan. 1777, gest. den 9. Febr. 1852*).

In wunderbar schneller Aufeinanderfolge sind die Glieder des vormaligen Oberkonsistorium zu Weimar sämmtlich dahin geschieden: Dr. Zunkel**) am 23. Juli 1843; Vicepräsident Dr. Röhr***) am 15. Juni 1848; Präsident Peucer†) am 29. Jan. 1849; Hetzer††) am 12. Dec. desselben Jahres; Dr. Köhler†††) am 26. Juli 1851; der Letzte von ihnen unser Horn. Indem wir uns anschicken, sein Leben zu schildern, giebt uns schon ein flüchtiger Ueberblick die Ueberzeugung, daß es sich mehr darum handelt, die innere reiche Entfaltung desselben darzustellen, als ein kunstreiches Gewebe äußerer Schicksalsverknüpfungen zu fertigen. Nur ein und dasselbe kirchliche Amt hat er bekleidet; nur in derselben bescheidenen, versteckt hinter der Stadtkirche Weimars gelegenen, Stiftspredigerwohnung über fünfzig Jahre hindurch gelebt; aber die Spuren seiner Wirksamkeit sind von diesem kleinen Punkte aus mehr oder weniger einflußreich durch das ganze Land empfunden worden. Es war nichts Glänzendes in seinem geistigen Hervortreten, nichts Hinreißendes in seinem Wesen; er schien selbst allzuweich für jede andere Stellung, in welcher er zu kämpfen gehabt haben würde; es war seine Natur die eines Melanchthon. Was ihm aber an äußerer Kraft abging, ersetzte reichlich die Tiefe seines Gemüthes, die Innigkeit seines Glaubens. Er nahm die Herzen nicht dahin in stürmischem Fluge; welche er aber gewann, die hielt er vest für immer, ohne es zu wollen; man athmete in der reinen Atmosphäre seines Wesens wahrhafte Lebensluft. Seines Lebens äußerer Anfang war ein un-

---

*) Kirchen- und Schulblatt. Weimar 1852. Heft 3.
**) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 1140.
***) — — — — 26. — — — — S. 451.
†) — — — — 27. — — — — S. 135.
††) — — — — 27. — — — — S. 999.
†††) — — — — 29. — — — — S. 568.

scheinbarer und geringer. Der Sohn eines mit 12 Kindern gesegneten, unbemittelten Hofbedienten, war er an Entsagungen von Kindheit an gewöhnt. Gab ihm, während er das Gymnasium seiner Vaterstadt zwölf Jahre hindurch (von 1778—1791) besuchte, das älterliche Haus Wohnung und wenn auch nicht gerade leckere, doch gesunde und hinreichende Kost, so hatte er im Laufe seiner Studienzeit in Jena (1791—1794) nicht selten mit Nahrungssorgen zu kämpfen, besonders da er jeden ersparten Groschen zum Ankaufe von Büchern verwendete. Horn hatte sich auf der Universität nicht blos zum tüchtigen Theologen von gediegenen Kenntnissen gebildet, sondern war auch ein Charakter geworden. Sein günstiges Geschick lenkte ein Auge auf ihn, welches Beides zu durchschauen verstand und würdigte. Der unsterbliche Herder zog den jungen Theologen, der im J. 1794 nach wohlbestandener Prüfung Kandidat des Predigtamtes geworden war, wohlwollend an sich und Horn vergalt jede freundliche Erweisung durch ein ungeschwächtes Dankgefühl, durch ein immer belebtes Streben nach dem Ziele wissenschaftlicher und sittlicher Vervollkommnung. Den letzten Zoll seiner Dankbarkeit brachte er dem Hochverehrten in der letzten Aeußerung seiner öffentlichen Amtsthätigkeit, in der Festrede am 25. August 1850 bei der Enthüllung von Herder's Standbilde, dar. Horn übernahm in vielen Familien Weimar's Privatunterricht, nicht blos um seine Kandidatenjahre auszufüllen oder eine Erwerbsquelle sich zu öffnen, sondern in wahrhafter Begeisterung für den pädagogischen Theil seines Berufes. Sey es nun, daß überhaupt die Liebe zu seiner Vaterstadt, zu seinen Aeltern und Freunden, oder das innige Verlangen, sich in Herder's Nähe zu sonnen, oder was aus späteren Aeußerungen des reiferen Mannes hervorzugehen schien, das Bewußtseyn, mehr für ein intensives Leben organisirt zu seyn, ihn bestimmte, jedes Hinaustreten in die weitere Welt zu vermeiden: genug, er wies mehere Anträge, in der Ferne glückverheißende Stellen anzunehmen, von sich und blieb, wie er sich ausdrückte, auf seiner ihm liebgewordenen Scholle. Da berief ihn Herder im J. 1798 an Danz's Stelle zum Seminarlehrer und zugleich zum Kollaborator an der Stadtkirche. Damit war die Bahn zu einem großen Theile seiner späteren segensreichen Wirksamkeit gebrochen. Zu jener Zeit war für die Berufsbildung der Volksschullehrer im weimarischen Lande im Ganzen nur wenig gethan worden. Wer Volksschullehrer werden wollte, besuchte

das Gymnasium bis in eine der höhern Klassen und nahm außerdem noch an dem Unterrichte in der Katechisirkunst Theil, welchen eben jener Seminarlehrer ertheilte. Es läßt sich von selbst ermessen, wie ziellos die Bestrebungen der jungen Leute, wie lückenhaft ihre Kenntnisse gerade in den Gegenständen, welche ihr Beruf vorzugsweise erheischte, gewesen seyn müssen. Es kam nun Alles auf den Geist an, der von dem Fachlehrer ausging. Horn's Berufung war die glücklichste Wahl, welche getroffen werden konnte. Seine eigene Begeisterung für die pädagogische Wirksamkeit, sein klarer, sondernder Blick, seine Wärme für ein gläubiges Christenthum, endlich seine außerordentliche Milde waren ganz besonders geeignet, die Jünglinge, die zu seinen Füßen saßen, für ihren Beruf zu gewinnen und zum Streben nach Tüchtigkeit anzufeuern. Horn selbst war in formaler und materieller Hinsicht ein ausgezeichneter Katechet auf religiösem Gebiete, von dem man wohl lernen konnte und wenn sich zuweilen seine Weise etwas in die Breite zu verlaufen schien, so war doch jede seiner Mittheilungen stets gehaltreich und gründlich. Aus dieser Tüchtigkeit entwickelte sich in kurzer Zeit ein anderer weithin wirkender und nachhaltiger Segen. Der bisherige Religionslehrer der fürstlichen Kinder, des jetzigen Großherzogs *), der früh verklärten Prinzessin Karoline und des Herzogs Bernhard, Stiftsprediger Schäfer war gestorben, ehe noch der Unterricht der beiden jüngeren Geschwister vollendet war. Auf Herder's Nöthigung trat Horn an Schäfer's Stelle, wie er auch dessen Nachfolger in dem Stiftspredigeramte im J. 1801 wurde. Fassen wir hierbei zugleich mit auf, daß er 14 Jahre nachher, mit dem fürstlichen Vertrauen beehrt, wiederum in dasselbe Verhältniß zu den Prinzessinnen Wilhelm und Karl von Preußen trat und im Jahr 1834 den Erbgroßherzog (jetzigen Großherzog) zu seiner Konfirmation vorzubereiten so glücklich war, so ergiebt es sich deutlich, wie er das Werkzeug der göttlichen Vorsehung wurde, den Geist tiefer und geläuterter Frömmigkeit in das erhabene Fürstenhaus zu verpflanzen, das mit allen seinen Gliedern dem ganzen Lande, wie in allen christlichen Tugenden, auch darin ein vorleuchtendes Beispiel giebt. Und wer weiß es nicht, wie jene fürstlichen Zöglinge die treue Thätigkeit ihres Freundes und Lehrers fortwährend in Dankbarkeit gewür-

*) Des nun verewigten Großherzogs, Karl Friedrich.

digt haben? Der verewigte Großherzog, Karl August*), schmückte die Brust des Verdienten mit dem goldenen Ehrenzeichen und manches freundliche Wort und mancher sprechende Beweis unvergänglichen Andenkens ist ihm zu allen Zeiten zu Theil geworden! Rechnen wir dazu, wie Horn später berufen war, den Herzog Bernhard auf dessen ersten Ausflügen zu begleiten, so erklärt sich die Innigkeit des Verhältnisses, mit welchem namentlich der fürstliche Zögling in ungeschwächter Treue dem einstigen Lehrer ergeben geblieben ist. So war Horn schon früher über die Grenzen seines beschränkten Amtes als Stiftsprediger, wonach ihm allsonntäglich eine Frühpredigt und in der Woche die Ertheilung des Religionsunterrichtes an eine Anzahl der vorhandenen Schulkinder in Wechselfolge oblag, hinausgeführt worden. Im J. 1816 legte ihm der Eintritt in das Oberkonsistorium als Mitglied dieser oberen Kirchenbehörde neue Pflichten auf, wies aber auch zugleich seiner segensreichen Thätigkeit neue Bahnen an. Ganz besonders nahm das Kollegium, dessen Aufsicht zugleich die sämmtlichen Volksschulen unterstellt waren, seine Kräfte nach dieser Richtung hin in Anspruch. Er war stets der Abgeordnete, wenn es darauf ankam, eine Schule im Auftrage des Ministerium an Ort und Stelle zu prüfen; er hatte in Schulangelegenheiten vorzugsweise den Vortrag und aus seiner Feder sind alle jene zahlreichen, umfassenden, tiefeingehenden Reskripte geflossen, welche auf die Prüfungsberichte der Ephoren an dieselben erlassen wurden. Wer sie liest, weiß nicht, ob er mehr den unermüdlichen Fleiß, oder die Genauigkeit, welche auch das Kleinste nicht übersehen hatte, oder die Gewandtheit in Sprache und Ausdruck des Koncipienten bewundern soll. — Schon oben haben wir über ihn als Katecheten eine Andeutung gegeben; wir gedenken noch, daß er sich seinen Schülern im Seminare noch dadurch nützlich zu machen gesucht hat, daß er ein erklärendes „Handbuch zu Herder's Katechismus“ in zwei Auflagen herausgab, ein Buch, das als Zeugniß großen Fleißes und durchsichtiger Klarheit gelten muß, aber von den Volksschullehrern mißbräuchlich angewendet, mehr schadet, als nützt. Uebrigens erweiterte sich sein pädagogischer Gesichtskreis späterhin durch eine Reise, die er im J. 1818 auf Veranlassung und unter den Auspicien des höchstseligen Großherzogs, Karl August, nach Hofwyl und Ifferten unternehmen konnte.

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

Für das im J. 1825 selbständig gewordene Seminar, das in der neuerbauten Bürgerschule ein Unterkommen fand, entwarf Horn einen neuen Lehrplan, sorgte für Anschaffung einer Orgel zum größern Theil aus den Ersparnissen, die er in der Seminarkasse gemacht hatte, legte zu Gunsten des neuen Bürgerschuldirektors das Inspektorat über diese Anstalt, womit er im J. 1801 betraut worden war, nieder, gab aber erst im J. 1843 die noch beibehaltene Unterrichtsertheilung in der praktischen Katechisirkunst ab. Als Homilet war Horn in vieler Beziehung Vorbild und Muster. Alle seine bis in die kleinsten Einzelnheiten glatt und rund gearbeiteten und streng memorirten Vorträge zeichnen sich durch Klarheit und logische Gedankenfolge, so wie durch edle Popularität der Sprache aus. Allerdings herrscht in ihnen die Reflexion vor; allein sie athmen doch alle zugleich eine sanfte Herzenswärme, sind stets biblisch und tragen den Stempel ungeschminkter Natürlichkeit. Daher kam es auch, daß Horn, trotz der oft ungelegenen Tageszeit seines Auftretens eine verhältnißmäßig zahlreiche Zuhörerschaft um sich versammelt sah und daß Horn's Name auch in dem Kreise begabter und gefeierter Kanzelredner einen ehrenvollen Klang behielt. Noch drängt es uns, Etwas über Horn's Wesen und Eigenthümlichkeit zu sagen. Der Verf. dieses Lebens hat dem Verewigten in früheren Jahren persönlich sehr nahe gestanden, ist ihm auch später, obschon räumlich weiter entrückt, doch in treuer Liebe und Verehrung innigst verbunden geblieben. Wir können das Urtheil über ihn in das Eine, leider! so oft gemißbrauchte Wort zusammenfassen: er war ein liebenswerther Mensch! Von Härte und Falschheit wußte sein Herz nichts; schlicht, einfach, geradeaus verstand er die schlaue Kunst nicht, Herzen zu umgarnen, um sie als Klienten an sich zu fesseln; sein Wohlwollen, das aus jedem Worte, aus jedem Blicke sprach, war das unbewußte Erzeugniß seines von Liebe zu Gott und seinem Heilande beseelten Herzens; sein sittlicher Ernst konnte zürnen, aber nicht verdammen. Sahst Du ihn in jener früheren glücklichen Zeit seiner Häuslichkeit, ehe noch das Vaterherz die schweren Wunden empfangen hatte, wenn er mit jugendlicher Heiterkeit und dem lieblichen Tenor, der ihm eigen war, zu den Versuchen seiner jungen Freunde in dem damals aufblühenden Männergesange sich herbeiließ, oder wenn er mit kunstreichem Finger die Capriccio's, die er von seinem Freunde, dem Kapellmeister Müller, so oft ein neues Heft im Druck erschienen war, als Geschenk

zugesendet erhielt, ohne Anstoß vom Blatte spielte: so gewann er nicht minder die Liebe und Verehrung, als wenn Du bei ihm weiltest auf seinem einsamen Studirzimmer, und er zu Dir redete von den hohen und heiligen Dingen, die seiner Sehnsucht Ziel und von den Geheimnissen des Reiches Gottes, deren Lösung und Verkündigung seines Strebens Aufgabe war. Was er war, war er ganz; wie im Hause, so im Amte; wie gegen die Nächsten, so gegen die Fremdesten. Wie hätte ihm nun auch die Anerkennung fehlen können, die sich nicht erbetteln, wohl aber verdienen läßt und ist sie verdient, von jedem Edlen als freiwillige Opfergabe dargebracht wird? Die Verleihung des großherzogl. Hausordens vom weißen Falken und die Würde eines Doktors der Theologie von Seite der Universität Jena im J. 1824; die Feier seines Geburtstages von den Schullehrern, seinen ehemaligen Zöglingen, mit Ueberreichung eines silbernen Ehrenpokals im J. 1844; die Hornstiftung an diesem Jubelfeste gemeinschaftlich von Geistlichen und Lehrern gewidmet; der Wetteifer der verschiedensten Stände, den Tag auszuzeichnen, an welchem er nach Wiedergenesung von schwerer Krankheit zum ersten Male die Kanzel bestieg, in demselben Jahr; die Begehung seines Dienstjubiläum, der er aus Demuth in ländlicher Zurückgezogenheit sich zu entziehen gesucht, aber nicht vermocht hatte: alle diese Aeußerungen inniger Verehrung und Ergebenheit empfingen das Siegel der Wahrheit durch die Antheilnahme, womit Weimar den Verewigten und in ihm sich selbst geehrt hat, als es die irdischen Ueberreste des Verklärten auf die Höhe des neuen Friedhofes begleitete. Und so rufen wir ihm, dem letzten Geistlichen Weimars, dessen Leben in die Zeit von Herder's Leben hinaufgereicht, auch an unserem Theile das: Have, pia anima! in das Lichtreich himmlischer Verklärung nach.

B. Hain.

* 30. Friedrich August Durand,

großherzogl. sächs. Hofschauspieler und Regisseur zu Weimar;

geb. den 7. März 1787, gest. den 12. Febr. 1852.

D., der letzte dramatische Künstler, der unter Goethe's*) persönlicher Leitung zu seinem Berufe ausgebildet worden ist, hat sich, gleich geachtet als Mensch wie als Künstler, ein doppeltes Recht auf ein bleibendes Andenken erworben.

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Er war in Medzibor geboren, wo sein Vater, Johann Christian Aumann, als herzogl. braunschweig-oels'scher Amtsverwalter lebte. Mit drei älteren Brüdern verbrachte er seine Jugend in den romantischen Umgebungen der Dienstwohnung seines Vaters, eines alten Schlosses, an einem großen See, mitten zwischen großartigen Hochwäldern gelegen, und sog aus diesen Eindrücken die Frische und Freiheit des Geistes, welche ihn bis in sein Alter begleitete und ihn mit jugendlicher Anmuth umgab. Nachdem er in Oels mit Erfolg das Gymnasium besucht hatte, wurde er als Supernumerarius bei der kön. preuß. Kammeraccise und Zolldeputation in Kalisch angenommen und vom 1. Nov. 1805 als Extraordinarius bei der ostrower Provinzialinspektion angestellt, wo er in das bewegte Leben des polnischen Adels gezogen wurde. In diesen Kreisen, wo jeder Gutsbesitzer ein kleiner König zu seyn beanspruchte, und wo das chevalereske Leben des Mittelalters, sowie der Einfluß der hochgebildeten polnischen Frauenwelt in voller Blüthe erhalten war, eignete er sich frühzeitig die ungezwungene natürliche Freiheit des Umganges an, welche ihn in seinen späteren Darstellungen so auszeichnete und ihn einen wahrhaft fürstlichen Anstand darlegen ließ. Trotz der Zerstreuung durch diesen Umgang zeichnete er sich in seiner dienstlichen Stellung doch so aus, daß ihn eine glänzende Laufbahn erwartet haben würde, wenn nicht durch die Revolution von 1808 seine Laufbahn im Verwaltungsdienste unterbrochen worden wäre. Mit Lebensgefahr mußte er, in einem Wagen mit Stroh versteckt, entfliehen und wandte sich nach Leipzig, um seine juristischen Studien wieder aufzunehmen. Allein wie ihn der Krieg zuerst aus seiner Bahn gerissen, so entführte ihn zum zweitenmal und für immer die Liebe seinem neu erwählten Berufe. In Leipzig lernte er nämlich eine junge schöne Tänzerin, Wilhelmine Dunst, kennen, welche sich im J. 1809 bei der Gesellschaft von Fabricius und Hostorsky befand. Ihr zu Liebe widmete er sich der dramatischen Kunst und nahm den Namen Durand an. Er folgte hierauf seiner Braut zu der Gesellschaft bei Petermann und Ruth und verheirathete sich im J. 1811 mit derselben, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er in seiner Kunst Fortschritte genug gemacht habe, um darauf die Existenz einer Familie gründen zu können. In demselben Jahre sah ihn der damalige Erbgroßherzog von Weimar im Bade Liebenstein spielen, und ließ ihn durch den Theaterdirektor, Hofrath Kirms, zu einem Engage-

ment auffordern. Als er hierauf einging, wurde er von Goethe*) zu einer Prüfung berufen, welche befriedigend, wenn auch nicht ohne komischen Zwischenfall, ausfiel. Nachdem nämlich Goethe den jungen Feuerkopf lange hatte antichambriren lassen, stellte er ihm die Wahl eines vorzutragenden Monologes frei. „Soll ich den Monolog deklamiren: „„Er läßt mich hier mit langer Nase stehen?““ fragte Durand, fing aber, als ihm dies bewilligt worden, sogleich an: „Sie läßt ꝛc.“ Daß hierauf die Annahme D.'s dennoch erfolgte, durfte wohl für den Meister wie für den Schüler ein günstiges Urtheil begründen und einen Beitrag liefern, wie wenig Goethe sich durch kleinliche Eindrücke bestimmen ließ. D. wurde für das Fach der jugendlichen Liebhaber geworben und bildete sich unter Leitung des großen Meisters zu einem seiner würdigen Schüler aus, so daß er später auch in Wolff's**) und Oels'***) Fach der Helden- und Charakterrollen übertrat und sich die Zufriedenheit seines großen Meisters, die Liebe des Publikum, wie die Gnade seines Fürsten in steigendem Maaße erwarb. Seine Leistungen sind bezeichnend in den Worten zusammengefaßt, welche über seinem Sarge gesprochen wurden: „Klarheit und Tiefe in der Auffassung, Wahrheit und Treue, Feinheit und Würde in der Darstellung, etwas Edles in seiner ganzen Erscheinung, waren Eigenschaften, welche ihn weit über das Gewöhnliche erhoben.“ Trotz einer liebenswürdigen Bescheidenheit, welche eine vorzügliche Zierde seines edlen Charakters war und ihn jedes Haschen nach Effekt auf der Bühne und jedes Streben nach auswärtigem Ruhme verschmähen ließ, so daß er nur einmal sich bewegen ließ, auf der Hofbühne zu Kassel zu gastiren, wo er vorzüglich als Don Karlos und Max Piccolomini Beifall erntete, wurden seine künstlerischen Leistungen dennoch und um so eher weiter bekannt, als die weimarische Hofbühne, damals ein Kunstinstitut erster Größe, häufig von Fremden besucht wurde. So munterte ihn namentlich der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern zu einem Engagement in München auf und beehrte ihn bei seiner Anwesenheit in Brückenau mit einem wahrhaft freundschaftlichem Umgange. Ebenso wurde ihm und seiner zweiten Frau ein Engagement in Leipzig angetragen. Doch die Dankbarkeit gegen das hohe Für-

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) — — — — 6. — — — — S. 679.
***) — — — — 11. — — — — S. 796.

stenhaus, das ihm eine neue Heimath gegeben hatte, fesselte ihn an Weimar, wo er neben hohen Vorbildern in seiner Kunst auch das schönste Glück im Kreise der Seinen gefunden hatte. Nachdem er sich nämlich von seiner ersten Frau, die ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, getrennt hatte, schritt er am 5. Mai 1818 zur zweiten Ehe mit der ebenfalls an der weimarischen Bühne angestellten Hofschauspielerin, Ernestine Engels. Beide wurden mit Gehalterhöhung engagirt, als D. das Engagement in Leipzig abgelehnt hatte. Im J. 1823 wurde er zum Regisseur der Bühne ernannt, welches Amt er jedoch wegen Differenzen mit der damaligen Direktion nach 3 Jahren wieder niederlegte. Als im J. 1829 der Hofmarschall v. Spiegel die Intendantur der Hofbühne übernahm, trat er wieder in die Funktion als Regisseur ein. In diesem Amte, wie in seinen dramatischen Leistungen genoß er fortwährend das Vertrauen und die Zufriedenheit seiner, später öfter wechselnden, Vorgesetzten und hatte sich vielfacher Auszeichnungen zu erfreuen. So wurde er wegen seiner Leistungen bei Goethe's Todtenfeier mit einer goldenen Dose beschenkt. Eine zweite erhielt er von den höchsten Herrschaften bei der Feier seines 25jährigen Dienstjubiläum, welches am 13. Jan. 1837 von dem ganzen Theaterpersonale in allgemeiner Theilnahme begangen und wobei ihm die vielfachsten Beweise von Liebe und Freundschaft erwiesen wurden. Im J. 1839 wurde er mit seinem Kollegen und Freunde Genast als Deputirter zur Enthüllung des Schillerdenkmals nach Stuttgart gesandt und im J. 1840 erhielt er sogar nach Darstellung des Faust, als seltene Auszeichnung, die goldene Civilverdienstmedaille. Doch sollte ihn bald darauf der härteste Schlag treffen, der einem liebenden und geliebten Familienvater widerfahren kann. Am 24. Juni 1845 wurde ihm nämlich nach sechstägigem Krankenlager seine treue, seinem Herzen so theure Gattin durch einen Lungenschlag plötzlich entrissen. Durch diesen herben Verlust, wie durch die politischen Ereignisse des Jahres 1848 war sein Nervensystem zu erschüttert, um sich, bei seinem schon vorgerückten Alter gänzlich zu erholen. Zur Hebung seiner geschwächten Gesundheit erhielt er noch im Sommer 1851 von hoher Hand ein ansehnliches Geschenk zu einer Badekur. Allein kurz nach seiner Rückkehr aus Salzungen traf ihn ein heftiger Anfall eines Nervenschlages, der sich im Oktober desselben Jahres wiederholte und ihn leider! zu seinen Dienstgeschäften unfähig machte. Obgleich eine scheinbare Besse-

rung eintrat, so unterlag er doch dem wiederholten Rückfall der ihn am 11. Febr. 1852 traf und ihm zugleich Augenlicht und Bewußtseyn raubte, bis er am folgenden Tage, umgeben von seiner trostlosen Tochter und einigen näheren Freunden sanft entschlummerte und so von den unsäglichen Leiden erlöst wurde, welche sein letzes Krankenlager ihm bereitet hatte. Die allgemeine Theilnahme, welche dieser Todesfall in Weimar hervorrief, die vielfachen Beweise der Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen gaben Zeugniß, daß in ihm ein ausgezeichneter Künstler, ein edler Mensch und ein liebevoller Freund Aller, mit denen er verkehrte, dahingegangen war.

* 31. Franz Müller,

Professor und Vorstand der Blindenanstalt zu Freiburg im Breisgau; geb. im J. 1790, gest. den 14. Febr. 1852.

M. beschäftigte sich nach seinen Universitätsstudien noch einige Zeit mit Geschichte, Geographie und insbesondere mit Pädagogik. Später besuchte er mehere Blindenanstalten und hielt sich längere Zeit in Wien auf. Mit den ausgezeichnetsten Männern dieses Faches näher bekannt geworden, zumal mit dem würdigen Klein*), blieb er auch später mit ihnen im Briefwechsel, aus welchem Verkehr er vielfach Aufmunterung und Belehrung für seinen schweren Beruf schöpfte. Von seinen Reisen zurückgekehrt gründete er mit Unterstützung des edlen Fürsten von Fürstenberg und des Generalvikars von Wessenberg eine Privatanstalt für Blinde in Mariahof, wozu der Fürst von Fürstenberg die nöthigen Räumlichkeiten gab. Nach wenigen Jahren zur Staatsanstalt erhoben, kam das Institut nach Bruchsal und dann nach Freiburg. Hier wirkte M. mit freudigem Eifer; das Institut erfreute sich bald eines ehrenvollen Namens und Männer des Faches aus den verschiedensten Theilen Deutschlands haben ihre Anerkennung laut ausgesprochen. Die Errichtung einer Blinden-Versorgungsanstalt lag ihm gleichfalls am Herzen; allein er erlebte die Ausführung nicht. Er starb in der Schweiz bei seinem ältesten Sohne, den er besuchte, um sich von einem schweren Herzleiden zu erholen.

Kupferberg. Thiem.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 381.

* 32. Johann Witzgall,

Magistratsrath und Floßherr zur Scheer, Major und Kommandant des Landwehr-Bataillons zu Kronach bei Bamberg, Ritter des bayer. Verdienstordens vom heil. Michael;

geb. den 3. Jan. 1798, gest. den 14. Febr. 1852.

W.'s Vater war Floßholzhändler und Besitzer des Oekonomiegutes zur Scheer an der Rodach gelegen, bei welchem eine scheerenartige, zum Oeffnen und Schließen eingerichtete Floßbrücke die beiden Rodachufer verbindet. Früh starb der Vater und W. übernahm das Geschäft. In einem Alter von 22 Jahren heirathete er eine um Vieles ältere Witwe, die ihm 6 Kinder erster Ehe zubrachte; dennoch konnte diese Verbindung zu den glücklichsten gerechnet werden. Schon damals bewährte sich seine Herzensgüte und die Reinheit seines Charakters durch seine innige Liebe und Sorgfalt für seine Stiefkinder, eine Liebe, die sich nicht minderte, als ihm selbst zwei Söhne geboren wurden; weshalb ihm aber auch die reinste Kindesliebe der 8 Geschwister lohnte. Im kräftigsten Mannesalter Wittwer, konnte er sich doch nie zu einer zweiten Heirath entschließen: „ich habe Kinder genug, für die ich lebe, für die ich zu sorgen habe", sagte er, „ich will ihnen keine neuen Geschwister geben!" Im J. 1846 zum Magistratsrath zu Kronach erwählt, wirkte er mit treuem Sinne und männlicher Kraft für das Wohl seiner Mitbürger; nicht minder als Hauptmann des Landwehrbataillons, welches er bereits in dieser Eigenschaft kommandirte, bis der König ihn im April 1848 zum Major desselben beförderte. Als im März des genannten Jahres in der Nähe Kronach's jene Demokraten- und Bauernunruhen ausbrachen, welche die Güter der Adeligen mit Zerstörung, die Habe der Reichen mit Raub, ja selbst Kronach mit einem räuberischen Ueberfalle bedrohten, da war es W., welcher Landwehr und Bürgerschaft aufforderte, der rohen, meutrischen Gewalt die Macht des Rechts und des Gesetzes entgegenzustellen, und einem etwa versuchten räuberischen Anfalle entgegenzutreten, wie es ihre Altvordern im Schwedenkriege schon gethan! Dieser veste Sinn sicherte für den Augenblick die Ruhe der Stadt, bis die schnell und zweckmäßig verstärkte Besatzung der kronacher Veste, des Rosenberges, diese Aufgabe allein übernehmen und wahren konnte. Nicht weniger achtbar war die Haltung des kronacher Landwehrbataillons unter Major W. bei Gelegen-

heit des religiösen Bürgerfestes, welches alljährlich am Sonntage nach Fronleichnam, in geschichtlicher Erinnerung der tapfern Vertheidigung Kronach's und des Rosenberges durch die Bürger Kronach's in den Jahren 1632—34 gegen die Schweden, gefeiert wird, und bei welchem nicht selten eine Menschenmenge von 7—8000 Köpfen auf der zur Feier bestimmten Maximilians-Bastion der Veste wie eingekeilt ist. Die Unruhen der Jahre 1848—49, die nahe Grenze, hatten, und gewiß nicht mit Unrecht, Bedenken über die Zulässigkeit dieses Festes, bei welchem die Hälfte der Theilnehmenden aus Fremden besteht, erweckt. Da verbürgte sich Major W., mit ihm Magistrat und Bürgerschaft Kronach's für die ungestörte Ruhe, und der Vestungskommandant, General Baron Madroux, in der Ueberzeugung, wie heilig diese auf geschichtliche Tradition und den Stolz auf die Tugenden der Vorältern begründete, Erinnerung jedem Bürgerherzen sey, nahm keinen Anstand, für diese Bürgschaft höheren Orts einzustehen. Das seit zwei Jahrhunderten gefeierte Fest erlitt auch in jener vielbewegten Zeit keine Unterbrechung; kein unreiner Hauch störte die Feier des Tages. Der Landwehr ward, wie üblich, einzig und allein die Bewachung der Bastion, wo Gottesdienst gehalten wurde, übertragen, und sie unterzog sich dieser Aufgabe mit einer Haltung, die alles Lobes werth war. Freilich in dem Geiste, der es leitete, war der wohlthätige Einfluß ihres Chefs, W., nicht zu verkennen. Dieses, wie auch die von W. stets bewährte Gesinnungstüchtigkeit und Pflichtgefühl, entgingen der Anerkennung des Königs nicht. Am 1. Jan. 1850 wurde W. mit dem Ritterkreuze des kön. Verdienstordens vom heil. Michael ausgezeichnet. Diese ungesuchte, diese unerwartete Auszeichnung freute ihn und seine wackeren Mitbürger sehr. Leider! sollte W. sich der ihm gewordenen Gnade nicht lange erfreuen. Bereits damals zeigten sich Symptome eines Herzleidens, welches sich durch eine im Sommer 1850 mit einem Floßzuge unternommene Wasserreise nach Frankfurt nur rascher ausbildete und unaufhaltsam fortschritt. Als im Julius 1851 das bayer. Königspaar, Maximilian und Marie, Kronach mit seinem Besuche beglückte, war W. bereits so leidend, daß es ihm unmöglich war, das bei dieser feierlichen Gelegenheit ausrückende Landwehrbataillon persönlich zu kommandiren. Noch war ihm das Glück nie vergönnt gewesen, sich seinem gütigen Monarchen zu nahen; Demselben persönlich vorgestellt zu werden, seinen tiefgefühltesten Dank aus-

zudrücken, war W.'s sehnlichster Wunsch. Kaum hatte König Max hiervon Kenntniß erhalten, als dem Major W. die freudige Botschaft wurde, Se. Maj. bestimme ihm keine Stunde, er möge den Zeitpunkt wählen, wo er sich hinreichend wohl fühle, und er würde stets mit Freuden empfangen werden. So wurde dem Wunsche des wackern W. nicht allein ensprochen, sondern ihm auch noch die Ehre, zur königl. Tafel gezogen zu werden. Wenn, wie die allgemeine Stimme es laut aussprach, bei der milden Herablassung, der Güte und Herzlichkeit des erhabenen Herrscherpaares kein Herz unbewegt blieb, um wie viel weniger das dankerfüllte Herz des redlichen W. Dieser 13. Juli bot ihm noch viel glückliche Stunden; leider! waren es die letzten rein glücklichen seines Lebens. Vergebens war der Gebrauch der Heilanstalten zu Streitberg und Marienbad; eine anscheinende Besserung war das Aufflackern einer ersterbenden Lampe. Nur zu hell hatte das Auge des Dr. Seligsberg gesehen; seine Aufgabe konnte keine andere mehr seyn, als ein ihm so befreundetes, ein so edles Leben zu fristen, das Leiden weniger schmerzlich zu machen; in seinen Armen gab W. seinen Geist auf. Der schmerzliche Eindruck, den sein Hintritt bei der Bevölkerung Kronach's und der Umgegend hervorrief und der zahlreiche Leichenkondukt, trotz einer höchst ungünstigen Witterung, bewährten die Achtung, die man W. zollte.

S. Justus.

33. Dr. phil. Kornelius Scholten,

Abgeordneter zur preußischen zweiten Kammer, zu Xanten (Reg.-Bezirk Düsseldorf);

geb. den 25. Okt. 1814, gest. den 15. Febr. 1852*).

Zu Lüttingen bei Xanten geboren, machte Sch. seine Studien an der xantener Rektoratschule, am katholischen Gymnasium in Köln und an der Universität Bonn. Nachdem er am letzteren Orte in der philosophischen Fakultät promovirt hatte, bekleidete er eine Stelle an der rhein'schen Ritterakademie in Bedburg, welche er jedoch nach kurzer Zeit wieder aufgab. Hierauf brachte er längere Zeit bei dem Grafen von Fürstenberg-Stammheim zu und machte dann eine Reise nach Italien, welche einen wohlthätigen Einfluß auf seine gelehrte Richtung übte. Von dieser

*) Deutsche Volkshalle 1852 Nr. 45.

Reise zurückgekehrt, schrieb er eine Kunstgeschichte, die er jedoch, als unmittelbar nach Beendigung derselben, von einem Andern ein Werk über denselben Gegenstand erschien, nicht dem Drucke übergeben hat. Später bekleidete er eine Informatorstelle und lebte hierauf, Theils bei dem Grafen von Fürstenberg-Stammheim, Theils bei seinen Angehörigen in Zurückgezogenheit und Beschäftigung mit den Wissenschaften. Im J. 1848 wurde er in Kleve als Abgeordneter in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, wo er einige Zeit zur Sektion des „pariser Hofes" gehörte und auch den Erbkaiser mit gewählt hat. Nach Auflösung dieser Versammlung wählte ihn der Kreis Kampen in die preuß. zweite Kammer, in welcher er in kirchlichen Fragen zur sogenannten katholischen Partei gehörte, deren Mitglied er bis zu seinem Tode geblieben ist. Frühzeitig gestärkt mit den heil. Sakramenten der katholischen Kirche, starb er im besten Mannesalter an einem in Folge eines längeren Knieleidens entstandenen Beinbruches und hinzugetretenen Wund- und Nervenfiebers. Am 19. Febr. wurden seine irdischen Ueberreste auf dem heimathlichen Friedhofe in der Pfarrgemeinde Ward zur Erde bestattet. Sch. war in seinem Umgange die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit. In den Wissenschaften, denen er in allen Lebensverhältnissen mit Eifer und Ausdauer oblag, war er ein gründlicher Gelehrter. Besonders war die Geschichte das Feld, auf welchem er mit besonderer Vorliebe sich bewegte und wo er mit seltener Meisterschaft zu Hause war. Durch seine leider! noch nicht vollständig herausgegebene Geschichte Ludwig IX., des Heiligen, von Frankreich, für deren Quellenstudium er Jahre lange Mühen und größere Reisen in's Ausland nicht scheute, hat er die geschichtliche Literatur mit einem Werke von bleibendem Werthe bereichert. Seiner Verdienste um die rantener Domkirche, für deren Erneuerung er in Xanten einen Dombauverein in's Leben rief, dessen Präsident er war, ist auch in der Zugabe zur deutschen Volkshalle vom 8. Febr. 1852 gedacht worden. Sch. war ein treuer Sohn der katholischen Kirche, von deren Wahrheit seine Wissenschaft erleuchtet war. Sein Tod wird nahe und fern von allen Denjenigen, welche das Glück hatten, den liebenswürdigen und anspruchlosen Gelehrten näher kennen zu lernen, mit tiefem Schmerze betrauert.

* 34. Johann Wilhelm Immisch,

königl. preuß. Kreisgerichtsrath zu Weißenfels;

geb. den 11. Nov. 1788, gest. den 16. Febr. 1852.

J. wurde geboren zu Frauenprießnitz, wo sein Vater Rentamtmann war, den er aber schon im J. 1809 durch den Tod verlor. Seine Mutter starb ihm noch früher. In Kamburg erhielt er den ersten Schulunterricht und wurde, als er 1802 konfirmirt worden war, in der Landesschule Pforte aufgenommen. Von hier bezog er im J. 1807 die Universität Leipzig, wählte aber noch in demselben Jahre Jena zu seinem Studienorte. Aber auch Jena vertauschte er 1810 mit Wittenberg, um hier seine Studien fortzusetzen und zu vollenden. Er wurde daselbst am 19. April 1810 examinirt und am 13. Juni als Amtsaccessist in Schwarzenberg verpflichtet. Schwarzenberg verließ er schon im Monat December 1810 wieder, um bei dem Gerichtsamte zu Weißenfels in der Stellung eines Accessisten seine spätere Laufbahn und hier sein dauerndes, für Tausende seiner Mitbürger so segenreiches Wirken zu beginnen. Im J. 1814, den 8. Dec., wurde er als steckelberg'scher Justitiar in Eid und Pflicht genommen. So im richterlichen Amte fortarbeitend, wurde er den 29. Juni 1818 als Rathssyndikus in Weißenfels erwählt und verpflichtet und 1821 den 16. März als Gerichtsamtmann bestätigt, in welcher Funktion er mit Fleiß, Treue und Freudigkeit seinen Berufspflichten oblag, nicht vergessend, daß ein ächt freundschaftliches, kollegialisches Verhältniß zwischen seinen Mitarbeitern das amtliche Wirken fördert, und eine humane Behandlung der Untergebenen dem Gedeihen des Ganzen zu Nutz und Frommen gereicht. Denn ein brüderliches Entgegenkommen, eine größere Eintracht und gegenseitige Freundschaft zwischen Mitgliedern eines Beamtetenkollegium wird wohl selten gefunden werden, wie es hier der Fall war; eine größere Liebe und Verehrung von Seiten der Untergebenen zu ihren Vorgesetzten, wie hier, gehört zu den Seltenheiten; und dieser harmonische Einklang in Ausübung eines ernsten Berufs floß aus der ächt humanen Auffassung der amtlichen Stellung unseres gefeierten Immisch. Sein verdienstliches Wirken wurde höhern Orts (im J. 1829) durch Verleihung des Titels eines Justizraths anerkannt. So hatte sich der Verewigte sein oft mühseliges amtliches Wirken angenehm und erfreulich zu machen verstanden; aber auch außerhalb seiner

dienstlichen Verhältnisse blühte ihm auf dem Felde des geselligen Lebens manche duftende Rose. Sein nie ermüdender und mit Herzensgüte gepaarter Humor machte ihn in geselligen Kreisen zum Liebling aller wissenschaftlich gebildeten Männer der Stadt und es war daher natürlich, daß auch der Mann, der in den Jahren 1811 und 1812 die Augen der bellettristischen Welt auf sich zog, daß auch Müllner *) sich näher an ihn anschloß, so daß, als dessen Schuld auf dasigem Privattheater aufgeführt wurde, Immisch die Rolle des Don Valeros mit allgemeinem Beifall gab, während Müllner selbst die Rolle des Hugo spielte. Aber wie er in seinem Berufe, als Vorstand eines Beamtetenkollegium, Andern als Vorbild diente, wie er Humanität, Herablassung, Gemüthsheiterkeit und Frohsinn in edler Geselligkeit pflegte und verbreitete: so fühlte sein für alles Schöne und Vortreffliche stets empfängliche Herz doch auch, daß es nicht gut sey, allein zu stehen. Er vermählte sich mit Johanne Wilhelmine, Tochter des Rathsassessor Reichardt, am 5. Okt. 1815. Sie schenkte ihm 5 Kinder, von denen zwei früher starben, als der Vater; von den 3 überlebenden Kindern folgte eine liebenswürdige Tochter, Therese, ihm bald in das Jenseits nach. Ein Sohn und eine Tochter haben ihn überlebt. Im J. 1830 warf ihn auf lange Zeit eine hartnäckige Krankheit, Gallensteine, auf das Siechbett; allein durch die rastlose Sorge seines treuen Arztes und endlich durch die Heilquellen zu Karlsbad gelang es, seine Gesundheit vollkommen wieder herzustellen, so daß er im J. 1831 sein Amt wieder ungestört verwalten konnte. Anhaltende geistige Anstrengungen und die ängstliche Sorge für seine Amtsführung in der letzten Zeit seines Berufslebens warfen ihn auf's Krankenlager, auf welchem er von seinem Könige als Anerkennung seiner Verdienste den rothen Adlerorden empfing. Er starb nach sechswöchentlichen Leiden am Schlagfluß. Edeldenkend, wohlwollend, hilfreich zu Rath und That, war er stets bereit, das Vertrauen, das man ihm vielfältig schenkte, zu lohnen. Es genügte ihm nicht, glücklich zu seyn, er wollte auch Glück verbreiten, und das gelang ihm nicht selten; so erwarb er sich die Achtung, die Liebe Aller, den Dank, den Segen Vieler. Groß war die Zahl, die seinem Sarge zur kühlen Gruft folgten, und hallten die Worte wieder, welche die Brüder ihm nachriefen: Ruhe sanft! habe Dank! auf Widersehen!

---

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 486.

* 35. Franz Wilhelm Platzmann,

königl. dän. Generalkonsul und Kaufmann zu Lübeck;

geb. den 22. Nov. 1780, gest. den 16. Febr. 1852.

P. war der dritte Sohn des kön. preuß. Kommerzienrathes, Konrad Platzmann. Nachdem derselbe seine Erziehung in Lübeck, Ploen, zuletzt auf der Handelsschule in Magdeburg genossen, sowohl in Hamburg wie in Bordeaux längere Zeit bei Handlungshäusern gearbeitet, später Spanien, Italien, Deutschland besucht hatte, verheirathete er sich mit der jüngeren Schwester der Frau seines älteren Bruder C. Platzmann, Wilhelmine Schwartz, Tochter des Bürgermeisters Schwartz in Magdeburg, im Jahr 1806 am 6. März, zu welcher Zeit er mit einem jüngeren Bruder gleichzeitig in das seit 1729 auf die ehrenwertheste Weise bestandene Handlungshaus, später unter der Firma von C. Platzmann Söhne als Associé eintrat. Die ersten Jahre seiner Verheirathung wurden ihm durch die Besetzung und Plünderung Lübeck's, am 4. Nov., sowie der andauernden Kriegszeit, sehr getrübt. 1807 den 19. Aug. wurde ihm eine Tochter Emma — 1828 den 18. April an Herrn Konsul C. F. v. Stresow in Riga verheirathet — geboren; 1808 eine zweite Tochter, Betsy — 1822 im 14. Jahre gestorben — 1811 den 13. April ein Sohn, Konrad Platzmann. Die schweren Kriegsjahre gaben ihm vielfache Gelegenheit, durch seine kaufmännische Stellung seinen Mitbürgern zu nützen. 1816 wurde er zum dänischen Konsul hier ernannt, 1826 mit dem Danebrogs-Orden dekorirt, 1831 zum Generalkonsul erhoben, einen Posten, den er tadellos zum Nutzen der dän. Regierung und seiner Mitbürger bis zu seinem Tode verwaltet hat. Sein einfach rechtlicher Sinn, sein tiefes Gemüth und die allgemeine Achtung und Liebe, die er bei seinen Mitbürgern genoß, war die Veranlassung, daß er in den letzten Kriegsjahren seine Stellung sowohl den Dänen, wie der Bevölkerung Lübeck's gegenüber zum Nutzen der Ersteren wie der Deutschen, die bei Tausenden durch Lübeck nach und von Kopenhagen gingen, aufrecht erhalten konnte. Nach dem Tode seines ältesten Bruders und Associé, des Senators C. Platzmann, 1830, übergab er seinem Sohne, dem Konsul Konrad Platzmann und seinem Neffen, dem Konsul C. Kulenkamp, die Handlung, die unter der Firma Platzmann's Söhne 1835 von Beiden gemeinschaftlich fortgesetzt wurde. 1845 zog sich Konsul C. Platzmann aus dem Ge-

schäfte zurück und begründete eine Dampfölmühle für seine Rechnung. Die wärmste Anhänglichkeit an seine Familie, die wahre und innige Theilnahme für alle Diejenigen, die mit ihm in Berührung kamen, sein offener reiner Charakter und der hohe Werth, den er auf die Unbeflecktheit seines hochachtbaren Namens in der Handelswelt legte, gaben ihm Kraft und Muth in den schwierigsten Verhältnissen, sich das Vertrauen und die Liebe Aller zu erwerben und zu erhalten. Die Liebe und Achtung, in der er stand, hat sich bei seinem Tode auf's Wärmste gezeigt. Seinen vielfachen Freunden nahe und auswärts wird er durch das freundliche Wesen unvergeßlich bleiben.

* 36. Christian Gentsch,

Rektor und Hilfsprediger zu Ernstthal bei Chemnitz;

geb. den 5. Jan. 1811, gest. den 20. Febr. 1852.

Er war geboren zu Loitzsch, einem Dorfe im Stifte Zeitz, wo seine Aeltern die Landwirthschaft trieben. Diese zogen später in das benachbarte Dorf Podebuls und hier wurden der Pfarrer und Schullehrer des Kirchdorfes Lobas gar bald aufmerksam auf die vorzüglichen Geistesanlagen des Knaben, was denn Veranlassung gab, daß man ihn im J. 1822 als Schüler auf das Gymnasium zu Zeitz brachte, wo er sich bald auszeichnete durch besondern Fleiß und Eifer und die bedeutendsten Fortschritte in den Wissenschaften machte. Nach vollendeten Schuljahren bezog er, mit den besten Kenntnissen ausgerüstet und den ehrenvollsten Zeugnissen versehen, die Universität Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Die Vorträge der dasigen Professoren benutzte er mit aller Sorgfalt und Liebe, so daß er nach dreijährigem Kursus die Kandidatenprüfung in Magdeburg rühmlichst bestehen konnte. Hierauf betrat er die Laufbahn eines Hauslehrers; zuerst in Schulpforte, wo ihm denn die erwünschteste Gelegenheit sich darbot, durch freundlichen Umgang mit den dasigen Professoren, zum Wachsthum seines Wissens und seinen Drang nach Aeußerung desselben in reichstem Maaße zu befriedigen. Später lebte er in andern Orten und Kreisen in Preußen und Sachsen in demselben Berufe und gewöhnlich in den glücklichsten Verhältnissen, da er auch als Mensch mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Temperaments und Charakters und namentlich als angenehmster Gesellschafter sich überall geachtet und geliebt

fand. Im J. 1843 errichtete er in Teuritz bei Lucka im Altenburg'schen eine Sammelschule und gar bald beeilte man sich in letztgenannter Stadt, ihm, dem ein ehrenvoller Ruf vorausgegangen war, Kinder als Schüler zuzuführen, welche er, der eine seltene Gabe besaß, mit Kindern freundlich, belehrend und anregend umzugehen, Theils für höhere Bildungsanstalten, Theils für andere künftige Berufsarten bildete und vorbereitete. Im J. 1849 meldete er sich als Lehrer einer Sammelschule in Hohenstein im Schönburg'schen und seine Persönlichkeit, sowie seine Aeußerungen, seine gediegenen Vorschläge und Rathschläge für ein solches Institut nahmen gleich vielseitig für ihn ein und gewannen ihm auf der Stelle die Achtung und Liebe der geachtetsten Männer und der gebildetsten Familien der ganzen Stadt. In dieser neuen Thätigkeit seines Berufes setzte er nun sein früheres Wirken mit gleicher Liebe und mit gleichem Glücke fort. Nach kurzer Zeit wurde ihm aber Veranlassung gegeben, sich um die vakante Stelle des Rektors und Hilfspredigers zu Ernstthal zu bewerben, die er auch erhielt. Somit hatte er das erwünschte Ziel seiner irdischen Bestimmung erreicht und fand als Prediger Gelegenheit, seine ausgezeichneten Gaben als Kanzelredner zu bekunden auf eine Weise, daß — wie in früheren Jahren mehere Gemeinden in Sachsen und Preußen ihn zum Pfarrer verlangt hatten — nun, so oft er den Predigtstuhl betrat, er stets eine zahlreiche Gemeinde und einen vollen Kreis von Zuhörern, oft aus ferner Umgegend gekommen, um sich versammelt sah, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner Rede folgten und mit sichtbarer nicht blos Begeisterung, sondern auch Erbauung die Kirche verließen. Im J. 1850 verheirathete er sich mit einer Tochter des Rektors Bräutigam zu Lucka und lebte mit ihr in den allerglücklichsten Eheverhältnissen. Bei seinem Abscheiden hörte man aus Vieler Munde: Hier hat der Tod eine Musterehe getrennt! — Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn und der Vollendete hoffte auf die Erfüllung einer seiner Herzenswünsche, daß er einst die eigenen Kinder werde unterrichten können. Es war ihm nicht vergönnt; denn bei dem Tode des Vaters hatte dieser Knabe noch nicht ein und ein halbes Jahr erreicht. Im Februar 1852 erkrankte G. am Nervenfieber, welches in der Stadt und Umgegend manches Opfer forderte. Bei seiner starken und kräftigen Körperkonstitution war Hoffnung, daß er die heftigen Anfälle überstehen werde; allein schon nach einigen Tagen machte ein hinzugetretener

Lungenschlag dem kräftigen Leben ein Ende. Die Theilnahme an diesem Ereignisse und Verluste war eine allgemeine und sie wurde nicht allein in der Stadt und Umgegend, sondern auch von den entferntesten Orten her bezeigt und bezeuget. Denn wer den Verstorbenen auch nicht als Prediger und Lehrer gekannt, hatte doch oft Gelegenheit gehabt, ihn als hochbegabten Dichter zu lieben und zu bewundern. Bei seiner Begräbnißfeier sprach sich jene Theilnahme durch die Begleitung vieler Hunderte auf die rührendste Weise aus. Die herzlichsten Beweise der Achtung und Liebe, welcher sich der Entschlafene von Seiten der Bürger Ernstthals und Hohensteins zu erfreuen gehabt hatte, werden nun auch forthin der Wittwe und den Kindern — die Mutter kam 5 Monate nach dem Tode des Vaters noch mit einem Töchterchen nieder — in reichem Maaße zu Theil.

* 37. Dr. Fidel Joseph Wieland,

Arzt und Präsident des Verfassungsrathes zu Aarau;

geb. den 6. Juli 1797, gest. den 22. Febr. 1852.

W. war der erstgeborene Sohn aus zweiter Ehe des damals fürstl. stiftischen Oberamtmannes, Jos. Fidel Wieland von Rheinfelden, und der Theresia Diez von Kellnau bei Waldkirch im Breisgau. Die Hoffnungen und Wünsche der Aeltern und Verwandten, welche sich auf den Knaben vereinigten, wurden bald gefährdet durch den überaus zarten und schwächlichen Körperbau desselben, welcher bis zum siebenten Lebensjahre anhaltend von Kinderkrankheiten befallen war, die das matte Lebensflämmchen auszulöschen drohten. Nur der sorgfältigen Pflege der Mutter und einer wackern Tante, Schwester des Vaters, gelang es, der langsamen körperlichen Erkrankung ihres Lieblings zu Hilfe zu kommen und den tödtenden Frost von der zarten Pflanze abzuwenden. Bei dem Mangel an jugendlicher Kraft und Körperfülle, welche dem Knaben die Theilnahme an den Spielen seiner Altersgenossen untersagte, wendeten die Frauen ihre Sorge auf eine angemessene, vielleicht nur zu frühzeitige, geistige Beschäftigung, wozu er bald Lust und Liebe zeigte. Mit 4½ Jahren trat der Knabe schon in die untere und mit sechs Jahren in die obere Klasse der Gemeindeschule von Säckingen, um auch diese im achten Jahre zu verlassen und das Studium der alten Sprachen durch Privatunterricht zu beginnen. Im

Spätjahr 1809, im 12. Lebensjahre, bezog der geistig früh entwickelte, dem Alter und der Körperentwicklung weit voraneilende Jüngling das Gymnasium zu Freiburg im Breisgau, woraus er schon im 14. Altersjahre entlassen und für befähigt erklärt werden konnte, die Hochschule zu beziehen. Hierzu wollte jedoch der Vater, welcher bei der freien Stellung des Akademikers für die zarte Jugend und Gesundheit seines Sohnes besorgt war, seine Einwilligung nicht ertheilen und übergab ihn einem Freunde in Konstanz, unter dessen Aufsicht und Leitung er dort die philosophischen Studien durchmachte. Im Jahr 1814 bezog er zum Studium einer Brotwissenschaft die Hochschule. Er wollte ein Helfer für die leidende Menschheit werden und entschied sich deshalb für das Studium der Medicin. Doch bevor dieß geschah, betraf den nun Verblichenen der erste empfindliche Schlag des Schicksals. Sein Vater, der bei der Lostrennung der beiden Rheinufer durch den lüneviller Frieden im jenseitigen Dienstverbande blieb und in der Folge als Hofrath und Oberamtmann in großh. baden'sche Dienste trat, starb den 18. Januar 1814 in seinem kaum vollendeten 58. Lebensjahre, das erste Opfer des damals grassirenden Nervenfiebers. Die Folge hiervon war, daß er in Betreff der Wahl seines Berufes der Bitten den zärtlich besorgten Mutter, die unter den Opfern der Epidemie von 1814 fast alle Aerzte der dortigen Gegend zählte, mehr gehorchte, als seiner inneren Stimme: er widmete sich der Rechtswissenschaft. Im Wintersemester 1814 bis 1815 bezog er die Hochschule Freiburg, begann mit großem Eifer seine juristischen Studien, die er während vier Semestern fortsetzte und mit Ausnahme der praktischen Kollegien auch vollendete. Nebenbei hörte er noch philosophische, theologische, historische, naturwissenschaftliche und sprachliche Vorträge. Allein seine ursprüngliche Neigung zur Medicin ließ sich nicht mehr länger unterdrücken. Er widmete sich nun dieser und mit solchem Eifer und Geschicke, daß er am 5. Okt. 1820 als Doktor der Medicin graduicirte; letzteres in der Absicht, um später das Lehramt anzutreten, auf welches man ihm alle Hoffnung gemacht und von Seite des Staates alle Unterstützung zugesagt hatte. Es sollte anders kommen! W. war nämlich einer jener edlen Geister, die das Brotstudium im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht befriedigen konnte. Er machte daher dasselbe nicht zur Hauptsache, sondern ordnete es der höheren Idee der Menschheit unter. Durch frühzeitige Pflege angeborener Liebe zur Musik war seine Seele em-

pfänglich geworden für alle Eindrücke des Schönen und mit wahrer Begeisterung ergriff er jede Gelegenheit, für ächte Humanität zu wirken. Er fand gleichgesinnte Freunde, die, wie er, durch die Stürme des damaligen sogenannten Befreiungskrieges und seiner Nachklänge auf's Lebhafteste angesprochen wurden. Von dem Gedanken an das eine große Vaterland durchglüht, sich demselben zu weihen und jetzt schon, in der Bildungsperiode, mit den Gleichgesinnten aller Hochschulen in Verbindung zu treten, deren Wirksamkeit auf spätere Jahre berechnet war, — darauf ging ihr ganzes Sinnen und Trachten. Allein diese Bestrebungen wurden von den deutschen Regierungen sehr mißfällig aufgenommen; sie schritten mit Gewalt dagegen ein. Verhaftungen wurden vorgenommen und in Freiburg betrafen diese u. A. auch unseren W., welcher jedoch bald gegen Kaution wieder in Freiheit gesetzt, aber erst sieben Jahre später durch Urtheil des Hofgerichts wirklich freigesprochen wurde. Diese Ereignisse änderten W.'s Lebensplan. Er kehrte sich seinem zweiten Vaterlande zu und wurde am 5. Febr. 1821 im Aargau als Arzt patentirt. In seinem Vaterstädtchen Rheinfelden begann er seine praktische Laufbahn und verfolgte dieselbe mit ziemlichem Glück und einer Ausdehnung, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm, bis ihn im November 1835 das Vertrauen des großen Rathes, das er nicht suchte, nach Aarau berief. Nach mehrmaligem Ablehnen nahm er endlich die Wahl zu einem Mitglied in den großen Rath an und wurde von diesem bald als Mitglied des kleinen Raths (der Regierung) ernannt und einige Wochen nach dieser Ernennung zum Präsidenten derselben Behörde erhoben. Die Stelle eines Regierungsmitgliedes bekleidete W. während einer Reihe von beinahe 17 Jahren und war als solcher in den Jahren 1836 bis 1843, 1846 und 1850 Landammann; 1837, 1844 und 1849 Landesstatthalter; 1841 im März, Juni und Oktober, dann 1842, 1843 und 1845 Ehrengesandter an der Tagsatzung; 1841 bis 1848 Präsident der Finanzkommission und Postdirektion; 1836 bis 1841 und 1849 bis 1852 Präsident des Kantonsschulraths, der Kantonsschulpflege, der Bibliothek- und der Seminarkommission und überdieß war er mit verschiedenen Regierungsabordnungen betraut. Als öffentlicher Beamteter zeichnete sich W. besonders in seiner Stellung als Tagsatzungsgesandter in den Jahren 1841 u. ff. aus. Bekanntlich war es damals, als der Kanton Aargau seine Klöster aufhob und damit in ein Wespennest stach, das für die ganze Schweiz gefährlich zu

werden drohte. Gestützt auf die Verträge wurde sowohl von liberalen Doktrinärs, wie von radikalen Ultramontanen Aargau das Recht bestritten, seine Klöster eigenmächtig aufheben zu dürfen. Selbst die fremden Mächte mischten sich in die Sache und namentlich wurden von Oesterreich Noten eingereicht, die in dem gleichen Grade für die Freunde der Klöster ermuthigend, wie sie für die Freunde der Aufklärung und Bildung niederschlagend waren. Allerdings hatten die Freunde der Klöster das buchstäbliche Recht für sich und es schien ihren Gegnern wenig zu helfen, wenn sie an die höheren Forderungen des Zeitgeistes appellirten. In diesem Sinne bewährte sich besonders der bekannte Seminardirektor Keller auf dem parlamentarischen Kampfplatze, der den Geist über den Buchstaben setzte und mit seiner rücksichtslosen Entschiedenheit manchen halben Freund in's Lager der Ultramontanen trieb. W. dagegen blieb stets auf dem staatsmännischen Boden stehen und suchte den Klosteraufhebungsbeschluß durch die Geschichte aller Staaten, so wie auch durch die positive Gesetzgebung der Schweiz zu rechtfertigen. Dieß that er mit solcher überzeugenden diplomatischen Gewandtheit, daß es hauptsächlich ihm zu verdanken ist, daß der Klosteraufhebungsbeschluß des Großen Rathes von Aargau von der Tagsatzung sanktionirt wurde. Auf der Tagsatzung in Bern wurde W. mit dem damaligen Bundespräsidenten, Schultheiß Neuhaus *) bekannt und es entstand daraus in der Folge die innigste Freundschaft zwischen Beiden in Vielem charakterverwandten Männern. Im Jahr 1851 wurde er zum Präsidenten der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gewählt und endlich wurde ihm noch in letzter Zeit die Würde eines Präsidenten des Verfassungsrathes in Aargau. Sonderbares Zusammentreffen! Den nämlichen Tag, den 22. Febr., als das vom Verfassungsrath entworfene Verbesserungsprojekt durch die allgemeine Volksabstimmung lebenskräftig erklärt wurde, brach das Herz unseres edlen W. Nach einem fünfwöchentlichen Krankenlager, welches mit einem katarrhalischen Schleimfieber anfing und mit dem Gehirnnervenfieber endigte, wurde er in einem Alter von erst 54 Jahren 7 Monaten und 16 Tagen in ein besseres Leben abberufen. Viele Freunde von Nah und Ferne weinten um den Edlen. — W. hat nicht blos eine hohe Bedeutung als Staatsmann, er war ein edler Mensch im schönsten Sinne des Wortes.

*) Dessen Biogr. s. im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 410.

Alle Radien seiner vielfachen Thätigkeit fanden ihren Mittelpunkt in Einem Zwecke: der Beförderung der Humanität. In diesem Sinne wirkte er als Staatsmann negativ durch seine Kämpfe gegen den Ultramontanismus, positiv durch zeitgemäße Hebung des Volksschulwesen; als Redakteur des von Zschokke*) gegründeten „Schweizerboten", den er im Sinn und Geiste seines Urgründers in den letzten Jahren redigirte; — als unermüdlicher Arzt am Krankenbette, wo schon seine freundliche Erscheinung, sein sanftes, liebevolles Benehmen halbe Arznei war; — als Mitglied des schweizerischen Sängerbundes, Beförderer des Volksgesanges, in welcher Eigenschaft er an den verschiedenen Sängerfesten der beliebteste Volksredner war; — und endlich als Priester im Tempel der Humanität, als Großmeister des Freimaurerordens von Aarau, der ihm sein kräftiges und segenvolles Aufblühen verdankt. Selbst unter den drückendsten Verhältnissen des Geschäftslebens war sein Sinn in den wenigen ihm vergönnten Mußestunden Dem zugewandt, was dieses Leben Schönes und Erhebendes zu bieten vermag. Der Beförderung geselliger Freuden, der Pflege der Musik waren seine freien Augenblicke geweiht. Im Anfange seiner Krankheit sprach er den Wunsch aus, wenn er einmal sterben müßte, so möchte er unter den Tönen einer beethoven'schen Sonate hinüberschlummern und als nun einer seiner Söhne wenige Stunden vor seinem Tode Weber's letzten Gedanken spielte, horchte er gespannt zu und brach am Ende in die Worte aus: „O wie schön!" Es waren seine letzten Worte.

* 38. Karl Friedrich Peschel,

Lehrer an der königl. sächs. Militär-Bildungsanstalt zu Dresden;

geb. den 27. Mai 1793, gest. den 25. Febr. 1852.

Sein Vater, Karl August Peschel, war als Kleinuhrmacher in Neustadt-Dresden etablirt; das Geburtshaus befindet sich gegenwärtig im Besitz eines jüngeren Bruders des Verstorbenen. Bis zu seiner Konfirmation, welche damaliger Sitte gemäß bereits im 13. Lebensjahre erfolgte, hatte P. Privatunterricht bei dem Predigtamtskandidaten Mag. Fleischer genossen und eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht. Bereits während der Knabenjahre trat eine entschiedene Anlage und Vorliebe für Handzeichnen und

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 868.

Malen hervor, wie bei dem Verstorbenen überhaupt in Allem, was zur Handgeschicklichkeit gehörte, eine musterhafte Genauigkeit und technische Sicherheit in der Ausführung sich kund gab. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die frühe Anschauung der feinen mechanischen Arbeiten, welche der Knabe aus der Hand des Vaters hervorgehen sah, vielfach anregend auf ihn eingewirkt und bei dem angeborenen Talente noch die besondere Lust und Neigung zu gleichartiger Thätigkeit geweckt hat, für welche die mathematische Wissenschaft gewissermaaßen ein Vereinigungspunkt war. Zu weiterer Ausbildung jener hervortretenden Fähigkeit und Neigung ward bei gleichzeitig erfolgter Berufswahl dem Knaben Privatunterricht in den vorbereitenden Disciplinen durch den Ingenieurlieutenant Törmer ertheilt und that er sich sehr bald, namentlich im Militärzeichnen, vortheilhaft hervor. So wie seine Handschrift eine der schönsten war, fanden auch Zeichnungen, Pläne und Tuscharbeiten das Lob größter Genauigkeit, geschmackvoller Feinheit und Sauberkeit in der Ausführung. Diese früh erworbenen Fertigkeiten bildete er auch in seinen späteren Lebensjahren Theils zu seiner Erholung, Theils bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, weiter aus. Die Familie bewahrt als theures Andenken mehere von ihm trefflich ausgeführte Lithochromien; und wie er zu seinen wissenschaftlichen Werken überall selbst feine und korrekte Zeichnungen zu liefern vermochte, sah er sich auch namentlich für seine naturwissenschaftlichen Studien in den Stand gesetzt, zu seinen physikalischen Experimenten selbst vortrefflich wirkende Apparate zu entwerfen und auszuführen. Die Genauigkeit seiner Angaben und Arbeiten in diesem Fache war den Mechanikern in Dresden und auswärts so wohl bekannt, daß sie nicht leicht einen Plan unerprobt, einen Apparat unausgeführt ließen, wozu ihnen von P. Zeichnungen oder Modelle an die Hand gegeben worden waren. Seine Bestimmung für den Militärstand war wohl durch die kriegsbewegte Zeit bedingt, in welche sein Knabenalter fiel; die specielle Hinneigung zu der Geniebranche hing mit jenen frühen Neigungen für Mathematik und Zeichnen zusammen. Sogleich nach der im J. 1806 erfolgten Konfirmation trat P. als Extraneer in die kön. sächs. Ingenieurakademie ein, welche damals unter dem Kommando des Generals von Backstroh und der speciellen technischen Leitung des Oberstlieutenant Fleischer stand. Am 3. Juli 1810 ward P. zum Tranchée-Sergeanten ernannt und trat in den aktiven Dienst. Führten ihn auch

die fortdauernden Wechselfälle jener Kriegsperiode nicht unmittelbar auf die Kampfplätze, so gaben sie ihm doch reiche Gelegenheit zu vielseitiger praktischer und wissenschaftlicher Fortbildung in dem speciellen Kreise seiner Thätigkeit. Bis zum J. 1812 war er bei den Vestungsarbeiten der Stadt beschäftigt, ward dann im Anfange des Jahres 1813 nach der Vestung Torgau kommandirt, kehrte jedoch bereits im Monat Mai desselben Jahres von dort nach Dresden zurück, um hier für die fortgesetzten Unternehmungen thätig zu seyn. Nach der Schlacht bei Leipzig ward er zugleich mit meheren Kameraden zur Aufnahme des dortigen Schlachtfeldes befehligt und fand später in gleicher Mission bei der Aufnahme und Vermessung der neuen Landesgrenze nach Sachsens Theilung Verwendung. Noch unter dem russ. Gouvernement ward er zum Officier befördert und sein Souslieutenantspatent ist unter'm 30sten August 1815 vom König von Sachsen *) vollzogen. Die ihm gebotene Gelegenheit, bei jener Theilung in kön. preuß. Dienste überzutreten, von welcher namentlich mehere sächs. Ingenieurofficiere Gebrauch machten, lehnte P. in Folge eines Wunsches seiner während der Kriegsjahre verwittweten Mutter ab. Bereits im J. 1816 ward er auf besonderen Antrag des Kommandanten der damaligen kön. sächs. Ritterakademie, Generalmajor v. Tettenborn **), zum Lehrer der Mathematik und Kriegswissenschaften an die genannte Anstalt berufen und trat am 1. April 1816 in diese Stellung als Militärlehrer ein, in welcher er bis wenige Monate vor seinem Ableben unausgesetzt thätig gewesen ist, so daß der bei weitem größte Theil der gegenwärtig dienenden königl. sächs. Officiere durch ihn gebildet worden ist. Die vielfachen Reorganisationen, welche jene Militärbildungsanstalt seit seiner Anstellung zu erfahren hatte, haben seinen Wirkungskreis im Wesentlichen wenig verändert. Sofort nach seinem Eintritt in sein Amt ward ihm der Unterricht in den Naturwissenschaften zugetheilt, welcher damals zuerst auf den Lehrplan der Anstalt kam. Außer diesen Disciplinen hat er die verschiedenen Zweige der Kriegswissenschaften bald längere, bald kürzere Zeit gelehrt und mit Ausnahme der rein sprachlichen und historischen Gegenstände nach und nach wohl alles dahin Einschlagende, wenn auch zum Theil nur in Stellvertretung vorgetragen. Erst bei den jüngsten Organisationen der

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.
**) — — — 7. — — — — S. 481.

Anstalt ward ihm der größte Theil der Kriegswissenschaftslehren abgenommen und ihm lediglich der naturwissenschaftliche Unterricht belassen, dem er im Laufe der Zeit seine vorzugsweise Thätigkeit zugewendet hatte. Wie schon vor seinem Eintritt in das Lehramt das Scientifische der Geniewissenschaft ihn an das Studium der Naturwissenschaft hingeführt hatte, ward er derselben durch die Zuweisung des Vortrags über diese Disciplinen entschieden zugewendet und hat derselben, wie das Spätere zeigen wird, das umfassendste Selbststudium gewidmet. Seit seiner Anstellung an der königl. sächs. Ritterakademie bietet sein äußeres Leben, welches überhaupt fern von Glanz und Selbsterhebung blieb, wenig erhebliche Momente dar. Am 24. Februar 1816 verheirathete er sich mit Henriette Wilhelmine Steinacker aus Leipzig (einer Schwester des noch lebenden Appellationsrath und Professor Dr. Steinacker an der dortigen Universität), welche ihn überlebt hat und sind aus dieser Ehe noch vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, am Leben. Da er als Lehrofficier aus dem aktiven Dienste getreten war, so erfolgte, seiner vielfachen wissenschaftlichen Thätigkeit und Leistung ungeachtet, seine Beförderung zu höheren militärischen Graden nur langsam; denn erst im August 1823 ward er zum Premierlieutenant der Infanterie und erst unter'm 3. Jan. 1836 zum Hauptmann ernannt, welchen Rang er bis zu seinem Ableben behielt. Nach einer mehr als 30jährigen unausgesetzten Lehrthätigkeit ward ihm im Jahr 1850 durch die Huld des Königs die Auszeichnung des Ritterkreuzes vom Orden für Verdienst und Treue zu Theil. Obschon seine physische Konstitution niemals eine überkräftige gewesen, vielmehr durch die unausgesetzt angestrengteste, geistige Thätigkeit stark angegriffen worden war, so unterlag er doch nie Krankheiten, welche ihn für längere Zeit dienstuntüchtig gemacht hätten. Nur im J. 1851 stellte sich ein sichtliches Schwinden der Lebenskräfte ein; gleichwohl ließ er sich dadurch nicht abhalten, seiner Dienstobliegenheit so lange nachzukommen, bis ihm am 15. Nov. 1851 das Ausgehen physisch nicht mehr möglich war. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich mit Vollendung wissenschaftlicher Arbeiten, Ordnung seiner Sammlungen, bis endlich auch hierzu seine Kräfte nicht mehr ausreichten. Nach zehntägigem Bettlager gab er in der dritten Morgenstunde des genannten Tages seinen Geist auf, nachdem er noch am Abend zuvor seine Angehörigen um sich versammelt hatte, um mit voller Ruhe und Klarheit seines rastlos thätigen Gei-

stes ihnen seinen letzten Segen zu ertheilen und das letzte Lebewohl zu sagen. Wie der stille, einfache Lebenslauf des Dahingeschiedenen vorliegt, zeigt sich, daß er nicht, wie bei der äußeren Stellung seines Standes wohl anzunehmen wäre, nach Glanz und Ehrenbezeigungen gestrebt, sondern seine volle und innerste Befriedigung im Dienste der Wissenschaft gefunden hat, welche ihn für Das entschädigen mußte, was ihm hinsichtlich seiner Standesbeziehungen vorenthalten blieb. Er war, nach dem Urtheile seiner wissenschaftlichen Genossen, ein fleißiger, redlicher Forscher; seine Wissenschaft war für ihn die Haupttriebfeder aller Lebensthätigkeit; gerade wegen der Veranlassung, durch welche er hierauf geführt war und bei der mehr äußeren und praktischen Berufswirksamkeit seines Standes wird jener Zug für die Anlegung dieses Lebensbildes besonders erheblich. Die physikalischen Disciplinen waren sein Hauptfach; er hat sie aber nicht, wie die Jünger der Wissenschaft unserer Tage, in vollem Umfange fertig und bequem zurecht gelegt aus Hand und Mund der Lehrer überkommen; er hat sie sich mit Mühe und Anstrengung, mit vielen Opfern auf eigenem Wege der Selbstforschung in Wahrheit erworben. Sein Anstellungsdekret berief ihn zwar als Lehrer der Mathematik und der Kriegswissenschaften an die königl. sächsische Ritterakademie; gleichzeitig aber ward ihm aufgegeben, nebenbei Physik und später auch Chemie vorzutragen. Waren ihm auch diese Wissenschaften bis dahin fast völlig fremd geblieben, so wollte er Theils, vielleicht von innerer Neigung getrieben, Theils durfte er den Auftrag nicht ablehnen, um nicht gegen den Befehl des Vorgesetzten zu verstoßen. Er setzte sich nun zunächst mit dem damals in allgemeinem Ansehen stehenden Professor Dr. Haan *) in Dresden in Verbindung und machte unter dessen Leitung seine ersten naturwissenschaftlichen Studien. Später trat er mit dem vorzüglich als Astronom und Optiker bekannten Generalstabsarzt Dr. Raschig **) in engeren Verkehr. Jede Gelegenheit, Neues zu erwerben und Gewonnenes zu sichern, war ihm willkommen und ward so eifrig ergriffen, als nachhaltig benutzt. So gelang es ihm verhältnißmäßig rasch, die Lücken seiner Ingenieurbildung auszufüllen, welche sich mehr auf Mathematik, Militär- und Civilbaukunst, Topographie, Geographie u. s. w. beschränkt hatte. Mit der Klarheit seines Ver-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 806.
**) — — — 5. — — — — S. 513.

standes und der vollen Energie seines Willens drang er ein in die bisher ihm fremd gebliebenen Gebiete und begnügte sich nicht mit dem Aeußerlichen und Oberflächlichen, wie es vielleicht für die nächsten Zwecke der ihm gestellten Lehraufgabe ausgereicht haben würde, sondern stieg hinab zu den Tiefen der Wissenschaft, bewältigte mit sicherem Blicke das bereits damals hochaufgethürmte Material und gelangte allmälig in einen so sichern Besitz desselben, daß er den Fortbau der Wissenschaft nicht nur frei und unbefangen verfolgen, sondern auch selbst eifrigen und thätigen Antheil an diesem Werke nehmen konnte, das ihm an das Herz gewachsen war. Als selbständiger Mann verfolgte er auch ganz den Weg, welchen die induktiven Wissenschaften vorschreiben; nur aus dem klar erkannten vor- und umsichtig angestellten Experimente zog er seine Schlüsse, das nur geistreiche Spiel mit Sätzen und Lehren der Wissenschaft, weil ihrer Würde unangemessen, bei Seite lassend. Im Experimentiren selbst, im Anfertigen sinnreicher und doch einfacher Apparate besaß er eine oft bewunderte Geschicklichkeit. Er arbeitete selbständig nach und nach sämmtliche Partieen der Physik durch; seine Arbeiten über Optik, hauptsächlich im Gebiete der Teleskopie und Mikroskopie, seine Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus, hauptsächlich die elektro-magnetischen Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeit, die er mit besonderem Interesse verfolgte, benutzte er zu häufigen Vorträgen in der zu Dresden bestehenden Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, welcher er seit dem Jahr 1824 als ein stets eifriges Mitglied angehörte. Aus seinem vorzugsweisen Lehrberufe floß natürlich seine schriftstellerische Thätigkeit. Bereits im J. 1825 gab er (bei Arnold in Dresden und Leipzig) sein „Handbuch der Waffenlehre" heraus, welchem im J. 1832 (aus der nämlichen Verlagshandlung) „Die Kriegsbaukunst im Felde" folgte; an der Vorbereitung einer neuen Auflage dieses letzteren Werkes hatte er noch in seinem letzten Lebensjahre mit Fleiß gearbeitet. Außerdem hat er noch eine kleinere Broschüre über Minenzündungen veröffentlicht. Als Frucht langjähriger Studien und eines erfolgreichen Unterrichts in den Naturwissenschaften erschien im J. 1844 ebenfalls bei Arnold das „Lehrbuch der Physik", welches vielfache Anerkennung gefunden und ihm die freudige Ueberraschung gewährt hat, daß ihm einige Jahre nach dem Erscheinen des Werks eine von West für eine namhafte londoner Verlagshandlung veranstaltete engl. Uebersetzung desselben übersendet ward. Gelehrten Zeitschriften

hat er in Form von Abhandlungen keine, wohl aber vielfache Beiträge den Jahresberichten jener naturwissenschaftlichen Gesellschaft gegeben; dagegen ist eine an den Akademiker Jakobi in Petersburg gesendete Abhandlung über Galvanoplastik von der petersburger Akademie ehrenvoll aufgenommen und durch deren Akten der Oeffentlichkeit übergeben worden. Es würde gegen P.'s inneres Wesen und den Gang seiner Ausbildung verstoßen haben, hätte er nur einseitig in ein Gebiet sich vertiefen und die angrenzenden ignoriren sollen; ohne in die beliebte, oft glänzende Vielwisserei unserer Tage zu verfallen, hielt er doch jeden Zweig der weit verästeten Naturwissenschaften so werth, daß er ihm wenigstens momentan sein Interesse zuwendete. Das Studium der unorganischen Natur, Physik, Chemie, Mineralogie, Paläontologie und Geologie betrieb er eifrig und umfassend und legte oryktognostische und geognostische Sammlungen an, neben ziemlich reichhaltigen physikalischen Apparaten und chemischen Präparaten. Aber auch dem Studium der organischen Natur schenkte er, wo die Gelegenheit sich ihm bot, seine volle und warme Theilnahme. Auf seinen Reisen, Theils in das Erz- und Riesengebirge, Theils nach dem Rhein und in die Schweiz, nahm er mit seinem einfach edeln Sinne die Eindrücke der ganzen, vollen Natur in ihrer Schönheit und Erhabenheit in sich auf; bei jeder Erscheinung wußte er Anknüpfungspunkte für seine speciellen Studien zu finden und zu verfolgen. Er hing weder einer allein selig machenden Wissenschaft, noch einer exklusiven Richtung an; ruhig und vorurtheilsfrei prüfte er die gegenüberstehenden Ansichten. Man verkehrte, um dieser Eigenschaften willen, auch gern mit ihm; denn man wußte im Voraus, daß ihm nur die Wissenschaft und das höchste Ziel derselben, die Wahrheit der Angelpunkt des Strebens war; wo er sie fand, da war sie ihm willkommen. Die Wissenschaft zu lehren war sein Lebensberuf. Mochte es auch nicht immer der empfänglichste Boden seyn, welcher solchen Saamen aufzunehmen bestimmt war: er besaß Muth und Ausdauer, Ruhe und Klarheit, und was ihm an der lebendigen Darstellungsgabe eines beredsamen Vortrages abging, das wußte er durch sicheres, vestes und bestimmtes Auseinanderlegen des Sachverhältnisses, durch die schlagend und überraschend ausgeführten Versuche reichlich auszugleichen, so daß er immer das endliche Ziel allseitiger Verdeutlichung erreichte. Dieses Zeugniß haben ihm seine Schüler nie versagt, weder die älteren noch die letzten. Alle ehrten sie

ihn als einen zwar strengen, aber gerechten Lehrer und die zahlreiche Begleitung, welche ihm die letzte Ehre erwies, zeigte deutlich, daß er bei Vielen ein gutes Andenken hinterlassen hatte. Sein Verkehr mit der Außenwelt beschränkte sich auf wenige Männer gleichen wissenschaftlichen Strebens; dagegen fühlte er sich im Kreise seiner Familie glücklich und heimisch und scheute kein Opfer, um seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung zu geben. Als er endlich die Freude hatte, sie alle selbständig in das Leben getreten zu sehen, als ihm noch im Jahr 1851 die Genugthuung zu Theil ward, durch den Kriegsminister Rabenhorst ein bedeutenderes Dispositionsquantum für die Zwecke seiner Lehrthätigkeit ausgemittelt zu sehen, womit er nun noch recht Ordentliches zu leisten, manchen lang unterdrückten Wunsch der Vervollständigung seiner Lehrmittel zu erfüllen sich vorgenommen hatte, ward er durch den höheren Rathschluß aus seiner irdischen Laufbahn abgerufen.

* 39. Paul Friedrich Eberhardt,

herzogl. sachs.-koburg.-gotha'scher, fürstl. thurn und taxis'scher Postrath und Postmeister zu Koburg;

geb. d. 7. April 1797, gest. d. 27. Febr. 1852.

E. ist der Sohn des Polizei-Inspektors Eberhardt zu Koburg und hatte zwei Brüder und eine Schwester, von denen der jüngere Kaufmann, der ältere aber der königl. sächs. Regierungsrath Eberhardt im königl. sächs. Ministerium des Innern zu Dresden, als höherer Polizeibeamteter vielfach bekannt und allenthalben in hohem Ansehen ist. Unser E. trat, nach zurückgelegtem Schulkursus, bei dem Magistrat zu Koburg als Incipient ein und wurde später Assistent bei der Stadtkasse. In diesen Zeitraum fallen die Durchmärsche der alliirten, sowie der französ. Truppen durch Koburg, welche in dieser Stadt, als dem Eingangspunkte zu dem thüringer Wald von Süden her, sehr bedeutend waren. Während dieser Epoche bekleidete der älteste Bruder, jetziger Regierungsrath Eberhardt zu Dresden, bei dem Magistrat seiner Vaterstadt die Stelle eines Polizei-Inspektors und ihm war, in Bezug auf das Verpflegungswesen und die Einquartirung der durchmarschirenden Truppen, unser E. mehere Jahre zur Assistenz beigegeben. Auf diese bewegte Zeit blickte Letzterer stets mit Vergnügen zurück und weilte gern bei den Bildern jener

entschwundenen Tage. Als einige Jahre später die Stelle eines Sekretärs bei dem Postamte Koburg erledigt war, erhielt (Januar 1820) E. dieselbe auf Nachsuchen übertragen, wurde dann, nachdem auch die Stelle des Postamtsvorstandes zur Erledigung kam (Mai 1836), vorerst provisorisch mit den Funktionen eines solchen betraut, dann (Juli 1839) zum Postmeister des Postamts Koburg definitiv ernannt und kurz darauf von dem regierenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, durch Verleihung des Prädikats Postrath, ehrenvoll ausgezeichnet. Während seiner 32jährigen Dienstzeit wurde unserem E. verschiedentlich die hohe Ehre zu Theil, in seinen dienstlichen Verrichtungen mit den höchsten Herrschaften sowohl, wie auch mit den hohen Anverwandten des herzogl. Hauses in persönlichen Verkehr zu treten, wobei er mehrfache ausdrückliche Anerkennung seiner Leistungen empfing. Seit 1822 war E. mit der zweiten Tochter des herzogl. sächs.-kob.-gotha'schen geheimen Konferenzraths Lotz *), einer durch weibliche Tugenden besonders ausgezeichneten Frau, in sehr glücklicher, durch einen Sohn und zwei Töchter gesegneten Ehe, verheirathet, welche 1851 durch den Tod der Gattin getrennt wurde und schon nach 10 Monaten überraschte, in Folge eines Blutschlags, unseren E. der Tod im Kreise seiner Freunde. — E. zeichnete sich durch Gediegenheit seines Charakters und Strebens im Allgemeinen, ganz besonders aber durch seinen rechtlichen, biederen und geraden Sinn, durch ächte Religiosität, die sich durch Aufopferungsfähigkeit und rege Theilnahme an allen Ereignissen beurkundete, die die ihm nahe Stehenden betrafen, wie durch Heiterkeit und Umgänglichkeit seines Benehmens, endlich durch Humanität gegen seine Untergebenen und als fleißiger, gediegener Arbeiter in seinem Beruf aus und genoß, vermöge dieser Eigenschaften, das Glück, stets bereitwillige und volle Anerkennung und Würdigung seiner vielen Vorzüge sowohl bei seiner Oberbehörde, wie bei seinen Untergebenen, im zahlreichen Kreise seiner Freunde, wie unter der gesammten Einwohnerschaft seiner Vaterstadt zu genießen. Um letztere hatte derselbe noch das besondere Verdienst, daß es ihm in seiner dienstlichen Stellung gelungen ist, seine Dienstbehörden dahin zu disponiren, daß der Bau einer großen Anzahl von Wagen und Schlitten für das fürstl. thurn und taxis'sche Aerar in Koburg erfolgte, wodurch den dortigen Handwerkern vielfach Verdienst und Nahrung verschafft und

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 51.

zugleich auswärts ein Ruf begründet wurde, welcher sie später in den Stand setzte, ein durch Solidität in weitern Kreisen bekanntes Wagenbauetablissement zu begründen. Die treue Dankbarkeit dieser Handwerker folgte deshalb auch unserm K. in das Grab, wie sich denn auch überhaupt die allgemeine Anerkennung desselben durch ganz ungewöhnliche Theilnahme der verschiedensten Stände bei seiner Bestattung bethätigte.

40. Dr. Karl Oswald Keil,

Assistenzarzt im preuß. Militär zu Lübben;

geb. den 23. Mai 1826, gest. den 4. März 1852 *).

Sei Vater war der Professor Oswald Keil an der königl. Ritterakademie zu Liegnitz; seine Mutter Frau Charlotte, geb. Müller. Seine allgemeine Bildung empfing er in jener Ritterakademie, der medicinischen zu Berlin, unter den berühmtesten Lehrern. Am 1. März 1849 kam er als Assistenzarzt zum königl. 3ten Jägerbataillon und ward am 1sten März Doktor der Medicin. An seinem Geburtstage 1851 verheirathete er sich mit Klara Emilie Fieckert zu Lübben, erkrankte aber an der Auszehrung und starb, nur 26 Jahre alt.

* 41. Johann Gottlieb Oelsner,

Stadtrath zu Budissin;

geb. den 27. Jan. 1792, gest. den 4. März 1852.

Der Verstorbene war der Sohn des vormaligen Bürgers und Stellmachers, Johann Jakob Oelsner, und seiner noch am Leben befindlichen hochbetagten Mutter Marie, geb. Rötschke zu Bautzen. Neigung und Talent führten ihn den Wissenschaften zu. Nach genossenem Elementar-Schulunterrichte besuchte er schon vom 13. Jahr an das dasige Gymnasium und bezog im J. 1813 die Universität Leipzig, wo er neben der Rechtswissenschaft auch kameralistische Studien trieb. Im J. 1816 absolvirte er, um in seiner Vaterstadt die advokatorische Praxis zu betreiben. Er verließ die Universität mit den besten Prüfungszeugnissen und hatte sich daselbst, wie bereits auf dem Gym-

*) Nach der seiner Doktor-Dissertation: De gangraena nosocomiali (Berl. 1850) angedruckten lateinisch geschrieben Vita.

nasium, eine Mehrzahl treuer Freunde erworben, die ihn wegen seines biedern Sinnes und guten Herzens hoch schätzten. Nebenbei hatte er auch, da er der wendischen Sprache kundig war, die Zusammenkünfte der wendischen Predigergesellschaft zu Leipzig besucht und war deshalb bei seinem Abgange zu deren Ehrenmitglied ernannt worden. In Budissin erlangte er bald die Advokatur, betrieb dieselbe auch nicht ohne Glück, verwaltete gleichzeitig mehere Justitiariate und erwarb sich besonders auch dadurch ein Verdienst, daß er, im Auftrage der Landstände, ein Repertorium des sogenannten oberlausitzer Kollektionwerks anfertigte. Die Bewegungen des Jahres 1830, welche zuerst eine besondere Vertretung der Stadtgemeinde durch Kommunrepräsentanten schufen, beriefen ihn in das Kollegium der Gemeindevertretung, deren Vorstand er sehr bald wurde. Dadurch bahnte er sich zugleich den Weg, im J. 1832 als Stadtrath in das neu organisirte Rathskollegium gewählt zu werden. In dieser Eigenschaft erhielt er die Leitung der kommunlichen Finanzangelegenheiten, so wie der Forst=, Steuer= und Militärsachen. Durch zweckmäßige Reformen, welche er beantragte, wie durch sorgliche Ordnung des Stadthaushalts, nicht minder aber auch durch treue Fürsorge für die Stadtforsten hat er sich bleibende Verdienste erworben und ein dankbares Andenken an seine Thätigkeit gesichert. Am 20. Mai 1821 verheirathete er sich mit Emilie Friederike, geb. Peißel aus Meißen, die sich als eine sanfte, wirthliche und liebende Gattin, so wie eine treue Mutter ihrer sechs Töchter bewährte. Doch betraf ihn das herbe Geschick, diese Gattin am 7. Okt. 1841 und einige Jahre darauf auch drei seiner Töchter durch den Tod zu verlieren. Schwächen, wie sie mehr oder minder jeder Erdgeborene als Erbtheil besitzt, wurden durch vielfache Vorzüge seines Charakters, Geistes und Herzens überwogen. Obwohl bis zu seinem Tode lebensheiter, überschritt er dennoch nie die Grenzen der Sittlichkeit und glühte für Erstrebung und Aneignung wahrer Humanität. Tüchtig in seinem Fache, besaß er auch sonst mehrseitige Kenntnisse, beschäftigte sich besonders mit Philosophie, Geschichte und Literatur, ging mit den Vorschritten der Wissenschaft fort und befand sich im Besitz einer Bibliothek, die er durch die neuesten und besten Werke ergänzte. Er arbeitete leicht und viel, war gegen seine Mitarbeiter gefällig und streng rechtlich in seinem Berufe, in dessen Uebung und treuer Erfüllung ihn der Tod während einer Rathssitzung unerwartet zu höherem Wirken

abrief. Ein tödtlicher Blutschlag machte seinem Leben ein schmerzloses Ende. Kindesthränen und zahlreiche Freunde folgten seiner Bahre.

42. Johann Samuel Orban,

Prorektor an der höheren Bürgerschule zu Frankfurt a. d. O.;

geb. d. 31. Dec. 1790, gest. d. 4. März 1852 *).

Ein Lungenschlag endigte die kurzen, aber schweren Leiden dieses Verewigten. Er war zu Hinternah, einem Dorfe bei Schleusingen, geboren. Sein Vater, der Lehrer seines Geburtsortes, unterrichtete ihn selbst in den Elementen des Wissens und übergab ihn dann dem Gymnasium zu Schleusingen. Mit dem Zeugnisse der Reife bezog der Sohn 1810 die Universität Wittenberg, um hier, und später in Leipzig, bis 1814, Theologie und Philologie zu studiren. Nachdem er zu Dresden vor dem Oberkonsistorium die Prüfung pro ministerio bestanden hatte, ward er Hauslehrer bei'm Freiherrn v. Seckendorf und folgte diesem 1816 nach Frankfurt, als derselbe bei der dasigen königl. Regierung als Vicepräsident eintrat. Von diesem Jahre ab hat er ununterbrochen als Lehrer an dasigen Anstalten, zuerst an den Töchterschulen, später an dem Gymnasium und seit 1821 an der höheren Bürgerschule gearbeitet, bei welcher er als zweiter Lehrer eintrat. Was diese ihm zu verdanken hat, davon geben Hunderte von dankbaren Schülern das sprechendste Zeugniß. Ihr ordnete er jede Rücksicht unter, für sie schlug er Alles, mit Freuden selbst seine Gesundheit in die Schanze. Eine so mustergiltige Amtsführung, wie diese, mußte auch bei seinen Behörden die ihr gebührende Anerkennung finden. Von dem Ministerium des Kultus ward ihm 1836 der Titel „Prorektor" verliehen und die städtischen Behörden bekundeten ihm ihre Dankbarkeit in demselben Jahre dadurch, daß sie ihn, ohne sein Zuthun, mit einer persönlichen Gehaltszulage von 100 Thalern erfreuten. In seinen letzten Lebensjahren ist er von vielen harten Schlägen getroffen worden. Er hat sie mit stiller Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters überwunden; aber sie haben an seinem Herzen gerissen und seine wankende Gesundheit gewaltig erschüttert. Im September 1847 erblindete er am grauen Staare und wenn gleich Jünken's

*) Nach: Frankf. patriot. Wochenblatt. 1852. Nr. 27.

Meisterhand noch in dem December desselben Jahres ihm die Sehkraft wiederherstellte und ihn seinem Berufe wiedergab: so gehörte doch sein Gottvertrauen und seine ganze Energie des Willens dazu, um Das zu tragen, was ihm auferlegt wurde. Der 30. Januar 1847 hatte ihm seinen Erstgebornen, seinen Julius, genommen; der 21. August 1848 forderte seinen Herrmann von ihm und am 12. März 1849 raffte dieselbe Krankheit auch seinen Robert dahin. In drei Jahren hat er drei hoffnungsvolle Söhne, den jüngsten im Alter von 21 Jahren, verloren! Nur durch eine peinlich-streng geregelte, nüchterne und mäßige Lebensweise erhielt er sich noch einige Jahre seinem Amte und seiner Familie. Im September vorigen Jahres erkrankte er an einem gastrischen Fieber, das ihn mehere Wochen seinem Beruf entzog. Er überwand die Krankheit; aber von da ab siechte er sichtbar hin; seine Kräfte schwanden und die Erfüllung seiner Berufspflichten ward ihm sauer, zumal da auch das Augenlicht wieder abzunehmen schien; mit reißender Schnelligkeit bildete sich in den letzten Wochen seines Lebens die Herzbeutel-Wassersucht aus, der er erlag. Um ihn trauern seine Wittwe: Charlotte Henriette, geb. Lehmann, die 31 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getheilt, und der einzige ihm übrig gebliebene Sohn, Theodor.

Wiecke.

* 43. Anton Radl,

Landschaftsmaler zu Frankfurt a. M.;

geb. den 15. April 1772, gest. den 4. März 1852.

R. war, als das jüngste Kind von vier Geschwistern, in Wien geboren. Der Vater, ein fleißiger, wenn auch nicht gesuchter, Zimmermaler, starb schon im Jahr 1772. Anton war nach des Vaters Tode allein auf die mütterliche Pflege angewiesen, die sich bald um so inniger dem jüngeren Sohne zuwandte, als die beiden älteren, schon erwachsenen Söhne, ihr durch den Krieg entrissen wurden. Sie zogen mit in's Feld gegen die Türken und erlagen später den durch die schlechte Pflege hervorgerufenen Seuchen in der Ebene von Belgrad. Die Bildung, welche der Knabe erhielt, war keineswegs eine glänzende; er besuchte die einfache Stadtschule und lernte hier die Grundkenntnisse, wie man sie in jener Zeit zu lernen pflegte. Durch der Mutter Lehre und Einfluß ward er aber zur Ehrlich-

keit, zur Tugend aufgezogen, ward ihm frühe Liebe zur Thätigkeit und zu dem mit der Kunst verwandten Geschäfte des Vaters eingeflößt. Eine mit Bildern geschmückte Bibel, das ehrwürdige Erbstück der Familie, gab dem Kunstsinne die erste Nahrung, welchen die Mutter später weiter pflegte, indem sie den Liebling, so oft als es sich schicken wollte, wenigstens einmal wöchentlich in die Bildergallerie des Belvedereschlosses führte. Der Anblick so vieler schönen Bilder entschied für das ganze künftige Leben des Knaben. Die in der Gallerie verbrachten Stunden spornten ihn daheim zu Versuchen mit Feder und Stift, welche die Mutter, wie deren Freunde, Geschäftsgenossen des verstorbenen Gatten, zu der Hoffnung berechtigten, daß ein tüchtiger Zimmermaler in dem heranwachsenden Knaben stecke. Als Anton der Schule entwachsen war, konnte er schon für einen tüchtigen Arbeiter in seinem Fache gelten; aber damit wollte er sich keineswegs beruhigen. Durch seiner Mutter Bitten und durch die Fürsprache einiger Freunde gewann er bald Zugang zur Akademie der Zeichenkunst. Einmal zu dieser Anstalt zugelassen, zeigte er solche Lust und solchen Fleiß, daß er bald der Liebling seiner Lehrer wurde und bedeutende Fortschritte machte. Leider! hatte der Jüngling schon frühe für seinen Unterhalt, für seine Lebensbedürfnisse zu ringen, mochte er der Mutter nicht länger zur Last fallen. Er übernahm daher alle Arbeiten im Fache der Zimmermalerei, tummelte sich die ganze Woche über der Arbeit, um so viel zu gewinnen, daß er wöchentlich zwei Mal die Akademie besuchen konnte. Vielleicht würde in dem Drange eines so mühseligen Lebens die Kraft des jungen Mannes zuletzt erlahmt seyn, wenn nicht das Schicksal ihn durch einen Streich dem heimathlichen Boden entrissen und in neue Kreise hineingeworfen hätte. Das Bestreben, der französ. Staatsumwälzung entgegen zu treten, veranlaßte das österr. Kaiserhaus zu außerordentlichen Rüstungen. Da in Wien sowohl Inländer wie Fremde unter das Gewehr gesteckt, den Schaaren einverleibt wurden, befürchtete die Mutter, welche bereits zwei Söhne durch den Krieg verloren hatte, auch noch den letzten sich entrissen zu sehen. In dieser Noth wollte sie den Liebling eher sich ferne, in friedlicher Beschäftigung, als unter den Fahnen wissen; gab daher Anton, welcher keinen sonderlichen Beruf zum Helden in sich fühlte, noch viel weniger sich gegen Frankreich zu opfern dachte, die Erlaubniß, sich durch die Flucht der Werbung zu entziehen. Die gute Mutter versah den Lieb-

ling mit dem wenigen Gelde, welches ihre Sparbüchse enthielt, gab ihm seinen Rosenkranz als ein Heiligthum mit auf den Weg und hieß ihn heimlich entfliehen. Der Versuch gelang; der Jüngling erreichte unangefochten die bayer. Grenze und wanderte dann mit weniger Hast und Sorge durch die verschiedenen Staaten dem Rheine zu, über diesen Strom hinüber nach Brabant. Er wußte aus den Erzählungen der Mutter, daß dort ein Freund seines Vaters, ein Maler, weilte, welcher in Wien dieselbe Schule, wie der verstorbene Zimmermaler, durchgemacht und ging nun, denselben aufzusuchen. Er fand diesen nicht nur, sondern ward von demselben auch auf das Freundlichste aufgenommen. Der Maler, welcher sich in Belgien höher hinaufgeschwungen hatte, als sein Jugendfreund in Wien geahnet haben mochte, merkte bald, daß dessen Sohn auch zu Besserem befähigt war, als zu grober Zimmermalerei, hieß den jungen Flüchtling bei sich wohnen und unterrichtete ihn auf das Angelegentlichste in seiner Kunst. Anton konnte jetzt der Mutter willkommne Beruhigung zuschreiben; er genoß eine liebevollen Pflege und bildenden Unterricht und sah in der schönen belgischen Hauptstadt Manchfaches von älteren und jüngeren Meistern, daß er sich dadurch emporgehoben, zu einer bestimmten Kunstrichtung hingezogen fühlte. Die Landschaft, wie sie die Meister der niederländischen Schule gegeben haben, das Dorfleben, wie es auf den Bildern der Flamänder aufgefaßt ist, zog ihn unwiderstehlich an, gelang ihm vorzüglich in seinen Schilderungen. Die Stadt Brüssel war für Anton eine Schule der Kunst. Leider! sollte aber auch in ihr der arme Flüchtling keine lange Rast genießen, sollte derselbe Sturm, welcher ihn aus Wien verscheucht hatte, auch hier seinem Lehrer entziehen. Kaum war er ein Jahr in Brüssel gewesen, als die Heere der französ. Republik sich auf das belgische Gebiet wälzten und Anton, mit allen andern Ausländern, Brüssel verlassen wußte. Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, wanderte er, ohne irgend einen Plan zu verfolgen, nach Aachen, von da nach Köln; in der strengen Winterkälte 1793 bis 1794 dann weiter nach Frankfurt, wo er am Neujahrstage, von allen Mitteln entblößt, anlangte. Er hatte keinen einzigen Bekannten, keine Empfehlung an irgend einen Bürger dieser ihm fremden Stadt; der anspruchlose junge Mann besaß nichts als sich selber. Trotz dem sollte er hier eine zweite Heimath finden. Der Zufall, oder vielmehr Das, was wir Menschen Zufall nennen, führte ihn mit dem noch rühmlich

bekannten Maler Johann Gottlieb Prestel zusammen, welcher durch das liebenswürdige Aeußere, durch das anspruchlose Gemüth des Irrenden so gerührt wurde, daß er ihn gleich in sein Haus aufnahm, daß er ihn wie ein eigenes Kind liebte und hegte. Prestel hatte kein bedeutendes Vermögen, hatte selber drei Söhne und eine Tochter; aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken und fand auch bald, daß er an keinen Undankbaren seine Liebe, an keinen Geistesträgen seinen Rath, seine Lehre verschwendete. Anton lebte nun schöne Tage unter den neuen Freunden, den Kindern Prestel's, welche er bald als angeborene Geschwister lieb gewann, vervollkommnete sich unter den günstigen Umständen, unter dem Beirathe des Meisters in fleißigem Erforschen alter Bilder, wie der lebendigen Natur draußen, daß er dadurch bald für einen der begabtesten und tüchtigsten Meister des Mittelrheines galt, daß er dadurch bald zu einer unabhängigen Stellung gelangte. Die Bilder, welche er in Oel malte, noch mehr die in Wasserfarbe, waren geschätzt und gesucht und verschafften ihm ein reichliches Auskommen. Er gefiel sich darin, die schönen Landschaften der Umgebung Frankfurts zu schildern, war stets glücklich in der Auswahl eines schönen Standpunktes, wie einer frischen Durchführung. Unter Anderem malte er die bedeutendsten Burgen der Maingegend, eine Reihe vorzüglicher Schilderungen, welche später in den Besitz des Großherzogs von Weimar übergingen. Im J. 1816 machte Anton eine Reise nach der Donau. Es trieb ihn sowohl die Sehnsucht, seine Verwandten in der österr. Kaiserstadt und die Räume seiner Kinderspiele wieder zu schauen, als das Verlangen, die schönen Gegenden des heimathlichen Flusses, die er nur zum geringsten Theile kannte und bis dahin noch nicht mit künstlerischem Auge angesehen hatte, kennen zu lernen. Er kehrte mit einer reichen Mappe in seine zweite Heimathstadt zurück. Er hatte den frischen Stoff noch nicht zur Hälfte benutzt, als er, zu einem neuen Unternehmen geworben, eine größere Reise antrat. Die willmanns'sche Buchhandlung gab die freien Städte des deutschen Bundes heraus, ließ die Zeichnung zu den Stichen durch den Meister entwerfen. Er sah jetzt auch Norddeutschland, dessen Natur ihm durch den Vergleich mit Brabant verständlich und heimathlich vorkam. Im J. 1818 kehrte er von dieser Reise nach Frankfurt zurück und weilte nun ununterbrochen dorten geschäftiget im Schoße seiner Sippen. Er hatte sich nämlich schon im J. 1801 mit einer jungen Bürgerin,

Rosina Hochschlitz, vermählt und lebte mit derselben in einer glücklichen, wenn auch vom Schicksale hart geprüften, Ehe. Die Gattin war gemüthlich und heiter, paßte vortrefflich zu dem sinnigen, häuslichen Manne; die sieben Kinder, welche sie im Laufe der Ehe ihm schenkte, starben aber alle, so daß die Aeltern in ihren alten Tagen einsam und allein standen. Noch herber gestaltete sich das Schicksal des Paares, als die greise Gattin, in Folge einer Blutstockung, das Licht des Auges verlor. Nichtsdestoweniger ließ der Maler sich durch diese Unglücksfälle nicht entmuthigen, behielt er seinen Gleichmuth, seine Heiterkeit bis zum letzten Lebenstage. Ein Kreis von Freunden, die er sich durch seine Rechtlichkeit und Liebenswürdigkeit erworben, verschönten seine alten Tage, halfen ihm die Schicksale ertragen, welche sonst wohl, zu herbe für sein sanftes, theilnehmendes Herz, seine Laufbahn früher beschlossen haben würden. Endlich erlag er in Folge der Altersschwäche. — R. hatte ein treues Künstlergemüth, blieb in den Tagen, wo er durch seine Kunst hervorglänzte, so anspruchlos und harmlos, als er als Flüchtling gewesen, kannte auch dann, als sich ein neues Geschlecht um ihn erhob, als seine Leistungen durch die großartigen Schilderungen der neueren Schulen verdunkelt zu werden begannen, keine Eifersucht, keinen Künstlerneid, zollte den neuen Erscheinungen den lebhaftesten Beifall. Seine Stärke bestand in der Schilderung einer ruhigen, sanften, heiteren Natur, besonders in einem innigen Waldleben, dessen manchfache Pflanzen er mit glücklicher Eigenthümlichkeit behandelte. Wie er selber im Walde Trost und Erholung nach Mühe und Kummer suchte, führte er in seinen Bildern den Betrachter in den Wald und erschloß ihm dessen lebenden Zauber, dessen Schönheiten. Die Bilder dieses Meisters sind größtentheils in die Sammlungen kunstliebender Frankfurter gewandert; eines seiner größten und gelungensten Oelbilder, „Der Wald im Sonnenschein“ ist eine Zierde der darmstädter Gallerie geworden. Eine große Sammlung seiner Landschaften in Wasserfarben wurden von einem seiner Gönner, Dr. Grams, angekauft, welcher später seine Sammlung der städel'schen Stiftung schenkte, so daß sie jetzt Gemeingut seiner zweiten Vaterstadt geworden, unveräußerlich für den sinnigen Meister zeugen.

Wilh. v. Waldbrühl

* 44. Friedrich Wilhelm Schmidt,

Advokat und Gerichtsdirektor zu Budissin;

geb. d. 16. Nov. 1795, gest. d. 4. März 1852.

Sch. wurde zu Budissin geboren, wo sein Vater, Johann Schmidt, ansässiger Bürger und Schneidermeister war. Seine Mutter, Christiane Eleonore, geb. Richter aus Schönau auf den Eigen, leitete mit vieler Liebe und Aufopferung die Erziehung des Knaben, nachdem derselbe bereits im 10. Lebensjahre eine vaterlose Waise geworden war. Den ersten Unterricht genoß Sch. bei dem Privatlehrer Stockmann und besuchte alsdann in seinem 12. Lebensjahre das bautzner Gymnasium, von wo aus er im Jahr 1814 die Universität Leipzig bezog, um daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft obzuliegen. Nach vollendeten Studien im J. 1818 arbeitete Sch. auf der Expedition des Kommissionsrathes Johann Gottfried Radisch. Hierauf lieferte er seine juristischen Probeschriften, welche im J. 1819 approbirt wurden. Das Vertrauen, welches sich Sch. durch seine anerkannte Rechtlichkeit und Humanität schon im Anfange seiner juristischen Laufbahn erworben hatte, bewirkte schon im Jahr 1822, daß ihm die selbständige Verwaltung meherer Gerichtsbestallungen übergeben wurden und im J. 1826 war Sch. Gerichtsdirektor über 15 Jurisdiktionen, die mit ihren Zubehörungen 52 Dörfer umfaßten. Sein Wirken in diesem weiten Geschäftskreise ist nicht ohne Segen geblieben. Die allgemeine Liebe und Hochachtung, die ihm von Seiten der Gerichtsherrschaften wie der Gerichtsbefohlenen gezollt wurde, giebt ein sprechendes Zeugniß, wie sehr der Mann geschätzt wurde, der im rastlosen Eifer, noch bis zum Ende seiner Tage, seinem Berufe wie seiner Familie seine ganzen Kräfte widmete und oft seinem leidenden Körper nicht die so nöthige Erholung gönnte, die ihm die aufopferndste Pflege der Seinigen nicht zu ersetzen vermochte. Sch. war zweimal verheirathet. Die erste Ehe schloß er im J. 1821 mit Jeanette Rosalie, geb. Radisch, Tochter des Kommissionsrathes Radisch. Es wurde diese Ehe im J. 1838 wieder getrennt. Im Jahr 1840 verheirathete er sich das zweite Mal mit Ottilie Auguste, geb. Rehbock. Von den sechs Kindern erster Ehe sind drei und von fünf Kindern zweiter Ehe zwei dem Vater in das bessere Jenseits vorausgegangen. Eine Gehirnlähmung, die wenige Tage vor seinem Tode zu seinen früheren Blasen- und Nierenleiden

getreten war, beschleunigte sein Ende. — Den unersetzlichen Verlust, welchen Familie und Freunde erlitten, vermögen Worte nicht zu schildern. Nur denen, welche dem Verewigten näher standen, hat sich der ganze Reichthum, die ganze Liebenswürdigkeit, der volle Adel seiner Seele erschlossen.

* 45. Friedrich Wilhelm Sennecke,

königl. preuß. Lieutenant a. D. und pens. Rendant zu Berlin, Ritter des eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse;

geb. den 30. Jan. 1781, gest. den 5. März 1852 *).

Ich bin in Berlin geboren, aber in Schönfließ in der Neumark, wo meine Aeltern als Grundeigenthümer wohnten, bis zu meinem zwölften Jahre erzogen worden. Nachdem mein verstorbener Vater die Pachtung des kön. Domainenamts Sabin in d. Neumark als Generalpächter übernommen hatte, kam ich bis zu meinem 14. Jahre nach Dramburg zu dem damaligen Konrektor Wils in Pension, wurde dort eingesegnet und kehrte dann in das älterliche Haus zurück, bei meinem Vater die Oekonomie zu erlernen bestimmt. Allein nicht ein volles Jahr bildete ich mich für diesen neuen Beruf aus, als ich, im 15. Jahre schon zu meiner gegenwärtigen bedeutenden Leibesgröße herangewachsen, bei einer Kantonrevision notirt und auch gleich darauf von dem damaligen Infanterieregiment von Götze, Trotz aller Vorstellungen und Bitten, nachdem mein Vater selbst die Gnade des Königs vergebens angerufen hatte, eingezogen wurde und zur Fahne schwören mußte. Die meinem Vater dieserhalb zugekommene Kabinetsordre lautete, daß ich mich in der Armee so gut, als in jedem andern Verhältnisse poussiren könnte, daß mein Vater aber, da er noch mehere Söhne habe, meine Unterstützung wohl würde entbehren können. Mein Sträuben, einzutreten, hatte mir indeß den besondern Unwillen des General v. Götze zugezogen; denn ganz gegen den Inhalt der allerhöchsten Kabinetsordre, welche meinen Eintritt definitiv bestimmte,

*) Wir liefern die schlichte Selbstbiographie eines Mannes, der bei allem Verdienst von den Verhältnissen niemals begünstigt worden ist. Durch die uns vorliegenden authentischen Papiere sind wir in den Stand gesetzt, Anführungen des Selbstbiographen Theils zu beglaubigen, Theils zu erweitern.

Die Redaktion.

erklärte derselbe mir gleich, daß ich niemals, unter keinen Umständen, irgend eine Begünstigung, weder Urlaub noch Avancement, mit andern Worten also überhaupt niemals Gerechtigkeit zu erwarten habe, so lange er noch das Regiment kommandire. Dieses sein Wort hat er auch bis an sein Ende, im J. 1806, mit großer Härte gegen mich gehalten. Obschon im J. 1806 meine Familienverhältnisse der Art waren, daß meine Rückkehr dringend nothwendig gewesen wäre, da mein Vater schon sehr alt und kränklich, überdieß durch mehrfaches Unglück, als: Feuerschaden und dergleichen, bedeutend zurückgekommen war, die Familie also die Aussicht hatte, am Ende ihr ganzes Hab und Gut einzubüßen, wie denn auch wirklich geschah, machte ich doch den Feldzug 1806 nicht allein noch bis zur Auflösung des Regiments v. Götze, welches in Hameln gefangen genommen wurde, mit, sondern, die eigene Familiennoth über dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes vergessend, ranzionirte ich mich selbst aus der Gefangenschaft, erreichte mit großer Mühe und Anstrengungen Kolberg, schiffte mich dort ein und ging zur Armee nach Preußen. Hier wurde ich der pommerschen Brigade unter Kommando des Generals, Graf v. Gneisenau, überwiesen und durch dessen Bestimmung als Feldwebel der 4. Kompagnie des 1. Bataillons dieser Brigade zugetheilt. Mit diesem Bataillon ging ich nach Danzig und machte die ganze Belagerung mit. Da während dieser Zeit der Krieg und seine Folgen auch meine Familie gänzlich zu Grunde gerichtet hatten, blieb mir bei'm Frieden nichts übrig als fortzudienen; durch Tausch wurde ich in das damalige Leib-Füselier-Bataillon, jetzt Füselier-Bataillon des 2. Garderegiments zu Fuß versetzt, welches in Berlin garnisonirte. In diesem Bataillon machte ich den Feldzug 1812 gegen Rußland mit, erhielt für das Gefecht am 31. September die silberne Verdienstmedaille *), wurde nach dem Gefecht vom 1. Okt. aber, als ich noch an einer schweren in diesem Gefecht erhaltenen Blessur in Mietau darniederlag, durch eine Deputation des Officierkorps jenes Bataillons aufgefordert, mich zu erklären: ob ich die goldene Verdienstmedaille oder Avancement zum Officier vorzöge. Ich wählte das Letztere, wurde dann auch im Frühjahr 1813 durch die Gnade des Königs zum Sekondlieutenant im Leib-Infanterie-Regim.

---

*) Diese Medaille rettete ihm das Leben, indem sie ihm auf der Brust krumm geschossen wurde.

Die Redaktion.

ernannt und machte die Kampagne 1813 bis zum Waffenstillstand bei dem schon oben erwähnten alten Füselier-Bataillon jenes Regiments mit, bis ich am 2. Mai bei Groß-Görschen abermals blessirt wurde *). Während meiner Wiederherstellung war das alte Füselier-Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments im Waffenstillstand zum jetzigen 2. Garde-Infanterie-Regiment übergegangen, ich aber nicht unter den von Sr. Maj. dem König in dieses Regiment versetzten Officiers, sondern ich blieb im Leib-Infanterie-Regiment, in welchem ich auch bis zur Beendigung meiner militärischen Laufbahn im J. 1819 fortgedient habe. Die Kampagnen 1814 und 1815 habe ich in dem neuen noch gegenwärtig in dem Leib-Infanterie-Regiment sich befindenden Füselier-Bataillon mitgemacht. Nach den Gefechten von Löwenberg, wo ich die 3. Blessur erhielt, und Bunzlau im August 1813, wurde ich von Sr. Maj. öffentlich wegen meines Verhaltens belobt; nach dem Gefecht von Simmern aber im J. 1814 ertheilte der König mir das eiserne Kreuz 2. Klasse. Eine ausführliche Beschreibung jenes Gefechts, die auch meiner ehrenvoll erwähnt, enthält das Militär-Wochenblatt. Jahrg. 1817, unter dem 30. Aug. **). In dem Feldzuge des Jahres 1815 erhielt ich für mein Verhalten in dem Gefechte von St. Germain von dem König das eiserne Kreuz 1. Klasse. Wenn nun hieraus wohl hervorgeht, daß ich als Officier in der Linie während des Krieges stets meine Schuldigkeit gethan, so glaube ich doch ferner anführen zu müssen, daß ich vom 1. Juni 1813 ab Rechnungsführer des Bataillons war und auch in dieser Beziehung das Glück gehabt habe, die ganz besondere Zu-

---

*) Nach einem Zeugnisse des Officierkorps jenes Regimentes vom 6. Sept. 1815 war jener Vorschlag aus unbegreiflichen Gründen — wahrscheinlich war die Depesche verloren gegangen — unberücksichtigt geblieben. Als er endlich im folgenden Jahre durch ein ausgezeichnetes Betragen zum Sekondlieutenant ernannt wurde, waren ihm Alle, welche 1812 Officiere geworden waren, voran und der Verdienteste von Allen blieb zurück.
Die Redakt.

**) Zwei gleich ehrenvolle Zeugnisse, eins von dem damaligen Major und Kommandeur des Leibfüselierbataillons, Heinrich v. Holleben, und ein anderes von dem damaligen Oberstlieutenant und Kommandeur des 13. Infanterie-Regimentes, beglaubigen die Heldenthat. Als Führer der Spitze der Vorhut drang S. bei dem nächtlichen Angriff auf Simmern auf das Stadtthor, gerieth mit der feindlichen Schildwache in's Handgemenge und riß dieselbe zum Thore heraus, indem der Feind dasselbe mit aller Gewalt zu schließen suchte. S. wurde damals der ganzen blücher'schen Armee als „der Stürmer von Simmern" bekannt. Das eiserne Kreuz 2. Klasse belohnte sein tapferes Benehmen.
Die Redakt.

friedenheit nicht allein der Bataillons- und Regimentskommandeurs, sondern auch meines Brigadekommandeurs und Chefs mir zu erwerben, welches die manchfachsten Atteste über mein Verhalten auch in dieser Beziehung darthun. Ich hatte in der bedrängtesten Zeit der Armee im J. 1813, vom August bis Ende December, einen um so schwierigeren Stand, als ich das sehr verwickelte Verpflegungsgeschäft einer ganzen Brigade, der 7. im 1. Armeekorps, der des General v. Horn, verwalten mußte. Nach der Rückkehr in's Vaterland, im Anfange des Jahres 1816, war schon damals mein Wille, wie alle durch Blessuren invalid gewordenen Officiere thaten, den Abschied zu nehmen; allein da noch frühere Rechnungen vom ehemaligen 3. Musketier-Bataillon, dem jetzigen Füselier-Bataillon des Leib- (8ten) Infanterie-Regiments, gelegt werden mußten, Niemand aber aus jener Zeit da war, der Solches vermocht hätte, so wurde mir, als nachherigem Rechnungsführer des Bataillons, der Auftrag ertheilt, die Rechnungen im Namen desselben zu legen und nachdem erst die Decharge hierüber erfolgt war, konnte ich um meine Verabschiedung einkommen. Meinen nachgesuchten Abschied mit der Anwartschaft auf eine baldige Versorgung im Civil und bis dahin mit einem Wartegeld von 10 Thaler monatlich habe ich von dem Könige, laut Kabinetsordre, erhalten und sehe nun sehnsuchtsvoll von Seiten der höchsten und hohen Behörden, denen ich meine Anstellung im Civil ganz unterthänigst anheimstellen muß, einer baldigen Erfüllung dieses meines dringenden Wunsches entgegen *).

46. August Böck,

Chausseegeld-Einnehmer zu Ammendorf bei Halle a. d. S.;

geb. im Jahre 1785, gest. den 7. März 1852 **).

Das Leben des Entschlafenen war eine Kette vielverschlungener und seltsamer Schicksale, aber dabei auch reich

---

*) Zuerst bei der Kontrolle der Staatspapiere angestellt, wurde S. im Jahr 1822 zum Rendanten bei der joachimsthal'schen Alumnenkasse ernannt. Als er im J. 1849 sein funfzigjahriges Dienstjubiläum feierte, empfing er den rothen Adlerorden 4. Kl. und ein ansehnliches Gnadengeschenk. Im J. 1851 erfolgte seine Pensionirung. Er wurde auf dem Invaliden-Kirchhofe in Gegenwart einer Deputation des Officierkorps vom 8. Leib-Infanterieregiment ehrenvoll beerdigt.

Die Redakt.

**) Neue Halle'sche Zeitung. 1852. Nr. 74.

an Erfahrungen von göttlicher Hilfe und Rettung aus großer Noth. Im J. 1809, als der ruhmvoll bekannte, heldenmüthige Schill einen Kampf unternahm gegen den Kaiser Napoleon, schloß sich auch B. voll glühender Vaterlandsliebe an diese tapfere Schaar an. Er wurde gefangen, mit seinen Gefährten zu der schrecklichen Strafe als Galeerensklave verurtheilt und mußte mehere Jahre lang die anstrengendsten Arbeiten unter der Wucht schwerer, unerträglicher Ketten verrichten. Allein hier, wo manchem seiner Leidensgefährten der Muth entsank, da war, wie die Schrift sagt, „sein Glaube der Sieg, der die Welt überwand." Von Gott mit schönen Geistesgaben ausgestattet, dichtete er, weit entfernt von Vaterland und Haus und Heerd so manches fromme Lied, wodurch er sich wieder aufrichtete, wie das Alles ausführlich zu lesen ist in seinem in Druck gegebenen Lebenslauf, einem Buch, das vor vielen verdient, zur Belehrung und Erhebung gelesen zu werden. Wer kann sich deutlich genug die Freude vorstellen, als der Herr sein Gefängniß wandte, als sein Fuß den Boden des lieben, theuren Vaterlandes wieder betrat und er in seine so schwer geprüfte und geängstete Familie zurückkehrte. In der neuesten Zeit, in dem schmachvollen Jahre 1848, war er ein Mitglied jenes ehrenwerthen Bundes, bekannt unter dem Namen des Preußen-Vereins, und als treuer Diener seines Königs und des Vaterlandes ließ er es sich gerade in dieser Zeit, wo Andere sich ein Geschäft daraus machten, schändliche Schriften unter das Volk zu bringen, mit Eifer angelegen seyn, durch Verbreitung patriotischer Schriften und Bücher für die gute Sache fortwährend zu wirken. So wurde er in der Nähe und Ferne als ein Patriot im wahren Sinne des Wortes und als ein Ehrenmann bekannt. Am 5. März rührte ihn unerwartet der Schlag, Gott schenkte ihm nach seiner Gnade einen schmerzlosen Tod.

47. Viktor Locher,

Benediktiner von Mariastein, k. k. Hofkaplan und Almosenier zu Mailand; geb. im Jahr 1776, gest. den 7. März 1852. *)

L. wurde in der Gegend von Pruntrut geboren und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Joseph. Die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernte er in der Kloster-

*) Kirchenzeitung für die kath. Schweiz. Jahrg. 1852. Nr. 14.

schule zu Mariastein und wurde als Diskantsänger kostfrei gehalten. Im J. 1794 legte er im dasigen Gotteshause unter dem Namen Viktor die feierlichen Ordensgelübde ab und setzte daselbst seine Studien fort, bis er in Folge der Revolution von 1798 mit den übrigen Religiosen Mariastein verlassen und anderswo ein Unterkommen suchen mußte. Er fand es, wie Benedikt Braun, im schwäbischen Benediktinerkloster Wiblingen. Als er daselbst seine Studien vollendete, empfing er 1800 die heil. Weihen. Nach dem Hinscheiden des hochverdienten Abtes von Mariastein, Hieronymus, kehrte er 1804 zur Wahl des neuen Abtes zurück. Weil aber bei der gänzlichen Zerstörung des Klosters Mariastein für die Konventualen noch kein Unterkommen möglich war, verreiste er wieder, wie der größte Theil der übrigen Mitbrüder und kehrte in die frühere Zufluchtsstätte zurück. Der neue Abt Placidus *) rief später alle Religiosen zurück; aber P. Viktor wurde auf Bitten des Abtes von Wiblingen für einige Zeit dort belassen. Unterdessen brach der Sturm über die Klöster Deutschlands los und verschonte auch die Abtei Wiblingen nicht. Mit dem dortigen Abte begab sich P. Viktor nach Wien, sey es, daß er ein gänzliches Wiederaufkommen seines heimathlichen Klosters nicht hoffte, sey es, daß er bessere Zeiten abwarten wollte. Obschon ihn Abt Placidus gern zurückgehalten hätte, übergab er ihn dennoch der Diskretion des päpstlichen Nuntius in Wien. So blieb er in Oesterreich und war eine Zeit lang Professor zu Olmütz. Später wurde er als k. k. Hofkaplan, Beichtvater und Almosenier dem Hofstaate des Vicekönigs der lombardisch-venetianischen Staaten beigegeben und kam so nach Mailand, wo er wegen seiner Tugend, seines liebenswürdigen Charakters und besonders wegen seiner Milde und Barmherzigkeit gegen Hilfsbedürftige in allgemeiner Achtung stand. Wohl gelangten in letztern Zeiten Aeußerungen von ihm nach Mariastein, als gedenke er in sein Kloster zurückzukehren; aber es scheint, die Rücksicht auf die prekäre Stellung der Klöster in der Schweiz habe es bei ihm zu keinem vesten Entschlusse kommen lassen. Er starb nur wenige Wochen vor seinem Mitbruder, P. Benedikt, mit dem er am nämlichen Tage die Ordensgelübde abgelegt, mit dem er aus dem heimathlichen Kloster vertrieben, die nämliche Zufluchtsstätte in Deutschland gefunden hatte.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 734.

* 48. Dr. phil. und Lic. theol. Ernst Friedrich Leopold,

Collega VI. am Gymnasium zu Bautzen;

geb. den 3. Dec. 1804, gest. den 8. März 1852.

Es war am Abend des 27. Febr. 1852, als L. nach der letzten Durchsicht der deutschen Uebersetzung des Lib. I. Eleg. Tibulli, die als Beilage zum Osterprogramm des bautzner Gymnasium erscheinen sollte, die fleißige Feder mit den Worten weglegte: „Nun wird kein Strich mehr daran gearbeitet!" nicht ahnend, daß dieß überhaupt seine letzte irdische Arbeit seyn sollte. Je unerwarteter dem Schreiber dieses, seinem vieljährigen Freunde, die Kunde von seinem Tode kam und je schmerzlicher er es empfindet, daß sein, oft mündlicher, noch öfter schriftlicher Gedankenaustausch mit dem Hingeschiedenen so plötzlich beendet worden ist, desto weniger kann er der Aufforderung, die Hauptmomente aus dem Leben und Charakter L.'s kurz zusammenzufassen, widerstehen, und je theurer ihm der Entschlafene, einige Jahre hindurch auch sein Lehrer, war, mit desto größerer Liebe und Dankbarkeit blickt er schreibend in das an Freud' und Leid so reiche Leben hinein. L., geboren zu Chemnitz in Sachsen, war das älteste Kind der zweiten Ehe des Kaufmannes, Christian Friedrich Leopold; seine Mutter war Karoline Elisabeth Sophie, Tochter des Hofrath Schlegel *) zu Waldenburg im Schönburg'schen. Als Kind schon liebte er Bücher über Alles, war fleißig, gern für sich allein, aber ein heiterer Knabe. Von Michaelis 1818 bis dahin 1824 besuchte er die Landesschule zu Meißen. Der Tod seines Vaters (1825) machte von nun an seine Bildungszeit sehr sorgenvoll und ernst. Auf der Universität zu Leipzig widmete er sich den theologischen Studien, hörte aber auch fortwährend Dr. Hermann's **) philologische Vorlesungen. Ostern 1827 wurde er ordentliches Mitglied der von Dr. Illgen gestifteten kirchenhistorischen Gesellschaft, deren Annalen seitdem von ihm manchen werthvollen Beitrag erhielten, diente von Michaelis 1826 bis Ende 1829 dem Dr. August Jahn als Amanuensis und hatte sich des besondern Wohlwollens dieses trefflichen Mannes in hohem Grade zu erfreuen, sowie ihm auch Dr. Tzschirner †)

---

*) Dessen Biogr. siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 1046.
**) — — — 26. — — — — S. 803.
***) — — — 22. — — — — S. 809.
†) — — — 6. — — — — S. 113.

und Dr. Hermann vielfache Beweise ihrer wohlwollenden Theilnahme gaben. Nachdem er 1829 bei dem Oberkonsistorium zu Dresden als Kandidat examinirt worden war, übernahm er für das Jahr 1830 eine Hauslehrerstelle bei der verwittweten Oberhofgerichtsräthin Dr. Wenck zu Leipzig und erlangte zu Anfange deff. J. die Würde eines Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste. Von da an bis 1835 lebte er in Leipzig vorzüglich theologischen und philologischen Studien und Arbeiten, welche auch seine Ernennung zum Mitgliede der deutschen Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer herbeiführte. In den Jahren 1831 und 1832 arbeitete er auf Veranlassung des Dr. Jahn sein Schullexikon der hebräischen Sprache aus (Lex. hebr. et chald. in libros Vet. Test. Lips. 1832. Alt. edit. 1850.) und fand sodann bei der neuen Anordnung der leipziger Universitätsbibliothek unter dem Oberbibliothekar Gersdorf eine für ihn wissenschaftlich sehr ersprießliche Beschäftigung. Im Jahr 1835 wurde er als Coll. VI. am neugeordneten Gymnasium zu Annaberg angestellt, wo er, bei einem meist zurückgezogenen Leben, durch Strenge und Genauigkeit im Berufe die Achtung seiner Kollegen und seiner Schüler sich erwarb und durch einen liebevollen privaten Umgang mit einzelnen Schülern, die seinen Rath begehrten, manchen guten Saamen ausstreute, der im Fleiß und sittlichen Verhalten derselben auch sichtbar gute Früchte trug. Dabei verlor er aber seine theologischen Forschungen und Arbeiten nicht aus dem Auge, sondern widmete ihnen stets seine berufsfreie Zeit, besonders die Schulferien. Ein Beweis dafür ist seine Ernennung zum Licent. theol. im August 1842, nachdem er zu diesem Behufe die Dissertation, Hermogenis de origine mundi sententia, der theologischen Fakultät zu Leipzig eingeschickt hatte. Daran schloß sich später, zu Folge innerer wissenschaftlicher Verwandtschaft des Stoffes, die Herausgabe der Werke des Tertullian, welche sich in die von Gersdorf begonnene Sammlung lateinischer Patres einreihete. Im Okt. 1842 ward er, als die Aufhebung des Gymnasium zu Annaberg nahe bevorstand, als Coll. VI. an das Gymnasium zu Bautzen berufen. „Dort hat er," wie der dasige Rektor, Professor Hoffmann, im Osterprogramm 1852 gesteht, „zehn Jahre mit der regsten Thätigkeit und großer Treue gewirkt. Die Anstalt hat in ihm einen Lehrer vom biedersten Charakter und größten Berufseifer und die gelehrte Welt einen Mann verloren, welcher wegen rastloser wissenschaftlicher Thätigkeit, vielseitiger

tiefer Kenntnisse und bedeutender gelehrter Leistungen eine rühmliche Anerkennung mit Recht beanspruchen konnte." Im Mai 1846 verheirathete er sich mit Fräulein Agnes v. Gärtner aus Burgk bei Bautzen und lebte mit ihr in einer zufriedenen und glücklichen Ehe, welcher 1847 eine Tochter gegeben wurde. Im December 1851 starb ihm seine hochbetagte Mutter in Roßwein, welche er mit zur Ruhe bestattete, nicht ahnend, daß die Trennung von ihr eine so kurze seyn sollte. Von seinen Geschwistern, die ihm alle mit Liebe und Achtung zugethan waren, leben von des Vaters erster Frau ein Bruder, Wilhelm, im Staate Ohio in Nordamerika, zwei Brüder, ein Tischler und ein Uhrmacher, in Kolberg und ein Bruder, Gerhard, als Pastor in Ellendorf bei Magdeburg und von des Vaters zweiter Frau, auch seiner Mutter, eine Schwester, die verwittwete Dr. Trautzsch in Roßwein, und noch ein Bruder, als Doktor der Medicin in Meerane. Im Winter 1851/1852 beförderte er die zweite Stereotyp-Ausgabe des Lexic. graeco-latinum manuale so weit zum Druck, daß er sterbend nur die Korrektur der letzten Bogen einer Freundeshand zu überlassen brauchte. Während dem hatte er eine exegetische Arbeit zu den Petribriefen vorbereitet und eine Dissertation geschrieben, um die theologische Doktorwürde zu erlangen. Eben sollte das Diplom ausgestellt werden, als die Kunde von seinem Tode so überraschend als schmerzlich die fernen Freunde erreichte. Seine Lehrerwirksamkeit war in seinen letzten Lebensjahren zuweilen dadurch gehindert, daß er etwas schwer zu hören begann. Wie regsam aber sein inneres Leben, wie manchfaltig und fleißig sein wissenschaftliches Streben und Forschen war, ergiebt sich aus den angeführten, in ihren Kreisen hochgeachteten Schriften. Gründlichkeit und Genauigkeit der Forschung und der Darstellung, Freiheit von hohlem Wortgeklingel, Gewandtheit und Würde im deutschen wie im lateinischen Ausdrucke: das sind die nicht unbedeutenden Zierden seiner literarischen Werke. Als Theolog stand er dem wissenschaftlichen Rationalismus nicht fern. In den Gang der öffentlichen Ereignisse suchte er sich stets eine klare Einsicht zu verschaffen und hatte ein warmes Herz für die allgemeine Wohlfahrt des Vaterlandes. Als Freund war er gegen die, denen er einmal seine Neigung geschenkt hatte, eine treue, sorgsame, theilnehmende, allezeit zu Rath und That bereitwillige Seele. Als Gatte und Vater zeigte er oft eine Liebe und Zärtlichkeit, die ein Fernstehender in dem gewöhnlich ernst blickenden Manne nicht gesucht hätte.

In den letzten Jahren seines Lebens, nachdem ihn ein früher oft wiederkehrendes leibliches Uebel verlassen hatte, war er sehr heiter und zufrieden und diente gern Jedermann, besonders Wittwen und Waisen, auch wenn es mit Aufopferung von seiner Seite geschehen mußte. Seine Verwandten nach Leib und Geist werden ihn noch lange, lange vermissen.

S. W.

* 49. Dr. Friedrich Weiß,

großherzogl. hessischer Oberappellations- und Kassationsgerichtsrath zu Darmstadt;

geb. im Jahr 1788, gest. d. 8. März 1852.

W. war zu Großbockenheim in der bayer. Rheinpfalz geboren und erhielt seine humanistische und einen Theil seiner wissenschaftlichen Bildung zu Mainz. Nach Beendigung seiner akademischen Studien auf der Universität Heidelberg trat er im J. 1808 in die gerichtliche Praxis und führte, nach beendigter Stage, bei dem Kreisgerichte zu Speyer, als erster Klerk das Notariat seines Vaters. 1814 übernahm er, in Folge der Resignation seines Vaters, dessen Notariat in Grünstadt. 1816 wurde er Anwalt in Frankenthal. Eine Reise nach Mainz als Zeuge in einer Proceßsache brachte ihn nicht blos räumlich, sondern auch im Geiste wieder dem Orte näher, in dem er einen Theil seiner Jugend verlebt hatte. 1822 wurde er unter die Zahl der Advokatanwälte bei den Gerichtshöfen in Mainz, unter gleichzeitiger Ertheilung des großh. hess. Indigenats, aufgenommen. 1829 erfolgte seine Ernennung zum Fiskalanwalt für die Provinz Rheinhessen unter Verleihung des Ranges eines wirklichen Rathes und des Titels Justizrath. Diese Stelle bekleidete W. bis 1836, in welchem Jahr er zum Präsidenten des damals neu errichteten Kreisgerichts in Alzey befördert wurde. 1839 ward er Mitglied und Rath am Oberappellations- und Kassationsgericht in Darmstadt. Und mit dieser Uebersiedelung in einen Ort, wo das französ. Recht bis dahin in größeren Kreisen noch unbekannt war, sowie mit den Veränderungen im Gerichtsverfahren, welche neun Jahre darauf das Jahr 1848 in den älteren Provinzen des Großherzogthums Hessen veranlaßte, war eigentlich erst die rechte Bedeutung für W.'s Wirksamkeit erschienen. Ohne dieses würde er nur ein geschickter, selbst gelehrter Jurist, ein thätiger Beamteter,

ein mit vielem auch außerhalb der Rechtswissenschaft Liegenden bekannter, gebildeter Geist und ein Mann von schätzenswerthen geselligen Gaben gewesen seyn. Durch jene Uebersiedelung wurde er aber auch zunächst theoretischer und später praktischer Lehrer seiner ihm so lieben rheinischen (französischen) Jurisprudenz. Nachdem er nämlich schon eine Reihe von Jahren in seinem letzterwähnten Amte für die im Wege der Kassation an den Gerichtshof aus Rheinhessen gelangenden Sachen der regelmäßige Referent gewesen war, unternahm er Vorlesungen über Theile des französ. Rechts mehere Winter hindurch vor einem ziemlich zahlreichen Kreise, der aus Richtern, Advokaten, Accessisten und andern Rechtsgelehrten Darmstadt's bestand. Schon das war wichtig. Aber noch wichtiger war, daß, als es galt, die mit Ende des Jahres 1848 auch für die älteren Provinzen des Großherzogthums Hessen zur Geltung gekommenen Institutionen: Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschwornengericht, vorerst nur an der Hand des letzteren, einzuführen, W. der Mann war, der mit dem hierzu nöthigen Scharfblick, der manchfaltigen Bildung, der Sicherheit, der Geschicklichkeit und früheren Erfahrung, zugleich die aufrichtige Liebe zu jenen Einrichtungen verband, die sich durch nichts ersetzen läßt. Und so kam es, daß vom vierten Quartal des Jahres 1849 an (im dritten Quartale d. J. hatten die Verhandlungen vor Geschworenen im Großherzogthum Hessen begonnen) W. vom Präsidenten des Oberappellations- und Kassationsgerichts in allen Sessionen, ordentlichen und außerordentlichen, welche besonders schwierige Fälle boten, zum Präsidenten der für die Provinz Starkenburg in Darmstadt zusammentretenden Geschwornengerichte ernannt ward. In Folge dessen präsidirte er in dem weltbekannt gewordenen Proceß Görlitz, in dem Proceß wegen der Zerstörung einiger Punkte der Main-Neckar-Bahn an der Bergstraße im Herbst 1848, im Proceß endlich wegen der oberlaudenbacher Volksversammlung und der hierbei Statt gefundenen Tödtung des Regierungsraths Prinz *) im Mai 1849. Alle diese Processe hatten wichtige Resultate. Wer Zuhörer, namentlich im erstgenannten Proceß, gewesen war (und sie kamen von allen Seiten her), der nahm die Erinnerung daran und an das Präsidium von W. in alle Zukunft mit. Nicht als ob letzteres ohne Tadel gewesen wäre: seine Definitionen von Rechtssätzen taugten oft nicht viel; er neigte nicht

*) Dessen Biogr. s. im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 373.

selten in seinen Resumé's zu einer gewissen Parteilichkeit; die Advokaten waren öfters mit seiner Behandlung unzufrieden und mit noch mehr Grund hätten's die Zeugen geringern Standes thun dürfen; er legte oft mit sichtlicher Ostentation seine Kenntnisse, seinen Witz u. dgl. an den Tag und auch das Inquiriren im Sinn speciellen Befragens war nicht gerade seine stärkste Seite; aber selbst über seinen Fehlern schwebte Geist; mit seltener Bedachtsamkeit hielt er den Zusammenhang vest; mit großer Gewandtheit betrat er rasch bei Gelegenheit neue Bahnen. Er kannte die Menschen und selbst wo er die Zügel der Vernehmung etwas lose hängen zu lassen schien, schlang sein feiner, spürender Verstand um den Vernommenen ein neues Gewebe. Er wußte nicht nur sehr viel, sondern wußte dieß auch, und zwar mit Geschmack, zu benutzen. Er behandelte etwas ausführlich und ward dadurch allerdings auch ein ziemlich kostspieliger Assisenpräsident; er machte überhaupt einen großen Apparat mit Rissen, Planen und Modellen, aber dafür gewann auch die Kriminalsache unter seiner Hand etwas wahrhaft Plastisches, was nothwendig war, damit die vielen Gegenstände für das Gedächtniß und die Anschauung der Geschworenen sich nicht untereinander mischten. Warfen ihm Manche dabei etwas Theatralisches vor, so würde ich lieber von Dramatischem sprechen, aber ohne Vorwurf; von Würde, die auf sich selbst sich etwas zu Gute thut, aber doch von Würde. Noch ehe diese von 1849 bis 1851 ihn so vielfach beschäftigenden Assisensachen begonnen hatten, nämlich vom März 1848 (nach der Ernennung Kilian's*) zum Justizminister, bis zu dessen Wiederrücktritt in seine Stelle als Generalstaatsprokurator am Oberappellations- und Kassationsgericht in Darmstadt) bis Juni 1849 bekleidete W. die letztgedachte Stelle und als Kilian 1851 gestorben war, hatte er Aussicht zu der definitiven Uebertragung. Es erfolgte diese jedoch nicht und W. trat wieder in seine früheren Geschäfte als Mitglied des Oberappellations- und Kassationsgerichts ein. Viel Gastfreiheit, besonders aber Anschaffungen von ländlichem Grundeigenthum und dessen Bewirthschaftung auf eigne Kosten hatte W. noch während seines Aufenthalts in Mainz in ansehnliche Schuldverbindlichkeiten verwickelt, die ihm manche Verlegenheit bereiteten. Indessen hatte sich doch dieses durch Einweisungen in Theile seines Gehalts und Geldaufnahmen einigermaaßen geordnet und

*) Dessen Biogr. s. im 29. Jahrg. des N. Nekr. S. 447.

W. durfte wieder daran denken, sich auferlegte Entbehrungen weiterhin nicht mehr in der bisherigen Art festzuhalten. So war er namentlich in die vereinigte Gesellschaft in Darmstadt als Mitglied wieder eingetreten und es war ein Vergnügen, den lebhaften, trotz seiner weißen Haare noch frischen Mann zu sehen, wie er in den französischen Blättern nach Nachrichten über den „Staatsstreich" vom 2. Dec. 1851 und seine Folgen suchte, und namentlich die Denkschrift des ältern Dupin gegen die Beschlagnahme der orleans'schen Güter gegen seine Nachbarn am Lesetisch mit Begeisterung erwähnte. Da nahte sich rasch und unerwartet ihm sein Ende. Am 7. März Nachmittags 4 Uhr war er von seinem gewohnten Spaziergange zurückgekommen und hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Abends, als er zum Essen gerufen werden sollte, fand man ihn am Boden liegend. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Noch athmete er, aber bewußtlos und jede ärztliche Hilfe war vergebens. Am 8. März, früh 1½ Uhr, starb er. Am 9. März Nachmittags fand seine Beerdigung Statt. Vom Vorsitzenden des Advokatenvereins in Darmstadt war durch besonderes Cirkular die Einladung seiner Kollegen zur Betheiligung daran ergangen. „Herr W.", hieß es in demselben, „hatte Viele von uns zu Zuhörern in seinen Vorlesungen über französisches Recht. Wir Alle hatten Gelegenheit, in schwierigen Assisensachen seine Kenntnisse, seine Gewandtheit, seinen Fleiß und Eifer zu bewundern. Besonders aber ist ihm das Wurzelschlagen der großen Institutionen der Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und des Schwurgerichts in unserer Provinz — Institutionen, denen er mit aufrichtiger Liebe anhing — zu verdanken." Außer einer großen Zahl Anwälte folgten auch viele Angestellte und selbst Fernerstehende dem Sarge. Denn als Assisenpräsident hatte sich W. eine sehr weit verbreitete, seine seltenen Gaben ehrende Bekanntschaft erworben. W., obgleich reich an wirklich gelehrten Kenntnissen in seiner Wissenschaft, diese selbst als Doktrin hochstellend und im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek, dabei geneigt zur Mittheilung und nicht ohne Liebe für Beifall und Anerkennung, war doch als Schriftsteller nicht eigentlich aufgetreten. Auch nicht einmal in juristischen Zeitschriften, die doch sonst so treffliche Gelegenheitsmacherinnen für die Mittheilung interessanter Rechtsfälle sind. Dagegen finden wir als besonders erschienene, von ihm verfaßte Schrift in Scriba's Schriftsteller-Lexikon (II. S. 779, 780 in der Note), die Relation über einen Rechtsfall angezeigt, wel-

cher im J. 1827 von dem provisorischen Kassations- und Revisionshofe für die Provinz Rheinhessen verhandelt wurde und mehere von der französischen Tilgungskasse transferirten Gülten, Zinsen und Erbpächte betraf.

* 50. Justus Günther Graßmann,

Professor am Gymnasium zu Stettin;

geb. im J. 1779, gest. den 9. März 1852.

Sein Vater, Prediger in Sinzlow, war ein bedeutender Schriftsteller auf dem Gebiete der Landwirthschaft. Er schickte seinen daselbst gebornen Sohn, Justus, mit einigem Bedenken auf das Gymnasium in Stettin, da der Hauslehrer mit seinem pädagogischen Blicke ihn als nicht für die Studien geeignet erkannt haben wollte. Dem zu Trotze bezog derselbe (1798) die Universität, ward nach zurückgelegtem Biennium (1801) Hauslehrer und darauf (1802) Konrektor zu Pyritz, im J. 1806 nach Stettin als Subrektor an's Gymnasium berufen, eilf Jahre darauf zum Professor an demselben ernannt; ging auf den ersten Ruf des Königs 1813, damals Vater von 4 Kindern, unter die Fahnen, um die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen zu helfen. Er war ein seltener Mann. Sein Leitstern war sein ächt christlicher Glaube, der Herz und Nieren durchdrungen hatte und allen seinen Handlungen wie seiner ganzen Erscheinung einen Stempel der Milde, seinem ganzen Denken und Empfinden das Gepräge einer vollendeten Harmonie seiner Seele auch in den Tagen der Trauer und Bedrängniß einen seltenen Frieden und seinem ganzen Willensstreben die Richtung auf das Ideale gab. Diese Leuchte des Evangelium, in welchem sein Auge Alles und Jedes ansah, ließ ihn alle Verhältnisse, große wie kleine, klar überschauen, verklärte seine unbegrenzte Liebe zum Vaterlande und Königshause, brachte in alle seine Beziehungen zu näher und ferner Stehenden eine wohlthuende und belebende Wärme, milderte seine Urtheile, schwächte für ihn die Schattenseite an Andern ab, gab seinen Worten eine fesselnde Innigkeit und eine überraschende originale und ideale Tiefe. Wie auf dem ethischen Gebiete, so war auch eine solche Harmonie auf dem Gebiete seiner Erkenntniß. Er studirte viel, doch rechnete er nur Dasjenige zu seinen gewonnenen Kenntnissen hinzu, was er ganz durchdrungen und mit seinem ganzen Denkkreise verarbeitet und in denselben hineingearbeitet

hatte, so daß auch das von ihm Erlernte durchaus in ihm Original wieder wurde. Daß ein solcher Mann in viele Lebensverhältnisse verflochten wurde, läßt sich hiernach von selbst schon ermessen. Die Familie von 12 Kindern, unter denen die 6 Söhne studirt haben, deren Erziehung er alle Sorgfalt widmete, machte ihn zum Mittelpunkte eines reichen und ausgebreiteten Familienlebens; das Meisteramt einer Loge, das er über 25 Jahre lang versah, entlockte dem Schatze seines Gemüthslebens manche, ja viele schöne Geistesgaben und verflocht ihn in vielen persönlichen Verkehr und gesellige Verbindungen; die Mitgliedschaft in der Schuldeputation der Stadt nahm viel Zeit und Kraft in Anspruch; die Leitung der von ihm gestifteten physikalischen Gesellschaft, die Mitgliedschaft von Unterstützungs-, Freiwilligen-Krieger- u. a. patriotischen Vereinen nahmen seine Thätigkeit auf allen möglichen Lebensgebieten in Anspruch. Obwohl dieß Alles an sich mit der Pädagogik nichts zu schaffen hat, so mußte es doch vorausgeschickt werden, um einerseits sein pädagogisches Streben und Wirken begreiflich zu machen, und andererseits das Prädikat eines seltenen Mannes zu rechtfertigen, wenn derselbe trotz dieser vielen ablenkenden Beschäftigungen und trotz eines Doppelamtes als Lehrer der Mathematik und Physik und als Lehrer des Zeichnens, welches ihn mit 20 bis 30 Stunden beschäftigte, doch so tiefe Blicke in die Wissenschaften that und überall schöpferisch wie auch organisirend wirkte. Möge hier nicht gedacht werden, daß er als Logenmeister für Stettin ein Etablissement hervorgerufen hat, wofür ihm alle Gebildeten Stettins noch lange danken werden; aber wohl muß erwähnt werden, daß durch seine Studien und seine Bemühung um Ausbildung der Lehrer (in Verbindung mit seinem Bruder, dem Schulrathe Graßmann, und dem Schulrathe Bartholdi) das in der pestalozzi'schen Unterrichtsmethode wahrhaft Fruchtbare in die ihm überwiesenen Armenschulen eingeführt wurde und so allgemeinen Eingang in den übrigen Schulen fand, daß es seiner Mitbemühung bei den städtischen Behörden gelang, die Armenschulen der Stadt auf eine von den Bürgern beneidete Höhe zu erheben, und die Bürger zu bedeutenden Bewilligungen für ihre Stadtschulen und so die heutige Blüthe des Stadtschulwesens der Stadt Stettin zu veranlassen. Ein öffentliches Denkmal in der pädagogischen Welt hat er sich hierbei gesetzt in dem für den Elementarunterricht klassischen Buche „Raumlehre. Berlin 1811", welches ei-

nen eigenen Unterrichtszweig in die Schule und eine reiche Literatur auf diesem Gebiete in's Leben gerufen hat. Diese ernsten Studien auf dem Gebiete des Elementarunterrichtes waren nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf seine Lehrmethode geblieben. Wie er nach Obigem Alles nach seiner Weise gestalten mußte, um es als sein Wissen wieder lehren zu können, war seine Methode darnach durchaus originell. Wußte er jeder neuen Entdeckung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die pädagogisch bildende Seite abzugewinnen, wovon die vielen Verbesserungen an den physikalischen Instrumenten, die er bei'm Unterrichte gebrauchte, ein redendes Zeugniß ablegen, so hatten ihn jene Studien dahin gebracht, den ganzen Unterricht so durchsichtig zu ertheilen, daß immer der ganze systematische Zusammenhang bis zum Elemente hinab vom Schüler durchschaut werden konnte. Ein Programm des stettiner Gymnasium „Ueber den Begriff und Umfang der reinen Zahlenlehre" ein Zeugniß seines methodischen Talentes, hat für die reine Arithmetik nicht nur die wahrhaft bildende Seite für den Unterricht, sondern auch die wissenschaftliche Konstruktion derselben begründet. An diese Arbeit reiht sich das „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Berlin 1835", worin dasselbe Streben nach Vereinfachung und Durchsichtigkeit hervortritt. Aber nicht blos auf dem reinen Schulgebiete blieb seine Thätigkeit stehen, sondern sie breitete sich nach verschiedenen Seiten hin aus. Ein Werk „Zur physischen Krystallonomie und geometrischen Kombinationslehre. Stettin 1829", welches durch und durch Original ist, gab von seiner tiefen Naturanschauung Kunde und brachte ihm die Mitgliedschaft vieler naturhistorischen Gesellschaften. Die darin niedergelegte Konstruktion der Krystallgestalten fand durch den Engländer Miller, Professor an der Universität zu Cambridge, weitere Verarbeitung, und die dürre Stereometrie, wie sie in den Schulen gelehrt wird, hat hier eine unerschöpfliche Fundgrube zu einer fruchtbaren Erweiterung. Die verbesserte Konstruktion der Hahnluftpumpen verdanken ihm die Physiker, wie die Astronomen eine von ihm konstruirte astronomische Uhr, und die Meteorologen eine Uhr zur Beobachtung der mittlern Temperatur eines Ortes, welche beide in Poggendorff's Annalen beschrieben stehen. Blickte er so sinnig wie tief in das Gebiet der Natur, so nicht minder sinnig und tief in die Kunst. Leider! sind seine „Vorlesungen über die raphael'schen Stanzen und Madonnen" nur für die Freunde gedruckt

worden. Sie verdienten wohl ein Bekanntwerden unter den Pädagogen, um an einem solchen Beispiele zu sehen, wie fruchtbar und ergreifend ein Unterricht über die Produkte der Kunst auch in den Schulen gemacht werden kann. Von der systematischen Pädagogik und den schriftstellerischen Produkten auf diesem Gebiete hielt er nicht viel; denn er ging davon aus: der Erzieher müsse sich durch die Individualität des Zöglings bestimmen lassen und nicht dürfe der Zögling durch die Individualität des Lehrers bestimmt werden. Jeder Zögling sey nun aber neu, und darum könne es keine allgemeine Pädagogik in dem engern Sinne des Wortes geben, welche sich weit über ganz allgemeine Vorschriften erheben dürfte. Sein ganzes Unterrichten war Erziehen, und die erzielten Früchte des Wissens schlug er sehr gering an und legte sie bei der sittlichen Würdigung seiner Schüler mit in die Wagschale. Die reine Lehrschule mit ihrer Intelligenz war ihm ein Greuel, die ehrtreibende Zucht erfüllte ihn mit Schmerz, die Vergötterung des altklassischen Alterthums hielt er für eine beklagenswerthe geistige Verirrung, die Entkirchlichung der Schulen beseufzte er oft und seine Prophezeiungen über die Früchte solches Erziehungs- und Schulganges hat er zu seinem tiefen Schmerze, der seine rüstige Kraft gebrochen hat, noch erleben müssen. Daß ein solcher Mann die Achtung der Gebildeten und seiner Kollegen, die innigste Verehrung seiner Schüler genoß, ja daß er für viele seiner Schüler ein wahrer Beichtvater war, das darf kaum noch hinzugesetzt werden. Die Leser der Revüe, welche seine Zöglinge gewesen, dürften wohl meine Mitzeugen seyn.

51. Peter Joseph Hetzrodt,

königl. preuß. Regierungs- und Baurath zu Köln;

geb. den 30. Mai 1791, gest. den 9. März 1852*).

H., Sohn von Doktor Johann Baptist Michael Hetzrodt, des hohen Gerichts Schöffen, ward geboren zu Trier, wo er die Gymnasialstudien bis zu seinem 15. Jahre und zwar mit Auszeichnung, vollendete, sodann die Vorbereitungsschule in Metz besuchte, um sich sowohl in der französischen Sprache, als besonders in der Mathematik und Geometrie auszubilden, da ein Hang zum Militärdienste

*) Kölnische Zeitung. 1852. Nr. 74.

bei ihm stets vorherrschend war. Das glänzende Zeugniß, welches sich H. dort durch seinen Fleiß und sein Talent erwarb, beseitigte für ihn alle Schwierigkeiten, um als Zögling in die kaiserliche polytechnische Schule in Paris aufgenommen zu werden, wo er am 1. Nov. 1809 eintrat. Hier verweilte er 21 Monate und bestand alsdann die Prüfung in so vorzüglicher Weise, daß er zu den fünf Zöglingen gehörte, welchen allein die Auszeichnung zu Theil wurde, sofort befördert zu werden, und wonach er zum Unterlieutenant in der kaiserl. Fußartillerie, mit einem Jahrgehalte von 480 Francs, laut Patent vom 1. Okt. 1811 ernannt wurde. In dieser Stellung rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen in dem Grade, daß er schon am 12. Mai 1812 zum zweiten Lieutenant, und am 16. Juli desselben Jahres zum ersten Lieutenant im ersten Regimente der kaiserl. Fußartillerie befördert wurde, worauf dann ein kaiserl. Dekret vom 20. März 1813 ihn zum Range eines zweiten Kapitäns in demselben Regimente erhob. Zu welchen gegründeten Erwartungen ein solch rasches Emporsteigen wohl in der Folge berechtigt haben dürfte, müssen wir hier unberührt lassen; denn anders stand es in des Schicksals Buche und die Vorsehung setzte dieser glänzenden militärischen Laufbahn H.'s plötzlich ein Ziel, indem eine Kanonenkugel ihm in der Schlacht bei Bautzen, am 21. Mai 1813, den rechten Oberarm in der Art zerschmetterte, daß er unter unsäglichen Schmerzen in's Lazareth gebracht und amputirt werden mußte. Dieses traurige Ereigniß, das mit der falschen Nachricht seines bereits erfolgten Todes gleichzeitig in Trier ruchbar wurde, versetzte seine dortigen Angehörigen in die tiefste Betrübniß; um so größer war aber deren Freude, als endlich die sichere Kunde eintraf, daß seine Körper- und Seelenkräfte die schmerzliche Operation glücklich überstanden, und daß von dieser, sowie von seinen übrigen gleichzeitig empfangenen Wunden für sein Leben wohl nichts mehr zu fürchten seyn dürfte. Seine Genesung schritt langsam, aber glücklich vor, so daß er nach Straßburg zurückgeführt werden konnte, wo er am 1. Sept. 1814 seine ehrenvolle Entlassung aus dem Militärdienste mit einer jährlichen Pension von 775 Francs und gleichzeitig den Orden der Ehrenlegion nebst dem Patente dazu erhielt. Da zu jener Zeit die siegreichen Banner der Deutschen das linke Rheinufer von den Franzosen befreit hatten, so verschmähte es H., nach Frankreich zu folgen, und indem er das Opfer brachte, auf seine vorbesagte

Pension zu verzichten, zog er sich nach seiner wieder deutsch gewordenen Vaterstadt Trier zurück, um seinem Vaterlande und seinem späteren Landesherrn, Friedrich Wilhelm III.*), noch nützlich werden zu können, wozu er auch in seinem damaligen Alter von 24 Jahren bei seinem lebhaften Geiste, ausgerüstet mit großer Intelligenz und vielen Kenntnissen, sehr wohl befähigt war; und da er sich durch tägliche Uebung sehr bald die Fertigkeit erworben hatte, mit der linken Hand alles das schnell und in bewunderungswerther Weise zu verrichten, wozu man sonst nur die rechte Hand zu gebrauchen pflegt, so erkannten die damaligen Behörden bald in ihm den sehr tüchtigen und mit vielem Wissen begabten Mann, weßhalb er denn bald nachher zum Direktor des Brücken- und Straßenbaues des Saar-Departements durch den damaligen Generalgouvernementskommissar, Hrn. v. Motz**) in Trier, ernannt und hierauf zum Ingenieur erster Klasse durch die damalige k. k. österreich'sche und k. bayer'sche gemeinschaftliche Landesadministrationskommission zu Kreuznach bestellt wurde. Unter dem 7. Sept. 1817 erfolgte endlich seine Ernennung als Bauinspektor bei der k. preuß. Regierung zu Trier. Wie er sich in dieser Stellung durch gründliche Sachkenntniß, regen Eifer und rastlose, mit strenger Rechtlichkeit gepaarte Thätigkeit auszeichnete und sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erwerben und zu sichern wußte, dieß bekundet das vom 18. Sept. 1829 datirte Patent, Kraft dessen Friedrich Wilhelm III. ihn zum Regierungs- und Baurath bei der königl. Regierung zu Köln ernannte, welches Amt er noch in demselben Monate antrat. Von diesem Zeitpunkte an fand sein Geist in der erweiterten Thätigkeit die gewünschte Nahrung. In nicht ermüdender Rastlosigkeit wirkte er sowohl in der Schreibstube als auf den Baustellen. Keine Anstrengung war ihm zu groß, kein Weg, auch in die unwirthsamste Gegend des Regierungsbezirks, zu weit, wenn es galt, neue Wege anzulegen oder andere Bauten zu errichten oder sich von den Fortschritten eines begonnenen Baues zu überzeugen; überall war er mit seiner reichen Erfahrung und mit seiner Bereitwilligkeit, zu helfen und zu fördern, zur Hand. In die Periode seiner amtlichen Thätigkeit fällt die Errichtung der wichtigsten Bauwerke, als: das jetzige Regierungsgebäude und das neue Arresthaus zu

---

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.
**) — — — — 8. — — — — S. 528.

Köln, die altenberger Kirche, die Ausbaggerung des Schiffsweges am Kasselberg, und vor Allem muß hierbei bemerkt werden, daß er mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit gern die Verdienste anerkannte, welche seine Untergebenen an der Erfindung oder Ausführung der Pläne hatten. Fern war seinem edeln Gemüthe jede Beeinträchtigung fremden Verdienstes; in ihm wohnte ja das Bewußtseyn eigenen reellen Werthes. Deshalb mochte auch wohl Niemand mehr Feind jeder öffentlichen Lobhudelei seyn, als der Verblichene; wogegen sein redliches Gemüth sich freute, wenn seinen Untergebenen die verdiente Anerkennung zu Theil wurde. Zu besonderem Danke sind dem Hingeschiedenen die Landgemeinden des Regierungsbezirks dadurch verpflichtet, daß er sich mit dem regsten Eifer des Kommunalbauwesens annahm. Es wurden für die Landgemeinden eigene Baumeister angestellt, wodurch es gelang, diesem Zweige des Baubetriebes neues und frisches Leben einzuhauchen. Welchen Einfluß diese Organisation auf die Errichtung zweckmäßiger Schul- und Pfarrhäuser und die Erbauung der vielen Kirchen hatte, und wie in dieser Beziehung gegen früher so Vieles geleistet wurde, das ist nur den Lokalkundigen bekannt geworden. Einen Theil des jetzigen Flores mancher Gegend verdankt dieselbe der Verbesserung ihrer Wege, für deren zweckmäßige Anlage und Fortbau, so wie für die Ausbesserung und Instandhaltung der Staatsstraßen der Verstorbene eine besondere Vorliebe hegte, und es mag genügen, hier nur auf die Bezirksstraßen von Euskirchen nach Commern, die Fortsetzung der Köln-Dürener Straße, der Köln-Venloer Straße und jener von Brühl nach Lechenich hinzuweisen. Ein anderer Theil seiner erfolgreichen Thätigkeit muß hier noch besonders hervorgehoben werden. Die Provinzialgewerbeschule in Köln bestand bis zum Jahre 1837 nur aus Einer Klasse, in welcher Unterricht im Zeichnen und Modelliren gegeben wurde. Als der Verstorbene deren Leitung übernahm, gelang es alsbald seiner einflußreichen und kräftigen Verwendung, das hohe Ministerium für Handel und Gewerbe zu vermögen, zur Begründung einer oberen Klasse nicht nur die etatsmäßige Summe von 650 Thlrn. zu bewilligen, sondern auch späterhin noch mehrfache außerordentliche Zuschüsse, nebst vielen werthvollen Materialien für den Unterricht zu gewähren. Dieser in solcher Weise von ihm in's Leben gerufenen oberen Klasse ließ er auch mit dem regsten Eifer seine specielle Mitwirkung angedeihen, indem er den wesentlichsten Theil des

Unterrichtes selbst übernahm und den Schülern, welche zu dieser Klasse befähigt waren, jeden Tag im Sommer Morgens von 6 bis 8 Uhr und im Winter Abends von 6 bis 8 Uhr Vorträge über beschreibende Geometrie, Schattenlehre, Perspektive, Statik und Mechanik in ihrer praktischen Anwendung freiwillig ertheilte und durch seine lebendigen und anregenden Vorträge der Anstalt, sowie den Schülern den größten Aufschwung gab. Wenn irgend, so kam ihm hier der in der polytechnischen Schule in Paris genossene treffliche Unterricht, dessen Methode er zu der seinigen gemacht und mit welchem er sich bis zu seinen letzten gesunden Tagen vielfach beschäftigte, sehr zu Statten. Von dem glänzendsten Erfolge war sein Vortrag in der beschreibenden Geometrie und in den dynamischen Wissenschaften, und die Schüler der Gewerbeschule, welche zu ihrer weiteren Ausbildung das königl. Gewerbeinstitut in Berlin besuchten, zeichneten sich dort größtentheils durch die Fortschritte aus, welche sie in den genannten Wissenschaften hier gemacht hatten. Fragt man sich nun: wie war es bei so vielen und mit solchem Erfolge betriebenen Amtsgeschäften möglich, noch Zeit und Muße zu dem Unterrichte in der Gewerbeschule, der für die befähigten Schüler in den höheren Fächern noch privatim fortgesetzt wurde, zu gewinnen? — so kann die Antwort nur darin gefunden werden, daß dem Verewigten alles Arbeiten überhaupt leicht wurde, und er bei klarem Geiste und seltener Anspruchslosigkeit immer nur auf die Sache selbst einging, und daß er von früh Morgens bis Abends thätig war. — Mit Freude und Begeisterung setzte er diesen seinen Unterricht bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienste fort, und daß er dieß Alles nur freiwillig, aus reiner Liebe zur Sache und ohne allen Eigennutz that, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung; wohl aber liegen Beweise vor, daß er manchen talentvollen, aber mittellosen Schüler, bis zur Vollendung von dessen Ausbildung in Berlin, aus seinen Privatmitteln unterstützt hat; und wenn kurz vor seiner Beerdigung sich noch mehere seiner ehemaligen Schüler, welche nun zu geprüften Meistern herangereift sind, zum Sarge drängten, um die bleichen Züge des Biedermannes zum letzten Male zu schauen, so verrieth die Thräne im Auge, daß es sowohl ihrem geliebten Lehrer, als auch ihrem bescheidenen Wohlthäter galt. So bescheiden nun auch H.'s Wirken blieb, und so wenig er bemüht war, irgend mit dem erzielten Erfolge zu Tage zu

treten, dennoch konnte sein Schaffen den höheren und höchsten Behörden nicht verborgen bleiben: Mittels Kabinetsordre vom 18. Jan. 1839 geruhte der König, ihm den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen. Einem so regen und thätigen Geiste war Fortbildung ein Bedürfniß. Alles, was in seinem Fache Bedeutendes in Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England zu Stande kam, mußte er sehen; in vertrauten Kreisen unterwarf er dann das Gesehene einer Prüfung, und für Viele ist die Schärfe seines Urtheils und die Richtigkeit seiner Ansichten eben so belehrend als unterhaltend gewesen. Die genannten Grenzen waren indessen für seinen Drang nach Ausbildung noch zu enge und seit längerer Zeit hatte er den Wunsch geäußert, diejenigen Länder zu besuchen, in welchen die Baukunst in den früheren Zeiten die höchste Ausbildung erreicht hatte, um die Ueberreste derselben an Ort und Stelle zu bewundern. Zu diesem Zwecke unternahm er Anfangs März 1840 eine Reise nach München, Wien, Konstantinopel, Griechenland, Italien und Sicilien, und eben so im Jahre 1845 nach Schweden, Norwegen und Rußland, wozu ihm ein hohes Finanzministerium jedesmal unter Anerkennung seiner Verdienste auf das Huldreichste den nachgesuchten längeren Urlaub, und zwar mit unverkürztem Fortgenusse seines Gehaltes, bewilligte. Mit welchem Enthusiasmus er bei seiner Rückkehr von dem Gesehenen, und mit welchem Geiste er von dem Erlebten zu sprechen wußte, ist freilich nur dem engeren Kreise seiner Freunde bekannt geworden, und oft hat er es bedauert, daß ihm der Verlust des rechten Arms das Zeichnen nicht gestattete, sonst wären auch die Ergebnisse dieser, so wie seiner übrigen Reisen in weiteren Kreisen nützlich geworden. Gegen Ende des Jahres 1843 hatte H. die Ausarbeitung seiner Vorschläge über das Institut der Bezirksstraßen vollendet und nach Berlin eingereicht, wofür der damalige Finanzminister, Freiherr von Bodelschwingh, ihm nicht nur den verbindlichsten Dank aussprach, sondern ihm auch die Zusicherung ertheilte, von diesem schätzbaren Aufsatze bei sich darbietender Gelegenheit Gebrauch machen zu wollen. H. fuhr übrigens fort, sich seinen Berufspflichten mit gewohnter Energie zu widmen; doch glaubten die ihm näher stehenden Freunde schon damals eine Abnahme seiner Körperkräfte an ihm wahrzunehmen; woher es denn gekommen seyn mag, daß er aus allen geselligen Kreisen, deren willkommenster Gast und belebendes Prinzip er durch seine lebhafte Darstel-

lungsgabe, seinen Freimuth, seine Laune und seinen scharfen Witz so lange gewesen war, sich allmählig zurück zu ziehen anfing. Als späterhin die Schwäche in seinem einzigen, dem linken Arm in der Weise zunahm, daß er nach anhaltendem Schreiben die Hand nicht mehr zu gebrauchen im Stande war, da trieb ihn die gewissenhafte Besorgniß, seinen Berufsgeschäften in dem früheren Umfange nicht mehr genügen zu können, zu dem Entschlusse, unterm 2. Okt. 1845 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen, um im 55. Jahre seines Alters und nach einem so thätigen und vielbewegten Leben die wohlverdiente Ruhe zu genießen, welche Entlassung ihm denn auch allergnädigst und mit Pension bewilligt wurde, und wobei der König in Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste geruhte, ihm den rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife zu verleihen. Auf besonderes Ersuchen des damaligen Regierungspräsidenten willigte H. jedoch ein, noch bis zum Schlusse des Jahres 1846 zu fungiren, so daß seine Pensionirung erst mit dem ersten Januar 1847 begann. In der Zwischenzeit erlebte er noch die Freude, daß von Seiten des Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, als Anerkenntniß der von H. bei dem Baue der Sternwarte zu Bonn geleisteten nützlichen Dienste, eine Gratifikation von 200 Thlrn. für ihn in Antrag gebracht und von dem Könige bewilligt wurde. Zur Pflege seiner Gesundheit lebte H. von dieser Zeit an abwechselnd in Königswinter und Bonn, und am 20. Okt. 1847 sah er zu seiner größten Freude nochmals seine früheren Untergebenen, deren Achtung, Liebe und Vertrauen er in hohem Maße besaß, bei einem frohen Feste um sich, welches diese an letzterem Orte veranstaltet hatten, und bei welchem sie ihre Verehrung durch Ueberreichung eines nach einer Zeichnung des Wasserbau-Inspektors Hrn. Schwedler durch Hoffauer's Meisterhand ausgeführten silbernen Pokales bethätigten. Während seines Verweilens in Bonn machte er noch kleinere Reisen nach Paris und zur Industrieausstellung nach London und nahm bei seiner Rückkehr von dort nunmehr seinen bleibenden Aufenthalt in Köln; denn das bedenkliche Uebel, welches sich schon im J. 1851 bei ihm gezeigt hatte, nahm in der Weise zu, daß er zuletzt die Hoffnung zu seiner Genesung selbst aufgab. Mit männlicher Seelenstärke und Ruhe ertrug er die langen, herben Leiden, welche über ihn verhängt waren und denen er endlich unterlag, indem er bei völligem Bewußtseyn, und nachdem

er seinen zwei einzigen, sein Lager umstehenden geliebten Schwestern und dem Freunde einen letzten Abschied zugeblickt hatte, sanft und schmerzlos seinen Geist aufgab. Seine Beerdigung erfolgte am 12. März. Der äußerst zahlreiche Zug, welcher seine irdische Hülle zur letzten Ruhestätte begleitete und zu welchem sich nebst seinen vielen Freunden jedes Standes auch seine früheren Kollegen, dann die hiesigen Bau- und Baugewerks-Meister, der Direktor und die Lehrer der Provinzial-Gewerbeschule mit ihren sämmtlichen Schülern eingefunden hatten, bethätigte am Besten, daß Alle ihm ein lieb- und ehrenvolles Andenken bewahrten.

* 52. Karl Reischle,

königl. bayer. Studienrektor und Professor der Oberklasse des Gymnasium zu Kempten;

geb. d. 6. Dec. 1792, gest. den 9. März 1852.

R. wurde zu Gotteszell im Königreiche Würtemberg geboren, wo sein Vater Klosterrichter war, welchen er aber schon im J. 1809 durch den Tod verlor, worauf der eilfjährige Knabe mit seiner Mutter nach Dillingen im bayer. Kreise Schwaben und Neuburg übersiedelte. In Dillingen besuchte er die dortigen Studienanstalten: lateinische Schule, Gymnasium und Lyceum und zwar mit so unermüdetem Fleiße und so glücklichem Erfolge, daß er während seiner ganzen Studienzeit in jedem Jahre den ersten Platz unter seinen Mitschülern einnahm. Er widmete sich hierauf in München dem Studium der Philologie, bestand daselbst im Jahr 1822 die Prüfung für das höhere Lehramt und wurde noch in selbem Jahre zum Studienlehrer an der Lateinschule zu Neuburg an der Donau ernannt. Zwei Jahre später wurde er zum Professor an dem königl. Gymnasium zu Kempten befördert und am 21. Nov. 1850 ihm das Rektorat der Studienanstalten allda — Gymnasium und lateinische Schule — übertragen. Im J. 1852 erkrankte R., konnte nur bis zum 4. Febr. dieses Jahres den Unterricht in der 4ten oder Oberklasse des Gymnasium ertheilen und starb schon im folgenden Monate, nach dem Empfange der Tröstungen seiner heiligen Religion. Er hinterließ 6 Kinder, welchen die Mutter schon im J. 1849 durch den Tod entrissen worden war. Die Studienanstalt zu Kempten, wie sie selbst in ihrem Jahresberichte sich ausspricht, erlitt durch R.'s Tod einen Verlust, den das

gesammte Lehrpersonale, welches die großen Verdienste dieses umsichtigen Vorstandes und kenntnißreichen Schulmannes eben so schmerzlich empfand, wie die dankbaren Herzen der Schüler, für deren Bildung und Veredlung der Verblichene rastlos thätig gewesen.

S. Justus.

53. Georg Wilhelm von Lesuire,

königl. bayer. Kammerherr, Generallieutenant, Kommandant der dritten Armeedivision, Kommenthur des Verdienstordens vom heil. Michael, des königl. griechischen Erlöserordens 2. Klasse, des großh. hess. Ludwigordens, Ritter des kais. russ. St. Wladimirordens &c., zu Nürnberg;

geb. den 9. Juni 1787, gest. den 10. März 1852*).

Der Dahingeschiedene war zu Mengeringhausen im Fürstenthum Waldeck geboren. Sein Vater war dort Hauptmann im Kreisregiment, später fürstl. wallerstein. Hof- und Kammerrath zu Wallerstein. Der Vollendete absolvirte die Gymnasialstudien und trat bei seiner Vorliebe zum Militärstande 1806 als Lieutenant in das 7. Infanterieregiment, rückte ein Jahr darauf mit der Reserve dieses Regiments gegen die sächs. Landesgrenze, 1809 als Oberlieutenant mit dem 17. Regiment nach Tyrol, war Adjutant des Obersten Tieffort, der an seiner Seite fiel, wurde mit dem Regimente gefangen genommen und nach Ungarn in Gefangenschaft geführt. 1812 begleitete er als Adjutant den französischen General Riccard nach Moskau, machte den Rückzug aus Rußland mit, begab sich mit bayer. Truppen in die preuß. Festung Thorn und wurde, als diese kapituliren mußte, russ. Kriegsgefangener. 1813 machte er die Schlacht bei Hanau als Hauptmann und Adjutant des Fürsten Wrede **) mit. Dann kommandirte er als Major und Oberstlieutenant lange Zeit das erste Jägerbataillon in Burghausen. 1833 trat er, unter Vorbehalt seines Rücktrittes in die bayer. Armee, in griechische Dienste und leitete in München als Oberst die Werbung der griechischen Freiwilligenkorps, wurde dann in Athen selbst Kriegs- und Marineminister, kehrte 1835 nach Bayern zurück, verlor unterwegs, in Ankona, seine Gattin, eine geborne Gräfin von Berchem, wurde königl. bayer. Oberst des 5. Infanterieregiments, vermählte sich 1837 zum zwei-

*) Pyrmonter Wochenblatt. 1852. Nr. 34.
**) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 967.

ten Male mit Fräulein Adolphine v. Dankelmann, wurde 1840 Generalmajor und Brigadier der 2. Armeedivision, 1848 Brigadier der 3. Armeedivision und in demselben Jahre Generallieutenant und Kommandant der 3. Armeedivision, in der kritischen Zeit vom November 1848 bis Mai 1849 Kriegsminister, trat dann aber, auf sein Ansuchen, wieder als Kommandant der 3. Armeedivision ein, als welcher er 1850 die Expedition nach Kurhessen mitmachte. Von dieser zurückgekehrt, erhielt er wieder sein Standquartier in Nürnberg. Vor einem halben Jahre starb plötzlich und ungeahnt seine älteste Tochter. Dieß beugte den bis dahin kräftigen und gesunden Mann tief, so daß er endlich an einer okkulenten Rippenfellentzündung erkrankte und in Folge eingetretener Brustwassersucht starb. Er war Vater von einem Sohn und einer Tochter aus erster Ehe und von einem Sohn und einer Tochter aus zweiter Ehe. Das Leichenbegängniß fand am 13. März Nachmittags 3 Uhr mit allen üblichen militärischen Ehren und die Beisetzung auf dem Militärkirchhofe (wie er unter seinen Waffenbrüdern zu ruhen gewünscht hatte) Statt. — Das Vaterland und der König haben einen tapfern Krieger und treuen Diener, seine Familie einen theuren Gatten und Vater und seine zahlreichen Freunde einen bewährten Freund verloren.

54. Dr. Christian August Pudor,

Medicinalrath zu Lauban;

geb. den 16. Nov. 1777, gest. den 10. März 1852 *).

Als Sohn des Pfarrers Christian Pudor zu Kießlingswalde und der Frau Dorothea Charitas geb. Alberti aus Bernstadt, welche er schon mit 9 Jahren verlor, war er an dem zuerst genannten Orte geboren. Bis zum 13. Jahre ward P. im väterlichen Hause unterrichtet, lernte zu Görlitz bei H. Struve die Apothekerkunst, ward examinirt, konditionirte als Provisor in Bauzen und besuchte dann die Medicinalanstalt zu Dresden, studirte und promovirte in Jena. Als Arzt zog er nach Gebhardsdorf und dann nach Lauban, wo er viel Vertrauen fand und sowohl Kreisphysikus als auch Stadtarmenarzt wurde. Hier legirte er seine reichhaltige Büchersammlung zur Stadtbibliothek. Er hat auch den Titel Sanitätsrath erhalten und ein Alter von 74 Jahren erreicht und sein Amtsjubiläum nur

*) S. Lausitzer Magazin. 1852.

beinahe erreicht. Von den städtischen Behörden bekam er den ehrenvollsten Nachruf und das größte Lob wegen seiner Uneigennützigkeit und Menschenliebe. Weib und Kind hatte er nicht.

* 55. Dr. med. Benno Reinhardt,

Privatdocent an der medicinischen Fakultät und Prosektor an der Charité zu Berlin;

geb. im Jahr 1820, gest. d. 11. März 1852.

Der Verstorbene ist, obgleich jung, als einer der ersten pathologischen Anatomen Deutschlands zu nennen. Eine Reihe von pathologisch-anatomischen Schriften über Eiter, Körnchenzellen, Cholera, Tuberkulose 2c. hat seinem Namen eine ehrenvolle und bleibende Erinnerung gesichert. Ihm zum Andenken hielt die Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin eine besondere Sitzung, in welcher der dem Verstorbenen nahe befreundete Dr. Remak es übernommen hatte, in einem längern Vortrage eine Charakteristik der Leistungen desselben und seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu geben. Er hob besonders das schlichte und prunklose Wesen hervor, das seine Arbeiten ebenso wie seine persönliche Erscheinung ausgezeichnet habe, worauf er den Rückblick auf die in seltenem Maaße reiche Thätigkeit des der Wissenschaft so früh Entrissenen mit der Bemerkung schloß, daß aus allen seinen Leistungen die Liebe zur reinen Wissenschaft, die in ihrem Thun und Schaffen ihre Befriedigung finde, hervorleuchten. Bei der Liebenswürdigkeit seines Charakters war sein Verlust auch für seine Freunde ein schwer zu ertragendes Ereigniß. Er starb, 32 Jahre alt, nach mehrwöchentlichen Leiden an einer Brustkrankheit.

G.

56. Ferdinand Ludwig Kaulfuß,

angehender Naturforscher zu Halle a. d. S.;

geb. d. 18. März 1825, gest. d. 13. März 1852 *).

Geboren zu Halle, war er der einzige Sohn des im Jahr 1831 verstorbenen Professor Friedrich Kaulfuß **).

*) Jahresbericht des naturforschenden Vereins in Halle 1852. 1. Hft.
**) Eine kurze Notiz über ihn s. im 8. Jahrg. d. Nekr. S. 991.

Der frühzeitige Verlust von Mutter und Vater führte den Knaben in die Pflege des Inspektors Dick*). Nach dem Elementarunterrichte wurde er in die Quinta des königl. Pädagogium aufgenommen. Sein munterer und lebhafter Geist fand in den Anfangsgründen der alten Sprachen keine befriedigende Nahrung und suchte oft in Muthwillen Beschäftigung. Indeß war der Anfang bald überwunden und schon in den mittleren Klassen zeigte sich ein außergewöhnliches Interesse an den alten Sprachen und der Geschichte. Seine Lehrer, besonders die Direktoren Niemeyer**) und Eckstein verstanden es meisterhaft, das junge Talent zu pflegen; so daß K. Michaelis 1842, wegen seiner rühmlichen Leistungen in allen Zweigen des Gymnasialunterrichts, von dem mündlichen Theile der Abiturientenprüfung entbunden und mit einem ausgezeichneten Maturitätszeugniß von der Anstalt entlassen wurde. Anfangs der Philologie zugeneigt, wandte er sich plötzlich den Naturwissenschaften zu. Vor Allem war es hier der verstorbene Marchand***), dessen Vorträge über Chemie ihn fesselten und in dessen Laboratorium er mit unausgesetztem Eifer arbeitete. Nach 1½jährigem Studium begab er sich nach Berlin, von wo er jedoch nach einem Semester zurückkehrte. Leider! ward seine jugendliche frische Kraft durch eine Krankheit in dieser Zeit gelähmt und erstarkte seitdem nicht wieder. Er verließ die Chemie aus gesundheitlichen Rücksichten und wandte sich der Geognosie und der Geologie zu. Die lehrreiche Umgebung von Halle und der nahe gelegene Harz mit seinen Schiefern und krystallinischen Massen, sowie mit den am nördlichen und südlichen Rande auftretenden manchfaltigen sekundären Formationen lieferten ihm das Material zu seinen rastlosen Untersuchungen. Je weiter er aber in denselben vordrang, desto schneller schwanden seine physischen Kräfte. Noch ehe er dem Vereine, dem er seit Oktober 1849 als eifriges Mitglied angehörte, die schönen Resultate seiner Untersuchungen des Bodethales und nördlichen Harzrandes vorlegen konnte, mußte er seit Herbst vorigen Jahres jeder geistigen Thätigkeit entsagen. Hoffnungslos sah er der Zukunft entgegen, aber sein froher Sinn verließ ihn nicht bis zur letzten Stunde. Mit den glänzendsten Talenten begabt und unter glücklichen äußeren Verhältnissen erregte er die

*) Dessen Biogr. f. im 11. Jahrg. d. N. Nekr. S. 52.
**) — — — 29. — — — S. 941.
***) — — — 28. — — — S. 452.

schönsten Erwartungen und um so schmerzlicher ist sein Dahinscheiden bei'm Beginn einer selbständigen und produktiven Thätigkeit.

* 57. Dr. Georg Moller,

großherzogl. hessischer Oberbaudirektor zu Darmstadt;

geb. den 22. Jan. 1784, gest. den 13. März 1852.

M. wurde zu Diepholz im Hannover'schen, wo sein Vater Advokat war, geboren. Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich der Baukunst zuerst von 1802 bis 1807 zu Karlsruhe unter der Leitung Weinbrenner's *), und dann in Italien, wo er sich von 1807 bis 1810 aufhielt. Während seines Aufenthalts in Karlsruhe hatte er Straßburg und Freiburg besucht, um die dortigen berühmten Domkirchen zu besehen. Sie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf ihn. In Italien sprachen ihn die mittelalterlichen Bauwerke von Florenz, Pisa und Siena mehr an, als die antiken Tempel, die ihm nur schlechte, obgleich prächtige Kopien der Griechen schienen. Nur was den Römern eigenthümlich zugehörte, ihre Brücken, Aquädukte und Amphitheater, fand er bewundernswürdig, wie nicht minder ihr Pantheon. Aber bezeichnend für M.'s spätere Bestrebungen war es, daß er in Rom sogar große Zeichnungen vom straßburger und freiburger Münster mit Sorgfalt ausführte. Diese lebendige Liebe zur altdeutschen Kunst war es auch vornehmlich, die ihn damals und später mit Thorwaldsen, Goethe **), Boisserée ***), Wilhelm von Humboldt †) und Rauch in freundlichste Berührung brachte. Als M. aus Italien zurückkam, war der Staat, welcher ihn als Pensionär nach Italien geschickt hatte (Hannover), in einen Theil des Königreichs Westphalen aufgegangen und M. verschmähte, aus tief in seinem Charakter begründeter Liebe für sein Vaterland, Staatsdienste unter einer Fremdherrschaft anzunehmen und ging deshalb nicht nach Hannover zurück; vielmehr trat er als Hofbaumeister in großh. hess. Dienste, nachdem er gleichzeitig einen Ruf in herzogl. oldenburg'sche Dienste ausgeschlagen hatte. Von da an war Darm-

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des Nekr. S. 100.
**) — — — 10. — — — S. 197.
***) — — — 29. — — — S. 369.
†) — — — 13. — — — S. 390.

stadt sein Wohnort. 1812 wurde er mit dem Titel Oberbaurath, Mitglied des damaligen Oberbaukollegs, 1817 Mitglied der berliner Akademie, 1819 erhielt er den großh. hess. Verdienstorden (1844 das Kommandeurkreuz zweiter Klasse statt des bis dahin getragenen Ritterkreuzes 1. Kl.), 1831 wurde er, mit Beibehaltung seiner Stelle im Oberbaukolleg, Hofbaudirektor und 1832 zugleich auch Mitglied der Prüfungskommission für das Finanz- und technische Fach. Im J. 1833 verlieh ihm die Stadt Mainz in Anerkennung seiner um diese Stadt durch den von ihm entworfenen und unter seiner oberen Leitung ausgeführten Bau des dasigen neuen Theaters erworbenen Verdienste das Bürgerrecht; 1835 der König von Hannover das Ritterkreuz des königl. hannov. Guelphenordens; 1837 erwählte ihn das Royal institute of british architects in London zum Mitgliede; 1838 nahm ihn die wiener Akademie unter die Zahl ihrer Mitglieder auf; 1839 ertheilte ihm sein Fürst den Titel eines geheimen Oberbauraths; im nämlichen Jahre wurde er Korrespondent des französ. Ministerium des öffentlichen Unterrichts und 1844, unter Belassung seiner Stelle als Hofbaudirektor, Direktor der Oberbaudirektion mit dem Amtstitel Oberbaudirektor. In dieser langen Reihe der verschiedenartigsten Auszeichnungen liegt aber zugleich ein Urtheil über M.'s Verdienst, welches nicht blos zu Hause, gewissermaßen zwischen den vier Wänden des Staats, dem er seine nächste amtliche Thätigkeit widmete, sondern auch weit außerhalb jenes Hauses, in der Welt, seine vollständige Würdigung fand. Und zwar ebenso, wohl als Verdienst des praktischen, wie des theoretischen Architekten, des Schriftstellers in seinem Fache. In ersterer Beziehung hinterließ seine Thätigkeit besonders in Darmstadt Spuren. In Darmstadt, wo unter der Regierung des kunstsinnigen Großherzogs Ludwig I. *) eben, nach langen Kriegsjahren, für den kleinen Staat eine neue Epoche der Kultur im Entstehen war und insbesondere in der Residenz, mit wesentlichem Einflusse des damaligen geheimen Kabinetssekretärs, nachherigen Geheimenraths Schleiermacher, eine, früher daselbst ungekannte, Liebe für die Kunst erblühte. Die Neustadt war hier eben in einer raschen Vergrößerung begriffen, als durch die Ankunft M.'s ein verbesserter Privatbaustyl daselbst eingeführt wurde. Von einzelnen größeren Gebäuden aber war das Haus der vereinigten Gesellschaft (1817), das Opernhaus

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 300.

(1819), die katholische Kirche (1824) und die neue Kanzlei (1826) wesentlich sein Werk. Ebenso in Bensheim an der Bergstraße die katholische Kirche (1827), in Mainz die Restauration der Ostseite der Domkirche (vollendet 1828) und das neue Schauspielhaus (1833); in Meisenheim der Umbau und die Vergrößerung des landgräfl. hessen-homburg'schen Schlosses, desgleichen des Schlosses Johannisberg im Rheingau für den Fürsten Metternich, des herzogl. nassau'schen Palais in Wiesbaden (1837—1840) und das Ludwigsmonument in Darmstadt (1844—1846). In der zweiten Beziehung beschäftigte sich M. seit 1812 mit der Aufnahme und Zusammenstellung einer Reihe von Monumenten altdeutscher Baukunst, von Einführung des Christenthums in Deutschland bis zur Reformation und gab die Zeichnungen davon unter dem Titel: „Denkmäler der deutschen Baukunst" *) heraus. Der Nekrolog M.'s in Nr. 15 (10. April 1852) des deutschen Kunstblattes (aus der Feder des Professors Jakob Felsing in Darmstadt) sagt hierüber: „Nach Außen begründete M. seinen mit Recht geschätzten Namen zuerst durch die Herausgabe seiner „Denkmäler deutscher Baukunst," durch welche er das Verständniß und die Würdigung dieser nationalen Kunstschöpfungen zu vermitteln suchte. Wenn nicht der Erste, so war er doch unter den Ersten, welche die Zeichnung dem Worte verbanden, um der im Anfange unseres Jahrhunderts aufkeimenden Liebe für das bauliche Mittelalter ein Führer zu seyn." Im J. 1814 hatte M. Gelegenheit, den in Darmstadt auf einem Speicher zufällig aufgefundenen, auf Pergament gezeichneten, geometrischen Originalriß der Thürme des kölner Doms zu erwerben, worauf er 1818 ihn als Fac simile stechen ließ und mit einem Aufsatz begleitete, worin er, als der Erste, die Fragen über Möglichkeit der Vollendung des Domes, in ihren allgemeinen Grundzügen erörterte und in religiöser und politischer Beziehung auf die Bedeutsamkeit dieses Unternehmens hinwies, dessen Ausführung er „der Weisheit der königl. preuß. Regierung" empfahl, sowie er den Originalriß dem Könige von Preußen wieder zustellen ließ. In der Folge wirkte M. noch in Gemeinschaft mit

*) Denkmäler der deutschen Baukunst. 1812 bis 1832. 22 Hefte (vom 13ten Hefte an auch unter dem Titel: Neue Folge der Denkmäler der deutschen Baukunst). Darmstadt. A. u. d. T.: Beiträge zur Kenntniß der deutschen Baukunst des Mittelalters, enthaltend eine chronol. Reihe von Werken aus dem Zeitraume v. 8. bis zum 16. Jahrhundert. 2. Aufl. 1836. Der Text auch in's Französ. u. Engl. übersetzt.

Boisserée zur Auffindung eines zweiten Originalbaurisses, durch welche Materialien demnächst auch die Vollendung der beiden Thürme in ihrer ursprünglich gedachten Form ermöglicht werden wird *). Von J. 1824 an begann M. mit dem Oberbaurath Heger die Herausgabe der „Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude" **). M. hatte bei aller Anerkennung des Kunstwerthes der altdeutschen Baukunst doch die Ansicht, daß dieselbe nicht dazu geeignet sey, allgemein wieder eingeführt zu werden. Dagegen glaubte M., daß die altdeutsche Konstruktionsart in technischer Beziehung die größte Beachtung verdiene. Er war auch der Erste, welcher mit Bestimmtheit und Klarheit auf die konstruktiven Grundsätze des Mittelalters aufmerksam machte und nachzuweisen suchte, wie die außerordentliche Leichtigkeit und Vestigkeit der altdeutschen Bauwerke auf der Anwendung eines sehr einfachen Princips beruhe, welches er das Netz- oder Knotensystem nannte und dessen Wiederaufnahme sowohl in der Civil- als in der Brücken- und Schiffsbaukunst vom größten Vortheile seyn würde, da es bei verhältnißmäßig geringer Masse die größte Vestigkeit gewähre. („Die genaue Ermittelung der konstruktiven Gesetze der deutschen Baukunst blieben ein fortgesetztes Studium von M.'s Vorliebe, deren Resultate er in seinen „„Beiträgen zur Konstruktionslehre"" niedergelegt und somit die gothische Baukunst nicht in der Anwendung äußerer Formen, sondern in der rationellen Nachbildung ihrer inneren organischen Gesetze, in Stein-, Holz- und Eisenkonstruktionen, für uns nutzbar zu machen suchte." Stelle aus dem vorhin erwähnten Aufsatze J. Felsing's.) ***). Oeffentliche Urtheile rühmten an M.'s Bauwerken nicht blos die Zweckmäßigkeit, sondern auch die Einfachheit, Schönheit und Origi-

---

*) Die Originalzeichnung des Domes zu Köln, 9 Bl. nebst Text Darmstadt. 2. Aufl. 1837.

**) „Entwürfe ꝛc." 1824 bis 1831. 5 Hefte. Darmstadt.

***) M. war 1827 nach Paris und 1830 nach London gereist, größten Theils um sich mit den neuen französ. und engl. Konstruktionen näher bekannt zu machen, wodurch er die Ueberzeugung erhielt, daß in diesen Ländern das Knotensystem noch nicht angewandt wurde und dieses bestimmte ihn auch, seine Ansichten über dasselbe zu veröffentlichen. Zuerst geschah Dieses im Text zum „Münster von Freiburg" (7. u. 8. Heft der „Denkmäler", 19. u. 20. Heft der neuen Folge); dann in den „Beiträgen zur Lehre von den Konstruktionen", mit Kupfern. 1—7. Heft. Darmst. 1833 bis 1843. Auch an vielen seiner eigenen Konstruktionsbauten brachte M. dieses Princip an. Mit besonderem Glück bei der eisernen Kuppel auf dem Dome zu Mainz und bei'm Dache des dortigen Theaters.

nalität derselben; doch konnte man dabei nicht umhin, zu erwähnen, daß fast bei allen von ihm ausgeführten Bauten verhältnißmäßig nur geringe Geldmittel disponibel waren: ein Umstand, der ihn mit zu jenen Konstruktionsentdeckungen veranlaßte, aber auch mit zu, nicht immer wünschenswerthen, Ersparungen ihn zwang. So z. B. bei der katholischen Kirche in Darmstadt, wo die Aufgabe, mit den geringsten Mitteln das größte Bauwerk zu schaffen, ihn veranlaßte, statt der von ihm für vorzüglicher erklärten Basilikenform die Rotunde zu wählen, wozu der weitere Uebelstand trat, daß die Kirche bei gemalter Kuppel und nicht wirklich vertieften Kasetten, wie bei'm Pantheon, ein Echo hat. Bei dem herzogl. Palais in Wiesbaden hatte der Plan nach und nach immer neue Zusätze erhalten u. dergl. Der schon mehrmals erwähnte Aufsatz von Felsing giebt einige Winke über M.'s Charakter. Er nennt ihn „hochherzig und neidlos, verbunden mit der größten Bescheidenheit"; diese hätten ihn stets nur den Werth in dem zu erstrebenden höchsten Ziele erkennen lassen, entfernt von allem Ehrgeize in der Verfolgung seiner Zwecke. Seine höchst achtbare Persönlichkeit und sein Lehrertalent seyen nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf die Ausbildung jüngerer Künstler, sowie auf die technische Vervollkommnung der Bauhandwerke gewesen, Zeugnisse, welche um so wichtiger sind, wo dem entfernter Stehenden wenig mehr vom Geschäftsmann bekannt wird, als seine Thätigkeit u. dgl., ohne daß er ein selbschauendes Auge haben kann für die Triebräder, welche jene Thätigkeit in Bewegung setzen. Zu M.'s vorzüglichsten Schülern gehören außer dem erwähnten, lange vor seinem Lehrer verstorbenen Franz Heger, der Oberbaurath Lerch, ebenfalls in Darmstadt, sodann Professor Hessemer in Frankfurt a. M., Stadtbaumeister Andrä in Hannover und viele andere jüngere Architekten, die aus nahen und entfernten Gegenden bei ihm sich einfanden, um vor Allem die konstruktiven Geheimnisse der Baukunst kennen zu lernen. M. hatte lange in kinderloser aber glücklicher Ehe gelebt, als er Wittwer wurde und, schon alternd, in eine zweite Ehe trat, aus dem ihm noch mehere kräftige Söhne erwuchsen. Ein zweistöckiges hübsches Haus, was er in der Nähe des Rheinthors in Darmstadt sich erbaut hatte, verkaufte er mehere Jahre vor seinem Tode an den Buch- und Kunsthändler Ch. G. Lange in Darmstadt unter der Bedingung, daß Dieser bei einer ansehnlichen Vergrößerung des Hauses doch den ursprünglichen Moller's-Bau stehen

ließ, was ein Mißverständniß in den beiden Seiten der Fronten zur Folge hatte. Bei einem wenn nicht gerade schwächlichen, doch für manche Uebel schon durch seinen Bau mehr prädestinirten Körper, war es zu verwundern, daß M. bis in's Greisenalter vorrückte. Einer einfachen Lebensweise hatte er dieß wohl vorzüglich zu danken. Indessen nahmen doch nach und nach seine Kräfte ab und nach einigen Tagen bestimmteren Krankenlagers starb er. Seine Beerdigung, welche in den Frühstunden des 16. März Statt fand, wohnte ein feierlicher Zug seiner Schüler, zu welcher sich mehr oder minder direkt alle Künstler Darmstadts zählen, der Bauhandwerker Darmstadts und viele Freunde bei. Nach Beendigung einer Rede des Stadtgeistlichen, sprach Professor Hessemer begeisterte Worte zur Bezeichnung des künstlerischen Standpunkts, welchen M. in seinem Leben eingenommen hatte, und Professor J. Felsing rief ihm dann im Namen des Vaterlandes, der Kunst und seiner Schüler herzliche Worte des Dankes nach, indem er ihm einen grünen Lorbeerkranz auf das Herz legte. Der Mann, der immer am Liebsten auf das Natürliche zurückging, hatte verfügt, daß er ohne Sargdeckel beerdigt werde. Und so geschah es auch. Es wurde nämlich der Sargdeckel, nach in das Grab gesenktem Sarg, abgenommen, auf die Seite gelegt und dann der mit einem weißen Tuche bedeckte Leichnam mit Erde überstreut. Noch im Herbste des nämlichen Jahres beschloß der Architektenverein von Hessen in seiner allgemeinen Versammlung in Neckarsteinach: „In gerechter Anerkennung und Würdigung der Verdienste M.'s, demselben auf dem Friedhofe von Darmstadt einen Gedenkstein zu errichten.“ Die Ausführung des Beschlusses war alsbald gesichert. Doch hielt man mit Recht für geeignet, auch noch andern Verehrern M.'s den Zutritt zum löblichen Vorhaben durch Verbreitung der bezügigen Subskriptionsliste zu ermöglichen. Als seinen Antheil hat Professor Jakob Felsing das Bildniß M.'s als Medaillon gestochen, welches an die beitragenden Theilnehmer vertheilt werden wird.

* 58. Mag. Ernst Albert Richter,

Pfarrer zu Schönbach bei Colditz im Königreich Sachsen;

geb. den 26. April 1802, gest. den 15. März 1852.

Geboren in der Sechs- (jetzt Vier-) Stadt Kamenz in der königl. sächsischen Oberlausitz, wo sein Vater, Joh.

Theoph. Fürchteg. Richter (starb im Mai 1852 als Pastor prim. jub. und des königl. sächs. Civilverdienstordens Ritter) damals Prediger und Katechet war, galt es ihm immer als eine anziehende Erinnerung, daß in einem der geistlichen Häuser dieses Ortes Lessing ebenfalls das Licht der Welt erblickt, auch — wie er selbst — später die königl. Landesschule St. Afra bei Meißen bezogen hatte. Im älterlichen Hause, nach der Weise jener Zeit, vom Vater mit allem Ernst, von der Mutter mit großer Liebe erzogen, besuchte er bis in sein 15. Jahr die lateinische Stadtschule des Ortes, von Ostern des Jahres 1817 an aber, wohl vorbereitet, die Fürstenschule zu Meißen, wo er als Alumnus den gewöhnlichen sechsjährigen Kursus durchmachte. Auch später noch bewahrte er den würdigen Männern, die ihn dort in die Gefilde von Hellas und Latium einführten, ein dankbares Andenken und erinnerte sich gern der frohen Jahre, die ihm im Kreise zahlreicher Freunde, die seine uneigennützige Hingebung und sein glücklicher Humor ihn finden ließen, rasch entschwunden waren. Mit guten philologischen Kenntnissen ausgerüstet, verließ er zu Ostern d. J. 1822 St. Afra, um sich auf der leipziger Hochschule dem Studium der Theologie zu widmen. Während seines Hierseyns verlor er die geliebte Mutter durch den Tod, verheirathete sich seine einzige Schwester Marianne an den (leider! zu früh verstorbenen) wackern Arzt, Dr. Berger*), Kreisphysikus zu Bischofswerda, und trat sein Vater in eine zweite Ehe mit einer gebornen Pieschel aus Magdeburg, in welcher seine Kinder stets Ursache hatten, eine zweite rechte Mutter zu verehren. Gefeierte Namen wie Tzschirner**), Cramer***), Tittmann†), Winzer††), Wiener u. A. waren in der Theologie Diejenigen, welche den meisten Einfluß auf ihn nicht blos für seine Jünglingszeit, sondern für sein ganzes Leben gewannen und ihm die Geistesrichtung gaben, welcher er — mit ganz geringen Modifikationen — bis an sein Ende treu blieb: nämlich der auf die heilige Schrift gegründete und überall an sie anknüpfende, durch die historisch-grammatische Interpretation vermittelte Rationalismus. Nachdem er gegen Ende seines Triennium sich den Grad eines

---

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. d. N. Nekr. S. 864.
**) — — — 6. — — — S. 113.
***) — — — 2. — — — S. 119.
†) — — — 9. — — — S. 1083.
††) — — — 23. — — — S. 165.

Magisters und Doktors der Philosophie erworben hatte, unterwarf er sich im J. 1825 vor dem königl. Oberkonsistorium zu Dresden der theologischen Kandidatenprüfung und empfing die Censur „Wohl.“ Bald darauf trat er als Hauslehrer in die Familie des Oberamtmann Türk in Rötzsch bei Torgau (jetzt Rittergutsbesitzer im Dessau'schen), wo er 1½ Jahre lang fünf Kinder unterrichtete und auch später noch in steter Verbindung mit derselben blieb. R. wandte sich jetzt nach Dresden, einmal, um für seine fernerweite theologische Ausbildung mehr thun zu können, sodann, um dem Centrum der kirchlichen Prüfungs- und Anstellungsbehörden näher zu seyn. Hier erfreute er sich besonders der wahrhaft väterlichen Theilnahme des damaligen Superintendenten und Oberkonsistorial-Raths Dr. Seltenreich's *), dessen Fürsorge er es hauptsächlich zu danken haben mochte, daß ihm fast 2 Jahre hindurch das Vikariat der Stelle eines Vicedirektors am friedrichstädter Schullehrerseminar anvertraut wurde. Im Herbst des J. 1830 hielt er, vom königl. Oberkonsistorium dazu denominirt, eine Probepredigt um's erledigte Diakonat zu Bischofswerda. Doch gelang es, begünstigt von den damals politisch sehr aufgeregten Zeitläuften und unter dem Vorgeben: den Prediger nicht überall verstehen zu können, einer in jener Ephoralstadt einflußreichen Faktion — gegen den Willen des Superintendenten wie des Stadtraths — seine Erwählung zu hintertreiben. Wohl war ihm diese Vereitlung seiner — wie es schien — so sichern Hoffnungen für den Augenblick schmerzlich; doch sollte ihm bald klar werden, wie wohl es der Herr mit ihm gemeint, daß er ihm den Kelch der Entsagung reichte. Er wandte sich nämlich in die Ephoralstadt Annaberg, eine Sammelschule zu gründen, in Folge dessen er nicht blos in nahe Beziehung zum dortigen Superintendenten Dr. Lommatzsch **) trat, der ihn wie einen Sohn liebte und, da derselbe ein geistig sehr anregender Mann und tüchtiger Theolog und Kanzelredner war, wesentlichen Einfluß auf R. ausübte; sondern wurde auch, als der Pfarrer v. Aderkas in Grünhain sich emeritiren ließ, durch Vermittlung Lommatzsch's, im Jahr 1832 als dessen Substitut eingesetzt. Wie früher schon die Kirche, so wurde jetzt die Pfarre zu Grünhain von Grund aus neu gebaut und schritt nunmehr R. zur Verehelichung mit Marianne, der Tochter des in Neumark

---

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 700.
**) — — — 12. — — — S. 608.

bei Zwickau verstorbenen Pfarrers Müller und einer geb. v. Minkwitz, aus welcher Ehe 4 Söhne und 4 Töchter entsprangen, von welchen 2 Töchter wieder verstarben. In Grünhain, wo R. bis zum Jahr 1845 — also volle 12 Jahre — amtirte, erwarb er sich die ungetheilte Liebe der Gemeinde nicht blos durch seine ansprechenden, mit Fleiß gearbeiteten Kanzelvorträge und gewissenhafte Seelsorge, sondern namentlich auch dadurch, daß er Theils eine große (vielleicht hin und wieder zu weit gehende) Uneigennützigkeit und Dienstbeflissenheit (von 15 Kindern war er Vormund), Theils einen thätigen Eifer, die materiellen Interessen seiner Parochianen zu fördern bezeigte, Theils endlich eine, in Betracht seiner Mittel, fast allzuwenig bemessene Thätigkeit übte. So hat R. in der armen Bergstadt eine Klöppel-, eine Näh-, eine Sonntagsschule und einen Gesangverein errichtet, wie er denn auch den geistigen Horizont seiner Mitbürger durch gemeinnützige Vorlesungen zu erweitern strebte. Diese seine Verdienste wurden nicht blos in der Gemeinde, sondern auch höheren Orts anerkannt. Und als einst die Königin von Sachsen diesen in der Geschichte des sächs. Regentenhauses durch den Prinzenraub denkwürdigen Ort besuchte und in gewohnter landesmütterlicher Fürsorge auch von den eben genannten Anstalten Kenntniß nahm, richtete dieselbe Worte der Ermunterung an ihn und ließ ihm späterhin ein werthvolles Andenken ihrer königl. Huld zustellen. Theils aus Vorliebe für das gemüthlichere Landleben, Theils weil die scharfe Gebirgsluft seiner häufig kränkelnden Gattin auf die Dauer nicht zusagte, bat R. bei der betreffenden hohen Behörde um eine Stelle im Niederlande und ward im J. 1845 nach Schönbach bei Kolditz designirt. Vor seinem Abgange von Grünhain verlieh ihm der Stadtrath daselbst das Ehrenbürgerrecht und bei seinem im Februar des folgenden Jahres Statt findenden Abschiede legte sich die Liebe und Theilnahme der Bewohner dieser Stadt auf für ihn gleich rührende als ehrenvolle Weise an den Tag. Am 13. Febr. 1846 zog er in Schönbach ein und hielt den Sonntag darauf in der freundlichen Kirche daselbst seine Antrittspredigt zur Befriedigung der neuen Gemeinde. Leider! sollte er nur 6 Jahre hier zu wirken berufen seyn. Aber auch während dieser kurzen Jahre machte er in und außer dem Amte manche seinem Herzen wohlthuende Erfahrung, wozu gewiß auch das gute Einvernehmen viel beitrug, in welchem er mit dem dortigen Lehrer unausgesetzt und in einer Weise stand, daß er denselben seinen

Freund nannte. Nur Eins vermißte er im Niederlande schmerzlich: den herzlich=traulichen Ton der erzgebirgischen Bevölkerung. Auch hier suchte er sich gemeinnützig zu machen durch Vorlesungen und Gründung einer (später freilich wieder eingegangnen) Sonntagsschule. Wie schon in Grünhain einmal (in Folge dessen er damals Franzensbad brauchte), so lag er vor einigen Jahren auch in Schönbach lebensgefährlich darnieder und konnte sein Amt ½ Jahr lang nicht verrichten. Ein Lieblingsgedanke R.'s war die Fortsetzung des von ihm in Grünhain bereits herausgegebnen pädagogischen Werkes: „Dein Reich komme! Ansichten über christlich-religiöse Erziehung. Ein Versuch, die obschwebende religiöse Lebensfrage zu beantworten. Motto: Meine Lehre ist nicht mein &c." Annaberg 1843. Erstes Heft. Doch kam derselbe, obschon Manches dazu vorbereitet war, nicht zur Ausführung, in Folge Theils öftern Unwohlseyns, Theils anhaltender Beschäftigung mit seinen Söhnen, deren Aeltesten er zur Fürstenschule vorbereitete, Theils mancher häuslichen Noth, Theils endlich anhaltender Verstimmung, die nicht immer in störenden äußern Verhältnissen, sondern häufig wohl in seinem eigenen Inneren Grund hatte. Denn der als Jüngling so lebensfrohe, joviale Richter war späterhin oft trübe bis zur Verzweiflung gestimmt und das Opfer eines ihn fast aufreibenden Mißtrauens gegen solche Personen gerade, die ihm aufrichtig wohlwollten und nicht entfernt daran dachten, ihn — wie er argwöhnte — prostituiren zu wollen. Es mochte diese Neigung, Alles durch ein dunkel gefärbtes Glas zu betrachten, ihren Grund vorzugsweise in Störungen des somatischen Lebens haben. Daher er auch die letzten Jahre mit Niemand, selbst mit seinen Amtsbrüdern so gut wie gar keinen Umgang pflog, sondern ganz zurückgezogen nur seinen Kindern und seinem Berufe lebte. — Am 13. März d. J. gegen Mitternacht, wo ihn eben der Sohn eines (auch schon heimgegangenen) Schulfreundes verlassen hatte, ward er, der Tags zuvor, als am Bußtage, mit gewohntem Eifer noch zweimal gepredigt hatte, unerwartet vom Schlage gerührt, kam zwar wieder zu sich, mußte aber gleichwohl zwei Tage darauf von den Seinen scheiden, ehe es ihm, wie er so sehnlich wünschte, möglich gewesen war, für deren Existenz befriedigend zu sorgen. Besonders ergreifend war es für Diese, als sie später das Manuskript der für den Sonntag bereits entworfenen Predigt fanden über das Thema: „Wie wir uns freuen, dankbare Menschen zu Gott gehen zu sehen" — als ob er

damit sich selbst seinen Leichensermon habe halten wollen! Nun, auch er ist „zu Gott gegangen" dankbar für das viele Gute, das ihm — neben manchem Uebel — zufiel. Am 19. März ward er mit feierlicher Beisetzung bestattet, bei welcher Gelegenheit unter meheren Rednern besonders sein Beichtiger, Pfarrer Hallbauer von Großbothen, ein „in Liebe wahres", treffendes Lebensbild von dem Vollendeten entwarf.

Greifenhain. Scheufler,
Pastor.

59. Dr. med. Heinrich Lehweß,

königl. preuß. Hofrath, Arzt und Ritter meherer Orden zu Berlin;
geb. den 1. Jan. 1794, gest. den 16. März 1852 *).

Sein Vater war ein hochgeachteter, in Potsdam verstorbener Arzt, der auch ihn für dieses Fach bestimmte, weshalb er nach hinlänglichen Schulstudien die königl. medicinisch-chirurgische Akademie in Berlin bezog, um sich zum praktischen Arzt auszubilden. Nachdem er, noch Zögling der Akademie, in den Jahren 1813 und 1814 mit in den Militärlazarethen zu Berlin gebraucht worden war, wobei er großen erfolgreichen Eifer gezeigt, nahm er an dem Freiheitskriege Theil und folgte im J. 1815 als Militärarzt der preuß. Armee nach Frankreich, wo er namentlich bei dem Feldlazareth zu Namur thätig war, bis er im Frühjahr 1816 nach Paris berufen wurde, um in den dortigen Lazarethen gebraucht zu werden. Er zeichnete sich dabei nicht blos als ein tüchtiger mit theoretischen und praktischen Kenntnissen reichlich ausgestatteter Arzt, sondern auch als ein überaus sorgfältiger und treuer Beobachter aller seiner Pflichten, sowie durch seine menschenfreundliche und gefühlvolle Theilnahme an dem leidenden Zustande der Kranken als Mensch aus. Außer den kranken vaterländischen Kriegern leistete er auch kranken Franzosen ärztliche Hilfe, wodurch sich das französ. Gouvernement bewogen fand, ihm zum Zeichen der Anerkennung den Lilienorden zu ertheilen. Nach Berlin zurückgekehrt, wo er sich im J. 1823 als selbständiger Arzt niederließ, und zum Doktor der Medicin promovirte, ward er bald darauf im J. 1817 erster Assistenzarzt des königl. Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde. Auch in dieser Stel-

*) Nach öffentl. Blättern.

lung bewies er wieder 6 Jahre lang den größten Diensteifer, wie sich aus den Berichten des Dirigenten dieser Anstalt, des Geheimraths v. Gräfe*), über das Wirken derselben ergab. Zugleich gehörte er seit 1818 als Mitglied und ärztlicher Sachverständiger der städtischen Kommission zur Unterstützung invalider Freiwilliger und Landwehrmänner an und auch in dieser Stellung ist ihm die dankbarste Anerkennung zu Theil geworden. Gleiche Anerkennung fanden seine wundärztlichen Leistungen in dem Lazareth der jüdischen Gemeinde, dem er in seiner Abtheilung für äußere Kranke von 1822 an vorstand. Nicht minder thätig und geschätzt war er in seiner Privatpraxis. Tausenden hat er geholfen, Tausenden in seiner ärztlichen Wirksamkeit beigestanden und mit welch uneigennütziger Bereitwilligkeit! Nicht selten brachte er mit seinem ärztlichen Rathe oder seinem wundärztlichen Beistande noch aus eigenen Mitteln andere Hilfe, besonders wenn er an das Krankenlager eines Armen und Nothleidenden gerufen wurde. Diese seine Menschenfreundlichkeit und seine ärztlichen Leistungen verschafften ihm den wohlbegründeten Ruf, in dem er als Arzt stand. Es bezeugte aber auch eine Menge der glücklichsten Kuren und schwierigsten Operationen seine große Geschicklichkeit. Dabei zeigte er eine Hingabe und Theilnahme am Krankenbett, wie sie nur selten angetroffen wird, bis eigene Kränklichkeit und zunehmende Schwäche diese aufopfernde Hingabe für seinen segensreichen Beruf beschränkte. Ein Schlaganfall, der ihn in Folge eines solchen Berufswerkes traf, wirkte lähmend auf die Thätigkeit seiner Hand. Doch konnte er noch immer nicht von der alten gewohnten Weise in Ausübung seines Berufes lassen, bis er sich dadurch eine schwere Erkältung zugezogen hatte, die eine Lungenentzündung herbeiführte und seinem Leben durch einen dazu gekommenen Schlaganfall viel zu früh für die Seinen und die leidende Menschheit ein Ziel setzte. Er starb mitten in seinem Berufe, ein Opfer seiner unermüdlichen Thätigkeit und Menschenliebe. Am Meisten mußten wohl die Armen, denen er Rath und Arznei zu schenken pflegte, diesen Verlust fühlen. Ueberhaupt verlor Berlin mit ihm nicht blos einen der geschicktesten, geachtetsten und bekanntesten Aerzte, sondern auch einen der edelsten Bürger, wie der Staat einen der gewissenhaftesten Diener, seine Freunde den biedersten und ehrenwerthesten Freund, seine Gattin den liebe-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 149.

vollsten Gefährten ihres Lebens und seine Kinder, von denen ihn 4 aus seinen beiden Ehen überlebten, den treuesten, sorgsamsten Vater und Pfleger ihrer Jugend. Der Staat ehrte seine verdienstliche Wirksamkeit durch Ernennung zum Hofrath und durch Verleihung des rothen Adlerordens, sowie die jüdische Gemeinde durch Verehrung eines schönen silbernen Pokals, als Zeichen der Anerkennung seiner als Vorsteher des jüdischen Krankenhauses geleisteten Dienste. Aber bei allen diesen Auszeichnungen und bei allen seinen anerkannten Verdiensten blieb er anspruchslos und bescheiden. Seine Beerdigung erfolgte am 19. März Vormittags, wobei sich in dem langen Zuge der Tausende, die seinem Sarge folgten, in den amtlichen Deputationen des Magistrats und Stadtraths zeigte, wie allgemein und tief dieser Todesfall gefühlt wurde. Besonders waren es seine vielen Freunde und Verehrer, die den Verlust des Braven betrauerten und ihn in dankbarer Rührung zu seiner Ruhestätte geleiteten. An dem Grabe des lieben Hingeschiedenen rief ihm sein Freund, der kön. Professor und Schuldirektor Karrig nach:

„Lebend ruhtest Du nicht, zu trösten, zu helfen, zu retten;
Ruhe im Grabe nun aus, Liebe verschließet Dein Grab!"

Gröger.

60. von Podewils,

königl. preuß. Oberst, Ritter des rothen Adlerordens 3. Kl., des eisernen Kreuzes 2. Kl., des St. Johanniterordens und des hohenzollern'schen Hausordens zu Danzig;

geb. im J. 1782, gest. den 17. März 1852 *).

v. P. begann seine militärische Laufbahn im blücher'schen Husarenregimente, ward im J. 1800 als Lieutenant in das Regiment Garde du Corps versetzt und machte in diesem Regimente die Feldzüge vom J. 1800 bis 1815 mit. Er zeichnete sich vorzugsweise in der Schlacht von Gr.-Görschen und in dem Gefechte von Haynau aus und erhielt das eiserne Kreuz 2. Kl. Nach hergestelltem Frieden im J. 1815 war derselbe als Major demnächst als Oberstlieutenant, Chef der in Berlin garnisonirenden Eskadrons der Garde du Corps. Im J. 1818 fand v. P. es seinen Verhältnissen angemessen, die ihm durch den Tod seines Vaters im camin'schen Kreise belegenen Güter Coseeger

*) Nach öffentlichen Blättern.

und Mallnow zu übernehmen und erhielt den nachgesuchten Abschied als Oberst. Derselbe regulirte die Verhältnisse nach Lage der damaligen Gesetzgebung auf diesen Gütern und war einer der Ersten, welcher die Grundsätze der rationellen Landwirthschaft dort in Anwendung brachte. Im J. 1827 ward er bezüglich seines im schivelbeiner Kreise belegenen Gutes Schlenzig zum Provinzial- und Kommunal-Landtagsabgeordneten des märk'schen Landtages gewählt, wobei er sich die Liebe und die Achtung seiner Mitstände zu erwerben wußte. Bei der Reorganisation der Kreisverfassung im J. 1825 wählten ihn die Stände des camin'schen Kreises zum Kreisdeputirten und landräthl. Stellvertreter. Die Ereignisse des J. 1848 ergriffen ihn tief, aber sie dienten nur dazu, die edlen Eigenschaften seiner Seele in die vollste Thätigkeit zu setzen. Mit jugendlichem Muthe und rastlosem Eifer warf er sich der Revolution und Demokratie entgegen, mit Ernst und Würde wußte er Königstreue und Vaterlandsliebe wieder zu beleben und zu fördern; ihm ist das frühe Wiedererwachen des wahren Preußensinnes in den ländlichen Ortschaften des camin'schen Kreises vorzugsweise zu verdanken. Im November des J. 1851 verlor v. P. seine Gemahlin, geb. v. Borcke, durch den Tod. Ihm blieb ein würdiger Sohn, der Rittmeister v. Podewils, und eine hochgeachtete Tochter, die Frau v. Wedell, in deren Hause er auch vollendete. In ihm hat der König einen seiner treuesten Unterthanen, das Vaterland einen wahren Patrioten und die Stände des camin'schen Kreises haben eines ihrer ehrenwerthesten Mitglieder verloren.

* 61. Friedrich Wilhelm Karl Winter,

Justizrath und Hofgerichtsadvokat, Syndikus der evangelischen Kirchen- und geistlichen Stiftungsfonds, Mitglied der ersten Kammer der Landstände zu Darmstadt,

geb. im Nov. 1800, gest. den 17. März 1852.

W. war der Sohn eines braven hessischen Militärs, der als Hauptmann starb. Er selbst erhielt seine Jugendbildung in den öffentlichen Schulen zu Gießen und Darmstadt und bezog im Herbst 1817 die Universität in ersterer Stadt. Dort widmete er sich der Jurisprudenz und bemühte sich dabei um den Aufbau der Burschenschaft. Ebenso in Heidelberg, wohin er später ging. Nach beendigten Studienjahren wurde er Hofgerichts-Sekretariats-Accessist

und dann Hofgerichtsadvokat und Auditeur in Darmstadt. Beides ungefähr im J. 1825. Seine Praxis erweiterte sich bald ansehnlich und auch als Auditeur war er von Bedeutung und Einfluß, als diese letztere Laufbahn sich ihm plötzlich schloß. Der frühere Lieutenant, dann Kandidat der Rechte und Dr. der Philosophie, Wilhelm Schulz aus Darmstadt, war nämlich unter der Anschuldigung verschiedener politischer Vergehen vor das Militärgericht gestellt worden, dem W. als Auditeur beigegeben war. Nicht ohne vorausgegangene Schwierigkeiten wegen der Kompetenzfrage und erst nach eingeholtem Spruch des Staatsrathes darüber, hatte die oberste Staatsbehörde diese Maaßregel getroffen. Mit ihr gleichzeitig war die Verhaftung von Schulz — im Sommer 1834 — erfolgt. W. hielt das Civilgericht für kompetent und stellte darauf, nach geführter Untersuchung, seine Anträge. Aber er stieß damit auf Schwierigkeiten. Eine Krankheit, welche ihn befiel, gab Anlaß, ihn aus der Sache ausscheiden zu sehen. Ein zweiter Auditeur übernahm wegen Krankheit die Sache gar nicht. Und so erfolgte die Berufung eines dritten Auditeurs aus einer auswärtigen Garnison, welcher zu dem ausführlichen, die Nichtkompetenz des Militärgerichts nachzeigenden Rechtsgutachten W.'s in wenigen Sätzen die entgegengesetzte Ansicht schrieb und dem dann auch das Kriegsgericht beitrat. Schulz ward in 5 Jahre strengen Vestungsarrest verurtheilt. W. aber sollte als Auditeur nach Worms versetzt werden, nahm jedoch seinen Abschied. Es war die Spitze dessen, was man da und dort wohl ihm als Opposition auslegte, was aber nicht über die einmal gewonnene und vestgehaltene Rechtsansicht hinausging. W. war nun blos Advokat, bis er im December 1841 zugleich das Syndikat über sämmtliche protestantische Kirchenfonds in der Provinz Starkenburg und aller sonstigen daselbst unter der Verwaltung des Oberkonsistorium stehenden milden Stiftungen, mit Ausnahme der Kirchen- und milden Stiftungsfonds in den standesherrlichen Bezirken, übertragen bekam. Später kam der Titel eines Justizraths hinzu. Neben seiner ausgebreiteten Advokatur hatte W. auch zu zweien verschiedenen Zeiten seines Lebens der Hebung des Advokatenstandes selbst und bezügiger Bemühungen manche Stunde gewidmet, und zwar in den Jahren, welche unmittelbar der Julirevolution folgten und in den letzten ruhigen Jahren vor 1848. Im J. 1851 war nämlich W. nebst noch vier andern seiner ausgezeichneteren Kollegen von den Advokaten seines Wohnortes in eine

Kommission gewählt worden, welche sich über die Mittel zur Verbesserung der advokatischen Berufsverhältnisse gutachtlich äußern sollte. Die Kommission schlug zu diesem Zwecke vor: eine Vereinigung zur Besprechung und Berathung alles Dessen, was den Advokaten für Ausübung ihres Berufes wichtig seyn und auf die Verhältnisse ihres Standes Einfluß haben könne; eine Revision der gesetzlich bestehenden Deserviten-Taxordnung, nach Anleitung des Grundsatzes: „Ueberall wo in dieser Hinsicht Zweifel entsteht, fordert die Ehre des Standes, daß ein Opfer nicht gescheut werde, um auch sogar den bloßen Schein einer Unbilligkeit zu vermeiden"; zuletzt eine Eingabe an die Staatsregierung, worin diese gebeten wurde, den Advokatenstand für eine Körperschaft zu erklären und ihm zu gestatten, daß er aus seiner Mitte eine kollegialische Behörde wähle, welche bei der Prüfung neu anzustellender Anwälte mitwirke, die Disciplinargewalt über die Anwälte ausübe, die Prüfung und Vertheilung der Armensachen besorge. In dieser Vorstellung sollte zugleich der Wunsch ausgesprochen werden, daß recht bald ein klares und einfaches Gesetzbuch, sowie Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens dem Anwaltstande die Möglichkeit geben möge, sich in der allgemeinen Achtung vollends in dem Maaße zu bevestigen, als dieß die Sicherheit der Rechtspflege und folglich das allgemeine Beste augenscheinlich erfordere, und dadurch ganz die Stellung zu gewinnen, welche der Wichtigkeit und Würde seines ehrenvollen Berufs entspreche. Diese vielfach löblichen Vorschläge, mit Ausnahme desjenigen einer Anwaltskammer, worin die Opposition ein Mittel befürchtete, den Anwaltstand durch seine eigenen Mitglieder noch mehr als bis dahin geschehen, in Fesseln zu schlagen, fanden gute Aufnahme und namentlich ward die Deserviten-Taxordnung in dem bemerkten Sinne ausführlich revidirt. Bei alle Dem aber war W. besonders thätig. Ebenso war er's, der, als nach langer Pause der Verein in den vierziger Jahren wieder erwacht war, zu dessen Vorsitzenden gewählt wurde. Ja, obgleich politisch mehr und mehr der konservativsten Seite zugetreten, trug er doch kein Bedenken, die Ehre und Unabhängigkeit des Standes, dem er angehörte, auch nach der Regierungsseite hin zu wahren, und er war Feuer und Flamme, als das Ministerium in Darmstadt in das Anstellungsdekret eines neu ernannten Advokaten sich für fünf Jahre das Recht des Widerrufs vorbehalten hatte. Nicht weniger wieß er, wo er Unrechtlichkeiten und Un-

billigkeiten wahrzunehmen glaubte, die Stirn den Gerichten. Das Jahr 1848 löste die ohnedieß schon schlaffer gewordene Thätigkeit des Vereins und W.'s Indessen besorgte er doch noch einige Jahre die laufenden Geschäfte fort, bis überhandnehmende Kränklichkeit ihn nöthigte, eine Neuwahl ausdrücklich abzulehnen. Bei strengem Konservatismus und einer gewissen Neigung für die höheren Klassen war doch W. entschieden patriotisch und human. Fand Jenes seine Anerkennung in dem ihm im Juni 1850 verliehenen Komthurkreuz 2. Kl. des großh. hess. Verdienstordens Philipp's des Großmüthigen, so war es doch zugleich eine wohlverdiente Belohnung für die viele Mühe, welche W. als Mitglied eines Ausschusses gehabt hatte, durch den die eingekommenen freiwilligen Beiträge an die in den Jahren 1848 und 1849 besonders in Baden verwundeten oder getödteten hessischen Soldaten und deren Angehörigen zur Vertheilung gekommen waren. In jene Zeit fällt auch W.'s Wahl als Mitglied des Gemeinderaths seines Wohnorts (eine Stelle, die er später wieder aufgab), und seine Ernennung zum Mitgliede der ersten Kammer durch die Staatsregierung nach Anleitung des Wahlgesetzes, welches, nach Beseitigung des unter Jaup's Ministerium entstandenen liberalen, im Okt. 1850 oktroyirt worden war. Vorher schon hatte W. bei den landständischen Wahlen seines Wohnortes in dem schon erwähnten konservativsten Sinne mit Erfolg und als einer der Führer zu wirken gesucht und dabei nicht blos gegen die Demokraten, sondern auch gegen die sogen. Gothaner und Alt-Konstitutionellen seine Bestrebungen gerichtet. Der neue Landtag begann im Laufe des Jahres 1851, nachdem schweres Uebelbefinden W. im vorhergehenden Jahre befallen und seine Freunde um den Ausgang auf's Aeußerste besorgt gemacht hatte, einer Kaltwasserkur in Michelstadt im Nachsommer 1850 aber, wenigstens eine Zeit lang, die Krankheit gewichen war. W. wurde zum ersten Sekretär der Kammer und zum Mitglied des so wichtigen Finanzausschusses gewählt, in welcher Eigenschaft ihm namentlich das Referat über die Kosten des Militärs und der Militäranstalten zufiel. Er nahm sich hierbei besonders des Interesses der Unterofficiere und Soldaten an, und wenn auch im Uebrigen, seiner ganzen politischen Richtung nach, nur als sich von selbst verstehend gelten konnte, daß W. sich regelmäßig der Regierung anschloß, so machte er doch u. A. gelegentlich eines, dem Princip und Ergebniß nach hochwichtigen Punktes (ob eine große

Summe aus dem großh. Familienvermögen der Staatskasse zu ersetzen sey) hiervon eine Ausnahme, indem er gegen die Regierung und den Referenten des Finanzausschusses der ersten Kammer sprach und stimmte. So, inmitten manchfaltiger Thätigkeit, war der 17. März 1852 gekommen. Noch am nämlichen Tage, Morgens, hatte er einer Sitzung der ersten Kammer beigewohnt, und Abends war er heiter und scherzend im gewohnten Gesellschaftskreise, als ihn, unmittelbar nach dem Zu-Bettegehen ein Schlagfluß traf, der seinem Leben in wenigen Augenblicken ein Ende machte. Die Sektion ergab eine Verknöcherung eines Theils seiner edleren Organe. Allgemein war die Theilnahme bei seinem Tode. Selbst Gegner, politische und andere, mußten ihm ausgezeichnete Gaben und bei bisweiliger Herbigkeit und Heftigkeit, doch auch Gefälligkeit und warmen Sinn für das allgemeine Beste, herzlichen Familiensinn, Biederkeit und Wohlthätigkeit zugestehen. Am 19. März erfolgte W.'s feierliche Beerdigung. Die Mitglieder beider Kammern, ihre Präsidenten an der Spitze (die Mitglieder der Linken der zweiten Kammer freilich nur sehr dünn vertreten), Direktoren und Mitglieder der Ministerien und anderer Behörden, namentlich die Gerichtshöfe, die Anwälte, viele Stabs- und andere Officiere, den Kriegsminister Freiherrn von Schäffer-Bernstein an der Spitze, Mitglieder des Gemeinderaths mit dem Bürgermeister, angesehene Bürger und Freunde des Verstorbenen folgten der Leiche. Auch hatten, in dankbarer Anerkennung der soldatenfreundlichen Gesinnung des Dahingeschiedenen, von allen Regimentern und Korps der darmstädter Garnison Deputationen von Unterofficieren an seinem Grabe sich versammelt. Prälat Dr. Zimmermann hielt die Grabrede. Er schilderte mit warmen Worten, was Fürst und Vaterland, was seine Familie, seine Freunde, die Hilfsbedürftigen in W. verloren. Drei Tage später aber, als die erste Kammer wieder in einer Sitzung versammelt war, widmete ihm deren erster Präsident, der Graf von Solms-Laubach, Worte der Anerkennung. „Obgleich viele von Ihnen", sprach er unter Anderem, „ebenso wie ich, den Verewigten erst durch die nähere Berührung, in welche wir auf diesem Landtag mit ihm gekommen sind, kennen gelernt haben, so genügte doch diese Zeit, daß wir Alle dem Urtheil seiner älteren Freunde und Bekannten uns anschließen: Er war ein deutscher Biedermann! Treu und entschieden in seinen Ueberzeugungen, sprach er dieselben unbekümmert, um Po-

pularität noch Gunst, mit männlichem Freimuth aus. Gewiß wird ihm bei uns Allen ein ehrenvolles Andenken gesichert seyn."

62. Dr. phil. Friedrich Wilhelm Carové,

Privatgelehrter zu Heidelberg;

geb. den 20. Juni 1789, gest. den 18. März 1852.

Zu Koblenz war C. von katholischen Aeltern geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung. Dem Gymnasium zu Koblenz verdankte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Zu seinem künftigen Lebensberuf wählte er sich die Jurisprudenz. 1809 ward er als Licentiat der Rechte bei dem Appellationshofe zu Trier angestellt. Zwei Jahre später erhielt er die Stelle eines Conseiller auditeur, und bald nachher, noch im J. 1811, das Amt eines Kontroleurs bei der Rhein-Octroy in Zütphen. In gleicher Eigenschaft kam er nach Laar in Ostfriesland. 1813 ward er dort Einnehmer bei der Schifffahrts-Octroy und 1814 in gleicher Qualität nach Gernsheim bei Worms versetzt. 1816 kam er als Schiffszolleinnehmer nach Andernach. Dieß Amt bekleidete er jedoch nur wenige Monate. Um Philosophie zu studiren ging er nach Heidelberg und von da nach Berlin, wo er Hegel's *) Vorlesungen besuchte. 1819 habilitirte er sich in Breslau als Privatdocent, gab aber auch diese Stelle bereits 1820 wieder auf. 1823 ward er wieder als Einnehmer bei der Rhein-Octroy angestellt. Später lebte er als Privatgelehrter abwechselnd in Heidelberg und Frankfurt a. M. Seine literarische Thätigkeit bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Theologie. Nach einem richtigeren Maaßstabe, als es bisher geschehen, beurtheilte er mit Freimüthigkeit den Katholicismus in seinem Verhältniß zu andern Religionsparteien. Das Phantom einer alleinseligmachenden Kirche löste er in Nichts auf durch seine tiefe, von allem Dualismus entfernte Philosophie. Als freisinniger Katholik verschmähte er es, veralteten Kirchenlehren und Gebräuchen der Väter das Wort zu reden. Es war ihm vielmehr Ernst und eine Aufgabe, die er sich und seinen literarischen Bestrebungen stellte, sich durch keine fremde Autorität beschränken zu lassen in seiner innern Ueberzeugung, und in solcher Weise das Reich der Wahrheit und christlichen Liebe immer vester zu begründen. Er gehörte daher, wie er sich selbst dar-

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

über ausdrückte, dem Katholicismus als einer Kirche, die sich für unfehlbar und alleinseligmachend halte, nicht mehr an, seit er sich überzeugt habe, daß es ihm unmöglich sey, jene Kirche ferner als unfehlbare Lehrerin der Wahrheit anzuerkennen. Seine religiösen Ansichten und Ueberzeugungen koncentrirten sich in dem Ideal einer allgemeinen christlichen Kirche, rein von allen menschlichen Zusätzen, frei von aller Hierarchie und nur auf Anerkennung der allgemeinen Grundlehren des Christenthums beschränkt. — Schriften: Dissertation sur les conditions et les qualités requises pour pouvoir contracter mariage d'après les principes du droit Romain et de l'ancien droit français, comparés à ceux du Code Napoleon. Coblenz 1809. — Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das J. 1816. Köln 1816. Mit Kupfern. (Gemeinschaftlich mit E. v. Groote herausgegeben). — Erster Vortrag am 23. Febr. 1817 bei Darstellung des Verfassungsentwurfs für eine allgemeine Burschenschaft zu Heidelberg. Heidelberg 1817. — Romantische Blätter. Eisenach 1818. — Entwurf einer Burschenschaftsordnung und Versuch einer Begründung derselben. Ebds. 1818. — Rede, gehalten am 19. Okt. 1817 zu den auf der Wartburg versammelten deutschen Burschen. Ebds. 1818. — Drei Reden, gehalten an die Burschenschaft zu Heidelberg, und ein Gedicht über die leipziger Völkerschlacht. Ebds. 1818. — Ueber die Ermordung Kotzebue's. Ebds. 1819. — Ueber das Recht und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung, mit steter Beziehung auf die neueste Zeit. Trier 1825. — Ueber Auktorität der alleinseligmachenden Kirche. Frankfurt a. M. 1828. — Religion und Philosophie in Frankreich, eine Folge von Abhandlungen. Aus dem Französischen übersetzt. Göttingen 1827. 2 Bde. — Ueber alleinseligmachende Kirche. 1. u. 2. Abtheilung. Ebds. 1827. — Ist die römisch-katholische Kirche im Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit 2c. Ebds. 1827. — Was heißt römisch-katholische Kirche? Aus kirchlichen Auktoritäten zu beantworten versucht. Altenburg 1828. — Fievée, Stendhal und Rolaidt, über Frankreich, Italien und Spanien. Mitgetheilt und eingeleitet durch F. W. C. Leipzig 1831. — Die beiden Freunde; zwei Erzählungen; aus dem Französischen und Altdeutschen mitgetheilt und eingeleitet durch F. W. C. Ebds. 1831. — Kosmorama. Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion. Frankfurt a. M. 1831. — Moosrosen zum Christgeschenk.

Ebds. 1831. — Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie. — Ueber das Cölibatgesetz des römisch-katholischen Klerus. Erste Abtheilung auch unter dem Titel: Unparteiische Betrachtung über das Gesetz des geistlichen Cölibats und über das feierliche Keuschheitsgelübde, besonders den Räthen und Gesetzgebern der katholischen Staaten vorgestellt von C. A. P. Aus dem Italienischen übertragen und mit Einleitung, Anmerkungen und ergänzenden und berichtigenden Zusätzen herausgegeben. Ebds. 1832. — Zweite Abtheilung, auch unter dem Titel: Vollständige Sammlung der Cölibatgesetze für die katholischen Weltgeistlichen, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; mit Anmerkungen. Ebds. 1833. — Die letzten Dinge d. röm. Katholicismus in Deutschland. Leipzig 1832. — Das römisch-kathol. Cölibatgesetz in Frankreich u. Deutschland. Offenb. 1834. — Der Messianismus, die neuen Templer u. einige andere merkwürdige Erscheinungen auf d. Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Leipzig 1834. — Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutungen ihrer welthistorischen Bestimmung. Hanau 1834. — Ueber kirchliches Christenthum. Leipzig 1835. — Zur Beurtheilung des Buchs der polnischen Pilgrimme u. s. w. Zürich 1835. — Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte. Leipz. 1838. — Mittheilungen aus und über Frankreich. Ebds. 1838. — Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte. Ebds. 1838. — Papismus und Humanität. Erstes Heft. Deutschland und Rom. Mit Bezug auf die rheinischen Irrungen. Ebds. 1838. — Zweites Heft. Preußen und der Katholicismus. Mit Bezug u. s. w. Ebds. 1838. — Worte des Friedens; mit Bezug u. s. w. Ebds. 1838. — Galiläo Galiläi. Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säkularjahr seines Todes. Sein Leben und seine Werke, von Libri; aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen. Siegen und Wiesbaden 1840. — Zu dem von Eduard Duller herausgegebenen deutschen Stammbuche auf das J. 1838 lieferte C. den Aufsatz: Die Volksgeister Griechenlands, Israels, Roms; hatte Antheil an der Gebrüder Grimm Altdeutschen Wäldern. Th. 4 (1815); an P. v. Hornthal's deutschen Freiheitskriegen (1815 u. 1816); an der Wünschelruthe (1818); an Gedike's Neuen Berliner Monatsschrift (1821); an der Zeitschrift: Altdeutsche Zeit und Kunst (Frankf. 1822); an Münch's Deutschem Museum (1825); an dem Freihafen (1840) u. a. Journalen; lie-

ferte auch Recensionen in den von J. Schultheß herausgegebenen neuesten theologischen Annalen (1826).

Jena Dr. Heinrich Döring.

* 63. Dr. Ernst Benjamin Salomo Raupach,

königl. preuß. Hofrath und Privatgelehrter zu Berlin;
geb. den 21. Mai 1784, gest. den 18. März 1852.

Deutschland ist fürwahr nicht reich genug an begabteren dramatischen Dichtern, um diejenigen, welche sich durch mehere bedeutende Vorzüge auszeichnen, ohne Weiteres von der Ehrentafel auszustreichen. Mag es seyn, daß R. weder den idealen Phantasieschwung Schiller's, noch die Zauberkunst Goethe's, die reale Wirklichkeit zum dichterischen Gebild umzugestalten, besaß: ein dramatischer Dichter vorzüglichen Ranges war er jedenfalls. Denn wir finden bei ihm die noch immer seltene Begabung, irgend einen gegebenen Stoff, mochte er auf dem Gebiete der Geschichte, oder des Volkslebens der Gegenwart, oder wo sonst sich finden, so aufzufassen, daß er unter seinen Händen zu einem Drama sich gestaltete. Stand ihm außerdem eben so der füllereiche Glanz, als der neckische Humor der Diktion, je nach Bedürfniß zu Diensten, wählte er stets anziehende Persönlichkeiten, fesselnde Episoden zu seinen Darstellungen, bewegten sich seine theatralischen Schöpfungen nicht selten um Zeitfragen, welche bis in alle Schichten des Volkes gedrungen waren, so muß man sich wundern, daß er dennoch ein eigentlicher Volksdichter, wie v. Kotzebue und Iffland, niemals geworden ist. Dennoch ist Letzteres erklärlich aus seiner eigensten Art und Weise. Seine erhabensten theatralischen Gestalten sind weder so ideal glänzend, so gemüthlich ansprechend, wie bei Schiller, noch seine komischen Charaktere so mundrecht, um nicht zu sagen, so trivialvolksthümlich, wie bei Kotzebue; jene ersten fordern zu ihrem Verständniß so viele geistige Bildung, wie sie das Volk im Ganzen noch nicht erlangt hat, und seine Komik ist bei aller Derbheit der äußeren Erscheinung viel zu raffinirt, als daß sie von der Gallerie erfaßt werden könnte. Darum werden die Masken belacht; doch was die Maske birgt, ist unbekanntes Land. Nun fesselt aber die äußere sinnliche Anschauung nicht; man läßt sie zweimal, dreimal an sich vorübergehen und ist dann gesättigt. Mit Einem Worte: R. war zu altverständig und zu gelehrt, als daß er dem süßen Spiele, oft sinnlosen Spiele der Phantasie, wodurch die Menge ge-

lockt und gefesselt wird, sich hätte hingeben können; auf der anderen Seite zu wenig dichterischer Natur, um dem Ideale eine Bedeutung in dem realen Menschenleben zu erkämpfen. — Doch wir wenden uns zu seinen äußeren Lebensverhältnissen, aus denen manche geistige Erscheinung erst ihr wahres Verständniß empfängt. R. war der Sohn eines unbemittelten Landpredigers zu Straupitz bei Liegnitz in Schlesien, der eben starb, als der Sohn sein 10. Lebensjahr antrat. Freunde in Liegnitz nahmen sich des bereits auch mutterlosen Knaben an und ließen ihn das dortige Gymnasium besuchen. Mit Ostern 1801 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Da kein engeres Band ihn an das Vaterland fesselte, folgte er im J. 1804 einem Rufe als Hauslehrer nach St. Petersburg um so lieber, als sich sein älterer Bruder, Joh. Friedrich, schon seit meheren Jahren in ähnlichen Verhältnissen dort befand. Nachdem er zehn Jahre hindurch Theils in den angesehensten Häusern den vielseitigsten Unterricht ertheilt, Theils — und zwar die letzten achtzehen Monate — privatisirt hatte, erlangte er im J. 1816 bei dem dasigen gelehrten Institute, der nachmaligen Universität, eine öffentliche Anstellung zunächst als Professor der Philosophie, später der deutschen Literatur und Geschichte, wobei er zugleich die Verbindlichkeit übernahm, seine Vorträge abwechselnd in lateinischer, deutscher, russischer und französischer Sprache zu halten. R. war nicht der Mann, der bei seiner entschiedenen Offenheit des Charakters und nahe an Streitsucht grenzenden Disputirliebe auf russischem Boden in seiner amtlichen Wirksamkeit sich zu halten vermochte. Eine gegen ihn und einige seiner Kollegen erhobene Anklage und begonnene Untersuchung verbitterte ihm den dortigen Aufenthalt. Schon im Jahre 1822 verließ er Rußland, um sich in Deutschland niederzulassen. Zuerst wählte er Weimar, wahrscheinlich um Goethe's *) anziehender Nähe willen. Da er aber die von dem Dichterfürsten erwartete Gunst nicht fand, verließ er nach kurzem Aufenthalte diese Stadt und wandte sich, nach einigen anderen verunglückten Wohnversuchen im J. 1824 nach Berlin, wo er, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, die er im Jahr 1848 in Potsdam verlebte, seinen bleibenden Wohnort fand. Schon im J. 1816 hatte er sich in St. Petersburg mit Cäcilie Wildermeth, einer Tochter des Altschultheißen von Biel vermählt, die ihm aber nebst einem Sohne,

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

welchen sie ihm geboren, gegen Ende des folgenden Jahres durch den Tod entrissen worden war. — Bereits war von ihm, so lange er noch in Rußland weilte (1814), ein Drama „Timoleon" erschienen, in welchem er in antiker Form in edler, durchaus nicht schmeichlerischer Weise den Kaiser Alexander als siegreichen Kriegsfürsten feierte; ein anderes, „Die Gefesselten", war schon vor seiner Ankunft in Berlin, obschon nicht mit auffallendem Erfolge, über die Bühne gegangen. „Die Fürsten Chawanski", „die Erdennacht" und „Isidor und Olga", gleichfalls noch in Rußland gefertigt, gingen unter seinem persönlichen Einflusse über die berliner Bühne und verbreiteten seinen Ruf schnell über ganz Deutschland. L. Rellstab theilt in seiner Lebensskizze R.'s (Augsb. Allgem. Zeit. Nr. 88 vom 28. März 1852) ein Paar interessante Anekdoten über des Verewigten Stellung zur berl. Hofbühne mit: „Er trat noch ungekannt im J. 1823 mit dem Manuskripte des Lustspiels: „Laßt die Todten ruhen" in das Bureau der Intendanz und sagte einfach: „Ich habe hier ein Stück, dessen Aufführnng ich wünsche". Einer der anwesenden Herren nahm es ihm ab, warf einen Blick hinein und sprach (es war R.'s eigene, sehr klare, aber überaus feine Handschrift): Das ist sehr schlecht geschrieben!" R. nahm es wieder und antwortete: „Schlecht geschrieben ist es nicht, aber klein geschrieben", und damit ging er zur Thür hinaus. Das imponirte. Als seine Tragödie „Isidor und Olga", die erste, die unter seiner persönlichen Mitwirkung einstudirt wurde, störten zwei der besten Darstellerinnen die Probe durch lautes Sprechen über das Kostüm. R., so neu er in den Verhältnissen war, rief plötzlich aus seiner Loge: „Meine Damen, Sie stören die Probe! Uebrigens, wenn das Stück schlecht ist, werden Ihre Lungen ihm nicht aufhelfen!" Vor einem so entschiedenen Manne bekam man Respekt und er regierte anderthalb Jahrzehnte fast unumschränkt, aber gerecht und vernünftig in Betreff seiner Stücke." — Es ist unthunlich, seine Stücke insgesammt namentlich aufzuführen, da dieselben die Zahl Achtzig übersteigen. Nur einige und diejenigen wollen wir nennen, welche Theils durch ihre Gediegenheit hervorragen, Theils in der Bühnenwelt das meiste Glück gemacht haben. Dahin gehören außer den schon angeführten: „Die Tochter der Luft", nach Calderon; „Tasso's Tod„, vielleicht sein bestes Drama; „Die kluge Königin", durch feinen Witz; „Vor hundert Jahren", durch wahre und charaktervolle Zeichnung; „Die Schleichhändler", als

drastische Posse ausgezeichnet. Minder glücklich können wir die Versuche nennen, die Geschichte der Hohenstaufen, wozu er durch v. Raumer's geschichtliche Darstellung angeregt worden seyn mochte, über die Breter zu führen; gleichem Urtheile unterliegt der Cyklus, der Cromwell's Leben umfassen sollte und der offenbar durch Scott's schottische Romane in's Leben gerufen worden ist. Läßt sich nicht läugnen, daß er in Einzelnheiten glücklich war, so muß man doch zugeben, daß das Ganze die Weihe des Genius nicht empfangen hat. Einer kritischen Aeußerung, daß es lediglich in der Absicht des Dichters gelegen haben könne, „die Herrlichkeit des absoluten Herrscherthums gegenüber der Kirche und den Unterthanen zu beweisen", stimmen wir vollkommen bei. Glücklicher nach unserem Gefühle ist sein großartiger Versuch, den Hauptinhalt des Nibelungenliedes in dramatischer Gestaltung auf die Bühne zu bringen, wenigstens in einzelnen Theilen ausgefallen. Doch stört auch wieder die in „Hagen" hervortretende Tendenz und überhaupt der Mangel an allem romantischen Zauber, der erst alle jene Gestalten beleben muß, den tieferen Eindruck. Als erzählender Schriftsteller hat er weniger geglänzt, wiewohl seine in meheren Taschenbüchern zerstreut liegenden, später in zwei Bänden gesammelten Arbeiten dieser Art, dann seine wissenschaftlichen aus Italien geschriebenen Briefe nicht ohne Anerkennung geblieben sind. Mit größter Spannung sieht man den von ihm nach seinen Aeußerungen zu erwartenden Memoiren entgegen, in denen seine Verhältnisse in Rußland, sowie die dortigen Zustände überhaupt ein neues Licht empfangen werden. Mündlich äußerte er sich wenig darüber und ging nicht über die Behauptung hinaus, daß alle bisherigen Mittheilungen über jenes Land völlig irrthümlich seyen. — R. war in seinen früheren Jahren gewöhnlich schroff, widerspruchsvoll, streitsüchtig; das Alter milderte diese Eigenschaften, ohne sie doch ganz zu beseitigen. Trotz dem war er ein geistreicher, anregender Gesellschafter, der selbst in den höchsten Kreisen willkommenen Zutritt fand. Der König selbst, vornämlich die geistvolle Prinzessin von Preußen, würdigten ihn ihres Umganges und sahen von minder geglätteten Seiten des Mannes ab. Es war für den Fremden nicht gerade leicht, an den derben, in ziemlich altväterischer Tracht etwas gebückt einhergehenden Mann, der wie lauernd durch seine großen runden Brillengläser schaute, heranzukommen; doch war es gelungen, begann auch sofort das geistige Turnier, in welchem R.

nicht immer schulgerechte, aber stets derbe Lanzenstöße austheilte. Es ist zu beklagen gewesen, daß er, der durch und durch loyale Mann, noch in seinem Alter die Revolutionsstürme des Jahres 1848 erleben mußte. Er hatte den Muth, gegen die Anarchie und ihre Kämpen in den öffentlichen Blättern aufzutreten; seine Stimme, wie so manche andere, wurde überhört. Da wendete er sich, von den Gräueln jener Märztage verscheucht, von Berlin, wie er meinte, auf immer nach dem ruhigeren Potsdam, nachdem er sich mit einer jungen, talentvollen Schauspielerin, die sich auch als dramatische Schriftstellerin nicht ohne Glück versucht, ehelich verbunden hatte. Nach kurzer Frist kehrte er jedoch mit der Gattin auf den Schauplatz zurück, auf welchem er so viele Triumphe und -- ein nicht unbedeutendes Vermögen als guter Oekonom errungen hatte. Seine plötzlich eingetretene Krankheit führte ihn überraschend schnell, schon am zweiten Tage des Verweilens auf dem Krankenlager, zum Tode. Merkwürdig, daß er an dem Tage starb, der seinem patriotischen Herzen der fatalste war. B. Hain.

* 64. Karl Friedrich Merkel,

Pfarrer zu Nauenhain bei Leißnig in Sachsen,

geb. den 16. Okt. 1793, gest. den 19. März 1852.

Der ehrwürdige Mann, dessen allerwärts hochgeachteter Name oben steht, hat niemals darnach getrachtet, daß sein gesegnetes Wirken vor öffentlichen Kreisen gerühmt würde. Sein schlichter, gerader Charakter freute sich vielmehr an der stillgereiften Frucht seiner treuen Arbeit im Herrn, und der tadellose Wandel, die fromme Sitte, der treue Sinn Derer, welche er durch sein rastloses Mühen zu Kindern Gottes erzogen hat, sind sein schönster, bleibendster Ruhm vor der Oeffentlichkeit der Mit- und Nachwelt. Aber in einer Zeit und Welt, wo die Zahl der in der Stille gesegnet wirkenden großen Männer deutscher Nation immer kleiner wird und Viele nur deshalb groß seyn wollen, weil sie klein sind, ist es wohl ein Akt der Pflicht gegen das Vaterland, die wahren Größen, die es trug, und durch welche es getragen ward, vor Vieler Augen zu stellen und in schlichten Zügen ein treues Abbild des Charakters zu geben, der, eben weil er in unantastbarem Sinne ein Charakter war, kein Schaugepränge aus dessen edlen Konsequenzen machte. Und sicherlich ist dieß Hinstellen des Lebensbildes eines vor

Andern ruhmwürdigen Todten um so weniger da ein eitles Thun, wo eine aufrichtige Pietät und Dankbarkeit gegen den Entschlafenen die Feder führt und wo eine trautere Freundschaft, die der schlichte Biograph mit ihm pflegen durfte, zu einer dem Wesen des Heimgegangenen entsprechenden, ungeschminkten Darstellung berechtigt. Es ist aber das Leben eines großen Mannes nach seiner extensiven und intensiven Erscheinung zu betrachten und darauf zu achten, wie das, was er nach Außen hin beschaulich lebte, verklärt ward durch das, was er nach Innen hin lebte. — Der theure Mann, den wir beklagen und beneiden, war zu Flöha, einem großen Dorfe des sächsischen Erzgebirges geboren. Sein Vater, Dr. Fr. G. Merkel *), den er allzeit kindlich liebte und der, wie der Sohn, seine größte Freude im Geben, im Wohlthun und Mittheilen fand, war der würdige, weithin als Kanzelredner geschätzte, als Seelsorger geliebte, als Freund gesuchte Pfarrer des heimathlichen Dorfes, das ziemlich in der Mitte der hohen, von Freiberg nach Chemnitz führenden Straße und unweit des mächtigen Schlosses Augustusburg liegt, dessen glänzende Zinnen den Horizont vielseitiger Fernsichten im wildromantischen Erzgebirge begrenzen. Ungetrübt verflossen dem theuren Verewigten die Jahre der Kindheit im väterlichen Pfarrhause, wo er schon frühzeitig die Eindrücke der älterlichen Vorbilder in frommer Tugend und gemüthvoller Häuslichkeit empfing. Im sechsten Jahre seines Lebens ward er, auf den Wunsch seines Großvaters, des in der theologischen Welt rühmlich bekannten Superintendenten Dr. theol. Merkel zu Chemnitz, in dessen Haus aufgenommen und unter seiner Leitung gedieh der Knabe zu gesegnetem, geistigem Wachsthum. Mit rührender Freudigkeit gedachte der Selige in späterer Lebenszeit oft der anregenden Besuche, die der damalige sächs. Oberhofprediger Reinhard dem großväterlichen Hause abstattete und rühmte die wohlwollende Zuneigung, die jener würdige Oberhirt der sächs. Landeskirche für den hoffnungsreichen Knaben gefaßt hatte. Dieser verließ nun nach dem Tode des Großvaters das Gymnasium zu Chemnitz, welches er bis dahin besucht hatte, und begab sich auf dasjenige zu Altenburg. Allein die stürmischen Jahre des Krieges riefen ihn gar bald wieder zurück in's heimische Pfarrhaus zu Flöha, wo er dem vielbedrängten Vater durch nicht ungewöhnliche Hilfsleistungen zur Hand ging

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 868.

und wo schon damals seine gesammelten Kenntnisse eine Frucht für's Leben trugen. Denn die fremden Truppen, die aus verschiedenen Ländern herein das Sachsenland überschwemmten, nahmen gar oft auf ihren Durchmärschen das friedliche Pfarrhaus in Beschlag, wie es denn in einer Nacht jener Kriegszeit geschah, daß drei Herrscher daselbst einkehrten und bei dem gastfreundlichen Pfarrherrn die erquickendste Aufnahme fanden. — Nach Beendigung der Kriegsdrangsale begab sich der Jüngling zur Vollendung seiner Gymnasialbildung wieder nach Altenburg. Doch mitten in das erfreuliche Aufstreben seines Geistes fiel ein böses Scharlach, für lange Zeit lähmend und hemmend. Die Wächter, die zur Hut seines Krankelagers verordnet waren, hatten sich in einer Nacht dem Schlafe überlassen und in der Fieberhitze verließ der Jüngling das Bett, um in dem kalten Hausflur wie todt umzufallen. Alle dort angewandte Mittel waren fruchtlos, so daß der liebend für ihn besorgte Vater den leidenden Sohn nach Leipzig in das Haus eines befreundeten Arztes brachte, wo er unter sorgsamer, gewissenhafter Pflege, freilich auch unter bedeutenden Schmerzen und Geduldsproben, nach einem langen Jahre genas. Hierauf begann er zu Leipzig die höheren Studien, welche er Anfangs vornämlich auf die Heilkunst richtete, um dermaleinst als Pfarrer einer Gemeinde auch leibliche Hilfe zu leisten. Und fürwahr, seine treue Absicht ward nicht betrogen! Wie er sein ganzes Leben hindurch ein offnes Herz und eine milde Hand hatte für das Weh der leidenden Menschheit, so hat er auch in seinem Amte unter den ihm anvertrauten Pfarrkindern allezeit Rath und Hilfe geschafft, wo nur der Herr, dem er diente, es ihm gab. Nach Verfluß der 3 Jahre seines leipziger Studium, das sich allmählig der Gottesgelahrtheit zuwandte, begab er sich noch auf ein Jahr auf die Universität Göttingen und kehrte von dort als Kandidat des Predigtamts in das Haus des Vaters zurück. Es ist leicht erklärlich, daß er hier unter dem durchweg praktischen Vorbild des Vaters die trefflichste Anleitung zur gesegneten Führung des geistlichen Amtes genoß. Häufig verkündigte er sowohl in der Kirche seines Geburtsortes, als auch in Stellvertretung anderer Pfarrer das Wort Gottes zur Erbauung seiner stets zahlreichen Zuhörer; weshalb auch das hohe Landeskonsistorium kein Bedenken trug, ihn für das Pfarramt Nauenhain zu berufen, in welches er im März 1825 feierlichst eingewiesen wurde. Er trat es an mit den Hoffnungen und Plänen, deren Verwirklichung jetzt vor Augen

liegt. Nicht lange nach seiner Einführung in's heilige Amt verehelichte er sich mit Jungfrau Friederike Albrecht, Stieftochter des Justizamtmanns Weißbach auf dem Schlosse Augustusburg, dessen helle Firsten schon dem Knaben eine trauliche Romantik in's Herz gelacht hatten. Diese gesegnete, durch keinen Zwist getrübte Ehe war ein leuchtendes Musterbild für die Gemeinde, wie denn sein ganzes Leben eine thatsächliche Beweisführung seiner Predigt war. Ein überaus trautes Familienleben umfriedete gar bald den Pfarrherrn und seine Gattin mit 3 hoffnungsvollen Kindern. Was er in seinem Amte gewirkt, wie es sein eifrigstes Bestreben war, Seelen zu ihrem Seligmacher zu retten, wie er bereit war, zu helfen und zu rathen, wie er ohne selbstgenugsames Prahlen eine stille, nur von Gott gesehene Mildthätigkeit übte, das Alles wissen Alle, die in irgend einem Bezug zu seinem Leben standen. Wenn es nach menschlicher Berechnung hätte gehen dürfen, würde der treue Seelsorger, der liebende Gatte und Vater, der milde Freund seiner leidenden Mitmenschen noch längere Zeit gesegnet haben walten können in dem von Gott ihm angewiesenen Berufe. Allein Gottes Gedanken gehen hoch über Menschengedanken hin. Am 13. März 1852 warf ein unglücklicher Sturz vom Schlitten den theuren Mann auf ein sechstägiges, vielfach schmerzvolles Krankenlager, das sein letztes seyn sollte vor dem ewigen Auferstehungsmorgen. Denn der Selige vollendete seinen von Gottes Liebe gehobenen Lebenslauf in der Mittagsstunde des 19. März, in einem Alter von 59 Jahren, 5 Monaten, 19 Tagen. Have, pia anima!

* 65. Maximilian Arzberger,

geheimer Regierungsrath, Ritter des herzogl. sächs. ernestin. Hausordens und Inhaber des kön. preuß. rothen Adlerordens 3. Kl., zu Gotha;

geb. d. 30. März 1802, gest. d. 23. März 1852.

A. war der einzige Sohn des um das Fürstenthum Koburg hochverdienten, leider! sehr frühzeitig verstorbenen Geheimenrathes Arzberger zu Koburg. Er wurde daselbst geboren, genoß seine Schulbildung auf dem dasigen Kasimirianum, studirte zu Jena und Göttingen Jurisprudenz, Mathematik und Naturwissenschaften und bereitete sich für den praktischen Staatsdienst unter Leitung des Oberappellationsgerichts-Direktors von Seiffert in München vor. Nachdem er das juristische Staatsexamen in Koburg rühm-

lich bestanden hatte, erhielt er im November 1825 die Erlaubniß zur advokatorischen Praxis als Hofadvokat, trat aber schon im Februar 1826 als Referendar bei der Regierung zu Koburg in den unmittelbaren Staatsdienst ein und wurde — nach einem vor dem Ministerium bestandenen zweiten Examen — zum wirklichen Regierungsassessor mit Sitz und Stimme im Kollegium ernannt (December 1828). Mit den Referaten des finanz- und des rechtskundigen Rathes betraut, entwickelte er bald eine so rühmliche und erfolgreiche Thätigkeit, daß er schon im Januar 1832 zum wirklichen Regierungsrath in Koburg und (nachdem er in den beiden Jahren 1835 und 1836 vorübergehend die Geschäfte eines Militärintendantur-Rathes besorgt hatte) im Januar 1837 zum Mitgliede der herzogl. Landesregierung in Gotha befördert wurde. Hier war seiner Wirksamkeit ein weites Feld geöffnet und er benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, in den Referaten für Handel und Gewerbe, sowie für Konskriptionswesen und Strafpolizei in erfolgreicher Weise. In den Jahren 1841 bis Mitte 1846 wurden seine Kenntnisse und Arbeitskräfte bei'm herzogl. Obersteuer-Kollegium für das Steuerwesen in Anspruch genommen zu einer Zeit, wo die Umwandelung des Münzfußes, die Aufhebung der Steuerfreiheiten der Rittergüter, die Konsolidation der Landesschulden und sonstige von der Zeit gebotene Fortschritte in der Staatsverwaltung ungewöhnliche Anstrengungen erforderten. Im J. 1846 aber wurde er — als geheimer Regierungsrath — in die Landesregierung zurückberufen und widmete sich hier wieder seinem früheren Referate, in welchem vorzugsweise Handels- und Gewerbs-, sowie Eisenbahn- und Verkehrswesen überhaupt, die bei weitem schwierigsten und regsamsten Theile bildeten. Längere Zeit hatte er neben seinen vielfachen Arbeiten als Rath das Vicedirektorium jener Behörde (1849) zu führen. Der Tod überraschte ihn ganz unerwartet und mitten in den überhäuftesten und schwierigsten Amtsgeschäften. Welchen Werth die Staatsregierung auf seine Kenntnisse und Geschäftsfähigkeit, sowie auf seinen durchdringenden Geist und Eifer legte, davon geben die vielen besonderen Aufträge ein rühmliches Zeugniß, mit welchen er, neben seiner eigentlichen dienstlichen Stellung, betraut wurde. Dahin ist seine Thätigkeit zu rechnen, als Kommissär: in der gotha'schen Erbauseinandersetzung (1827); in der Territorial-Differenz mit der Krone Bayern wegen der Ganerben (1829); für Reorganisation des Lotto's (1832); für den

Anschluß des Herzogthums Koburg an den Zollverein und Regulirung der so schwierigen Nachsteuer-Angelegenheit (1833); für den Abschluß eines Lotterie-Vertrages mit der königl. sächsische Staatsregierung (1841); für mehrmalige thüring'sche Zollkonferenzen (1841. 1846); für die zeitgemäße Reform des Innungswesens (1848); für den Abschluß des Staatsvertrages über den berlin-frankfurter Staatstelegraphen (1852); ganz besonders aber für den Anschluß des Herzogthums Gotha an das deutsche Eisenbahn-Netz Mittels der thüring'schen Eisenbahn. Diesem Bauunternehmen nebst den damit in Verbindung stehenden Plänen weiterer Bahnlinien hat A. in den letzten 8 Jahren seines Lebens eine ungemeine, von mancher Seite nicht gehörig anerkannte Thätigkeit gewidmet. Während er auf der einen Seite durch eifriges Studium der Eisenbahnliteratur sich eine tiefe Einsicht in die Verhältnisse dieses großartigen Verkehrsmittels verschaffte, trat er auf der anderen Seite als Privatmann mit an die Spitze des Vereins, der sich für die Förderung einer Eisenbahnlinie durch Thüringen bildete, und wurde, nachdem das Unternehmen zur Ausführung gediehen war, als Staatskommissarius für Gotha der Gesellschafts-Direktion in Erfurt beigegeben. In dieser Stellung leistete er, neben ununterbrochener Fortführung seines Amtes in Gotha, die wichtigsten Dienste, indem namentlich der ganze Organismus jener Behörde seine Schöpfung war. Nur eine Beharrlichkeit und Konsequenz, wie die seinige, vermochte die Schwierigkeiten und Konflikte zu überwinden, die bei den eigenthümlichen Verhältnissen jenes Bahnunternehmens in dreierlei Territorien gar oftmals in den Weg traten. Die beiden, von ihm im Buchhandel erschienenen Broschüren: „Eisenbahnen als Staats- und Gesellschafts-Unternehmen", — und „die Erneuerungsfonds der Eisenbahnen" (1852) geben von seinem tiefen Einblick in das gesammte Eisenbahnwesen hinreichendes Zeugniß und haben wesentlich dazu beigetragen, irrige Ansichten der Bahnverwaltungen zu berichtigen. A. ist in seinem eifrigen Streben für Förderung des Gemeinwohls öfters verkannt und angefeindet worden, hat sich aber dadurch in Verfolgung seiner nur auf das Beste des Landes, dem er diente, gerichteten Absichten niemals irre machen lassen und die Zielpunkte seines thätigen Strebens mit einer unerschütterlichen Konsequenz verfolgt. Fand er auch seinen Lohn dafür vorzugsweise nur in dem Bewußtseyn, Gutes gewirkt und zur Förderung des Wohles seiner Mitbürger kräftigst mit beigetragen zu haben, so fehlte es ihm

doch auch nicht an äußerer Auszeichnung. Im Jahr 1844 wurde ihm von seinem Landesherrn das Verdienstkreuz und im J. 1847 das Ritterkreuz des herzogl. sächsischen ernest. Hausordens verliehen; die Krone Preußen aber ehrte seine Verdienste um das Eisenbahnwesen durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse. — Seine menschlichen Tugenden verschafften ihm die Hochschätzung Aller, die ihn näher kannten. Mit einem vesten Charakter verband er ein tiefes Gemüth. Wahre Humanität leitete ihn stets im Umgange mit seinen Mitbürgern. Mit der zärtlichsten Liebe hing er an seiner Familie und wohlwollende, mildthätige Gesinnungen bethätigte er überall, wo menschliches Elend ihm entgegentrat. Wie man in den verschiedensten Kreisen der Stadt Gotha über seine Verdienste um das Land, sowie über sein ganzes Thun und Handeln urtheilte, sprach sich recht deutlich durch die allgemeine Theilnahme aus, welche sich unmittelbar nach dem ihn betroffenen Unfall, einem Gehirnschlag, während der kurzen Dauer seiner Krankheit und nach seinem Hinscheiden auf eine eben so unzweideutige als ehrenvolle Weise kund gab.

* 66. Friedrich Ludwig Eberhard Freiherr von Esebeck,

königl. französ. Oberst zu Zweibrücken;

geb. den 31. Juli 1769, gest. den 23. März 1852.

v. E., aus dem altadeligen Geschlechte der Asbeke, welches schon unter Kaiser Heinrich I. um das Jahr 920 vorkommt (siehe Historie des Fürstenthums Anhalt, von Johann Christoph Beckmann. — Zerbst 1710. 7. Theil. 2. Kap S. 220), wurde zu Zweibrücken geboren. Seine Aeltern waren Freiherr Ludwig Eberhard v. Esebeck, französischer Maréchal de camp und Ritter des Verdienst- und Cincinatus-Ordens, und dessen Ehefrau Katharina Girtanner Gräfin v. Lurburg. Derselbe trat schon in seinem 14. Jahre, 1783, in pfalz-zweibrücken'sche Dienste, worin er im J. 1789 die Stelle eines Majors bekleidete. Bei'm Beginn der französ. Revolution und nachdem der Herzog von Zweybrücken den Karlsberg verlassen hatte, trat er in österr. Dienste, machte alle Feldzüge Oesterreichs gegen Frankreich mit und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch seine Tapferkeit und seine umfassenden Kenntnisse rühmlichst aus. Er kämpfte gegen Hoche und Pichegru 1793 bei Weißenburg und Mannheim; 1796 nahm er thä-

tigen Antheil an den Schlachten von Montenotte, Lodi und an dem Treffen von Roveredo. Zur Zeit der Belagerung von Mantua befand sich v. E. unter dem Oberbefehl von Wurmser und war bei der Kapitulation dieser Vestung unter der kleinen Zahl jener Officiere, welche freien Abzug erhielten (2. Febr. 1797). Im Jahr 1799 machte er den Feldzug unter Kray gegen Frankreich, stand 1800 bei der Blokade von Genua unter dem General der Kavallerie, Melas, und focht unter diesem General und später unter Bellgarde bei Montebello und Marengo. Im J. 1805 nahm er an der Schlacht bei Austerlitz als Husaren-Rittmeister Antheil. Sein damaliger Oberst war der später als General bekannte Sommariva. 1809 wurde er Major im österr. Generalstabe und Chef desselben bei'm 2. Armeekorps. Das Gefecht bei Sieburg, die Schlachten bei Eckmühl, Aspern und Wagram machte er ebenfalls mit. Im J. 1811 wurde er durch einen Machtspruch Napoleon's gezwungen, als Ausländer die österr. Dienste zu verlassen und in französische zu treten. Er wurde im J. 1812 in dem Regiment Ysenburg als Oberstlieutenant eingereiht und nach Italien beordert, wo er im J. 1813 den Schlachten von Forli und Ravenna, dann den Gefechten bei Alla und Bo, im Jahr 1814 der Schlacht am Mincio und der Einnahme von Parma beiwohnte. Am 12. März desselben Jahres wurde er als Franzose nationalisirt und als Major im 35. Infanterieregiment angestellt, mit dem er nach Korsika marschiren mußte. Während den 100 Tagen war er dienstlos und wurde erst in Avignon wieder angestellt. Im J. 1818 kommandirte er als Oberstlieutenant in Pfalzburg; da er jedoch nur gezwungen und mit Widerwillen Frankreich gedient hatte, so benutzte er die Gelegenheit, als er als Oberst nach La Rochelle versetzt werden sollte, seine Entlassung wegen vorgerückten Alters zu verlangen, welche er auch im J. 1821 mit Pension erhielt. Einen Antrag, als General der Nationalgarde des Departements de la Seine im J. 1832 sich anstellen zu lassen, lehnte er ebenfalls ab und lebte zurückgezogen als Privatmann. Im J. 1818 hatte er sich mit einer Engländerin, Namens Mary Anna Atwett Schmith, verheirathet, mit welcher er zwei Kinder erzeugte, wovon der Sohn in bayer. Diensten sich befindet und die Tochter an einen Hrn. Löé verehelicht ist. Er war Officier der französischen Ehrenlegion und Ritter des französ. Ludwigordens.

* 67. Timon Moriz Ludwig von Werder,

königl. preußischen Generalmajor a. D., Herr auf Pagisdorf, Ritter des St. Johanniter= und rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, zu Halle a. d. S.;

geb. den 29. Juli 1780, gest. den 24. März 1852.

v. W. gehört einer der ältesten märkischen, in dem Erzstift Magdeburg ansässig gewesenen Familien an, deren Senior während einer Reihe von 18 Jahren er war. Er wurde geboren zu Halle, wo sein Vater, Friedrich von Werder, als Hauptmann im Regiment von Thadden stand. In dem Alter von 4 Jahren verlor er, als einziges Kind, Vater und Mutter am Nervenfieber. Letztere war eine geb. v. Rauchhaupt aus dem Hause Trebnitz, einer gleichfalls altadeligen im Erzstift Magdeburg und dem Sächsischen, seit länger als 5 Jahrhunderten ansässigen Familie. Der so plötzlich verwaiste Knabe wurde von seinem Großvater, Marquard Ludwig v. Werder, welcher auf seinem im jerichow'schen Kreise belegenen Gute Brettin lebte und außerdem die Güter Chade, Behlicke, Woltersdorf, Gr.= und Kl.=Wusterwitz besaß, aufgenommen und erhielt dort bis zu seinem 9. Jahre durch einen Hauslehrer Unterricht. Doch bald, im J. 1788, starb auch sein Großvater und er kam nunmehr zu seinem Onkel, dem Zolldirektor v. Werder zu Magdeburg, in's Haus, erhielt dort bis zum 14. Jahre Schulunterricht und trat im Jahr 1794 als Junker in das Kürassierregiment von Quitzow ein. Im J. 1799 wurde er daselbst zum Lieutenant befördert. Das Regiment stand in Aschersleben in Garnison und hier war es, wo er seine Kousine, die Tochter des bei demselben Regiment stehenden Majors v. Rauchhaupt, Herrn auf Trebnitz, Wilhelmine v. Rauchhaupt, kennen lernte und sich mit ihr kurz vor dem Ausrücken zum Kriege, 1806, verlobte. Dennoch folgte er freudig dem Rufe seines Königs und zog mit Begeisterung dem andringenden Franzosenheere entgegen. Wenn die Tapferkeit der einzelnen Regimenter es vermocht hätte, den Sieg zu erringen, so würde das Kürassierregiment von Quitzow an dem Tage bei Auerstädt einen ruhmvollen Antheil an dem Siege erlangt haben. Das Regiment zeichnete sich ganz besonders vortheilhaft aus, mehrfache Angriffe auf feindliche Infanterie und Kavallerie gelangen ganz vollkommen, so daß die Quarre's gesprengt und ein Kavallerieregiment (Chasseurs à cheval) zum großen Theil zusammengehauen wurde.

Der Verstorbene wußte vielfache einzelne Züge der persönlichen Tapferkeit vom Kameraden und Leuten des Regiments zu erzählen und der König Friedrich Wilhelm III. *) selbst lobte noch während der Schlacht, nach einer der glänzend ausgeführten Angriffe, die gute Haltung des Regiments. Der höheren Strategie Napoleons mußte die Bravour der einzelnen Truppen unterliegen und somit trat jene unglückselige Zeit für Preußen ein, wo der König die Hälfte seiner Armee und Officiere entlassen mußte. Unter ihnen war auch der Verstorbene und mehrfache unmittelbar an S. Majestät in den Jahren 1808 und 1809 gerichteten Gesuche um Wiederanstellung konnten nicht berücksichtigt werden. Eine desfallsige Kabinetsordre lautet folgendermaaßen: „Vester lieber Getreuer! Jetzt ist Euere Wiederanstellung in meiner Armee ganz unmöglich, und muß ich mich daher begnügen, in Antwort auf Euer Schreiben vom 12. d. M. zu erklären, daß ich, wenn es dereinst möglich werden sollte, die noch bestehenden Truppen zu der früher vorhandenen Zahl zu vermehren, sodann gern geneigt seyn würde, Euch bei denselben wieder in Thätigkeit zu setzen. Ich bin Euer gnädiger König. Königsberg den 28. August 1809. gez. Friedrich Wilhelm.“ Inzwischen hatte seine Verheirathung am 27. Okt. 1808 Statt gefunden und er lebte mit seiner Frau auf dem Gute seiner Schwiegermutter, der verwittw. Majorin v. Rauchhaupt, geb. v. Rohr zu Schloß Trebnitz in Saalkreise. Er benutzte diese Zeit, um sich wissenschaftlich zu vervollkommnen, indem er lebhaft die Lücken der Ausbildung damaliger Officiere, welche mit 14 Jahren in's Regiment traten, fühlte. Das unthätige Leben sagte ihm jedoch nicht zu und da auch noch im J. 1810 jede Aussicht fehlte, in der Armee eingestellt zu werden, so nahm er die ihm von dem damaligen regierenden Herzoge von Köthen angebotene Kammerherrnstelle an. Hier blieb er bis zum Ausbruche des Krieges im Jahr 1813. Da, als der Ruf des Königs erfolgte, verließ er seinen Kammerherrnposten und trat zunächst als Volontair-Officier bei dem Jäger-Detachement des neumärk'schen Dragonerregiments ein, leistete als solcher bei'm General v. Kleist **) während des Gefechts vor Halle und bei der Schlacht bei Leipzig Dienste. Hierauf wurde ihm, da er die Verhältnisse der Provinz Sachsen, und namentlich den Saalkreis, sehr genau kannte, mit

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.
**) — — — 1. — — — — S. 185.

noch anderen Officieren der Auftrag ertheilt, das Elb-National-Husarenregiment zu organisiren und da er sich dabei besonders thätig zeigte, erhielt er vom Gouvernement den Auftrag, bei der Organisation der Gensd'armerie zwischen Elbe und Weser mit thätig zu seyn. Unter'm 22. Jan. 1814 wurde er zum Stabsrittmeister und schon unter'm 22. Juni 1815 in Anerkennung der Verdienste, welche er sich bei der Bildung des Gensd'armeriekorps in der dortigen Gegend erworben, zum wirklichen Rittmeister von der Kavallerie und Kreisofficier bei der Gensd'armerie ernannt und ihm Halle zum Wohnort angewiesen. Im Jahr 1817 kaufte er von einem Herrn v. Möllendorf das eine Stunde von Halle gelegene Rittergut Sagisdorf, wozu er sich besonders veranlaßt fand, weil dieß Gut früher seit Jahrhunderten in dem Besitze der Familie seiner Frau gewesen und erst seit 1790 aus der Familie v. Rauchhaupt an die Möllendorfs gekommen war. Seine Stellung als Gensd'armerieofficier erlaubte ihm, sich der Bewirthschaftung und Verbesserung dieses Gutes mit allem Eifer zu unterziehen und durch seine rastlose Thätigkeit brachte er es dahin, daß das Gut jetzt einen dreifach höheren Werth erlangt hat. Im J. 1831 wurde er zum Major ernannt und nach Merseburg versetzt, um am Sitze der Regierung zu seyn und an den Berathungen des Regierungskollegium, insofern es sich um Polizei und Gensd'armerie-Angelegenheiten handelte, Theil nehmen zu können. Im J. 1834 wurde er Senior der Familie v. Werder und förderte als solcher das Interesse der Familie und das Gedeihen der Familienstiftungen auf das Lebhafteste. Im Jahr 1831 erhielt er den rothen Adlerorden 4. Klasse und wurde zum Brigadier der 2. Gensd'armerie-Brigade in Stettin ernannt; 1841 rückte er zum Oberstlieutenant vor; 1843 erhielt er den rothen Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; 1844 wurde er Oberst und erhielt bei der Revüe im J. 1845 den St. Johanniterorden. Da er indeß nunmehr in einem Alter von 65 Jahren stand und fühlte, daß sein durch öftere schwere Krankheiten geschwächter Körper nicht mehr im Stande sey, den Anforderungen des Dienstes in dem Umfange, wie er es wünschte, zu entsprechen, so bat er um seinen Abschied, welchen er auch unter'm 15. Nov. 1845 mit der Beförderung zum Generalmajor erhielt. Er zog sich hierauf auf sein Gut Sagisdorf zurück und verlebte die Winter meistens in Halle. Das unglückliche Jahr 1848 ergriff auch ihn tief und obgleich 68 Jahre alt und sehr leidend, bot er doch dem

Könige seine Dienste in jedweder Stellung an, und der Wunsch, für seinen König nochmals am Abend seines Lebens wirksam seyn zu können, erfüllte ihn mit wahrem Jünglingseifer. Die Wogen des Staats beruhigten sich jedoch wieder und so konnte auch sein, gnädigst und dankbar anerkanntes, Anerbieten nicht zur That werden. Abwechselnde Krankheiten beugten seinen Körper; das Ende des Jahres 1851 warf ihn auf's Krankenlager und am angegebenen Tage entwand sich seine Seele nach schwerem Kampfe der irdischen Hülle, eine tief betrübte Wittwe und drei trauernde Kindern zurücklassend. In seiner Ehe waren ihm 6 Kinder geboren worden, von welchen indeß 3 frühzeitig starben und nur 3 ihn überlebten, und zwar: Bruno, der Erbe des Ritterguts Sagisdorf, zur Zeit Forstmeister bei der Regierung zu Frankfurt a./O.; Louise, verm. 1831 mit Heinrich v. Rudorff *), welcher 1846 als Major und Kommandeur des 1. Uhlanenregiments verstorben, und Edeline, vermählt 1838 mit Ferdinand v. Rohr, Major im 12. Husarenregiment. Die Wittwe, Kinder und Enkel des Verstorbenen gedenken seiner mit dankbarer Liebe, da er während seiner ganzen Lebenszeit darauf bedacht gewesen ist, für ihr Wohl, ihre Erziehung und ihre Zukunft zu sorgen.

68. Gertrud Willimann,

Ursulinerin zu Luzern;

geb. im Jahr 1770, gest. d. 25. März 1852 **).

Zu Rickenbach im Kanton Luzern geboren, trat die Verewigte schon in ihrem 17. Jahre in's Ursulinerkloster zu Luzern und legte im J. 1789 ihre heiligen Gelübde ab. Sie konnte sich aber nicht lange dieser stillen klösterlichen Ruhe erfreuen; denn nach ein paar Jahren mußte sie schon mit ihren Mitschwestern das Kloster verlassen, welches die helvetische Regierung zu ganz andern Zwecken verwenden wollte. Merkwürdig ist, was noch einige Zeit vor der Austreibung dieser harmlosen Frauen ein Jesuit zu deren Oberin sagte, die ihm ein schönes Gemälde von der Flucht nach Aegypten zeigte: „So wird es Ihnen bald selbst auch ergehen.“ Der eigene Bruder dieser Oberin kündigte ihr den Regierungsbeschluß ihrer Ausweisung an. Schwe-

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 25. Jahrg. des Nekr. S. 1111.
**) Kirchenzeitung für die kath. Schweiz. 1852. Nr. 14.

ster Gertrud, nun wieder in die Welt hinausgestoßen, suchte auch in der Welt ein heiliges, gottseliges Leben zu führen, wozu ihr erleuchtete und seeleneifrige Beichtväter die Hand boten. In dankbarer Erinnerung blieb ihr daher immer der Bischof Salzmann, damals noch Professor in Luzern, an dessen weise und väterliche Leitung sie sich stets erinnerte. Es fehlte ihr in der Welt nicht an Leiden und Prüfungen, die sie aber immer mit gleich muthiger Ergebenheit in den Willen Gottes annahm und dadurch zu jener christlichen Vollkommenheit gelangte, die immer heiter, fröhlich und zufrieden macht. Mit der innigen Frömmigkeit und Andacht einer Maria, vereinigte sie auch die Thätigkeit und Arbeitsliebe einer Martha; denn, indem sie die Gebete, Betrachtungen und Andachtsübungen ihrer h. Ordensregel immer noch, so weit es ihr möglich war, fortsetzte, war sie auch unermüdet in der Besorgung der Geschäfte, die ihr von einer angesehenen Familie, in deren Dienst sie stand, übertragen wurden. Da der erste Sturm, der über das Ursulinerkloster herfuhr, vorüber war und die Kirche, die zu einem helvetischen Rathssaale umgewandelt worden, in der aber keine einzige Sitzung gehalten werden konnte, wieder zu einem Gotteshause hergestellt war, ersuchte die Stadtverwaltung die Schwester Gertrud, die Besorgung der Sakristei zu übernehmen, wozu sie sich um so lieber entschloß, da sie wieder in ihr liebes Kloster zurückkehren konnte. Es war indessen noch kein Gedanke an die Wiedereinführung der Ursuliner-Genossenschaft; denn das Kloster wurde in ein Priester-, dann in ein Schullehrer-Seminarium verwandelt; es wurde gebaut und geändert, aufgeführt und niedergerissen. Endlich kam die von der Schwester Gertrud so heiß erflehte Stunde, wo sie wieder Ursulinerinnen in die geheiligten Mauern einziehen sah. Den 1. März 1844 wurde das Kloster und die Kirche feierlichst den Ursulinerinnen übergeben und die gute Schwester Gertrud hatte den unaussprechlichen Trost, mit noch einer ihrer frühern Mitschwestern, der Schwester Magdalena Koller, zum zweiten Male sich einkleiden zu lassen und die heiligen Gelübde vor der anwesenden Volksmenge zu erneuern. Das waren wieder selige, glückliche Tage, denen aber neue Sorgen und Kümmernisse folgten; denn die Freischaaren-Einfälle, die beständigen Kriegsrüstungen im Kanton Luzern und endlich der Einzug der eidgenössischen Truppen in die Stadt, erfüllten das Herz der guten Schwester mit neuen Sorgen für die Zukunft. In der Nacht vom 23. auf den 24. Nov. 1847 mußte sie

sich sogar mit allen ihren Schwestern eilends aus dem Kloster entfernen, in welches den Tag darauf bei 1000 berner Soldaten einquartiert wurden. Nach wenigen Tagen wurde jedoch das Kloster wieder geräumt und die Frauen konnten wieder in dasselbe zurückkehren. Aber der schmerzlichste Schlag für die Schwester Gertrud kam bald; ihre theuern Mitschwestern wurden ausgewiesen und mußten in Zeit von 10 Tagen das Kloster und die Schweiz verlassen. Abends am 8. Dec. 1847, am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä, nahmen dieselben von ihr Abschied und mußten sie mit einer alten Magd und einer jüngern Laienschwester einzig im Kloster zurücklassen. Alle diese Prüfungen und schweren Opfer ertrug sie im Geiste einer wahrhaft christlichen Ergebenheit, einzig nur um die lieben Schulkinder und ihre Mitschwestern bekümmert, für die sie gern noch größere Opfer gebracht hätte. Gott, dessen Vorsehung sie sich ganz anheim gestellt hatte, sorgte auch jetzt väterlich für sie; die ehrwürdigen Schwestern von Eschenbach nahmen sie liebevoll in ihr Kloster auf und sie fand daselbst an der Oberin die sorgfältigste Mutter und an den übrigen Frauen die theilnehmendsten Mitschwestern, die durch ihre Liebe sie für das zu trösten suchten, was sie durch die zweite Ausweisung aus ihrem Kloster und durch die Trennung von ihren Ordensschwestern gelitten. Sie dachte jetzt einzig daran, sich auf einen seligen Hinschied vorzubereiten und durch inständiges Gebet für die Kirche Gottes und ihr Vaterland ihre letzten Lebenstage verdienstvoll zu verwenden. Sie hatte eine hohe Verehrung zu der hochgebenedeiten Gottesmutter und es war auch am Feste der Verkündigung Mariä, daß sie der Herr durch einen überaus sanften Tod zu sich rief.

69. Benedikt Braun,

Benediktiner zu Mariastein (Schweiz);

geb. den 26. Juli 1776, gest. den 26. März 1852 *).

Der Verewigte wurde zu Deitingen, einem Dorfe nahe bei Solothurn, geboren und erhielt in der heil. Taufe den Namen Robert. Nachdem er zu Solothurn die untern Schulen durchgemacht, verlangte er die Aufnahme in das Kloster Mariastein und legte da den 23. Nov. 1794 die feierlichen Ordensgelübde ab. Seine höhern Studien machte

*) Kirchenzeitung für die kath. Schweiz. Jahrg. 1852. Nr. 14.

er dann Theils in dem Kloster selbst, unter dem gründlichen Professor P. Ambros Stierlin, Theils im Kloster Wiblingen in Schwaben, wo er während der Schweizerwirren in Folge der Revolution 1798 mit zwei andern seiner Mitbrüder eine Zufluchtstätte suchte und fand. Den 21. Dec. 1800 wurde er zum Priester geweiht. Darauf kam er zuerst als Vikar nach Nüßlingen; später auf Verlangen der hohen Regierung auf einige Zeit als Professor an das Gymnasium von Solothurn, wo damals Mangel an Lehrern war. Von 1805 bis im Sommer 1814 besorgte er die Pfarrei Büßerach und Erschwil. Von da an bis im Herbst 1818 wurde ihm die Leitung der untern Klosterschule zu Mariastein, dann bis 1826 die Pfarrei Hofstetten und Metzerlen und die vier folgenden Jahre die Verwaltung der Propstei und Pfarre zu St. Pantaleon anvertraut. Im Oktober 1830 wurde er wieder in's Kloster zurückberufen und zum Großkellner (Oekonom) bestellt, welches beschwerliche Amt er mit größtem Eifer bis zu seinem Hinscheiden verwaltete. Ueberhaupt erwarb er sich auf jedem von ihm bekleideten Posten das Lob eines wakkern Priesters, eines eifrigen Seelsorgers und fleißigen Jugendlehrers und überall ließ er nicht gewöhnliche Beweise seines Studiums und Fleißes zurück. Nicht nur führte er die amtlichen Skripturen fleißig und genau, sondern errichtete auch auf allen Pfarreien die einem Pfarrer so nützlichen Familienbücher und schrieb aus den an jedem Orte üblichen Gebräuchen Agenden zusammen. Kenntnisse hatte er viele und klare und ein richtiges Urtheil. Er las sehr fleißig und behielt überhaupt sehr leicht und vest, was er gelesen. In der Auswahl der Bücher zeigte er sehr vielen Geschmack. Dabei war er ein überaus schlichter Mann, von höchst einfachen Sitten, großer, aber geordneter Frömmigkeit, so daß er auch in seinen alten Tagen als Großkellner dem Konventamte, wenn immer möglich, täglich beiwohnte. Seine Ordnungsliebe und Regularität war bewunderungswürdig, so daß er auf jedem angetretenen Posten aus den gegebenen Pflichten eine Tagesordnung machte, auf welche er so vest hielt, daß er auch in Nothfällen nur ungern davon abwich. Was das Körperliche anbelangt, hatte er immer bis zum letzten Athemzuge ein blühendes Aussehen; er war stets heiter, hielt sich immer an eine zweckmäßige Diät und genoß daher beständig einer guten Gesundheit, eine gefährliche Lungenentzündung ausgenommen, die ihn im J. 1826 befiel. Indessen hatte er eine schwächliche Brust; daher er bereits seit 40 Jahren

die Anstrengung des Chorgottesdienstes und seit bereits 16 Jahren jene des Beichtstuhles in der Kirche nicht aushalten konnte. Dennoch leistete er auch in dieser Beziehung immer noch Vieles, wie im Oratorium so im Zimmer und er wird als väterlicher Führer auf der Bahn des Heils auch während dieses Zeitraumes Manchem in dankbaren Andenken bleiben. Seit einem Jahre nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Den 29. Febr. predigte er das letzte Mal, am Feste des heil. Benediktus las er die letzte Messe, aber noch in aller Frühe bald nach 4 Uhr wie gewöhnlich. Allein schon zwei Tage darauf wurde er mit den heil. Sakramenten versehen und verschied an einer Lungenlähmung, indem er bis zum letzten Augenblick das volle Bewußtseyn behielt.

70. Dr. phil. et theol. Christian Friedrich von Schmid,

ordentl. Professor an der evangel.-theologischen Fakultät der Universität Tübingen, Vorstand der Predigeranstalt, Inspektor des theol. Seminars, Frühprediger an der Stiftskirche, Ritter des königl. Ordens der würtembergischen Krone;

geb. den 25. Mai 1794, gest. den 28. März 1852 *).

S. ist zu Bickelsberg geboren, Oberamts Sulz, wo sein Vater, Johann Immanuel Friedrich Schmid, Pfarrer war. Seine Mutter Amalie war eine geb. Laiblen aus Waldorf. Der Vater starb 1821 als Dekan in Böblingen, die Mutter nach längerem Wittwenstand bei ihrem ältesten Sohne in Stuttgart. S. erhielt seine wissenschaftliche Bildung in den Seminarien des Vaterlands, Denkendorf und Maulbronn und insbesondere im theologischen Seminar der Universität, wo er 1812 bis 1817 studirte. Er widmete sich hierauf als Vikar in Kirchberg, Oberamts Marbach, ein Jahr lang den Geschäften des geistlichen Amtes und setzte als Repetent des theologischen Seminars vom November 1818 an seine theologische und praktische Ausbildung fort. Schon am 12. Nov. 1819 erhielt er den Auftrag, neben seiner Repetentenstelle zugleich das Lehrfach der praktischen Theologie an der königl. Universität, sowie die Leitung des evangelischen Predigerinstituts zu übernehmen. Am 4. Mai 1821 wurde er zum außerordentli-

*) Aus „Blätter der Erinnerung an Christian Friedrich v. Schmid. Tübingen 1852." und dem „Nekrolog in d. schwäbischen Kronik. Nr. 133."

chen Professor an der evangelisch-theologischen Fakultät, besonders für die Lehrfächer der praktischen Theologie und Moral ernannt, am 5. Nov. zum Prediger an der Stiftskirche, mit der Verpflichtung, je die vierte Donnerstagspredigt zu halten. Am 31. Okt. 1822 wurde ihm die geistliche Rathsstelle bei dem ehegerichtlichen Senate des königl. Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis übertragen, welches Amt er bis zum Mai 1843 führte. Am 6. Sept. 1826 rückte er in die ordentliche Professur vor und wurde Frühprediger an der Stiftskirche. Am 25. Sept. 1826 ertheilte ihm die evangelisch-theologische Fakultät, deren Mitglied er geworden war, unter Dr. Steudel's Prodekanate ihre Doktorwürde. Seit dem 13. Nov. 1826 lebte er in der Ehe mit Sophie Ferdinande, Tochter des Staatsministers v. Weckherlin*). Drei Kinder, Sophie, Ottilie, Ferdinand Immanuel, sind dieser Ehe entsprossen. In dem mehr als 30jährigen Zeitraum seiner Lehrthätigkeit an der Hochschule hielt S. über verschiedene Fächer, besonders aus dem Gebiete der praktischen und biblischen Theologie, eine Reihe von Vorlesungen. Daneben war seine Zeit und Kraft fortwährend durch die zahlreichen Uebungen des Predigerseminars in Anspruch genommen. Als Schriftsteller ist er nur in so weit aufgetreten, als sein akademischer Beruf es erforderte. Man hat von ihm 7 akademische Gelegenheitsschriften: Zwei Pfingstprogramme 1826 und 1827 und ein Weihnachtsprogramm 1828. Observationum pertinentium ad naturam peccati e doctrina christiana rite definiendam particulae I. II. III. — Osterprogramm 1830. De paulinae ad Romanos epistolae consilio atque argumento quaestiones. — Pfingstprogramm 1831. Quaeritur, quatenus ex ecclesiae evangelicae principiis existere possit doctrinae christianae scientia. — Weihnachtsprogramm 1832. Quaeritur de notione legis in theologia Christianorum morali rite constituenda. — Weihnachtsprogramm 1834. Apologiae literarum ad Romanos paulinarum fragmenta. — In den Jahren 1828 bis 1840 war er Mitherausgeber der tübinger Zeitschrift für Theologie. Zweimal wurde S. durch die Gnade des Königs zum Rektoramte der Hochschule berufen, in den Studienjahren 1843 bis 1844 und 1851 bis 1852. Außerdem wurde er vom akademischen Senate wiederholt in die ständigen Ausschüsse der Universitätsverwaltung, sowie in viele besondere Kommissionen gewählt und wurde ihm die Verwaltung meherer

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 6. Jahrg. des Nekr. S. 952.

akademischer Stiftungen übertragen. Daneben war der Verewigte mit Berathung und Handreichung allenthalben bereit, wo es galt, Theils einzeln, Theils in kleinern Kreisen und Gemeinschaften oder in größern Vereinen für die Ausbreitung des Evangelium, für die Unterstützung der Armen und Bedrängten thätig zu seyn. Die Mission, die Bibelverbreitung, der Gustav-Adolph-Verein, die lustnauer Sophienpflege für verwahrloste Kinder und ähnliche Anstalten und Vereine verlieren an ihm einen ihrer thätigsten Beschützer und Verwalter. Ungeachtet aller dieser Geschäfte ließ er sich endlich nicht verdrießen, auch noch in verschiedenen Privaterbauungsstunden den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Im Jahr 1840 nahm er als Mitglied Theil an den Berathungen der Kommission für Abfassung einer neuen Liturgie für die evangelische Kirche des Königreichs und im J. 1848 an den Verhandlungen über die neue Kirchenverfassung. Die vielfachen Verdienste um die vaterländische Kirche fanden eine äußerliche Anerkennung durch die 1844 erfolgte Verleihung des Ordens der würtemb. Krone. Nur widerstrebend und aus Pflichtgefühl übernahm S. vor Ostern 1851 abermals das akademische Rektoramt; denn seine Gesundheit war seit längerer Zeit wankend und er fühlte, daß seine Kräfte einer außerordentlichen Arbeitslast nicht mehr genügen mochten. Dennoch besorgte er mit der aufopferndsten Anstrengung alle Geschäfte fast ohne Unterbrechung bis an den Schluß des Studienjahrs und führte noch, und zum letzten Mal, den Vorsitz im akademischen Senate in der Sitzung vom 26. Febr., wo die Vorschlagswahlen für seinen Nachfolger im Amte vorgenommen wurden. Ein Herzleiden rief bald die bedenklichsten und beschwerlichsten Zustände hervor und endete dieses Leben voll der unermüdesten und segensreichsten Wirksamkeit. — S. trat in den theologischen Lehrberuf zu einer Zeit ein, in welcher zwar überall frische Kräfte an dem lebendigen Aufschwunge und neuer Vertiefung seiner Wissenschaft arbeiteten, in welcher aber ebendeswegen doch nicht ein herrschendes Gesammtbewußtseyn den Einzelnen trug, sondern der eigenen Kraft und Charakterentwicklung des Mannes die ernste aber auch so anregende Aufgabe gestellt war, zu wählen und sich seinen Boden selbst zu gewinnen. Daraus schon erklärt sich, wie sein Ansehen als Lehrer lange ein wachsendes gewesen und fast ein Jahrzehnt vergangen ist, bis er zu der hohen Stellung gelangte, in welcher er nachher der ersten Fachgenossen Achtung besaß, einen großen Theil der Jugend geistig be-

herrschte, Allen aber ein gewichtiger, angesehener Lehrer war. Aber auch das lernte er so von Anfang, was er nachher unter den gewaltigsten Kämpfen in seiner Wissenschaft immer vestgehalten hat: sich nirgendhin, auch gegen die ihm innerlich fremdartigste Bewegung nicht ganz abzuschließen, sondern sich stets in Abwehren oder Aneignen lebendig auseinander zu setzen. Die theologische Fakultät der Universität Tübingen hatte sich bis zur Zeit seines Anfangens von der Flachheit einer vielfach herrschenden Zeitrichtung fern und an der Autorität der heil. Schrift vest gehalten. Dieses Vesthalten wurde nun bei ihm zu einer lebendigen Erkenntniß der Offenbarung und das ist immer der Grundzug in seinem Forschen und Lehren geblieben, daß er durch und durch nicht nur von dem Ansehen, sondern von dem lebendigen Geiste des Schriftwortes beherrscht war. Wenn er mit vielen Andern für die Gliederung der von ihm zu lehrenden Wissenschaften, insbesondere der christlichen Sittenlehre von Schleiermacher *), lernte, wenn er andererseits vest an den Grundlagen der evangelisch-lutherischen Kirche hielt und jeder Zeit freudiges Zeugniß nicht nur für ihre allgemeinen Voraussetzungen, sondern für ihr formulirtes Bekenntniß als einen für uns immer neuen Schatz ablegte, so schützte ihn doch eben sein Schriftglaube sowohl vor der Halbheit mancher Vertreter jener Schule, als auch vor aller Einseitigkeit und Aeußerlichkeit der Symboltreue. Aber auch sein Schriftglaube war frei von aller Befangenheit des Buchstabens; seine ihm vollkommen klare oft ausgesprochene Aufgabe war: die göttliche Offenbarung als geschichtliche Lebensentfaltung zu begreifen. Diese Aufgabe in ihrem höhern Sinne hat er in seinen Lehren, der Ersten Einer unter den evangelischen Theologen der Jetztzeit, erfaßt. Und wie er sie gelöst, das bezeugen ihm die Vielen, welche er für das Wort Gottes begeisterte und es heilig halten lehrte, weil er ihnen das Leben desselben zu enthüllen wußte. Wie im Großen, so verstand er dieß auch meisterhaft im Einzelnen, in der Schrifterklärung, in welcher er die gewissenhafteste Treue im Kleinen und die strengste Schärfe des sondernden Verstandes mit dem gelungensten Nachdenken des Gedankenzusammenhanges und der Absicht eines biblischen Schriftstellers verband. Und dieses Leben, welches er im Schriftworte fand, belebte auch ihn selbst als Lehrer. Manche äußere Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes, manches zu

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

Zeiten langsame Voranschreiten ward reichlich ersetzt durch den Geist, der immer aus dem körnigen Worte sprach und oft plötzlich, als hätte er die Bande des körperlichen Druckes gesprengt, sich in strömender Gedankenfülle ergoß. Es offenbarte sich dann nicht nur der Reichthum des Verständnisses, sondern vor Allem das, was seinem ganzen Auftreten den großen Nachdruck lieh, die von der theologischen Ueberzeugung ganz durchdrungene Persönlichkeit. Eine glückliche Doppelbegabung mit wissenschaftlichem und praktischem Geiste aber machte ihn ganz besonders geschickt zum Lehrer der praktischen Theologie und ihrer Zweige, sowie zum Vorsteher des homiletischen und katechetischen Instituts. Sein Vortrag dieser Lehren baute dem Einen durch seine wissenschaftliche Haltung eine Brücke des Vertrauens und der Liebe zu dem so begründeten Amte und gewann den Andern bei vorherrschendem praktischem Sinne für ein ernstes und gewissenhaftes Studium. Seine Entwürfe und Andeutungen für Predigt und Christenlehre, in welchen er so reich schien, wie ihm selbst der Text für unerschöpflich galt, sind eine ergiebige, weit verbreitete Fundgrube zur Benützung und Nachahmung für Viele geworden. Noch mehr aber danken ihm ganze Geschlechter von Geistlichen die Art, wie sie das Wort durch ihn verkünden gelernt, nämlich eben das Texteswort selbst reden und seine Gliederung entfalten zu lassen, aber in dem strengen Maaße einer klaren Gedankenordnung. Und wie von seinen rein wissenschaftlichen Vorlesungen das am Tage des Begräbnisses gesprochene Wort gilt, daß vielfach Andere geärntet, wo er gesäet, so ist der Same, der in vielen unserer Gemeinden ausgestreut wird, zum guten Theil recht unmittelbar seine Saat. Wenn er aber schon in der Theorie keineswegs eine besondere Art der Predigtweise ausschließlich oder ängstlich bevorzugte, so wußte er vor Allem in der Leitung der Uebungen die besondere Begabung eines Jeden zu erkennen und ihn auf den ihm angemessensten Weg zu führen; in der mildesten und doch überzeugendsten Weise hat er so Vielen die Abwege, vor welchen eben sie besonders sich zu hüten hatten, gezeigt und ihnen oft mit einem einzigen Winke das nahe gelegt, was sie zu geben und womit sie deshalb selbst sich zu erfüllen haben. Evangelisch, wie seine eigene Predigtweise, war auch seine Erziehung zum Predigerberufe. Aber auch die Zucht tiefen Ernstes fehlte nicht; und wo unter dem Titel des Evangelium leere Reden gegeben, oder das lautere Wort verfälscht werden wollte, da ließ er nicht nach,

bis er durch Erweckung des Predigergewissens das Verwerfliche oder auch auf rein dialektischem Wege die innere Haltlosigkeit solchen Thuns zur Erkenntniß gebracht hatte; er offenbarte dann wohl auch die ganze Energie der Entrüstung, welche ihm bei aller Milde und Versöhnlichkeit eben um des zartesten sittlichen Sinnes willen eigen seyn konnte. Vor Allem aber wußte er auf diesem Gebiete die Schüler selbst zu lebendigem Schaffen zu erwecken, indem sein Glaube, daß der Text selbst durch seines Inhaltes Fülle und seines Geistes Gewalt in seinem Verkünder Gedanken der Auslegung und Anwendung zeugen müsse, unwiderstehlich auf den überging, der sich seiner Leitung hingab und dabei die Feinheit seiner Analyse, die Leichtigkeit der Wendungen, die rasche Herstellung von Schlaglichtern ihre Anziehungskraft nicht verfehlen konnte. Auf das erste Erforderniß des Redners, einen lebendigen Stoff zu besitzen und klar zu beherrschen, weniger auf die rednerische Ausführung desselben, war all sein Arbeiten an den Schülern gerichtet. In der Darstellung selbst Muster der edelsten Einfachheit, gepaart mit dem größten Nachdruck, ersetzte er das, was ihm selbst im Vortrage durch seine persönliche Ausrüstung mangelte, durch den gebildeten Geschmack und feinen Takt, mit welchem er auch hier Anleitung zu geben wußte, und durch das Vorbild derjenigen Eigenschaft, welche auch die Form des geistlichen Redens allein zum gesegneten Mittel macht, der Würde der Haltung und der Innigkeit der Ueberzeugung. Der Strom der Rede floß ihm allerdings nicht rasch und leicht, aber immer „vollwichtig wie volltönend" und durch die Weihe des tiefsten Ernstes ergreifend. Seine eigenthümliche praktische Begabung that sich aber auch sonst kund. Obwohl er nur eine sehr kurze Zeit im eigentlichen geistlichen Amte gedient hatte, so war er doch der Meister des Hirtenamtes, voll der Lebensweisheit, wie sie eben keine Erfahrung und Kunst, sondern nur der einfältige Sinn des Evangelium erzeugt. Aber damit verband sich ein weiter freier Sinn für alles Edle und Wahre, ein feiner Lebensverstand und eine nicht blos intensiv weitreichende Weltkenntniß. In allen Gebieten des Lebens, die sich ihm erschlossen, zeichnete er sich durch sicheres und gewandtes, gewissenhaftes und klares, charaktervolles und humanes Auftreten aus. So war er der vielgesuchte Berather Vieler in der Nähe und Ferne, in geistlichen vornämlich und in andern Dingen. Er stand in einem lebendigen und einflußreichen Verkehre mit den Mitgliedern der Kirchen-

behörde, war auch zweimal in kirchliche Vertrauenskommissionen (für die Liturgie 1840, für die Kirchenverfassung 1848) berufen. Dort gehörte er zu dem Theile der Kommission, welcher den ältern Gebeten in ihrer reinen und strengen Form den Vorzug gab und gegen alles willkürliche der modernen Subjektivität huldigende Aendern ankämpfte. Hier aber war er stets auf Seite Derjenigen, welche die kirchliche Reform in einem mit der geschichtlichen Entwicklung des Lutherthums versöhnlichen Sinne durchzuführen wünschten, und war besonders bemüht, den Charakter der lutherischen Kirche für die Eingangsparagraphen, namentlich den vom Bekenntniß in strengerm Sinne, als es hernach im Entwurfe geschehen, zu wahren. Von seiner Hand ist der Anfang des Entwurfes, der das Recht der Kirche und ihrer Obrigkeit auf Mitwirkung bei Besetzung der akademischen Lehrstellen der Theologie und auf Leitung der Bildungsanstalten für den Kirchendienst geltend macht. In den Kreisen des akademischen Lebens wurde ihm als Geschäftsmann und Charakter von allen Seiten stets die entschiedenste Achtung und Anerkennung zu Theil. Hier wie in der Leitung des theologischen Seminars, zu welcher er seit längerer Zeit mit berufen war, hat er die Manneseigenschaften der Besonnenheit und Entschiedenheit bewährt, und wenn jene sich bis zur Bedenklichkeit steigern konnte, so fehlte doch diese nie in ernsten Fragen von sittlicher oder religiöser Bedeutung. Wie er die Würde des Amtes mit der ansprechendsten Freundlichkeit und dem glücklichsten Takte zu verbinden wußte, das zeigten akademische Gelegenheitsreden und ähnliche Anlässe öffentlichen Auftretens. Eine unbeugsame Ehrenhaftigkeit und große persönliche Milde machten ihn in vielen Konflikten zum versöhnenden Elemente, in welchen er der Sachlage nach Partei gewesen wäre. Im persönlichen Verkehre war gewiß der erste und bleibende Eindruck, zumal bei der Jugend, der einer sittlich beherrschenden Persönlichkeit, die ihre Gewalt schon in dem tiefklaren Blicke des Auges offenbarte und sich da nicht minder bewährte, wo er eine, in Zeiten schmerzlicher Erfahrung manchmal schwer zu überwindende, ernste Zurückhaltung beobachtete, wie da, wo er des edeln Gemüthes reiche Liebe in eingehender Geduld oder vertrauensvoller Offenheit walten ließ. Wie er, der Mann voll Würde und Gewicht und angestrengt in so vielfacher und vielartiger Thätigkeit nach Außen, doch dem engern und engsten Kreise der Seinigen Alles war, darf hier nur in so weit erwähnt werden, als es zum Gesammtbilde

seines Lebens gehört. Die große Treue, mit welcher er seinem Berufe sich widmete, eine durch körperliche Beschwerden bedingte Aengstlichkeit des Entschlusses, vor Allem aber die Geschäftsüberhäufung des Doppelamtes ließen ihn wenige Proben seiner wissenschaftlichen Leistungen veröffentlichen; aber es ist auch unter den wenigen akademischen Gelegenheitsschriften und Aufsätzen in der tübinger Zeitschrift für Theologie, deren Mitherausgeber er war, keine Spreu. Sie sind bis auf die Form mit der ihm eigenen Sorgfalt gearbeitet. Auch hat er, trotz dieser Zurückhaltung, einen bei den angesehensten Häuptern der Theologie hochgeachteten Namen besessen. Wovon ihn aber keine Geschäftslast und keine Körperbeschwerde abhalten konnte, das waren die geringen Dienste im Reiche Gottes. Er wollte nicht auf der Höhe der Wissenschaft vom Worte sich abschließen; er legte auch nicht den größten Werth darauf, in den allgemeinen Angelegenheiten der Kirche eine gewichtige Stimme zu besitzen; die große Verantwortung derselben konnte seine Mäßigung fast zur Aengstlichkeit gestalten; er fand aber seine Lust im Antheile an Werken der rettenden Liebe, er ward gern der Lehrer der Unmündigen, mit den Kindern kindlich; er fand Zeit, in Privaterbauungsstunden das Licht des göttlichen Wortes leuchten zu lassen. Und wenn Freunde zur Zeit seines Lebens den so viel belasteten Mann oft nicht auch noch mit Diesem oder Jenem beladen zu sehen wünschten, so werden sich doch Alle jetzt dieser Beweise eines von Herzen demüthigen und ächt geistlichen Sinnes freuen, werden sich auch des Zeugnisses freuen, das er gerade hierin während der letzten Jahre durch die That über die Zeiten und seine Ansicht, wie wir ihnen zu begegnen haben, abgelegt hat. Andererseits ist doch er selbst auch ein redender Beweis davon, daß es nicht eine einseitige, sich der Wissenschaft verschließende Lebens- und Herzensbildung ist, die den christlichen Theologen, ja überhaupt den Christen macht. Viele nähere Freunde haben an ihm von Jahr zu Jahr immer das ächte Gepräge eines wiedergeborenen Christen gefunden; er ist wohl in der Schule des Lebens und Leidens weitergeführt worden; aber auch sein Lehrberuf ist gewiß nicht der geringste Weg dabei gewesen und wir dürfen ihn ohne Bedenken zu Denen rechnen, an welchen die Kraft des Gotteswortes sich dahin erwiesen hat, daß jedes, auch das gelehrte, Treiben desselben und dieses wahrlich nicht am Wenigsten, die Herzen sich vor ihm beugen lehren kann. Daß das an recht Vielen geschehen und daß in

diesem Sinne gewirkt werden möge in seinem Kreise, ist ihm bis an's Ende am Herzen gelegen.

* 71. August Gottlieb Calmberg,

Archidiakonus an der Stadtkirche zu Meiningen;

geb. den 10. Dec. 1796, gest. den 30. März 1852.

Eine freundlich theilnehmende und wohlwollende Gesinnung, die sich, wo es nur galt, in Hilfe bereitem, wohlthätigen Handeln offenbarte, hatte den Verstorbenen Hohen und Niedern so lieb und theuer gemacht, daß sein Verlust allgemein auf's Tiefste beklagt wurde. Er war in Friedelshausen, einem freundlich gelegenen Pfarrdorfe des Amtes Sand im Herzogthum Meiningen geboren. Sein Vater, Georg Friedrich Calmberg, stand dort als ein Mann von höchst biederer und wohlwollender Gesinnung, als würdiger Geistlicher und gemüthreicher Prediger bei seinen Gemeinden in hoher Achtung und lebt noch in dankbarster Erinnerung fort. Seine Mutter, Jakobine Magdalene, geb. Köhler, eine ebenso thätige und wirthschaftliche Hausfrau, als liebevoll-sorgsame Gattin und Mutter, war die Tochter des frühern Pfarrers Köhler in Friedelshausen, des Amtsvorgängers Calmberg's. Mit zwei älteren Geschwistern, einer Schwester Christiane und einem Bruder Ernst, erwuchs unser C. in ländlicher Einfachheit und empfing jene Frische der geistigen Auffassung und jene kräftige Natürlichkeit, die er sich das ganze Leben hindurch bewahrte. Schon in der ersten Kindheit zeigte er eine große Lebhaftigkeit des Geistes, sowie Neigung und Anlage zu höchst witzigen Einfällen. Sehr früh offenbarte sich auch bei ihm ein eifriges Verlangen, zu lernen und Kenntnisse zu sammeln. Mit dem vierten Lebensjahre besuchte er schon die Schule des Dorfes und erlernte ebenso schnell als leicht die Elementargegenstände des Unterrichts in der Volksschule. Im siebenten Jahre trat er zuerst in der Kirche, zwar nicht auf der Kanzel, aber an der Kanzel vor der versammelten Gemeinde öffentlich auf. Es war nämlich damals auf den Dörfern noch Sitte, daß an den hohen Festtagen die alten sogenannten Festfragstücke, in denen die Bedeutung der Feste in dialogischer Form erklärt war, von 2 Knaben, von denen der Fragende an der Kanzel, der andere ihm gegenüber stand, verlesen wurden. Bei dieser Gelegenheit zeigte C. so viel Muth und Geistesgegenwart, daß die Gemeinde in ihm schon im Geist ihren

künftigen Prediger sah. Als der Unterricht in der Dorfschule für die weitere Vorbildung nicht mehr ausreichte, übernahm der Vater, obschon seine Zeit durch die Amtsgeschäfte in einer umfangreichen Parochie, sowie durch manchfache, dem Landgeistlichen obliegende, ökonomische Angelegenheiten sehr beschränkt war, den Unterricht der beiden Söhne und brachte sie, da beide in Fleiß und Wißbegierde mit einander wetteiferten, in wenig Jahren so weit, daß sie, als sie das, damas unter Konrad Schaubach's *) trefflicher Leitung, in großer Blüthe stehende Lyceum in Meiningen bezogen, in die Oberprima aufgenommen werden konnten. Da zu jener Zeit die Gymnasialbildung noch nicht, wie jetzt, darauf ausging, bei allen Schülern eine möglichst gleichmäßige Ausbildung und Reife in allen Unterrichtsgegenständen zu erzielen, sondern sehr zu Gunsten einer feinen geistigen Entwicklung und Charakterbildung größere Freiheit des Studium gestattete, so fand man in der Regel, daß die besseren Köpfe sich irgend einen Lieblingsgegenstand für ihr Studium wählten, dem sie vorzugsweise Zeit und Kräfte zuwendeten und in welchem sie es dann zu einer gewissen Meisterschaft und Vollendung zu bringen bemüht waren. Uebung im lateinischen Styl war der Gegenstand, dem C. in dieser Weise seinen Fleiß vorzugsweise zuwendete. Er brachte es schon während seiner Schulzeit zu einer bedeutenden Fertigkeit. Im Herbst 1815 bezog C. die Universität Jena, um sich für den geistlichen Stand, zu dem er sich schon in früher Kindheit, in seinem Vater das Bild eines segensreich wirkenden Seelsorgers vor Augen, bestimmt hatte, vorzubereiten. Die akademischen Lehrer, deren er sich in Beziehung auf seine theologische Ausbildung vorzugsweise mit dankbarer Hochachtung erinnerte, waren: Gabler**), Schott***), Baumgarten-Crusius †) und Rosenmüller ††). Philosophische Studien machte er bei Bachmann. Mit ganz besonderem Interesse aber hörte er die lebendigen und anziehenden Vorträge über Geschichte bei Luden †††) und Eichstädt's *) ebenso gediegene als geistvolle philologische Vorlesungen. Die ars bene latine scribendi, über die

---

*) Dessen Biogr. siehe im 22. Jahrg. des N. Nekr. S. 986.
**) — — — 4. — — — — S. 80.
***) — — — 13. — — — — S. 1138.
†) — — — 21. — — — — S. 515.
††) — — — 13. — — — — S. 766.
†††) — — — 25. — — — — S. 375.
*) — — — 26. — — — — S. 216.

Eichstädt las, studirte er nicht blos auf's Gründlichste, sondern übte sie auch praktisch und erlangte so, auf dem in der Schule gelegten Grunde fortbauend, eine immer größere Meisterschaft. Sein lateinischer Styl ward im hohen Grade leicht, fließend und höchst elegant. Auch im Sprechen erwarb er sich eine große Gewandtheit. In ehrenvoller Anerkennung dieses Strebens ernannte ihn Eichstädt zum Mitglied seiner lateinischen Gesellschaft. Unter des um die Wissenschaft der Homiletik hochverdienten Schott und des scharfsinnigen Danz*) Leitung, widmete er sich auch mit dem besten Erfolge den praktischen Uebungen in der Homiletik und Katechetik. In dem katechetischen Seminar des Letzteren gewann er einen Preis. Neben dem Ernste des Studium gab er aber auch der Heiterkeit des geselligen akademischen Lebens in freien Stunden gern Raum. Das wenigstens im Anfange seiner akademischen Laufbahn von politischen Verirrungen noch freie, frische Leben der deutschen Burschenschaft zog ihn an. Die in Jena und seiner reizenden Umgebung verlebten frohen Stunden rechnete er mit zu den Glanzpuncten seines Lebens. Im J. 1818 verließ C. die Universität und ging, nachdem er die Kandidatenprüfung bei dem Konsistorium zu Meiningen rühmlichst bestanden hatte, als Hauslehrer nach Altona zu dem Bankier Hesse. Im J. 1821 verließ er diese Stellung, um nach Hamburg zu gehen, wo sein älterer Bruder, (Ernst**), indessen die Kandidatenprüfung bestanden hatte und zuerst als Kollaborator, dann mit dem Titel eines Professors, als ordentlicher Lehrer des Johanneum angestellt worden war. Dem Beispiele desselben folgend, meldete er sich ebenfalls zum theologischen Examen, wurde, nachdem er es mit Auszeichnung bestanden, unter die Zahl der Kandidaten aufgenommen und noch in demselben Jahre als Kollaborator am Johanneum angestellt. Zu jener Zeit machten die 1820 erschienenen gegen die Authentie des Evang. Johannis gerichteten Probabilia Bretschneider's ***) in der theologischen Welt großes Aufsehen. Sie riefen viele Gegenschritte hervor; auch C. schrieb im J. 1822 einen schätzbaren Beitrag zur Widerlegung der bretschneider'schen Zweifel in einer Abhandlung „De antiquissimis patrum pro Evangelii Johannei authentia testimoniis“, welche von der Belesenheit des Ver-

---

*) Dessen Biogr. s. im 19. Jahrg. d. N. Nekr. S. 374.
**) — — — 29. — — — S. 995.
***) — — — 26. — — — S. 94.

fassers, namentlich von seiner genauen Bekanntschaft mit der Patristik, nicht minder aber von seinem Scharfsinn deutliches Zeugniß gab. Wie, nach dem am 20. Okt. 1819 erfolgten Tode seines Vaters, die drei zu der Parochie Friedelshausen gehörenden Gemeinden um seinen Bruder angehalten hatten, so hielten sie im J. 1824 nach dem früh erfolgten Tode des Amtsnachfolgers desselben um unsern C. an. Dieser war indessen mit den hamburger Verhältnissen so innig verwachsen und fühlte sich in denselben so glücklich, daß er die an ihn ergangene Berufung ablehnte. Anziehender wirkte ein zweiter Ruf in's Vaterland zu der Stelle eines Diakonus an der Stadtkirche in Meiningen, mit der die Pfarreien Helbig und Welkershausen verbunden sind. C. folgte diesem Rufe, hielt am 7. Okt. 1827 seine Probepredigt und nachdem er am 21. Okt. ordinirt worden war, am 28. d. M., als am Erntefest, seine Antrittspredigt. Auch trat er zugleich in die für die Prüfung der Kandidaten und der Abiturienten bestehende Examinationskommission ein. Seine Kollegen bei der Kirche waren Superintendent Schaubach und Archidiakonus Storandt. Eine lebendige Geistesfrische und eine vielleicht hier und da zu kecke Originalität zeichneten zu jener Zeit seine Predigten aus, während in der spätern Zeit eine besonnenere Ruhe in seinen Vorträgen bemerklich war. Die theilnehmende und gemüthreiche Eigenthümlichkeit C.'s war es besonders, die ihn bald in das allerinnigste Verhältniß zu der Einwohnerschaft Meiningens und namentlich zu den Mitgliedern seiner Gemeinde treten ließ. An Allem, was in Leid oder Freude die Gemüther derselben bewegte, auf's Innigste und Herzlichste Theil zu nehmen, war seinem wohlwollenden Herzen Bedürfniß und so gewann er bald die umfassendste Kenntniß aller Familienverhältnisse in der Gemeinde. Diese Kenntniß unterstützte ihn besonders bei zweierlei amtlichen Thätigkeiten, durch die er sich besonders die dankbare Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde in immer höherem Grade erwarb. Es waren die im Kreise der Familien von ihm vorgenommenen Taufhandlungen und die Reden an den Gräbern der zur Ruhe Eingegangenen. Es sind in der Bürgerschaft Meiningens gewiß wenige Familienkreise, in denen man sich nicht dankbar der Stunden erinnerte, da C. die Freude heiterer Tauffeste durch seine Theilnahme erhöhte und weihete. Von Herzen konnte er, wenn der Ernst der Handlung vorüber war, fröhlich seyn mit den Fröhlichen und auf's Trefflichste verstand er es, das Gespräch durch den reichen Schatz seiner An=

schauungen und Erfahrungen anziehend und lehrreich zu machen. Ebenso aber trauerte er auch voll inniger Theilnahme mit den Trauernden auf der ernsten Stätte der Gräber. Meisterhaft benutzte er die ihm genau bekannten Familienverhältnisse, um in seinen Grabreden so recht eindringlich tröstend und beruhigend zu den Herzen der Leidtragenden zu sprechen. Mehere dieser Reden, von denen viele als wahre Muster bezeichnet werden müssen, wurden, auf Verlangen der Hinterbliebenen, dem Druck übergeben. Am 12. Nov. 1828 verheirathete er sich mit Fräulein Karoline Märcker, ältesten Tochter des früher als Lehrer in Schnepfenthal, später als Gründer und Vorsteher eines noch unter der Leitung von Fräulein Sophie Salzmann blühenden Institutes für Töchtererziehung in Meiningen thätigen F. E. Märcker, einer Enkelin Salzmann's. Drei noch lebende Töchter gingen aus dieser Ehe hervor. Im J. 1829 schrieb er bei Gelegenheit des 50jährigen Amtsjubiläum des Pfarrers Sauerteig in Walldorf eine Jubelschrift: Brevis de Sauerteigii vita narratio und im J. 1832 zur goldenen Jubelfeier des Pfarrers Wagner *) in Metzels eine Gratulationsschrift: De eruditionis atque eloquentiae laude sacrorum ministro diligenter quaerenda, nebst einer diese Feier beschreibenden und die Biographie des Jubilars enthaltenden Denkschrift, in denen man wieder einen bedeutenden Fortschritt in Betreff der Leichtigkeit und Eleganz des lateinischen Styls wahrnehmen konnte. Besonders vom J. 1830 an lieferte C. auch eine Reihe von gediegenen Aufsätzen und Recensionen in die darmstädter Kirchenzeitung. In diesem Jahre wurden im Herzogthum Meiningen Predigervereine errichtet. Unser C. war in dem der Diöces Meiningen höchst thätig und wirkte durch viele treffliche Abhandlungen, so wie durch seine belebende Rede sehr anregend in diesen Versammlungen. Nach dem Tode seines Kollegen, des Archidiakonus Storandt **), trat C. am zweiten Sonntage nach Trinitatis 1837 in dessen Stelle ein. Die in diesem ruhigeren Amte gewonnene Muße wendete er zu einem immer eifriger werdenden Studium der römischen Klassiker an. Als eine schöne Frucht der dadurch erworbenen vollendeten Meisterschaft im lateinischen Styl erschien im J. 1844 die Epistola, mit der C. die am 1. Advent d. J. Statt findende Feier des 25jährigen Amtsjubiläum seines

---

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 700
**) — — — 13. — — — — S. 430.

theuren Jugendfreundes und Kollegen, des Superintendenten Dr. Schaubach (jetzigen Oberkirchenrathes) im Namen der Freunde und Amtsbrüder des allverehrten Jubilars begrüßte. Die Bilder, welche C. in dieser Schrift von einigen Altersgenossen und am Schluß von dem damaligen Oberbürgermeister Döbner, jetzigen Oberpostkommissär in Eisenach, zeichnet, sind wahre Meisterstücke der Darstellung, höchst belebt von Geist und heiterm Humor. Auch die in Hamburg geübte Lehrerthätigkeit setzte C. in Meiningen noch fort. Er versammelte mehrfach junge talentvolle Zöglinge des Gymnasium um sich und gab ihnen unentgeltlich Unterricht, namentlich in der lateinischen Sprache. Ihre raschen Fortschritte gaben Zeugniß von seiner Lehrertüchtigkeit. Einen Glanzpunkt seines Lebens bildete eine Reise nach Hamburg, wo er der Freunde noch so viele hatte und an das ihn noch so viele freudige Rückerinnerungen knüpften. Er fand dort in allen Kreisen eine Aufnahme, die ihm innigst wohlthat und noch lange in der Erinnerung erfreute. Mehere Stunden des Tages — das gehörte zu seiner seit Jahren vestistehenden Lebensgewohnheit — widmete er meist sehr weiten und anstrengenden Spaziergängen, namentlich nach den die Stadt Meiningen umgrenzenden Berghöhen, und es war dieß für seine, von Natur kräftige, von keiner bedeutenden Krankheit unterbrochene Gesundheit von so gutem Erfolg, daß man auf ein hohes Lebensalter bei ihm rechnen zu können berechtigt war. Etwa 2 Jahre vor seinem Tode riefen allerdings einige auf Spaziergängen ihm zustoßende Stickanfälle Besorgniß hervor; doch beruhigte man sich, als sich bald darauf ein Fußleiden einstellte und nach einiger Zeit wiederholte. Man hielt dieß für Fußgicht, die den etwaigen Krankheitsstoff nach Außen treibe. Leider! erwiesen sich später beide Erscheinungen als Vorboten des zuletzt schnell herbeieilenden Todes. Im Februar des Jahres 1851 beugte ihn ganz unerwartet die Trauerbotschaft von dem plötzlichen und unerwarteten Tode seines innigst geliebten Bruders in Hamburg. Er reiste dorthin, und während die früheren Reisen ihn gestärkt und erhoben hatten, kehrte er von dieser sehr niedergeschlagen und mit sichtlich in Abnahme gekommenen Kräften zurück. Doch war er noch ununterbrochen in seinem Berufe thätig. Am Neujahrstage 1852 hielt er seine letzte Predigt, in der sich seine sichere Todesahnung mehrfach in wehmüthigen Andeutungen aussprach. Noch am Tage vorher, eher er (in der Mitte des Januar) von der Krankheit, die sich

immer deutlicher als Brustwassersucht kund gab, ganz an das Lager, das sein Sterbelager werden sollte, gefesselt ward, hielt er, als Mitglied des Armenpflegschaftsrathes, bei'm übelsten Wetter einen sehr angreifenden Umgang in seinem Pflegschaftsbezirk. Es war nämlich damals eine neue nun in's Leben getretene Armenordnung im Vorschlag. Für diese sollten die einzelnen Almosengeber gewonnen werden, damit dem bisherigen Bettelunfug gesteuert werden könne. Diese Angelegenheit nahm C.'s größtes Interesse in Anspruch und beschäftigte seinen Geist bis zu den letzten Stunden seines Lebens. Ueber das immer schnellere Herannahen dieser letzten Stunde täuschte sich C. von jetzt an nicht mehr. Im sichern Todesgefühl wies er die Hoffnungen der mit Zuversicht auf die neu belebende Kraft des Frühlings vertrauenden Freunde zurück. Durch immer wachsende Beängstigungen wurden ihm die letzten Tage leider! sehr erschwert. Doch selbst in den schwersten Stunden wichen Geduld und stille Ergebung nicht aus seiner Seele. Einige Male noch traten Perioden ein, in denen sich die Heftigkeit der Krankheit zu brechen schien. Sie wurden aber immer kürzer und die überwältigende Macht der Krankheit kehrte immer stärker und in immer kürzern Zwischenräumen wieder. „Ich wünsche von Herzen, daß nun der letzte Kampf bald vorüber sey," so sprach er zu einem innigst geliebten und verehrten Jugendfreunde. Die erste Stunde des 30. März gab diesem Wunsch Erfüllung; der letzte Sturm der Krankheit hatte sich gelegt und er schlief zuletzt sanft und ruhig ein. Am 2. April wurde seine irdische Hülle zur Erde bestattet. Ein Trauerzug, wie er in solcher Ausdehnung nur selten vorkommt, begleitete den Entschlafenen nach jener Stätte, wohin er so viele auf ihrem letzten Wege geleitet hatte. Selbst von der Ferne her waren Leidtragende gekommen, um in dankbarer Erinnerung an seine treue hilfreiche Liebe dem Vollendeten das letzte Zeichen der Verehrung darzubringen. Mit welchen anderen Gefühlen hatten sie gehofft, sich im Herbste jenes Jahres um ihn versammeln zu können, um seine 25jährige Dienstjubelfeier mit freudiger Theilnahme zu begrüßen. Oberkirchenrath Dr. Schaubach, der treue Jugendfreund und hochwürdige Amtsgenosse des Hingeschiedenen entfaltete in gewohnter einfach herzlicher Weise ein treues Lebensbild des Vollendeten und schilderte namentlich auf's Treffendste die oben angedeutete innige Beziehung, in der derselbe zu der ganzen Einwohnerschaft Meiningens gestanden hat. Dieß sind die Hauptumrisse

der äußern Lebensstellung des Vollendeten. Wir schließen sein Lebensbild mit einigen Zügen seines innern Menschen, seiner geistigen Eigenthümlichkeit. Ein freundlich wohlwollender Sinn wurde schon oben als ein Hauptzug von uns angedeutet. Aus diesem Sinne ging zunächst eine zu jedem Opfer bereite Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, so wie die umfassendste Wohlthätigkeit hervor. Kein Weg war ihm zu weit, keine Mühe zu groß, wenn es galt, für das Wohl einer seiner Mitmenschen thätig zu seyn. Aus weiter Ferne kamen oft — so groß war der Ruf seines hilfebereiten Sinnes — ihm ganz Unbekannte zu ihm, um seinen Rath und seine helfende That in Anspruch zu nehmen, und war es irgend in seinen Kräften, so ging Keiner unbefriedigt von ihm. Eine klare Einsicht, ein praktischer Blick und eine richtige Beurtheilung aller Lebensverhältnisse, sowie eine nach allen Richtungen hin verbreitete Bekanntschaft kamen ihm dabei zu Hilfe. Zu helfen und zu rathen, wo Rath und Hilfe noth that, war ihm innigste Herzensangelegenheit. Er kannte keine höhere Freude, als Beides, wo er nur konnte, zu geben und zu bringen. Nicht blos die Armen Meiningens, sondern auch der ganzen Umgegend haben an ihm viel verloren. Der Posten für Armenunterstützung war in seinem Ausgabe-Etat verhältnißmäßig einer der bedeutendsten. Ein Oheim von ihm, der königl. preußische Justiz- und Pupillenrath Calmberg*) zu Berlin, hatte in seinem Testament ein Legat von 5000 Thalern für arme Wittwen und Waisen von Geistlichen und städtischen Lehrern des Herzogthums ausgesetzt und ihn zum Kurator bestellt. Dabei war er nun ganz in seinen Elemente. Mit der größten Umsicht suchte er die Bedürftigsten und Würdigsten aus und es gewährte ihm die größte Herzensfreude, die Noth der Bedrängten lindern zu können. Mit seinem innigen Wohlwollen hing ein lebendiger Sinn für treueste Freundschaft zusammen. Wen er einmals als Freund erkannt und bewährt gefunden hatte, dem blieb er auf's Herzlichste zugethan, der konnte sicher auf ihn rechnen in jeder Lage des Lebens. Die liebevollste Sorgfalt wendete er seiner Familie zu, besonders auch einer hochbetagten Mutter. Diese lebte mit einer unverheiratheten Tochter in einem nahen Dorfe in ländlicher Stille. Wöchentlich einigemal wanderte er dorthin, um den Lebensabend der Theuern so freundlich als möglich zu gestalten. Ein Jahr vor seinem

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 13. Jahrg. d. Nekr. S. 1261.

Tode wurde er tief durch das Hinscheiden derselben betrübt. Wenn es auch in seiner Eigenthümlichkeit lag, sich besonders einen oder einigen Freunden vorzugsweise innig anzuschließen, so weilte er doch auch gern in größern geselligen Kreisen. Meisterhaft verstand er es da, die Unterhaltung durch lehrreiche und interessante Mittheilungen zu beleben und zu würzen. Eine fast nie getrübte gute Laune, ein heiterer Humor und treffender wahrhaft klassischer, doch fast nie mit Absicht verletzender Witz kamen ihm dabei zu Statten und bildeten ebenfalls einen hervorragenden Hauptzug seiner geistigen Eigenthümlichkeit. Gar zahlreich sind die humoristischen Aussprüche, die noch in lebendigster Erinnerung unter seinen Freunden und Bekannten fortleben. Nur wenn er ein Unrecht mit Entschiedenheit zurückzuweisen für nöthig hielt, drang sein Witz etwas schärfer ein. Als Beispiel führen wir nur einen Fall der Art an. Es war von einer Behörde über die zu wenig hervortretende Wirksamkeit der evangelischen Geistlichkeit in einer größern Denkschrift Klage geführt worden. Die Schrift wurde den Geistlichen des Landes zur Rechtfertigung vorgelegt. C. verfaßte eine ausführlichere Gegenschrift, die sich durch ihre humoristische Haltung auszeichnete und in der er unter Anderm der Behauptung, daß die französ. Revolution in einem Tage mehr gewirkt habe, als die evangelische Geistlichkeit in Jahrzehnten, etwa mit folgenden Worten entgegentrat. „Am Ende will man es der Geistlichkeit noch gar zum Vorwurfe machen, daß die franz. Revolution nicht von ihr ausgegangen ist. Das würde ebenso unrecht seyn, als wenn man einer Behörde vorwerfen wollte, daß sie das Pulver nicht erfunden habe." — Doch solche Anwendung schärferer Waffen des Witzes war seltener und kam nur vor, wenn C. durch ein ihm oder Andern zugefügtes Unrecht gereizt war; und auch in diesem Falle bot er gern die Hand wieder zur Versöhnung. In der Regel war sein Humor, da ja Wohlwollen der Grundton seines Wesens war, nur harmlos und gemüthreich.

72. Theodor Althaus,

Schriftsteller zu Gotha;

geb. im Jahr 1821, gest. den 2. April 1852. *)

A., ein Sohn des Generalsuperintendenten Althaus zu Detmold, gehörte zu einer Kategorie von Naturen,

*) Nach öffentl. Blättern.

wie man sie fast nur in Deutschland findet. Eine große dialektische Schärfe des Verstandes ohne Beobachtungs- und Gestaltungsgabe, ein schwärmerischer und hochfliegender Idealismus des Herzens ohne Romantik und ohne Traumhaftigkeit. Alles an ihm erinnerte — man kann das wohl aussprechen — an den berühmtesten Typus dieser deutschen Naturen, an Schiller. Hinwegblickend über die niederen und engeren Bedürfnisse, aus denen zum großen Theile das menschliche Leben in seiner endlichen Unvollkommenheit besteht, unverwandt in den Sonnenglanz der Ideale schauend, welche eben so sehr Kinder des ernsten philosophischen Gedankens, wie der liebenden, begeisterten Phantasie sind, blieb sein emporgerichtetes Auge blind für die wirklichen und konkreten Verhältnisse, auf deren Verarbeitung und Bewältigung alles irdische Streben zunächst hingewiesen ist und ohne deren Berücksichtigung wir darauf verzichten müssen, hienieden unmittelbar zu wirken. Für Alles, was über der Sphäre des Alltagslebens liegt, war dagegen sein Sinn wach, sein Auge scharf, seine Hand vest und geschickt im Darstellen. Die ganze Richtung seines Gemüthes führte ihn auf die Verherrlichung jener hellenisch-deutschen Humanität, welcher die edelsten Geister der Nation seit Lessing und Schiller strahlende Tempel aufgerichtet haben. Aber seine Begeisterung für diese menschlichen Ideale war nicht blos die nach ästhetischer Befriedigung schmachtende Selbstsucht des literarisch gebildeten Genußmenschen; sie erfüllte bei ihm wie bei Schiller den ganzen Menschen, sie war ihm bitterer heiliger Ernst, Element des Lebens, sie erfüllte Kopf und Herz, Fühlen und Denken. In den poetisch-kirchlichen Kämpfen der Gegenwart mußte ihm seine Stelle zufallen, ohne daß er sie suchte, — eine Stelle unter der Aristokratie der Demokratie, unter den Bannerträgern der Partei, welche im Kampfe selbst nicht unmittelbar nützen, welche aber den fechtenden Gemeinen zeigen, wie man seine Fahne lieben und sie vertheidigen soll. Ehe die Februarrevolution ausbrach, ehe der politisch-kirchliche Kampf anfing, sich um Revolution zu drehen, so lange es galt, gewisse ewig wahre Principien des menschlichen Zusammenlebens in abstrakter Nacktheit, in scharfer Modellform hinzustellen, war A. in seinem wahren Elemente. Aus jener Zeit stammen seine besten literarischen Arbeiten, großentheils Abhandlungen über die kirchlichen Verhältnisse in Preußen, hin und wieder Erörterungen aus dem Gebiete der idealen Politik, viele von ihnen nach Form und Inhalt klassisch.

Diese Arbeiten sind eine Zierde der früheren Jahrgänge der Weser-Zeitung, deren Sonntagsblatt gleichzeitig mehere vortreffliche Schöpfungen seiner Feder brachte, welche in künstlerischer Form die Kämpfe der Gegenwart versinnlichten. Von diesen sind die meisten hernach (1848) unter dem Titel „Märchen aus der Gegenwart" in einem eigenen Bande erschienen, und sie gehören ohne Frage zu dem Besten, was die deutsche Prosa je geschaffen hat. Die Phantasie „Eine Nacht der Gegenwart" (später unter dem Titel „Das alte Lied" in jenen Band aufgenommen), in welcher der heiße innere Kampf eines tiefen Gemüthes zwischen dem alten Glauben und der nach Selbständigkeit ringenden Vernunft geschildert und in den Rahmen einer Aufführung der „Hugenotten" eingespannt wird, ist an faustischer Schönheit der Form, an hinreißendem Glanze der Darstellung, an Fülle der Gedanken und Reichthum der Gefühle ein Meisterwerk, eine Komposition, in welche das feierliche Choralthema „Eine veste Burg ist unser Gott" mit ganz anderer künstlerischer Innigkeit hineingewoben ist, als in die Oper Meyerbeer's. Aus derselben Zeit, aber schon die Spuren einer das philosophische Maaß überschreitenden, die Begeisterung zum Rausche steigernden Fieberhaftigkeit verrathend, stammt eine Sammlung von Gedichten, kühnfliegende, idealistische Lyrik, welche gleich nach ihrem Erscheinen in Preußen verboten ward. Der Dichter richtete darüber eine Vorstellung an das preuß. Ministerium des Innern, welche einen wunderbaren Gegensatz zu jenen Gedichten bildete. Dieselbe blieb natürlich erfolglos, aber sie war in ihrer Art ausgezeichnet. Der Versuch, die höhere Berechtigung der in den Gedichten ausgesprochenen Gedanken einem preuß. Bureaukraten mit kaltblütigster Logik nachzuweisen, war in der Schrift auf eine eben so originelle als glückliche Art durchgeführt. Sollten Freunde des Verstorbenen seine Werke herausgeben, so dürften sie jenes Dokument nicht übergeben. Gerade so hätte Marquis Posa geschrieben, wenn er, statt mit König Philipp, mit Herrn von Bodelschwingh und Herrn Matthies zu thun gehabt hätte. Die Februarrevolution selbst riß A. gewaltsam aus der Bahn der ruhigen Entwickelung heraus. Mit diesem Ereignisse hörte der reinliche Kampf um Principien auf und es begann die wüste Balgerei der Leidenschaften und der Interessen. Sein von bacchantischem Enthusiasmus erglühtes Herz sah in dem „Völkerfrühling" nur das Lebendigwerden der theuer gehegten Ideale; für ihn brach mit den ersten

Siegen der europäischen Demokratie das Reich der Freiheit, der Liebe und der Gerechtigkeit an und es erlitt für seinen Enthusiasmus keinen Zweifel, daß diejenige Partei, welche zur Verwirklichung jener Ideale berufen wäre, keine andere sey, als die Linke der Paulskirche, die Linke der französischen Konstituante, die Linke, wo und wie sie mit ihrem politischen Evangelium auftreten mochte. Ueber die Dürftigkeit, die Hohlheit und Vernunftwidrigkeit dieses Evangelium warf er den purpurnen Mantel seiner Begeisterung und er verherrlichte in dem so verhüllten Programme der vulgären Demokratie den Adel seiner eignen Sehnsucht. Nur durch diesen Selbstbetrug ist es zu erklären, daß er so lange einer Sache ergeben blieb, welche seinem tiefsten Wesen fremd bleiben mußte. Denn sein tiefstes Wesen war aristokratisch, in dem Sinne, in welchem Börne es von Schiller gebraucht. Der 1. März 1848 löste das Verhältniß, in welchem A. zur „Weser-Zeitung gestanden hatte. Er war damals in Bremen und er erkannte selbst die Nothwendigkeit der Trennung. Von beiden Seiten schied man in bester Freundschaft, aber man fühlte, daß der Zwiespalt der Grundanschauungen ein unversöhnlicher sey. Bald darauf übernahm A. die Redaktion der „Bremer-Zeitung", die unter seinen Händen ein Organ der socialistischen Demokratie ward. Bei gänzlichem Mangel an ökonomischen Studien mußte ein Mann wie er, nothwendig in den Socialismus gerathen, dessen Irrlehre er als das Heil der Zukunft ansah. Seine Artikel waren fast immer glänzend, schwungvoll, gedankenreich, selbst in der heftigsten Leidenschaft nie das Maaß edler Schönheit verleugnend, nie den guten Geschmack verhöhnend, — einen unermeßlichen Abstand zeigend von den wüsten, eintönigen und seichten Phrasen, mit denen später ein Dulon die Ohren der Ungebildeten kitzelte; aber der Inhalt verrieth immer bedenklicher die berauschende Gewalt, mit welcher die Ereignisse den politischen Verstand des Verfassers umstrickten. Bald war es eine „nordalbingische Republik", die er für die nächsten Tage prophezeite; bald sah er in der Bewaffnung des wiener Proletariats den Anbruch einer neuen großartigen Aera des Menschengeschlechts; bald waren ihm die pariser Junikämpfer die Märtyrer heiligster Ideen. Alles das ward mit der Beredsamkeit des Glaubens vorgetragen. Als aber in Frankfurt die blutigen Septembertage zwei edle Opfer dem Meuchelmord überlieferten, und A. Angesichts dieses Ereignisses dem entrüsteten „Bürgerthume" sein „Hand weg

von der rothen Fahne" zurief: da zeigte es sich, zu welchen Verirrungen der abstrakte Glaube edle Naturen hinreißen kann. Die Artikel über Lichnowsky's *) und Auerwald's **) Ermordung hatten ein so zahlreiches Desabonnement für die „Bremer Zeitung" zur Folge, daß das Blatt eingehen mußte. In Hannover erstand es als „Zeitung für Norddeutschland" wieder und A. hat sie dort noch einige Zeit im gleichen Sinne redigirt. Als im J. 1849 die süddeutsche Demagogie heuchlerisch den Kampf für die „Reichsverfassung" eröffnete, stellte er sich wieder, natürlich im allerbesten Glauben, auf die Seite der Rothen und forderte in seinem Blatte zur direkten Unterstützung jenes Kampfes auf. Dieß ward ihm als Aufforderung zum Staatsverrath ausgelegt und zog ihm eine Verurtheilung zu mehrjähriger Vestungshaft zu. Im Gefängnisse zu Hildesheim schrieb er sein letztes Werk: „Aus dem Gefängnisse". Im J. 1850 ward er begnadigt; aber schon hatte ein inneres Leiden den Keim des Todes in seine Brust gepflanzt. Einmal suchte er in Hamburg ein Unterkommen als Lehrer, wenn wir nicht irren, bei der deutsch-katholischen Gemeinde, aber die Polizei wies ihn aus. Seitdem hörten wir nichts mehr von ihm, bis uns die Kunde von seinem Tode zukam. Er starb zu Gotha, wo er Heilung seiner Leiden gesucht hatte, kaum 30 Jahre alt. Alle Künstler und Schriftsteller der Stadt geleiteten ihn zu dem frühen Grabe ***).

* 73. Dr. Georg Friedrich Gottlob Goltz,

Oberpfarrer zu Fürstenwalde in der Niederlausitz;

geb. d. 13. Juni 1802, gest. d. 2. April 1852.

Durch einen gelehrten und religiösen Vater wohl vorbereitet, ward er 1814 ein Zögling des Gymnasium zu Stettin. Philosophie und Theologie studirte er zu Greifswald, Berlin, Halle und Jena, wo er Doktor der Philosophie ward. In Stettin bestand er in dem nämlichen Jahre das theologische Kandidatenexamen, war eine kurze

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 902. und im 27. Jahrg. S. 11.

**) Dessen Biogr. s. im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 616.

***) Außer den genannten Schriften kennen wir von ihm noch: Die preuß. Generalsynode u. der Beruf der evangel. Kirche. Bremen 1846. — Weltgeschichte f. d. Jugend. 1. Bd. Gesch. d. alten Welt. Ebds. 1848.

Zeit Hauslehrer und ward schon mit 22 Jahren vom Magistrate zu Fürstenwalde zum Archidiakonus erwählt. Am 25. Okt. 1827 verheirathete er sich mit Jungfrau Albertine Wilhelmine Friederike Gerwien, einzigen Tochter des Kriegskommissärs Joh. Fr. Gerwien, die ihm eine Tochter gebar. 1828 ward er Specialaufseher der städtischen Schulen und 1833 zugleich Seelsorger für das dasige Militär, 1838 aber empfing er den rothen Adlerorden. 1841 gelangte er zum Oberpfarramte. 1848 gründete er den fürstenwalder Preußenverein und blieb stets sein Präses. Schon 1849 konnte er sein silbernes Amtsjubiläum feiern. Aber es wankte schon seine Gesundheit und das kissinger Bad stellte ihn nicht her. Nach achtwöchentlicher Krankheit entschlief er. Er war Mitglied der pommerschen Alterthumsgesellschaft, des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins, des berliner Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg und der wissentschaftlichen Gesellschaft zu Görlitz. Er hat viele Schriften herausgegeben, deren Verzeichniß im lausitzer Magazin 1852 bei den Nachrichten S. 47 seiner Biographie beigefügt ist. Sie sind liturgischen und asketischen Inhalts. Von bleibendem Werthe sind seine Chroniken von Fürstenwalde und von Müncheberg. Da er auch Vieles handschriftlich hinterlassen hat, so muß sein Fleiß groß gewesen seyn.

* 74. Dr. Heinrich Schuhmacher,

k. k. Gymnasialprofessor zu Salzburg;

geb. den 29. Nov. 1799, gest. den 2. April 1852.

Sch., geboren zu Weitra in Niederösterreich, Professor vom Jahr 1824 bis zum Herbst 1835 zu Salzburg und Mitglied des dortigen Benediktinerstifts, kam als solcher 1835 nach Augsburg und blieb daselbst, auch betraut mit der Stelle eines Novizenmeisters im neu errichteten Benediktinerstift Ottobeuern bis 1839; in welchem Jahre er, nachdem er von der bayer. Regierung wegen seiner Auszeichnung den Titel eines königl. bayer. Lycealprofessors erhalten hatte, nach Salzburg zurückgerufen wurde, wo ihm die Stelle eines Novizenmeisters und Stiftsbibliothekars und später das Lehramt der Geschichte und Philologie übertragen wurde. In diese Zeit fällt auch dessen Auszeichnung mit der goldenen Ehrenmedaille des Civilverdienstordens der bayer. Krone von Seite König Ludwigs von Bayern für die in Augsburg und Ottobeuern geleisteten

Dienste. 1843 erhielt er einen neuen Ruf nach Augsburg, wo ihm die Lehrkanzel der allgemeinen bayer. Geschichte nebst der Amtsführung des Rektorats an der Gesammtlehranstalt bei St. Stephan übertragen wurde. Gleichzeitig wurde er auch königl. Kreisscholarch von Schwaben und Neuburg und Kommissar der Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg. 1848 kehrte er wieder nach Salzburg zurück, ausgezeichnet mit Belobungen von der königl. Regierung und dem Staatsministerium für Kultus und Unterricht wegen seines Wirkens in Bayern, insbesondere in der Lehranstalt von St. Stephan in Augsburg. In Salzburg versah er seit dieser Zeit bis zu seinem Tode die Gymnasialpräfektur und den Unterricht in der griechischen Sprache in vier Klassen des Gymnasium. Wie in Bayern, so wurde ihm auch in Oesterreich die ehrenvollste Anerkennung seiner Dienstleistungen, so insbesondere am 3. Febr. 1851 im reichsten, aber auch verdienten Maaße zu Theil.

Kupferberg. Thiem.

75. Ida, Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach,

geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen,

zu Weimar;

geb. den 25. Juni 1794, gest. den 4. April 1852 *).

Sie war die zweitgeborne Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen und dessen Gemahlin, Luise Eleonore, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Wenige Tage nach ihrer unter Kanonendonner und Glockengeläute mit lautem Jubel begrüßten, Tags darauf durch eine große Armenspeisung im Schloßhof und Sonntags darauf durch ein allgemeines kirchliches Dankfest gefeierten Geburt, wurde ihr Taufaltar unter dem blauen Gewölbe des großen Himmelsdomes im Schloßhofe der Elisabethenburg, von grünem Laubschmuck und Blumengewinden umgeben, errichtet. An demselben versammelten sich am 30. Juni, Abends 6 Uhr, von 5—6000 Zuhörern umringt, mit den höchsten Herrschaften und fürstl. Pathen gegen

*) Nach öffentlichen Mittheilungen, besonders der Weimar. Zeitung (1852. Nr. 29) und einer vom Diak. Müller zu Meiningen herausgegebenen Monographie. Weimar 1852.

200 Gevatterinnen *) aus allen Theilen und Ständen des Landes. Für eine einfache, ächt christlich-humane Bildung seiner beiden Prinzessinnen trug früh Herzog Georg väterliche Sorge. Mit eigener Hand entwarf er den Plan zur Erziehung, nach welchem der Unterricht in dem „Einen, was Noth thut,“ in dem „Göttlichen“, die ihm gebührende Hauptstelle einnahm. So einfach und zweckmäßig, wie die Erziehung begonnen, wurde sie fortgesetzt und vollendet. Den wohlthätigsten Einfluß auf eine gesunde und fröhliche Entfaltung der leiblichen, wie der geistigen Kräfte übte der alljährige Sommeraufenthalt in Liebenstein und Altenstein. Dort zeigte man noch vor wenig Jahren, in der Nähe des Schlosses, drei zum heiligen Andenken erhaltene Kindergärtchen, wo die Blumenmosaik eines dreifachen paradiesischen Jugendlebens blühte. Dort erwuchs unter der sorgsamen Obhut treuester Mutterliebe, und in innigster Bruder- und Schwesterliebe verbunden, das lieblichste Geschwisterkleeblatt. Dort ging der hohen Vollendeten zuerst das ganze Herz für die Herrlichkeit der Natur und ihren geheimnißvollen Zauber auf; dorthin drängte es sie, wie weit sie auch entfernt war, so oft es nur möglich, wie nach einem heiligen Orte. Mit dem Jahre 1816 war Prinzessin Ida an einem ernsten Markstein dieses ihres Lebens angekommen. Es fand am 21. April d. J. ihre Verlobung mit dem Herzog Bernhard von S.-Weimar-Eisenach Statt. Am 30. Mai ward die Vermählung in Meiningen vollzogen. Der Herzog stand damals als Oberst in Gent und dahin folgte ihm die junge Gemahlin. Vierzehn Jahre lang währte ihr dortiger Aufenthalt, nicht ohne durch mehrfache Reisen, namentlich zu der königl. Schwester in England und in die thüringische Heimath unterbrochen worden zu seyn. Während dieser Zeit gebar die Herzogin 8 Kinder, 4 Söhne und 4 Töchter, von denen jedoch die älteste Tochter bald nach der Geburt starb. Der Ausbruch der belgi-

---

*) Sämmtliche Jungfrauen des Herzogthums waren „von Haus zu Haus dazu erbeten“ worden. Die Wahl der 200, die persönlich bei der Taufhandlung erschienen, geschah durch's Loos. Die fürstl. Pathen waren: die verwittw. Herzogin Charlotte Amalie von S.-Meiningen, Großmutter der Prinzessin, der damals regierende Herzog von Gotha und die Prinzessinnen von Koburg und Rudolstadt. Mit denselben standen 22, aus obiger Zahl ebenfalls durch's Loos bestimmte Jungfrauen in dem engern Kreis um den Altar. Die dann folgenden Festlichkeiten gehörten zu den nicht blos die Sinne erfreuenden, sondern auch Herz und Geist erhebenden und veredelnden Volksfesten, die Herzog Georg so meisterhaft anzuordnen verstand, und die noch in lebendigster Erinnerung in den Herzen des Volkes leben.

schen Revolution nöthigte den Herzog, seine Familie nach dem Haag übersiedeln zu lassen. Dort verlebten sie weitere 8 Jahre, bis der Herzog den aktiven Militärdienst verließ und sich nach Mannheim wandte. Die Uebernahme des Kommandos über die holländisch-indische Armee von Seiten des Herzogs und die immer mehr sich zum Schlimmen gestaltenden politischen Zustände Badens wurden jedoch die Veranlassung, daß die Herzogin mit ihren Prinzessinnen Töchtern diesen Ort nach einem achtjährigen Aufenthalt wieder verließ. Um diese Zeit fällt auch ein längerer Ausflug, den die fürstl. Familie nach der Insel Madeira machte. Seitdem brachte die hohe Frau den größten Theil des Jahres in Weimar zu, nur im Sommer pflegte sie regelmäßig in Altenstein, wo sie ein Grundstück besaß, das ihr die Nähe ihres fürstl. Bruders besonders werth machte, eine kürzere oder längere Residenz zu nehmen. Ueberall, wo sie weilte, erwarb sich die Verewigte die allgemeine Anhänglichkeit und Verehrung, und was namentlich die Liebe betrifft, deren sie hier genoß, so brauchte man, um sich davon zu überzeugen, nur die zahlreichen Menschengruppen, die sich zwischen den Tagen ihres Todes und ihrer Beerdigung ununterbrochen vor dem Fürstenhause versammelt hielten, zu beobachten und ihren Gesprächen zu lauschen. Da konnte man vernehmen, wie hoch Alle die vortreffliche Fürstin gehalten, wie tief sie ihren Tod betrauerten. Das Leben ersparte der erhabenen Frau auch seinen Kummer nicht. Zwei hoffnungsvolle Kinder mußte sie in der Blüthe der Jahre vor sich dahinwelken sehen. Es war während ihres Aufenthalts im Haag, als sie die Kunde von der bedenklichen Erkrankung der ältesten Tochter, Prinzessin Louise, erhielt, die damals bei ihrer Tante, der Königin Adelheid *) in England zum Besuche war. Erst, als die Aerzte schon jede Hoffnung aufgegeben hatten, wurde es der geängstigten Mutter möglich, zu dem theuern Kinde hinzueilen und sie kam wenigstens noch rechtzeitig genug, um ihm die Augen zuzudrücken. Nicht allzulange Zeit darauf erhielt sie die Nachricht, daß auch ihr ältester Sohn, Prinz Wilhelm, in Italien gefährlich erkrankt sey. Sie eilte zu seiner Pflege zu ihm hin und hatte die Genugthuung, ihn bald darauf scheinbar wieder hergestellt zu sehen. Auf der Rückreise, die sie durch das südliche Frankreich führte, wurde sie in Avignon von jener Lungenentzündung ergriffen, die wir als die Vor-

*) Deren Biogr s. im 27. Jahrg. d. N. Nekr. S. 967.

läuferin ihrer letzten, tödtlichen Krankheit betrachten müssen. Die Hoffnung auf eine vollständige Wiedergenesung des Prinzen Wilhelm erwies sich leider! bei der Rückkehr nach Holland als unbegründet. Der junge Fürst, der sich schon als königl. niederländischer Ingenieurlieutenant die ersten Sporen verdient hatte, wurde bald darauf von einem neuen Krankheitsanfall überwältigt, und die Herzogin mußte auch diesen hoffnungsreichen Sprößling in's Grab legen. Ein dritter Todesfall, welcher sie schmerzlich berührte, war der ihrer Schwester, der verwittw. Königin Adelheid von England (Dec. 1849). So brachte die Zeit der unübertroffenen Mutter, der liebreichen Schwester auch ihre schmerzvollen Stunden. Auch das Glück ihres ehelichen Lebens mußte durch des Herzogs Uebernahme der Befehlshaberstelle in Indien unterbrochen werden. Aber man durfte doch wenigstens auf ein Ende dieser Trennung hoffen, ja die Wiedervereinigung trat näher, als man geglaubt hatte; denn des Herzogs Gesundheit wollte einen längern Aufenthalt in Indien nicht gestatten. Schon hatte er den europäischen Boden wieder betreten, schon zählte man die Wochen bis zur Stunde des Wiedersehens, schon war Ort und Zeit bestimmt, da mußte der kalte Tod aller Hoffnung ein plötzliches Ende machen und in den Kreis der großherzogl. Familie, der sich bald in seiner Vollständigkeit wieder zu vereinigen die Aussicht hatte, eine so unerwartete und so tiefempfundene Lücke reißen. Wenn wir die Tugenden fürstl. Frauen rühmen hören, die reiche Wohlthätigkeit, die makellose Sittenreinheit, die gefühlvolle Tiefe der Herzensbildung, dann soll sich uns jedesmal ihr Bild erneuen, denn sie besaß sie alle. Allein sie besaß noch mehr, als das. Das reichhaltige menschliche Leben war nicht umsonst in seinen manchfachen Verschlingungen an ihr vorübergegangen. Ihr hatte es eine Frucht getragen, die selten ist auf Fürstenthronen und nicht nur da. Das war das Verständniß der gewöhnlichen Lebensverhältnisse. Dadurch vorzüglich wurde sie Helferin und Trösterin für so Viele; dadurch prägte sich ihr Bild allen Denen, die mit ihr in Berührung kamen, so tief ein; dadurch empfand man ihre Wohlthaten als Gaben des Herzens, an welche die Erinnerung niemals verschwindet, weil es das Herz war, welches sie empfing. Die ehren- und theilnahmvollste Begleitung folgte der Beisetzung ihres Irdischen in die Fürstengruft.

76. Johann Friedrich von Steinkopf,

Begründer und früherer Chef der nach ihm benannten Verlagsbuchhandlung und Senior der würtemberg'schen Buchhändler u. Buchdrucker, zu Stuttgart;

geb. den 17. Mai 1771, gest. den 4. April 1852 *).

Zu Ludwigsburg geboren, war St. der älteste Sohn einer zahlreichen Familie von 14 Kindern. Seine Aeltern waren der an die frühere Porzellanfabrik zu Ludwigsburg berufene, herzogl. und nachmalige königl. würtemberg'sche, hauptsächlich im Zweige der Thiermalerei seiner Zeit rühmlich bekannte Hofmaler Steinkopf, geboren zu Oppenheim am Rhein (im J. 1737), und Katharina Barbara, geb. Betulius, Tochter des Antiquars Betulius zu Stuttgart (geb. im J. 1754). Schon im zweiten Lebensjahre kam der Knabe in sein großälterliches Haus mütterlicher Seits, wo er in gottesfürchtiger Unterweisung seine erste Erziehung erhielt und zum Besuche des Gymnasium vorbereitet wurde. Von Jahr zu Jahr entwickelten sich rasch seine Geistesfähigkeiten, so daß er unter seinen Schulgenossen immer einen der ersten Plätze behauptete. Mit rastlosem Fleiße verfolgte der junge Mann, der seine Thätigkeit schon frühzeitig ernsteren Studien zuwendete, in gewissenhafter Beachtung des sich vorgesetzten Zieles seine Laufbahn. In seinen Freistunden hielt ihn sein Großvater schon im 14. Jahre zu manchen Arbeiten für seinen künftigen Beruf an, worin er sich nach kurzer Zeit eine solche Gewandtheit und Tüchtigkeit erwarb, daß ihm bereits im 17. Jahre die Besorgung des Geschäftes mit Ruhe anvertraut werden konnte und er, als der Tod bald nachher seinen Großvater dahinraffte, selbständig im 18. Jahre die Leitung übernahm. Nebenbei ließ er sich die fortwährende Ausbildung seines Geistes, hauptsächlich in geographischen und geschichtlichen Studien, eine ernste Angelegenheit seyn. Im 21. Jahre erhielt er von Straßburg einen ehrenvollen Antrag zur Uebernahme der Redaktion eines politischen Blattes; allein die Lage der Umstände gestatteten nicht, das unter seiner Führung manchfach erweiterte, großväterliche Geschäft zu verlassen. Die Verhältnisse brachten es im Gegentheile mit sich, daß er im gleichen Jahre das Geschäft für eigene Rechnung übernehmen mußte. Nach einigen Jahren, als es an Ausdehnung fortwährend ge-

*) Schwäbische Kronik. 1852. Nr. 93.

wonnen und die Zunahme von Verlagswerken, sowie die Errichtung einer eigenen Buchdruckerei für diese Zweige eine erhöhte Thätigkeit in Anspruch nahmen, theilte er sich mit seinem jüngeren, im J. 1828 verstorbenen, Bruder, Ferdinand Steinkopf *), in die verschiedenen Geschäftszweige und wendete nun seine ganze Kraft ausschließlich dem Verlagsbuchhandel zu. Die meisten Erzeugnisse, die hieraus hervorgingen, gehören der religiösen und sittlichen Hebung und Veredlung der Jugend- und Volksbildung an, so daß seine Unternehmungen, deren manche von glücklichem Erfolg für ihn begleitet waren, vielfachen allgemeinen Nutzen stifteten. Von warmer Vaterlandsliebe, wie von dem aufrichtigen Wunsche für die Ehre, Größe, Macht und Einigkeit Deutschlands beseelt, welche er zwar in zeitgemäßer, stetiger Fortentwicklung, aber keineswegs auf dem Wege der Ueberstürzung oder in verzehrenden Parteikämpfen, sondern auf dem Wege des Friedens, des Rechts und der Ordnung bewerkstelligt wissen wollte, gingen einige politische Schriften aus seiner eigenen Feder — (jedoch ohne daß er sich öffentlich als Verfasser nannte) — hervor, die auch in höheren Kreisen Beachtung fanden und deren eine (im J. 1810) als Preisaufgabe einer Gesellschaft mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Dem Gange der Weltereignisse folgte er allezeit mit regem Forscherblick und seine umfassenden Kenntnisse im Gebiete der Erd-, Menschen- und Staatenkunde, verbunden mit einer klaren und scharfen Auffassungsweise, befähigten ihn zu einer richtigen Beurtheilung der Verhältnisse und Zeitbegebenheiten. Im 28. Jahre ließ ihn die Vorsehung eine Lebensgefährtin in der Tochter des als praktischer Arzt zu Stuttgart ansässig gewesenen Dr. Morstadt finden; allein diese Verbindung war nur von kurzer Dauer, indem der Tod dieselbe ein Jahr später, bald nach der Geburt eines Sohnes wieder auflöste. Das nun verwaiste Kind bewog Steinkopf, demselben eine neue Mutter zuzuführen, indem er sich aus dem Geburtsorte seines Vaters seine ihn nun überlebende zweite Gattin, eine Tochter des verstorbenen Kaufmanns und Weinhändlers Wallot in Oppenheim am Rhein, erwählte. Das Zusammenleben mit dieser durch edle Geistesbildung, feinen richtigen Takt und ächt weibliches Gemüth gleich ausgezeichneten Frau war für ihn ein höchst beglückendes und segensreiches; nicht nur daß sie, welche ein einziges eigenes Kind kurz nach der Geburt wieder verlie-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 739.

ren mußte, durch die zärtlichste mütterliche Liebe und Hingebung dem angetretenen Sohne den vollständigsten Ersatz gewährte und auf die ganze künftige Bildung desselben den wohlthätigsten Einfluß ausübte, sondern auch der Vater fand an ihrer Seite und in ihrer Umgebung eine so reiche Befriedigung für sein allzeit reges, geistiges Leben, daß er es selbst fühlte, wie in diesem gegenseitigen Zusammenwirken seine Wünsche und Hoffnungen erst zu ihrer rechten Vollendung sich gestalteten. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt, indem der einzige, trefflich herangewachsene Sohn, welcher eine kräftige Stütze und Hilfe für den Beruf des Vaters zu werden versprach, eben vom Auslande an den älterlichen Heerd zurückgekehrt, mitten in der Blüthe seines Alters, im 21sten Lebensjahre, durch eine verzehrende Krankheit schnell weggerafft wurde. Durch diese schmerzliche Prüfung wurde das älterliche Gemüth schwer gebeugt und die Gesundheit St.'s tief erschüttert. Er verlor aber, wenn schon die Erinnerung an den herben Verlust seine Körper- und Geisteskraft oft beinahe überwältigte, dennoch das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung nicht; mit erneuertem Muth und Eifer widmete sich der eigener Kinder Beraubte von nun an der Sorge für die zahlreichen Angehörigen seines nächsten verwandten Kreises, und viele desselben erfuhren die reichsten Proben unermüdlicher Liebe und Aufopferung. Aber auch für Solche, welche in entfernteren Verhältnissen zu ihm standen und durch geschäftliche Beziehungen oder als Untergebene in Verbindung mit ihm kamen, hatte er ein warmes Herz, leistete, reich an Kenntnissen und Erfahrung, bereitwillig Hilfe und suchte in uneigennütziger Weise ihr ferneres Fortkommen zu befördern. Für Arme, Kranke und Nothleidende wirkte er im Stillen thätig und ließ ihnen geräuschlos wesentliche Unterstützungen zu Theil werden. Für die nicht geringe Zahl von Freunden und Bekannten war und blieb sein Haus ein allzeit gastliches, zu wohlthuender Ansprache bereites und offenes. Das Jahr 1842 war der 50jährige Zeitabschnitt von St.'s geschäftlicher Laufbahn; seine Berufsgenossen, sowie eine Anzahl von Künstlern, Gelehrten und andern Freunden versammelten sich um den Jubilar zu einem Feste, dessen Andenken stets in der freundlichsten Erinnerung bei ihm blieb und durch die Gnade des Königs in der ehrenvollen Auszeichnung durch Verleihung des Ordens der würtemb. Krone verherrlicht wurde. Ungeachtet solcher äußeren Zeichen allgemeiner und unzweideutiger Verehrung blieb St.

gleichwohl fern von jeder Selbstüberhebung; bei dem eigenen lebhaften Gefühle seiner Mängel, welche er selbst niemals verhehlte, erkannte er in den ihm zu Theil gewordenen Beweisen von Freundschaft und Zutrauen nur die Aufforderung zu weiterem anspruchslosen Wirken. Wenn schon im 71. Lebensjahre stehend, so war sein noch immer jugendlich frischer und lebhafter Geist doch nicht müde, und ob er sich gleich nach und nach von der äußeren geschäftlichen Thätigkeit zurückzog, so wendete er dagegen seine Muße der Beschäftigung mit den höheren Angelegenheiten des Menschen zu; in besonders lebhaftem Verkehr stand er in dieser Beziehung mit seinem im fernen Auslande wohnenden Bruder, Prediger Steinkopf zu London, dessen letzter, vor einem halben Jahre gemachter, Besuch im Vaterlande die Liebe und Anhänglichkeit an diesen bei ihm noch mehr bevestigte. Im Mai des verflossenen Jahres genoß St. noch das selteneGlück, die 50jährige eheliche Verbindung mit seiner, in Freud und Leid durch unermüdliche Aufopferung bis an's Ende ihm stets treulich zur Seite stehenden, Gattin zu erleben. Kaum hatte er, nachdem in den letzteren Jahren seine Gesundheit etwas wankend zu werden anfing, selbst gehofft, dieses Ziel zu erreichen, denn schon vorher bemerkte er oft bei verschiedenen Gelegenheiten, daß seines Lebens Spanne nur noch eine kleine seyn werde. In stiller Zurückgezogenheit ging auch noch dieses letzte Fest mit dem ruhigen Rückblick auf eine wohlvollbrachte Lebensbahn und in dankbarem Aufblick gegen die göttliche Vorsehung, welche ihm so viele Gnade erwiesen, vorüber. Wenige Monate hernach erlitt seine Gesundheit einen empfindlichen Stoß durch einen leichten Schlaganfall; doch auch hiervon erholte sich seine Körperkraft nochmals auf kurze Zeit, bis am 4. April d. J. nach einem achttägigen Krankenlager im 81. Jahre sein Geist von dieser irdischen Hülle sich trennte. Sein Ende war ruhig und schmerzlos; ein edles, biederes Herz hat mit seinem Tode für dieses Leben zu schlagen aufgehört!

77. Felix (Ludwig Johann Friedrich),

Fürst und Herr zu Schwarzenberg, gefürsteter Landgraf in Kleggau, Graf zu Sulz und Herzog zu Krumau, Ministerpräsident, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sowie auch des kais. Hauses und Hofes 2c., zu Wien;

geb. den 2. Okt. 1800, gest. den 5. April 1852 *).

Der Verewigte war zu Wien geboren und der zweite Sohn des Fürsten Joseph **) zu Schwarzenberg und der Fürstin Pauline, geb. Prinzessin v. Ahremberg. Die Aeltern des Fürsten waren im J. 1810 in Paris und wohnten dem Feste bei, welches der Feldmarschall Fürst Karl zu Schwarzenberg, damals kaiserl. Botschafter zu Paris, zu Ehren der Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon gab. Bekanntlich gerieth der Ballsaal dabei plötzlich in Flammen. Die Fürstin Pauline war schon gerettet, fand aber, ihre Tochter, die Prinzessin Eleonore ***) (nachmals die Gemahlin des Feldmarschalls Fürsten Alfred Windisch-Grätz und am 12. Juni 1848 zu Prag von böhmischen Insurgenten meuchlerisch erschossen) suchend, ihren Tod in den Flammen. Fürst Felix trat jung in Kriegs- und Staatsdienste, wurde k. k. Kämmerer, Geheimrath, Feldmarschall-Lieutenant und Oberst-Inhaber des 21. Infanterie-Regiments. Bis zum 28. März 1848 war er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am königl. Hofe zu Neapel. In diesem Jahre, wo „Oesterreich in Radetzky's Lager war", war auch Fürst Felix Schwarzenberg dort und focht mit Auszeichnung gegen den Feind. Am 21. Nov. 1848 trat er in die hohe Stellung ein, die er bis zu seinem Tode behauptet hat; am 17. April 1850 wurde er Kanzler des Franz Joseph-Ordens. Fürst Felix war nie vermählt. Sein älterer Bruder, Fürst Joseph Adolph, pflanzt das Geschlecht Erkinger's v. Seinsheim (Stammvater des Hauses Schwarzenberg 1420) in älterer Linie fort, sein jüngerer Bruder, Friedrich, geistlichen Standes, ist Kardinal-Fürst-Erzbischof von Prag. Chef der zweiten Linie des Hauses Schwarzenberg ist der Maltheser-Ritter, Fürst Friedrich (Sohn des Feldmarschalls und Hof-Kriegsraths-Präsidenten, Fürsten Karl), der sich durch seine Kriegsthaten sowohl, als auch durch die „Mittheilungen

*) Nach meheren öffentlichen Blättern.
**) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 820.
***) Eine kurze Notiz über sie s. im 26. Jahrg. d. Nekr. S. 1065.

eines alten Lanzknechts" einen Namen gemacht hat. — Feind jeder pomphaften Ostentation, strebte er nie nach goldenen Schätzen und äußerte oft, daß er materielle Reichthümer nicht unter seine Wünsche zähle. Lange Zeit bewohnte er die Staatskanzlei, ohne darin die geringste Veränderung vornehmen zu lassen; fast nie fuhr er im eigenen Wagen aus, sondern benutzte meist eine Miethkutsche. Ritterliche Gastfreundschaft zeichnete seine Soiréen aus, seine Humanität ließ nur selten ein Bittgesuch unerfüllt; dagegen durften selbst seine innigsten Freunde und nächsten Verwandten Niemanden bei ihm protegiren wollen. Jede persönliche Verwendung dieser Art würde dem Petenten eher geschadet denn genützt haben. Aufrichtig und offen, wie er selbst war, schätzte er diese Attribute auch an Anderen sehr hoch und nahm stets mit Bereitwilligkeit einen Rath an, wenn er aus reiner Quelle kam. Ein Beispiel mag dieß belegen. Als der Zwiespalt zwischen dem österreich'schen und dem preuß. Ministerium seinen Höhepunkt erreicht hatte, langte eines Mittags eine Depesche an, welche den Fürsten von der Reise Manteuffel's nach Olmütz in Kenntniß setzte. „Wenn er kommen will, so mag er kommen," äußerte Fürst Schwarzenberg, „ich gehe nicht dahin." Eine Stunde später erhielt er den Besuch eines fremden Gesandten, theilte ihm die Nachricht mit und seinen Entschluß. Als jedoch der Gesandte seine Ansicht offenherzig dahin aussprach, daß er die Verantwortlichkeit einer ähnlichen Entscheidung nicht auf seine Schultern laden würde, da machte dieß auf den Ministerpräsidenten einen solchen Eindruck, daß er mit der Aeußerung von dem befreundeten Diplomaten schied: „Ich gehe zu Sr. Majestät, um die Sache zu unterbreiten und falls Se. Majestät Ihre Ansicht theilt, so mache ich mich nach einer Stunde auf den Weg nach Olmütz." Ueber die Ausdauer und Aufopferung, mit welcher der Dahingeschiedene sich den Staatsgeschäften widmete, hat der wiener Korrespondent des Magyar Hirlap jüngst einige Mittheilungen gemacht, welche wir gern hier wiedergeben. So geschah namentlich in der obenerwähnten kriegsschwangeren Periode, daß der Fürst drei bis vier Wochen lang sich nicht vor 5 Uhr Morgens zur Ruhe begab. Analog war seine Thätigkeit auch im jüngst verflossenen Winter; man sah ihn fast nie vor Mitternacht in irgend einem Salon, so ununterbrochen beschäftigten ihn seine diplomatischen Arbeiten. Interessant ist das Gespräch, welches am Beginne des letzten Ministerrathes noch zwischen ihm und dem Freiherrn

v. Baumgartner Statt fand. Als der Ministerpräsident vom Finanz- und Handelsminister nach seinem Befinden befragt wurde, antwortete er: „Schlecht, sehr schlecht, die viele Arbeit erdrückt mich." „Mir geht es ebenso," äußerte darauf Freiherr v. Baumgartner, „nur mit der größten Kraftanstrengung gelingt es mir, den sich mit jedem Tage mehrenden Berufsgeschäften zu genügen." „Ja," wendete der Fürst lächelnd ein, „bei Ihnen ist es doch ganz was Anderes, Sie waren von frühester Jugend auf an das Arbeiten gewöhnt; ich dagegen war bis zum Jahr 1848 weit besser daran und habe daher die Behaglichkeit mehr schätzen gelernt." Ein bedeutender Mann schilderte das Bild des Verewigten in folgenden Zügen: Der Fürst war vor Allem ein Mann der Ordnung und, begabt mit seltener Energie und Ausdauer, wollte er diese mit Aufwand aller Kräfte und um jeden Preis in der Welt erhalten wissen. Zugleich war er mit Leib und Seele Soldat und als solcher von der Ausgiebigkeit und der Nutzbarkeit der Ordnung zur Stütze dienenden kriegerischen Mittel auf das Innigste durchdrungen. Diese wollte er nie aus der Hand geben und nie zögerte er von ihnen Gebrauch zu machen, wenn die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, die Ordnung, innerhalb des Bereiches seiner Wirksamkeit bedroht werden sollte. Dabei war er aber nichts weniger als ein Anhänger des Alten, weder der alten Mißbräuche, noch der alten Schlaffheit, und gern bereit, dem Fortschritte zu huldigen und auch neue Formen des staatlichen Lebens sich anzueignen, so lange als sich jener Fortschritt und diese Formen innerhalb der Grenzen bewegen, die die Erhaltung bürgerlicher Ordnung möglich machen. Innerhalb jener Grenzen konnte Fürst Schwarzenberg immer ein Mann des befugten und vernünftigen Fortschrittes, außerhalb derselben mußte er entschieden ein Mann der Gewalt seyn. Fügt man zu dieser vollausgeprägten Richtung des Fürsten die klar daliegenden Eigenschaften seines Charakters — einen unbeugsamen Willen, persönlichen, moralischen und physischen Muth; jene Konsequenz im Denken und Handeln, endlich die aufopferndste und ausgeprüfteste Liebe für sein Vaterland, welche die genaueste Kenntniß und Würdigung dessen nicht ausschloß, was draußen vorgeht: so haben wir die allgemeinen Umrisse, aus denen das Charakterbild jenes bedeutenden Mannes in dem Werke: Felix Fürst zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident ꝛc. Ein biograph. Denkmal von Franz Ad. Berger. Mit dem Portrait des Fürsten.

2 Bde. Leipz. 1852 in sehr ausführlicher Darstellung zusammengefügt ist. — Der Fürst hatte 28 Orden; er war ein großer hagerer Mann mit scharfem durchdringenden Auge, Adlernase und fein geschnittnem Munde. Er liebte eine glänzende Umgebung mehr als eine hofmännische Toilette. In Dresden wohnte er mit dem Minister v. Manteuffel in einem Hause, der Letztere in einer obern Etage. Es soll einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben, die Einrichtungen und Umgebungen beider Staatsminister zu sehen. Unten Morgens früh brillant erleuchtete Vorzimmer, reich gallonirte Bediente, auf silbernen Tellern die vielfachsten Erfrischungen herumreichend; oben ein alter halbverschlafener Diener im Vorzimmer, seinem Herrn den gewöhnlichen Morgentrank, eine Hafergrützsuppe, bereithaltend.

78. Ludwig Hein,

königl. preuß. Major und Direktor der Pulverfabrik zu Spandau;

geb. den 12. Okt. 1794, gest. den 8. April 1852 *).

H. war zu Königsberg in Ostpreußen geboren und ursprünglich dazu bestimmt, die Laufbahn eines Kaufmanns einzuschlagen; doch die schon früh sich geltend machende Neigung des Verstorbenen veranlaßte seinen Vater, den Braueigner Hein, ihm die Universitätsstudien zu erlauben. Vom Jahr 1811 bis zum Jahr 1813 besuchte er, Jurisprudenz studirend, die Universität zu Königsberg. Bei'm Beginn des Krieges im J. 1813 folgte er dem allgemeinen Rufe seines Königs und trat als freiwilliger Jäger am 7. März j. J. bei dem Jägerdetachement des pommerschen Grenadierbataillons ein, bei welchem er die Feldzüge von 1813 und 1814 mitmachte und dann am 1. August 1814 wieder zu seinen Studien nach Königsberg zurückkehrte. Der Wiederausbruch des Krieges im J. 1815 führte ihn am 14. April abermals den Fahnen zu und er wurde als Officier dem 3. ostpreuß. Landw.-Inf.-Regiment eingereiht, später dem 13. Inf.-Regiment; den 8. August 1816 der 2. (pommerschen) Artillerie-Brigade aggregirt und 1820 den 24. Januar in dieser Brigade, mit dem Patent vom 14. August 1815, einrangirt. In den Befreiungskriegen hatte er an den Gefechten bei Hoyerswerda und Hoogstraaten, an den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz

*) Archiv f. Artill.- und Ingenieurofficiere. Berl. 1852. S. 165 ff.

und an den Blokaden von Magdeburg, Maubeuge, Lille und Wesel Theil genommen. Man sieht, wie der Verstorbene nach den Befreiungskriegen seinen Beruf für die militärische Laufbahn vollständig erkannt hatte, aber seine allgemeine wissenschaftliche Bildung, wie seine Universitätsstudien machten sich auch in seiner neu betretenen Laufbahn durchweg geltend, indem seine Hauptleistungen in militärischen Stellungen Statt fanden, welche mehr der Förderung des wissenschaftlichen Theils der Artillerie angehören, als dem sogenannten Frontdienst. Die nachfolgende kurze Uebersicht seiner Leistungen in der Artillerie möge darthun, durch welche ausgedehnte Wirksamkeit er sich ein ihn ehrendes Andenken in dieser Waffe gesichert hat. 1818—1821 besuchte der Verstorbene die Kriegsschule, und es gehört auch in diese Zeit seine Theilnahme an den Arbeiten des topographischen Büreaus. Im J. 1822 wurde er zum Lehrer im zweiten Cötus der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule ernannt, auch trat er in dems. Jahre noch als Mitglied in die Artillerie-Prüfungs-Kommission ein, eine Stellung, welche er bis zu seinem Tode beibehielt. Die Lehrerstelle an der Artillerie- und Ingenieurschule hatte er bis zum Jahr 1841 bekleidet und darin Bedeutendes geleistet, wie dieß von seinen höchsten Behörden mehrfach lobend anerkannt wurde und von einem sehr großen Theile der Officiere unserer Waffe gewiß in dankbarer Erinnerung bewahrt wird. Im November 1841 wurde er als Kompagniechef nach Schweidnitz versetzt, aber schon im März 1842 wieder nach Berlin berufen, um die Stelle eines Feuerwerksmeisters der Artillerie einzunehmen, die er jedoch nur bis zum August desselben Jahres bekleidete, in welchem Zeitpunkt ihm die Direktion der königl. Pulverfabrik bei Spandau übertragen ward. In dieser Stellung endete er sein reiches, thätiges Leben. Wenn wir hier eine gedrängte Uebersicht derjenigen dienstlichen Stellungen gegeben haben, welche dem Verstorbenen als unmittelbare Wirkungskreise angewiesen waren und die er durchweg zur vollkommenen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörden ausfüllte, so sind damit dennoch seine artilleristischen Leistungen noch nicht vollständig bezeichnet und es sey uns vergönnt, noch einige andere Kreise seines Wirkens hier kurz zusammenzustellen. Außer bei der oben bezeichneten Kommission war er noch Mitglied der Examinations-Kommission zur Abhaltung der dritten Berufsprüfung für Artillerieofficiere, der Examinations-Kommission für Artillerie-Premier-Lieutenants, der Raketen-Ver-

suchs-Kommission und der Kommission zur Beurtheilung der Preisaufgaben für Artillerieofficiere. Vor Einnahme seiner Stelle in letztgedachter Kommission hatte er selbst nachstehende Preisaufgaben, welche gekrönt wurden, gelöst: 1830 über die Belagerungs- und Defensions-Artillerie; 1832 über die Zwischenkaliber zwischen 12- und 24pfündigen Kanonen und 10- und 25pfündigen Mörser; 1833 über die Veränderungen im Gebrauch und der Ausrüstung der Artillerie mit Rücksicht auf die neuere Bevestigungsart; 1837 über den Gebrauch der 25pfündigen Haubitze und des kurzen 24pfünders und in demselben Jahre über die Geschützperkussionszündung. Ein Theil dieser Arbeiten sind dem Archiv für Artillerie- und Ingenieur-Officiere einverleibt und legen den Beweis dar, wie scharf der Verstorbene seinen Gegenstand in's Auge faßte und mit welcher gediegenen Kritik er ihn zu bearbeiten verstand. In Bezug auf seine militärische Laufbahn sey bemerkt, daß er am 3. Nov. 1823 zum Premierlieutenant, am 21. März 1831 zum Hauptmann und am 16. Mai 1844 zum Major ernannt wurde. Im Jahr 1841 erhielt er den rothen Adlerorden 4. Klasse. Es darf hier nicht übergangen werden, daß H. in den Tagen der allgemeinen Zerwürfniß im Jahr 1848, 1849 ꝛc. sich als eifriger Patriot und treuer Diener seines Königs auszeichnete, indem er in seinem Kreise auf das Eifrigste durch Wort und That darauf hinarbeitete, die Bevölkerung in der Anhänglichkeit an ihr angestammtes Königshaus zu erhalten, und wo sich eine Lockerung hierin zeigte, sie wieder zu bevestigen. Sein klarer Geist, seine Besonnenheit, sein ernster Sinn und seine Gewandtheit in der Rede, verbunden mit einem gemüthlichen, ansprechenden Auftreten, verschafften ihm großen Einfluß auf die Menge und man kann es mit Entschiedenheit aussprechen, daß auch in dieser Richtung seiner Thätigkeit Segen gefolgt ist. Seine Waffe hat durch seinen Hingang einen großen und schwer zu ersetzenden Verlust erlitten; schmerzlicher noch wird derselbe von allen Denen empfunden, welche ihm näher standen und seine freundschaftlichen Beziehungen und sein Familienleben näher kennen lernten. In ihm starb ein treuer Diener seines Königs, ein redlicher Patriot, ein tüchtig durchgebildeter und hochgeachteter Artillerist, ein biederer Kamerad, ein guter Familienvater und überhaupt ein ehrenwerther, charaktervester und dabei gemüthvoller Mensch.

* 79. Christian Wilhelm Freiherr von Jeetze,

pens. königl. bayer'scher Generalmajor, Ritter der französ. Ehrenlegion, zu Nürnberg;

geb. d. 27. Dec. 1785, gest. d. 11. April 1852 *).

v. J. ist geboren zu Potsdam, als Sohn des ehemal. königl. bayer. pens. Obersten, Karl Freiherrn v. Jeetze. Der Verewigte machte seine Studien in dem königl. preuß. Kadetenkorps und trat aus demselben in das königl. preuß. 2. Artillerieregiment am 16. März 1800, durchlief hier die verschiedenen militärischen Grade, vom Bombardeur im J. 1803 zum Unterofficier, 1806 zum Feuerwerker und Junker, und nahm im J. 1807 seine Entlassung aus preuß. Diensten. Durch Patent vom 10. Febr. 1807 als Unterlieutenant bei der leichten französ. Infanterie angestellt, rückte er im August desselben Jahres zum Oberlieutenant vor, 1809 zum Hauptmann, 1812 zum Major und wurde auf sein Ansuchen unter'm 18. Okt. 1814 mit dem Charakter als Bataillonschef aus französ. Diensten entlassen, um in königl. bayer'sche Militärdienste zu treten. Durch Patent vom 22. Febr. 1815 wurde v. J. als Hauptmann 1. Klasse im 10. Linien-Inf.-Regiment angestellt, unter'm 1. Sept. 1822 als Archivar zum königl. Kriegsministerium kommandirt und durch Armeebefehl vom 12. Oktober desselben Jahres als Hauptmann zum General-Quartiermeisterstab versetzt. Ein allerhöchstes Reskript vom 27. Nov. 1826 bestätigte ihn als Konservator bei'm Kriegsministerium und ein gleiches vom 2. Aug. 1828 ernannte ihn zum Major. Durch Armeebefehl vom 29. Nov. 1838 rückte er zum Oberstlieutenant bei'm Inf.-Regiment Wrede und unter'm 10. September 1840 zum Oberst des damals zu Nürnberg garnisonirenden Inf.-Regiments Erbgroßherzog von Hessen auf. Als solcher wurde er im J. 1842 zum Inf.-Regiment Karl Pappenheim und im J. 1844 zum Inf.-Leibregiment versetzt. Ein Armeebefehl vom 7. April 1847 ernannte ihn zum Generalmajor und Generalquartiermeister; unter'm 11. Nov. des verhängnißvollen J. 1848 wurde er zum Kommandanten der Reichsvestung Landau erhoben. Als solchem war ihm eine eigenthümliche und schwierige Stellung vorbehalten. Die damaligen Ereignisse brachten ihm, dem bayer. Officier und Kommandanten

*) Nach der bei der Beerdigung gehaltenen Parentation u. öffentl. Blättern.

einer Bundesvestung, neben seinem Landesfürsten einen zweiten, auch von diesem mitanerkannten obersten Kriegsherrn, den Reichsverweser. Dazu kam noch, daß im J. 1849 in Landau, wie in der ganzen Pfalz, eine dem Bestehenden feindliche Partei sich Anhänger erwarb, so daß er bei'm Ausbruche des Aufstandes die Vestung zugleich gegen den inneren und äußeren Feind zu halten hatte. Obgleich nun sein Verhalten in dieser schwierigen Lage ihm viele Gegner aufrief und obgleich wir dahin gestellt seyn lassen müssen, wie die Geschichte einst darüber aburtheilen wird, so ist doch so viel Thatsache, daß er die letzte Absicht seiner beiden Kriegsherrn rühmlich erfüllte: er hielt die ihm anvertraute Vestung. Nach der durch die preuß. Kolonne erfolgten Entsetzung und dem Einmarsche des bayer. Okkupationskorps in Landau wurde er wegen seines Verhaltens in Untersuchung gezogen, des Vestungskommando's enthoben und zur Disposition gestellt. An dem Tage, an welchem seinen tapferen Kameraden die Anerkennung des Königs durch Belohnungen kundgemacht wurde, erhielt v. J. — ein Belobungsdekret des Reichsverwesers. Er zog sich nach Nürnberg zurück und wurde hier vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn von den in 40 Punkten aufgestellten Anklagen freisprach; disciplinär aber wurde er zu mehrtägigem Zimmerarreste verurtheilt und als Generalmajor mit dem Pensionsbezuge eines Obersten quiescirt. Diese Strafe machte auf ihn auch physisch einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Wir wir hören, ruht ein umfassendes Werk aus seiner gewandten Feder über die pfälzischen Ereignisse unter seinen Papieren, welches der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, wenn die Verhältnisse es erlauben werden. Zum ersten Male hatte sich v. J. mit der verwittweten Frau Karoline v. Köring in Preußen verehelicht und einen Sohn, Theodor, königl. bayer. Major und Flügeladjutant, und eine Tochter, Wilhelmine, erzeugt. Nach deren Tode, im J. 1838, trat er am 24. Jan. 1845 eine zweite Ehe mit der ihn überlebenden Wittwe, Gräfin Klara v. Tattenbach, welche durch eine lieblich erblühende Tochter, Eugenie, sowie durch gegenseitige Achtung und hingebende Liebe beider Gatten vielfach erheitert und verschönert wurde. Als preuß. Officier hatte er den Feldzug 1806 mitgemacht, in französischen Diensten 1808 und 1809 gegen die Engländer gekämpft und in den Jahren 1813 bis 1815 in den Reihen des bayer. Heeres gegen Frankreich gestanden. Als der Morgen des Osterfestes anbrach, begleitete der Orgelton der ihm nahen St. Lorenzkirche sei-

nen letzten Schlummer; als das Festgeläute tönte, hauchte er schmerzlos und mit dem Ausdruck innern Friedens seine Seele aus.

* 80. Jakob Wolf,

königl. bayer. pens. Oberauditor, Ritter des königl. bayer. Verdienstordens vom heil. Michael, zu München;

geb. d. 8. Juni 1788, gest. d. 15. April 1852.

W. wurde zu Marktzeuln, im ehemaligen Fürstenthum Bamberg, nun Kreis Oberfranken des Königreichs Bayern, geboren. Sein Vater war dort Justiz- und Kameralbeamteter, starb jedoch sehr frühzeitig und hinterließ kein Vermögen; dennoch bestimmte seine Mutter, der die Talente ihres Sohnes nicht entgangen waren, denselben zum Studiren. Der Sohn begann auch seine Laufbahn auf dem Gymnasium zu Bamberg, setzte sie am dortigen Lyceum fort und vollendete sie auf der Universität zu Würzburg mit dem Rechtsstudium. Ein ernstes, ruhiges Urtheil, unermüdeter Fleiß zeichneten den Knaben und Jüngling schon frühe vor seinen Mitschülern aus, erwarben ihm deren Achtung und Liebe, sowie auch die seiner Lehrer. Diese Tugenden, welche durch gute häusliche Erziehung und würdige Lehrer entwickelt und gepflegt, sich durch den Umgang mit braven Altersgenossen erhalten hatten, begleiteten ihn bei seinem Uebertritt in das praktische Leben, in alle Verhältnisse; sie wurden ihm zur andern Natur, unzertrennlich mit seinem Seyn. Sie fanden in seinem amtlichen Wirken ihre Vollendung durch einen felsenvesten Charakter, unerschütterliche Rechtlichkeit und Parteilosigkeit als Richter, — ihren Lohn in der Achtung, die er bei seinem Fürsten und seinen Landsleuten in allen seinen Berufszweigen im höchsten Maaße genoß. Nach vollendetem Universitätsstudium trat W. in die Gerichtspraxis ein, bestand mit Auszeichnung die Staatsdienstprüfung und wurde am 6. April 1812, in seinem 24. Lebensjahre, als Auditor im bayer. Heere angestellt. Nachdem er bei verschiedenen Abtheilungen desselben in dieser Eigenschaft gedient und am 16. Juli 1814 zum Regimentsauditor im 9. Inf.-Regimente befördert worden war, machte er im J. 1815 den Feldzug gegen Frankreich mit. Aus diesem mit seinem Regiment in die Garnison Bamberg zurückgekehrt, diente er noch bei demselben bis zum 1. Juni 1831, wo er bei dessen Verlegung in die Vestung

Landau am 1sten Juni 1831 zum 10. Inf.-Regiment in Amberg versetzt wurde. Von dort wurde er am 20. März 1835 zum Stabsauditor bei'm 3. Armee-Divisions-Kommando in Nürnberg befördert und am 1. Nov. 1843 als Oberauditor im königl. Generalauditoriat in München berufen. Am 1. Jan. 1852 erfolgte die allerhöchste Anerkennung seiner Verdienste. König Maximilian II. ertheilte ihm den Verdienstorden vom heil. Michael mit den persönlich an ihn gerichteten Worten: „Ich habe die Brust eines Würdigen geziert.“ Seine Berufshingebung beschleunigte aber sein Lebensende. Er kannte in seinem ledigen Stande kein anderes Vergnügen, als seine Arbeiten und gönnte sich wenig Erholung. Aber erst als seine physische Kraft beinahe gebrochen war, suchte er um den wohlverdienten Ruhestand nach. Am 6. April 1852 erfolgte auch seine Pensionirung unter ehrenden und anerkennenden Ausdrücken. Doch schon war er schwer erkrankt und dem Tode verfallen. Während seines schmerzenvollen Lagers verließ ihn seine eigenthümliche innere Ruhe nicht. So starb er und mit ihm ging ein von Allen, die je in Berührung mit ihm kamen, hochgeachteter Biedermann, von ächtem Schrot und Korn, aus der alten Schule, leider! zu frühe, heim. Am 18. April 1852 fand seine Beerdigung feierlich Statt. Außer einer zahlreichen Begleitung von Officieren, Militärbeamteten und Mitgliedern der höchsten Civil- und Militärgerichtshöfe, wohnte derselben auch der Kriegsminister v. Lueder persönlich bei.

S. Justus.

* 81. Gregor Thomas von Ziegler,

Bischof zu Linz;

geb. den 7. März 1770, gest. den 15. April 1852.

v. Z. war der Sohn eines Landmannes zu Kirchheim an der Mindel. Zum Studiren geneigt und bestimmt, besuchte er die Klosterschulen zu Ottobeuren und Roth, trat zu Wiblingen in den Orden der Benediktiner und erhielt bei seinem Profeß den Klosternamen Gregor. Zum Priester geweiht, wurde er von seinen Obern als Professor zu Wiblingen, dann sieben Jahre an den k. k. österr. Gymnasien zu Konstanz und Freiburg im Breisgau angestellt; an der Universität zu Freiburg machte er für die theologische Doktorwürde alle Prüfungen durch, nahm den Grad selbst aber erst, als ihn, bei Auflösung des Stiftes

Wiblingen, Kaiser Franz I. von Oesterreich*) im J. 1806 an die Universität zu Krakau berief. Von Krakau kam er ebenfalls in seiner Eigenschaft als Professor der Theologie nach Linz, dann an die Hochschule zu Wien, wo er über acht Jahre Vorlesungen über Dogmatik hielt und mehere Schriften theologischen Inhaltes schrieb. Auch predigte er in der St. Stephanskirche zu Wien 5 Jahre lang jeden Sonntag vor zahlreichen Versammlungen. Am 5. Februar 1822 wurde er vom Kaiser Franz zum Bischof von Tynniez in Galizien, welches Bisthum hernach den Namen Tarnoco erhielt, ernannt. Im Jahr 1827 wurde er nach Linz als Bischof berufen. Hier, wie überall, wirkte er mit großer Berufstreue. Sein Name war selbst im Auslande geehrt. König Ludwig von Bayern verlieh ihm 1838 das Komthurkreuz des Civilverdienstordens der bayer. Krone, mit welchem Orden der personelle Adel verbunden ist. Mit Liebe hing Bischof v. Z. an seiner Geburtsstätte. Zweimal noch besuchte er Kirchheim, im J. 1828 und 1838. Er war des Ortes edelster und unermüdeter Wohlthäter. Das im J. 1850 auf dem Pfarrkirchthurme Kirchheims errichtete vergoldete Kreuz — wozu er den ersten Gedanken schon in frühester Jugend — als Student in den Ferien heimkommend — gefaßt hatte, wird den spätesten Nachkommen seinen Namen verkünden und in gesegnetem Andenken erhalten. Er entschlief Abends 9 Uhr am genannten Tage in Folge einer Lungenlähmung. Seit längerer Zeit unwohl, glaubte er dennoch, der Genesung entgegenzugehen, als ihn der Herr zu sich abrief. Noch unter dem 13. April 1852, also zwei Tage vor seinem Hinscheiden, hatte er nach Kirchheim geschrieben: „Der verflossene Winter hat mich über zwei Monate an's Bett geheftet; es war ein starker Katarrh, der mich auf einmal heftig angefallen hat. Ich ließ mich mit allen heil. Sakramenten versehen und war gefaßt, in meinem 83. Jahre stehend, die irdische Laufbahn zu beschließen; allein Gott hat es anders gefallen, ich bin seit 3 Wochen auf dem Wege der Genesung, die Aerzte geben mir große Hoffnung, sogar noch länger zu leben. Dieß wie der Himmel will." Und Gott hat hernach gewollt, daß er eingehe zu ihm.

S. Justus.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

82. Paul (Karl Friedrich August),

Prinz von Würtemberg,

kaiserl. russ. Generallieutenant und Ritter hoher Orden zu Paris;

geb. den 19. Jan. 1785, gest. den 16. April 1852 *).

Der Verstorbene war der einzige Bruder des jetzt regierenden Königs von Würtemberg und, wie dieser, zu Lübben in Schlesien geboren, wo sein Vater, der verstorbene König Friedrich I. von Würtemberg, damals preuß. Generalmajor, als Chef eines Dragonerregiments in Garnison lag. Seine Mutter war die braunschw. Prinzessin Auguste Karoline Friederike Louise, die er aber, erst 2 Jahre alt, durch den Tod verlor. Ueberhaupt war seine Jugend umwölkt; unangenehme Ereignisse und die Verhältnisse seiner Familie führten den Knaben nach Rußland, in die Schweiz, an den Rhein und endlich nach Würtemberg. Denn die Kaiserin Katharina stellte seinen Vater, der mit dem Großfürsten Paul von Rußland verschwägert war und zum russ. Generallieutenant ernannt wurde, als Generalgouverneur von Russisch-Finnland an, worauf dieser nach der 1787 erfolgten Auflösung dieses Verhältnisses zu Monrepos bei Lausanne und dann zu Bodenheim bei Mainz lebte. Erst 1790 kam des Prinzen Vater nach Würtemberg, schlug seinen Wohnsitz in Ludwigsburg auf und wurde, als Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, preuß. Generalmajor und einer der Helden Friedrichs des Großen aus dem siebenjährigen Kriege, nach dem Ableben zweier Brüder, 1795 zur Regierung gelangte, Erbprinz von Würtemberg. Als solcher stellte er sich 1796 dem Eindringen der Franzosen entgegen, mußte aber der Gewalt weichen und abermals das Land verlassen. Solche Unterbrechungen waren auch störend für die Erziehung und Bildung des Prinzen. Dieser besaß übrigens außerordentliche Fähigkeiten und machte besonders gute Fortschritte in der Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Geographie. Auch lernte er sich im Französischen wie im Deutschen deutlich und vest aussprechen. Weiter herangebildet, liebte er die vaterländische Literatur, besaß auch einen nicht ungebildeten Kunstgeschmack, obgleich sein Vater ein eben nicht ausgezeichneter Erzieher war. Zwar fehlte es demselben nicht an warmer, herzlicher Liebe zu seinen Kindern, aber er übte eine zu große Strenge, die nicht geeignet

*) Nach gedruckten Quellen.

war, die Jugend des Prinzen und seiner Geschwister zu erfreuen. Ueberhaupt war der Vater sehr reizbar und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe. Indeß sorgte er für treffliche Hofmeister und Lehrer, die es wohl verstanden hätten, Geist und Herz des Prinzen zu bilden, wenn nur nicht der Aufenthalt der Familie in Würtemberg und damit zugleich der Fortgang seiner Bildung zweimal widrige Störungen durch französ. Einfälle erlitten hätte. Sein Vater lebte während dieser Zeit in Ansbach, dann in Wien und London, wo derselbe seinen Kindern in der Kronprinzessin von England, Charlotte Auguste Mathilde, eine zweite Mutter gab, mit der er 1797 nach Stuttgart zurückkehrte. Bald darauf starb des Prinzen Großvater, Herzog Friedrich Eugen, der, wie einst einer seiner Vorfahren, Karl Alexander von Würtemberg, die katholische Lehre in seinem Hause eingeführt hatte, seine Kinder wieder lutherisch erziehen ließ. Nun trat Herzog Friedrich die Regierung des durch Krieg schon hart mitgenommenen Herzogthums an, das er eine Zeitlang von Erlangen aus regierte; denn im J. 1799 mußte die Familie nochmals das väterliche Erbland verlassen, was den Erbprinzen Wilhelm bewog, als Freiwilliger in österreich'sche Kriegsdienste zu treten. Der Vater gelangte unterdeß durch seine mit Kraft gepaarte Staatsklugheit und besonders dadurch, daß er in Verbindung mit den Höfen von Petersburg und Wien trat, zur Kurwürde, bis er endlich durch vestes Anschließen an Napoleon's überwältigendes System den Besitz eines unabhängigen Königreichs errang. Weniger wollte es demselben gelingen, nach seiner Art seine Söhne auch jetzt noch, nachdem sie zu Jünglingen herangewachsen waren, in der frühern unbedingten Abhängigkeit zu erhalten, wodurch es leicht zu Mißhelligkeiten zwischen Vater und Söhnen hätte kommen können, wenn diese nicht den Hof verlassen und die Zeit der Abwesenheit für ihre weitere Ausbildung recht zu benutzen gewußt hätten. Am 28. Sept. 1805 vermählte sich Prinz Paul mit der Prinzessin Charlotte Georgine Friederike Louise Sophie Therese, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Sachsen-Altenburg, mit der er 4 Kinder zeugte, nämlich die Prinzessin Friederike Charlotte Marie, jetzt Helena Paulowna, geb. den 9. Januar 1807, dann den Prinzen Friedrich Karl August, königl. würtemb. Generallieutenant und Chef eines kaiserl. russ. Uhlanenregiments, geb. den 21. Febr. 1808; die Prinzessin Friederike Marie, geb. den 25. Febr. 1810 und den Prinzen Friedrich August

Eberhard, königl. preuß. Generallieutenant und Kommandeur der 1. Gardereiter-Brigade, geb. den 24. Jan. 1813. Unterdessen belasteten die drückenden Zeitverhältnisse Würtemberg immer mehr; allein die Last mußte ruhig getragen werden, wenn nicht ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Leute herbeigezogen werden sollte, was sorgfältig zu vermeiden war. Endlich kam aber die Zeit der Erhebung, und wie der tapfere Kronprinz, dem Drange seines Herzens folgend, mit seiner ganzen Kraft gegen die jenseitige Gewaltherrschaft auftrat und sich als Anführer an die Spitze einer Abtheilung der großen Heeresmasse gegen Napoleon stellte, so trat auch sein Bruder Paul bald nach der Geburt seines jüngsten Sohnes, während des Waffenstillstandes 1813 gegen Napoleon in russ. Kriegsdienste, in welchen auch der kühne Prinz Eugen von Würtemberg stand, der erst unter Winzingerode, dann unter Barclay de Tolly das 2. russ. Infanteriekorps befehligte, sich bei Kulm, Nollendorf, Leipzig und, wie der heldenmüthige Kronprinz von Würtemberg, besonders in den Kämpfen in Frankreich auszeichnete, während Herzog Alexander von Würtemberg, Oheim des Kaisers Alexander und russ. Kavalleriegeneral, den Oberbefehl über die Belagerungstruppen von Danzig führte und Herzog Ferdinand von Würtemberg, als Feldmarschall-Lieutenant unter den Oesterreichern der deutschen Sache diente. Prinz Paul befehligte 1814 die anhalt-thüringische Brigade bei'm 3. deutschen Armeekorps unter dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar *) und nahm in dieser Stellung nicht geringen Antheil an dem Entscheidungskampfe, worin er mehere Beweise von Unerschrockenheit ablegte, schien aber an dem Kriegsdienste nicht besonderes Wohlgefallen zu haben und trat daher bald nach hergestelltem Frieden wieder aus den dienstlichen Verhältnissen heraus. Kurze Zeit nachher starb sein Vater, König Friedrich I., am 30. Okt. 1816 und sein Bruder, der ruhmreiche Kronprinz Wilhelm, der sich eben mit der Großfürstin Katharina Paulowna von Rußland vermählt hatte, bestieg den Thron. Prinz Paul veruneinigte sich aber mit seinem königl. Bruder über ein Haus- und Apanagengesetz und lebte nun seit 1818 in Paris. Auch seine Ehe war nicht friedlich; daher auch seine Gemahlin ihn nicht in die französ. Hauptstadt begleitete, sondern nach Hildburghausen zog und dort in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage verlebte, während sich der Prinz über

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

diese Trennung durch anderweitige Verbindungen in Paris tröstete. Unterdessen vermählte sich am 20 Febr. 1824 seine älteste Tochter mit dem Großfürsten Michael von Rußland, seine jüngere Tochter dagegen am 23. April 1829 mit dem Herzog Wilhelm von Nassau. Im J. 1830 befand er sich mit unter den Präsentaten für die Krone Griechenlands. Am 12. Dec. 1847 starb seine Gemahlin *) in Bamberg und nun schloß der Prinz eine morganatische Ehe mit einer katholischen aus Spanien stammenden Engländerin, Lady Suttingham. Diese Verbindung ist indeß kinderlos geblieben; dagegen ist eine von ihm außerehelich gezeugte Tochter an den Grafen v. Montessuy verheirathet. Seine Wohnung hatte der Prinz in einem Hotel auf dem Vendômeplatze, wo er in einer gewissen Zurückgezogenheit lebte, aber doch eine große Theilnahme an allen Ereignissen des Landes, dem er mit besonderer Vorliebe anzuhängen schien, bewies. Diese Gesinnung blieb nicht unerwiedert; der Prinz hatte sich in der französ. Hauptstadt einer großen Auszeichnung zu erfreuen und nahm in den höchsten Kreisen eine seinem Range und den persönlichen Eigenschaften, die ihn auszeichneten, angemessene Stellung ein. Ueber den revolutionären Sturm 1848 tröstete den Prinzen die Gelangung Louis Napoleon's zur höchsten Gewalt; denn Prinz Paul war zu dem napoleon'sche Hause nahe verwandt und Schwager des vormaligen Königs von Westphalen, nunmehrigen Marschalls von Frankreich und Senatspräsidenten, Jerome Bonaparte. Mitten in dieser Lebensweise überraschte ihn der Tod. Am 11. April 1852 erkrankte er und seine Leiden nahmen so rasch überhand, daß die Aerzte gleich Anfangs an seinem Aufkommen zweifelten. Als diese Nachricht nach Deutschland gelangte, begab sich sogleich sein Enkel, der Herzog von Nassau, nach Paris, der aber den Großvater bereits am 14. April ohne Besinnung und Sprache fand. Auch Marschall Jerome Bonaparte mit seinen beiden Kindern, Napoleon Bonaparte und der Prinzessin Mathilde, sowie der königl. würtemb. Gesandte, Freiherr v. Wächter, der kaiserl. russ. Gesandte, Staatsrath v. Kisseleff und Graf v. Montessuy, französ. Gesandter in Florenz, waren gegenwärtig und befanden sich insgesammt in einem anstoßenden Gemach, als die Ankunft des päpstlichen Nuntius, Mons. Antonio Garibaldi, in feierlichem Ornate lebhaftes Erstaunen erregte, da man wußte, der Prinz sey Protestant. Aber

*) Deren Biogr. s. im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 977.

plötzlich trat die Gräfin Montessuy herein und erklärte zur allgemeinen Ueberraschung: der Sterbende sey zur katholischen Kirche übergetreten, was der päpstliche Nuntius mit der Bemerkung bestätigte, daß der Prinz diesen Schritt nicht erst in den letzten Augenblicken, sondern noch bei vollem Bewußtseyn und also aus Ueberzeugung gethan habe. Nach der Darstellung derjenigen Personen, welche ein Interesse daran hatten, die Behauptung des päpstlichen Nuntius bestätigt zu sehen, hatte seine zweite Gemahlin, unterstützt von der Gräfin v. Montessuy, so viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß er zu konvertiren beschloß. Nachdem er diesen seinen Entschluß ausgesprochen, habe er vom Pater v. Ravignan katholischen Unterricht erhalten, dann seinen evangelischen Glauben abgeschworen und das Abendmahl nach katholischem Gebrauche genommen. Die Firmelung sey ihm vom päpstlichen Nuntius selbst administrirt und hierauf am 14. April, an welchem Tage bereits der Herzog von Nassau anlangte, durch den Pater Pontlevey, an des erkrankten Ravignan's Stelle, im Beiseyn von Verwandten und Freunden die letzte Oelung zu Theil geworden, nachdem er vorher noch katholisch gebeichtet und nochmals voll Erbauung inbrünstig und aufrichtig das katholische Glaubensbekenntniß als das seinige erklärt habe; und doch befand sich der Prinz nach den ärztlichen Zeugnissen an diesem Tage bereits ohne Besinnung! Auf den Herzog von Nassau machte dieser Bericht einen unangenehmen Eindruck, der bei der hohen Wichtigkeit der Sache dieselbe sehr ernst nahm. Denn der König von Würtemberg habe nur einen Sohn, wenn nun dessen Ehe mit der Großfürstin Olga kinderlos bleiben sollte, wie es den Anschein habe, so würden des Prinzen Paul Söhne die nächste Anwartschaft auf die würtemb. Krone haben, wovon aber nach dem Hausgesetz Katholiken ausgeschlossen seyen. Es könnte daher behauptet werden, das Erbrecht der Prinzen sey durch den Religionswechsel ihres Vaters beeinträchtigt worden. Dieß ist nun wohl nicht zu fürchten, da eine solche Folge des Religionswechsels jedenfalls nur den Prinzen selbst hätte treffen können; allein das Ereigniß war dem Herzog doch von großer Wichtigkeit und mußte ihn schon aus dem Grunde schmerzlich berühren, weil er mit allen Gliedern des königl. würtemb. Hauses der protestantischen Lehre aufrichtig und treu anhängt. Er sprach deshalb sofort seine Zweifel gegen die Richtigkeit der gemachten Angaben nachdrücklich aus, so daß sich die Versammlung schweigend, aber voll innerer Aufregung

trennte. Am Morgen des 16. April erfolgte der Tod des Prinzen in Folge einer Gehirnentzündung in dem Alter von 67 Jahren, worauf der Herzog von Nassau förmlich Protest gegen die Giltigkeit des Konfessionswechsels erhob, gestützt auf die Behauptung, daß die letzten bewußtlosen Augenblicke eines schwachen sterbenden Greises nicht benutzt werden dürften, ihm einen Entschluß abzunöthigen, den er bei hellem Geiste und vollem Gebrauche seiner Seelenkräfte nimmer gefaßt haben würde. So viel steht übrigens wohl vest, daß sich die unter dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit stehende sehr bigotte Lady Suttingham, welche bei dem Prinzen 35 Jahre lebte, alle Mühe gab, den Prinzen zum Katholicismus zu bekehren, wobei ihr jedenfalls der beredte Pater v. Ravignan treulich zur Seite stand, der dem Prinzen versichert haben soll, der Papst habe ihn auktorisirt, eine heimliche Abschwörung zuzulassen, Falls er sich vor seinem Bruder scheue. Die Leiche, angethan mit der Generallieutenants-Uniform mit dem Stern und dem großen Bande des königl. Hausordens der würtemb. Krone, lag auf dem Paradebett ausgestellt, geschmückt mit dem Militärkreuz, der Krone, dem Orden der Ehrenlegion, dem königl. preuß. rothen und schwarzen Adlerorden und dem königl. bayer. St. Hubertusorden, und umgeben von den Mitgliedern der königl. würtemb. Gesandtschaft in Staatsuniform und mit dem Baron v. Wächter an der Spitze. Am 18. April fand der kirchliche Trauergottesdienst Statt, dem unter Andern der Herzog von Nassau, Marschall Jerome Bonaparte mit seinen beiden Kindern, Graf und Gräfin Montessuy, der päpstliche Nuntius, Graf v. Faucigny, ehemaliger Page des Prinzen, General Graf Alexander Girardin und viele andere Prinzen und Prinzessinnen, Generale und ausgezeichnete Personen, auch mehere Mitglieder des diplomatischen Korps beiwohnten. Das Testament des Prinzen wurde unter den üblichen Förmlichkeiten durch den Präsidenten des Seinetribunals de Belleyme in Gegenwart des Herzogs von Nassau und des würtemb. Ministers, Freiherrn v. Wächter, und im Beiseyn von 6 Zeugen eröffnet. Dasselbe setzte die beiden Töchter des Prinzen zu Haupterbinnen ein. Außerdem waren in demselben verschiedene Vermächtnisse angeordnet. Die Leiche wurde einbalsamirt und von der Dienerschaft des Prinzen begleitet auf der Eisenbahn nach Würtemberg zur Beisetzung gebracht.

Gröger.

* 83. Johann Theophilus Fürchtegott Richter,

Pastor primarius und Ritter, sowie Ehrenbürger zu Kamenz;

geb. im Jahr 1768, gest. d. 18. April 1852.

Er war geboren zu Kamenz und eine lange Reihe von Jahren hindurch ein treuer Diener des Herrn in seiner Kirche; denn bereits am 25. Sept. 1846 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei ihm vom Staate das Ritterkreuz des Civilverdienstordens und von seiner Vaterstadt das Ehrenbürgerrecht verliehen wurde. Zu Anfang des J. 1851 trat er aus dem Kreise seiner amtlichen Wirksamkeit zurück, zwar etwas geschwächt am Körper, aber ungeschwächt am Geiste. Viel Gutes hat der Abgeschiedene während seiner Amtsführung vom Herrn empfangen, aber auch mit rastlosem Eifer gewirkt, wiewohl er auch nicht ohne Heimsuchungen blieb. Noch in den letzten Wochen seines Erdenlebens raubte ihm der Tod seinen einzigen Sohn; auch mußte er eine in glücklicher Ehe lebende Enkeltochter beweinen.

Gröger.

84. Jakob Behrens,

Senator zu Lübeck;

geb. den 9. Febr. 1791, gest. den 19. April 1852 *).

In Lübeck geboren, ward B., nachdem er als Chef eines der angesehensten dasigen Handlungshäuser und als Aeltermann der Kaufleute-Kompagnie bereits mehrfach bei der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten und kommercieller Institute thätig gewesen war, im Jahr 1833 zum Mitgliede des Senats erwählt. Während eines Zeitraums von fast 20 Jahren hat er in dieser Stellung den wichtigsten Berathungen der Behörden und den bedeutendsten kaufmännischen Privatunternehmungen, zum großen Theil als Präses oder Dirigent, fast immer aber mit eingreifender und entscheidender Wirksamkeit vorgestanden. Die Verwaltung des Zollwesens, um dessen Reorganisation er sich wesentliche Verdienste erworben hat, das Forstwesen und das Postwesen, denen er während meherer Jahre gleichzeitig vorstand, wurden neben anderen umfassenden administrativen und richterlichen Funktionen bis in die

*) Neue lübeck'sche Blätter. 1852 Nr. 17.

neueste Zeit vornehmlich von ihm geleitet. Die gewissenhafte Sorgfalt, das Organisationstalent, die praktische Gewandtheit und energische Entschiedenheit, welche der Verstorbene bei diesen Verwaltungen und vielen andern, oft über das Maaß seiner Kräfte hinaus von ihm wahrgenommenen, öffentlichen Angelegenheiten stets bewährte, hat er auch in der mehrjährigen Verwaltung des Militärwesens, die ihm desungeachtet schwere Kränkungen zuzog, vorzugsweise an den Tag gelegt. Wenn einzelne Schroffheiten im persönlichen Verkehr, ein gewisses Widerstreben im Eingehen auf die Ideen Anderer und entschiedenes Festhalten an der eignen Meinung, zumal in früheren Zeiten, manches Vorurtheil gegen den Verstorbenen hervorgerufen haben mögen, so ist das lebhafte Bedauern, welches sich schon bei seinem Austritt aus dem Senate, mehr aber noch bei seinem plötzlich erfolgten Ableben hier und auswärts kund gegeben hat, ein erfreulicher Beweis davon, daß der strengen Rechtlichkeit und Integrität seines Charakters, dem wahren Adel seiner Gesinnung und Handlungsweise neben unermüdlicher Thätigkeit in der Erfüllung seiner schweren Berufspflichten auch in weiteren Kreisen eine gerechte Anerkennung zu Theil geworden ist. Ein ungewöhnlich zahlreiches Gefolge von Mitbürgern und Freunden gab ihm als letzte, wohlverdiente Ehre ein feierliches Geleite zu seiner Ruhestätte.

85. Johann Jakob Frei,

Pfarrer und Dekan zu Herisau (schweiz. Kanton Appenzell);

geb. den 9. August 1789, gest. den 19. April 1852 *).

Seine Aeltern waren Johann Jakob Frei, damaliger Pfarrer zu Degersheim **), und Anna Elisabetha Steiger. Schon in zarter Kindheit verlor er seine Mutter, den Vater aber erhielt ihm der Herr bis vor 8½ Jahren, da er, von kindlicher Liebe und Dankbarkeit gepflegt, im Pfarrhause zu Herisau starb. Es lag dem Vater sehr am Herzen, seinen heranwachsenden drei Söhnen eine mehr als gewöhnliche Bildung angedeihen zu lassen. Um diesen Zweck desto eher zu erreichen, vertauschte er im Jahr 1799 die Pfarrei Degersheim mit derjenigen von Rheineck, worauf er dann im Jahr 1805 die zweite Pfarrstelle in

*) Nach den gedruckten „Leichenpersonalien".
**) Eine kurze Notiz über ihn s. im 21. Jahrg. des Nekr. S. 1248.

Herisau übernahm. Schon frühe neigte der lernbegierige Knabe sich dem Berufe seines Vaters zu. Zu Herisau bot sich damals in einer guten Privatschule Gelegenheit zur Erlernung der alten und neuen Sprachen, die der heranwachsende Jüngling fleißig benutzte. So vorbereitet, reiste er den 5. April 1806 mit einigen bis in den Tod ihm innig verbundenen Freunden nach Basel. Auf der dortigen Hochschule fand er nicht die gewünschte Aufmunterung zum Fortschritt in den theologischen Wissenschaften; es leitete ihn aber ein guter Genius zum fleißigen Privatstudium, welches bei seiner großen geistigen Lebendigkeit und bei seinem ungewöhnlich starken und treuen Gedächtnisse mit dem besten Erfolge gekrönt war. Schon im Frühja r 1807 kehrte er als Kandidat der Theologie in das väterliche Haus zurück. Mehere in Basel geschlossene Freundschaftsbündnisse haben sich in ungeschwächter Innigkeit im Laufe von 46 Jahren erhalten, wie denn überhaupt der Vollendete bis an sein Ende einen ächten Freundschaftssinn bewies, und wer in Liebe sich ihm hingab, auch mit treuer Gegenliebe belohnt wurde. Bald nach seiner Heimkehr von Basel wurde dem Vater die Freude, seinen hoffnungsvollen Sohn in der Gemeinde Schönengrund als Pfarrer angestellt zu sehen. Er trat diese Stelle an mit dem Vorsatze, die vielen köstlichen Mußestunden, die ihm der kleine Wirkungskreis darbieten würde, auf seine weitere Ausbildung sorgfältig zu verwenden, und er hielt auch Wort. Keine Kosten wurden gespart, um einen Schatz literarischer Werke um sich her zu sammeln. Die Meister der Wissenschaft und Kunst ließ er in sein Haus kommen, um von ihnen zu lernen, und was er dort begonnen, wurde in der Folge mit der sorgfältigsten Auswahl und mit nie ermüdendem Eifer, durch äußere Verhältnisse noch mehr begünstigt, fortgesetzt. Er galt in jener Gemeinde und ihrer Umgebung als beliebter Prediger und angenehmer Gesellschafter, und noch steht er in derselben bei dem ältern Geschlecht in wohlverdientem Andenken. Wiederholt bot sich ihm Gelegenheit dar, diese Stelle mit bessern und einträglichern zu vertauschen; weil er aber die Gemeinde so sehr liebte, so konnte er sich nicht entschließen, dieselbe zu verlassen, bis ihn endlich, nach 17jährigem Wirken daselbst, das große Zutrauen, womit ihm die Gemeinde Trogen entgegenkam, bewog, diesem Rufe Gehör zu geben. Schon im ersten Jahre seines Pfarrdienstes an der Gemeinde Schönengrund hatte er das Band der Ehe geknüpft mit Johanna Schefer von Schwellbrunnen, einer

Tochter des Landesfähnrichs, Johann Herrmann Schefer und der Elsbetha Schieß, den 20. Okt. 1807. Mit dieser ihm so treu ergebenen und seine Wünsche so sorgfältig berücksichtigenden Gattin verlebte er einen Monat weniger als 40 Jahre in ungestörter Eintracht und wurde mit drei Kindern gesegnet, von welchen zwei in früher Kindheit gestorben sind, eine Tochter aber zur Freude der Aeltern erhalten blieb, die ihn mit eilf Enkeln erfreute, von denen noch sechs, zwei Söhne und vier Töchter, leben. Im J. 1847, den 12. Sept., mußte er dem Sarge seiner Gattin zum Grabe folgen und, gleichwie vorher schon das zärtliche Verhältniß zu seiner Tochter und ihrem Gatten und den aufblühenden Enkeln eine Wohlthat seines Lebens war, so seither noch viel mehr in der Einsamkeit des Wittwerstandes. Ermuntert durch viele Beweise des Zutrauens hielt er den 16. Mai 1824 in Herisau seine Eintrittspredigt. Lebhaft fühlte er die Schwierigkeit seiner Aufgabe; aber er tröstete sich dabei mit dem Gedanken, daß Gott ihn hierher gesendet habe, und in diesem Gedanken fand er, wie er sich in seiner ersten Predigt ausdrückte, bei'm Antritt des Pfarrdienstes seinen Führer, Tröster und Fürsprecher. Was ihm den Beginn seines Amtes an dieser Gemeinde sehr erleichterte und versüßte, war das schöne Verhältniß zu seinem Vorfahr, in dessen Umgange er sich oft befand und dem er dann auch nach vier Jahren, den 15. April 1828, bei seiner Beerdigung ein schönes Denkmal stiftete. Gleich im Anfange seines Hierseyns griff er mit Einsicht, Besonnenheit und Kraft das Werk der Schulverbesserung an und erhielt dabei von dem Gemeinsinn der Vorsteher und edler Privatmänner in der Gemeinde kräftige Unterstützung. Bald war die Zahl der Schulen verdoppelt, neben denen dann auch noch unter dem Einflusse seiner Ermunterung und Mitleitung die Waisenschule mit der Töchterarbeitsschule aufblühte. Durch diese rühmliche Thätigkeit hat er sich in der Gemeinde ein bleibendes Denkmal gestiftet. Es hatte überhaupt die Jugend an ihm einen treuen Freund und Fürsprecher, und wir betrachten ihr zahlreiches Erscheinen bei seinem Grabe als ein Gelübde, daß sie es nicht vergessen will, wie warm er manchmal zu ihr und für sie gesprochen hat. Ihr auch zu Hause Nahrung für die Bildung des Verstandes und Gemüths zu geben, veranlaßte er die Stiftung der Jugendbibliothek. Die innige Liebe zu dieser Gemeinde ließ ihn nimmer ruhen und rasten, wo er zum Wohle derselben beitragen konnte. Ihre Leiden waren seine Leiden, ihre

Freuden seine Freuden. Indem wir von der amtlichen Thätigkeit des Vollendeten sprechen, dürfen wir auch nicht vergessen des Schwersten, was ihn dabei getroffen hat: der Seelsorge für die Gefangenen. Unvergeßlich ist mir geblieben, mit welcher Dankbarkeit ein solcher Unglücklicher, Thränen der Rührung im Auge, mir erzählte, wie der Selige ihn im Gefängnisse zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Reue und zum Bekenntnisse seiner Sünden geführt habe, und wie er ihn segnete als den Retter seiner Seele. Weiter aber, als nur auf seine besondere Gemeinde, ging der Wirkungskreis des Vollendeten. In der Synode, in welche er im J. 1808 aufgenommen worden war, erzeigte er sich nach wenigen Jahren als eines der regsamsten und thätigsten Mitglieder und wirkte im Kreise der größtentheils ältern Brüder mit seinem jugendlichen Eifer gleich einem wohlthätig erfrischenden Salze. Nachdem ihm die Synode im Jahr 1829 das Aktuariat übergeben hatte, so stellte sie ihn im Frühjahr 1830 an ihre Spitze durch Uebertragung der Dekanatstelle. Er bekleidete sie mit Ehren und erwarb sich durch die mit vieler Mühe verbundene Anordnung und Regulirung des Synodalarchivs und durch Anregung und Beförderung nothwendiger kirchlicher Verbesserungen in den Gemeinden des Landes anerkennenswerthe Verdienste. In den Jahren 1833 und 1834, bei der Bearbeitung des kirchlichen Gesangbuchs, war er einer der thätigsten Mitarbeiter und in den letzten Jahren Vorstand der Kommissionen, welche die neue Liturgie und das religiöse Gedächtnißbuch zu bearbeiten hatten. Sowie er durch die Synode mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten des Landes betraut worden war, so hat ihm auch seine Obrigkeit während längerer Zeit in verschiedenen Geschäftskreisen mit dem verdienten Vertrauen beehrt. So wurde er schon im J. 1825 als Mitglied der Landesschulkommission berufen und seither alljährlich als solches bestätigt; im gleichen Jahre wurde er Vorstand der Aufsichtskommission über die Kantonsschule. Bei der neuen Organisation des Ehegerichts (im J. 1831) fiel auch auf ihn die Wahl. Und als im J. 1847 das Examinationskollegium in's Leben trat, wurde er Mitglied auch von diesem und hatte zwei Male die feierliche Handlung der Ordination zu verrichten. Seine Tüchtigkeit und Thätigkeit, verbunden mit seiner wohlbekannten Vaterlandsliebe, die sich nicht nur in den schönen Worten seiner Landsgemeindepredigten, sondern auch in thatkräftiger Unterstützung wohlthätiger Vereine und Anstalten manchmal

beurkundet hatte, waren der Grund dieses Zutrauens und er vergalt dasselbe durch eine möglichst treue Erfüllung der ihm übertragenen Pflichten. Mit großem Fleiße und nicht geringen Kosten hat der Vollendete eine vollständige Sammlung aller in dem Kanton erschienenen und auf denselben Bezug habenden Schriften und Kunstblätter zu Stande zu bringen gesucht und damit der spätern Geschichtforschung trefflich vorgearbeitet und seine vaterländische Gesinnung beurkundet. Nach seinem letzten Willen soll sie beisammen bleiben und der Gemeindebibliothek von Trogen einverleibt werden. Ungeachtet die Zeit und die Kraft des Seligen durch alle seine Amtsgeschäfte und insbesondere auch durch lebhaften Briefwechsel mit meheren hochgeachteten Eidgenossen und durch seine Theilnahme an vaterländischen Vereinen, namentlich der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, die ihn für ihre dießjährige Versammlung in Herisau vertrauensvoll zu ihrem Präsidenten erkoren hatte, so sehr in Anspruch genommen waren, fand er doch immer noch Zeit, sich mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, besonders der theologischen, bekannt zu machen und seine Studien fortzusetzen. Dabei unterstützte ihn seine leichte Auffassungsgabe, sein bis in die Letzte treues Gedächtniß und seine dauerhafte Gesundheit. Doch auch ihm, dem fast der ganze Lebenstag in heiterer Klarheit vergangen war, sollten am Abend noch Nebel des Leidens aufsteigen. Nach dem Tode seiner Gattin erlitt er im darauf folgenden Winter eine Anwandlung von Krankheit, die zwar nach wenigen Wochen wieder gehoben war; doch schien die frühere Kraft und Blüthe nicht mehr zurückkehren zu wollen. Wer öfter bei ihm war, konnte in den letzten Jahren wiederholt aus seinen Aeußerungen entnehmen, daß er auf kein hohes Alter zähle, und dieses Jahr begrüßte er vollends mit der bestimmten Erwartung, es werde sein Todesjahr seyn, was er in der Neujahrspredigt auch öffentlich vor der Gemeinde ausgesprochen hat. Damals schon litt er von Husten, den er sich Anfangs Oktober bei einem Leichenbegängnisse eines Amtsbruders in St. Gallen durch eine Erkältung zugezogen hatte; längeres Reden fiel ihm von dort an beschwerlich. Doch verrichtete er alle seine Amtsgeschäfte in der Gemeinde, obwohl bedeutend angegriffen, bis in die Mitte des Monats März. Den letzten Gang außer die Gemeinde hat er gemacht zu einer Sitzung der Landesschulkommission in Teufen (den 11. Febr.); am folgenden Tage wandte er sich an den Arzt. Den 14. März wagte er es noch ein

Mal, die Kanzel zu betreten; aber sein Anblick, schwere Angegriffenheit verkündend, erschütterte tief die Gemüther der Anwesenden. Wegen Erschöpfung der Kraft konnte er seine Predigt nicht mehr zu Ende bringen und er sprach das Schlußgebet nur noch mit zitternder Stimme. Das war sein letztes Erscheinen in dem Hause des Herrn, in welchem man ihn, durch die Zahl seiner Amtsjahre nicht ermüdet, immer noch so gern auftreten sah. Den Unterricht seiner Konfirmanden noch selbst zum Ende zu führen, war ihm ein großes Anliegen, und er that es auch mit äußerster Anstrengung. Aber von Woche zu Woche wurden seine Umstände bedenklicher, und aus verschiedenen Aeußerungen konnte man entnehmen, daß er sich auf seinen Heimgang gefaßt gemacht habe. Er bezeichnete das Lied, das man ihm bei seiner Beerdigung nach der Predigt singen solle, redete von dem Tag und der Stunde, in der er begraben werden möchte, und verlangte das Vorlesen christlicher Predigten und Gebete. Die Kunst des Arztes und die zärtliche Sorgfalt seiner Kinder und Großkinder vermochten nicht, den Fortschritt der Krankheit zu verhindern. Ganz bettliegerig war er nur wenige Tage und während der ganzen Krankheit hatte er über keinerlei Schmerzen zu klagen. Sein oft ausgesprochener Wunsch, im Amte zu sterben und aus dem Pfarrhause zu Grabe zu kommen, wurde erfüllt. Am letzten Freitage äußerte er sich noch mit freudiger Dankbarkeit über die vielen Beweise von Anhänglichkeit und Liebe, die er von allen Seiten, besonders aber von seinen nächsten Angehörigen, erhalten habe. In der letzten Stunde sprach er nur noch wenige Worte und entschlief dann ganz sanft in den Armen seines geliebten Tochtermannes. In der Ahnung seines nicht mehr fernen Todes hatte er am Tage des Antritts seines 63. Altersjahrs sein Testament gemacht und 500 fl. dem Kirchengute der Gemeinde Trogen, 200 fl. der Rettungsanstalt in Wiesen in Herisau, der Gemeinde Trogen die Sammlung appenzell'scher Schriften und Kunstblätter gewidmet.

* 86. Friedrich Bernhard Frhr. v. Seckendorf,

gewesener kön. preuß. Regierungsvicepräsident zu Liegnitz;

geb. den 26. Nov. 1772, gest. den 19. April 1852.

Das durch den berühmten Kirchenhistoriker Veit Ludwig von Seckendorf geehrte Meuselwitz bei Altenburg war auch der Geburtsort des nun im höchsten Alter ent-

schlafenen Präsidenten v. Seckendorf. Er studirte zu Jena und Leipzig und war in seiner Jugend in sächsischen Staatsdiensten, zuerst Auditor, dann Regierungsrath in dem damals sächsischen Merseburg, auch in solchem Amte 1798 in Schleusingen. 1801 ward er Appellationsrath zu Dresden, 1805 aber sächs. Kammerherr und Oberaufseher der sächs. Grafschaft Henneberg zu Schleusingen. Als solcher bei der Landestheilung mit preußisch geworden, ward er 1816 königl. preuß. Regierungsdirektor und dann Vicepräsident zu Frankfurt a. d. O., 1824 aber, auf sein Ansuchen, als solcher nach Liegnitz versetzt, wo er 1837 abtrat. 1840 zog er sich nach Görlitz zurück, lebte nur den Wissenschaften, verwickelte sich aber in mancherlei Streitigkeiten, leistete manche Arbeiten und nahm vielen Antheil an den Sitzungen der wissenschaftlichen und der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, wo er im 80. Lebensjahre am obengenannten Tage entschlief. Seine Leiche ward in die Familiengruft nach Meuselwitz abgeführt.

* 87. Dr. phil. Karl Gottlob Reich,

Direktor des Taubstummen-Instituts zu Leipzig und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens;

geb. im Jahr 1782, gest. d. 20. April 1852.

Dieser höchst verdienstvolle Mann und denkende Pädagog hat ungemein segensreich für das Wohl der unglücklichen Menschheit gewirkt. Schwiegersohn Heinickes, des Begründers des Taubstummen-Instituts in Leipzig, als der ersten derartigen Anstalt in Deutschland, nahm er schon bei dessen Lebzeiten Antheil an ihrer Leitung, so daß er überhaupt 42 Jahre im Kreise der ihm anvertrauten taubstummen Kinder liebend und segnend verlebte. Still und anspruchslos, aber edel und mühevoll, war sein Tagewerk. Die das Glück hatten, in seinem Lehrerberufe ihm zur Seite zu stehen, wissen es, was er den armen Kindern war. Sie liebten und ehrten ihn. Er starb nach viertägiger Krankheit an einem nervös-katarrhalischen Fieber im 70. Lebensjahre, tief beklagt von Allen, die ihn kannten. Besonders trauerten an seiner Gruft die Zöglinge der Anstalt. Redlich hat er, dessen Andenken nicht blos im Sachsenlande, sondern in ganz Deutschland geehrt bleiben wird, gearbeitet im Weinberge des Herrn. Möge sein Geist auch fernerhin walten in der Anstalt, die er so lange mit Fleiß und Mühe gepflegt hat!

Gröger.

88. Karl v. Unruh,

königl. preußischer Generallieutenant a. D. und Ritter hoher Orden, zu Berlin;

geb. im Jahr 1786, gest. den 22. April 1852 *).

Der Dahingeschiedene war in dem Todesjahre Friedrichs d. Gr. geboren. Von Jugend auf schwächlichen Körpers trat er trotz dem in Militärdienste und focht bereits 1806 mit gegen die feindliche Uebermacht. Während der diesem unglücklichen Kampfe folgende Periode wirkte er mit für die spätere Rettung des Vaterlandes von seinem Drucke. Er machte unter dem General York **) den russ. Feldzug mit, kehrte aber wohlbehalten zurück und nahm nun, als einer der Ersten, der da erkannte, daß die Zeit gekommen sey, das Vaterland von seiner Schmach zu erlösen, von 1813—1815 den eifrigsten und thätigsten Antheil an dem vaterländischen Befreiungskriege. Dadurch und durch seine seltenen Eigenschaften erwarb er sich das Vertrauen seines königl. Herrn und aller Mitglieder des königl. Hauses in so hohem Grade, daß er zum Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem nach göttlicher Fügung dereinst die Geschicke des Vaterlandes auf Haupt und Herz gelegt seyn werden, berufen wurde. Als Alter und Krankheit anfing, ihn zu drücken, trat er aus seinen dienstlichen Verhältnissen heraus mit dem Bewußtseyn, seinem Könige und dem Vaterlande treu gedient zu haben. Er starb 65 Jahre alt, nachdem er 16 Monate lang an einer schweren Krankheit darniedergelegen hatte. Prinz Friedrich Wilhelm, welcher stets mit großer Verehrung an dem Verblichenen hing und denselben bei seiner Anwesenheit in Berlin häufig besuchte, auch während seines Schmerzenslagers ihm seine innige Theilnahme bezeugte, begab sich auf die erhaltene Todesanzeige sofort von Potsdam nach Berlin in das Trauerhaus und sprach gegen die Familie des Verstorbenen seinen innigsten Antheil an dem schmerzlichen Verluste aus, welchen dieselbe erlitten. Dieß und die tiefe Bewegung, in welche der Verlust des Verstorbenen den Prinzen bei der am 26. April Statt gehabten feierlichen Bestattung des Führers seiner Jugend versetzte, war ein lebendiges Zeugniß für die Art und Weise, wie der Verewigte das in ihn gesetzte Vertrauen des königl. Hauses gerechtfertigt hatte.

---

*) Nach Berliner Zeitungen.
**) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 721.

Bei der hohen und bedeutsamen Stellung, die der Verewigte im Leben eingenommen, konnte es nicht fehlen, daß sich an der Beerdigung desselben eine große Zahl der höhern Staatsdiener einfand. Aber es schlossen sich auch viele Andere an, welche nicht gerade durch äußere Verhältnisse genöthigt waren, sich an der Feier zu betheiligen. Viele Jahre lang hatte der Abgeschiedene, ein Freund der Kunst, besonders der Tonkunst, auch der sogenannten jungen, von Ludwig Berger und Bernh. Klein gestifteten Liedertafel als aktives Mitglied angehört, daher sich auch die Genossen dieses Vereins mit den ausgezeichnetsten Künstlern Berlins der Beerdigungsfeierlichkeit angeschlossen hatten. Ebenso war der Verstorbene ein langjähriges Mitglied der Singakademie gewesen, daher ihm auch am 25. Mai das Institut eine musikalische Todtenfeier veranstaltete, wobei auch ein von dem Verstorbenen, der sich viel und selbstthätig mit Musik beschäftigte, komponirtes Kyrie zur Aufführung kam. Superintendent Büchsel hielt ihm die Gedächtnißrede. Die lange Reihe von Wagen, welche den Leichenzug bildete, eröffneten die königl. und prinzlichen Staatswagen. An der Begräbnißstätte des Verewigten, die sich auf dem Jerusalemskirchhofe vor dem halle'schen Thore befindet, wurde der Sarg von Sängern mit dem Choral empfangen: „Ich danke dir von Herzen!" Nachdem der Segen gesprochen war, schloß die wehmüthige Feier, welche einem Manne galt, den, wie in frühern Jahren würdige That, später hohe Lebensstellung und als Mensch Treue, Milde, Liebe, edle Gesinnung und noch so manche andere treffliche Eigenschaft auszeichnete, mit dem Liede: „Wenn ich einmal soll scheiden." Begonnen hatte sie mit einem von dem Dahingeschiedenen selbst, noch während seiner schweren Krankheit, zu der Melodie „Integer vitae" gedichteten Liede, dessen Anfangsworte lauten:

Ruh' und Frieden
Nach des Lebens Kummer,
Finden die Müden
In des Grabes Schlummer.

Gröger.

* 89. Anton Braig,

ehemaliger Priester im Kloster zu Marchthal, zuletzt Musiklehrer zu Regensburg;

geb. d. 2. August 1777, gest. d. 23. April 1852.

B. wurde zu Opfingen geboren. Mit 10 Jahren kam er in das Kloster Ober-Marchthal als Singknabe. Er studirte dort und wurde nach Vollendung seiner Studien zum Priester geweiht. Im J. 1797 mußte er mit seinen Ordensbrüdern flüchten, da die Franzosen am 3. Königstage das Kloster in Besitz genommen hatten. Als im J. 1803, bei der allgemeinen Klosteraufhebung, auch das Kloster Marchthal diesem Schicksale verfiel, wurde er Hauskaplan bei einem Gutsbesitzer in der Nähe von Stuttgart. Nach kurzer Zeit kam er aber nach Regensburg, um sich hier ganz der Musik zu widmen. Sein Name war in musikalischer Beziehung einst sehr gefeiert. Die späteren Jahre verwendete er größtentheils zum Unterricht in Klavierspielen und Generalbaß. Er zählte sehr viele Schüler und es sind unter denselben mehere bedeutende Künstler. Sein stilles anspruchsloses Leben beschloß er vielbetrauert, weil viel geliebt. Er war ein lieber guter Mann!

Dominikus Mettenleiter,
Stiftsvikar an der alten Kapelle zu Regensburg.

* 90. Ferdinand Friedrich Fertsch,

Professor, Stadtpfarrer und zweiter Lehrer am evangel. Predigerseminar zu Friedberg bei Gießen;

geb. den 16. Jan. 1785, gest. den 23. April 1852.

F.'s Vater, Friedrich Ferdinand F., als praktischer Theolog, Schriftsteller in seinem Fache und trefflicher Mensch in näheren Kreisen bekannt und geachtet, war, zur Zeit der Geburt seines obengenannten ältesten Sohnes, Pfarrer in Okarben, einem ehemaligen burgfriedberg'schen Orte unweit Frankfurt a. M., kam aber im Jahr 1791 ganz unerwartet, ja selbst gegen seinen Wunsch, nach Friedberg als geistlicher Inspektor, Konsistorialrath und Burgpfarrer. F. war dadurch Gelegenheit gegeben, sich, ohne das väterliche Haus verlassen zu müssen, einer umfassenderen Schulbildung zu erfreuen. Er besuchte bis 1802 die gelehrte Schule (das Augustineum) in Friedberg

und ging im Herbst dieses Jahres nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Er brachte vom Senior Hufnagel*) in Frankfurt a. M. Empfehlungsschreiben an Griesbach und Paulus**) mit und fand hierdurch bei diesen Männern näheren Zutritt. Außerdem besuchte er ihre Vorlesungen; desgleichen Niethammer's, Gabler's, der an die Stelle des nach Jahresfrist von Jena wegberufenen Paulus kam, Marezoll's***), dessen Predigten in der Stadtkirche er nicht minder fleißig hörte. Mit vorzüglicher Freude erinnerte er sich aber späterhin noch des praktischen Homiletikum bei Gabler, welche praktischen Uebungen für seine Bildung zum Geistlichen er nicht wenig zu verdanken erklärte. Endlich hörte F., auf ausdrückliches Verlangen seines Vaters, noch im letzten Semester Schnaubert's †) Vorlesungen über das protestantische Kirchenrecht: der einzige Theologe unter vielleicht 40 Zuhörern. Im Herbste des Jahres 1805 verließ F. Jena, begab sich aber zunächst erst auf den Thüringer Wald zu Verwandten und befreundeten Familien und hatte dort Gelegenheit, einen kränkelnden Geistlichen den Winter über mit Predigen zu unterstützen und sich darin eine Uebung zu verschaffen, die ihm späterhin gut zu Statten kam. Erst im Sommer des J. 1806 kehrte F. zum väterlichen Hause zurück. Ein Plan baldiger Anstellung als Pfarrer scheiterte an den damals eingetretenen politischen Veränderungen, und so mußte sich F., nachdem er noch einige Zeit zu Hause verweilt, zur Annahme einer Hauslehrerstelle in der Familie des verstorbenen Forstmeisters Heyer auf dem bessunger Forsthause in der Nähe von Darmstadt entschließen. Inzwischen bestand er die Definitorial-Prüfung günstig, und Theils dieß, Theils die theilnehmende Fürsorge des Hofpredigers Petersen in Darmstadt, dessen Bekanntschaft F. gemacht hatte, wirkten dahin, daß er im Juni 1809 die Stelle eines Mitpredigers und ersten Stadtpräceptors zu Zwingenberg an der Bergstraße erhielt. In der ersteren Eigenschaft hatte F. eine bestimmte Zahl von Predigten jährlich zu halten und dem Ortsgeistlichen zu assistiren; in der zweiten — und das war das Hauptgeschäft — die Knabenschule von etwa 100 Kindern zu versehen. Er gestand später gern, daß er bei seiner bisherigen Unbekanntschaft mit dem Wesen der Volks-

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 119.
**) — — — 29. — — — — S. 614.
***) — — — 6. — — — — S. 42.
†) Eine kurze Notiz über ihn s. im 3. Jahrg. d. Nekr. S. 1498.

schule nicht ohne einige Bangigkeit an das Werk ging; allein, fügte er hinzu, das docendo discimus habe sich auch hier bewährt, und bei gutem Willen und regem Eifer sey es ihm nicht nur gelungen, die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben, sondern auch noch Zeit zur fortgesetzten wissenschaftlichen Ausbildung, wie zur Uebernahme meherer Privatstunden zu gewinnen. Dabei lebte F. in angenehmen geselligen Verhältnissen und insbesondere war der freundschaftliche Verkehr mit seinen älteren Kollegen, dem Pfarrer Bergmann (Verfasser einer Liturgie für Landgemeinden) für ihn von sehr großem Werthe. Allein er hatte sich unterdessen (im J. 1811) verheirathet und mit der sich erweiternden Familie wuchsen auch die Bedürfnisse. Der Wunsch, zu einer einträglicheren Stelle befördert zu werden, bewog ihn daher, sich um mehere erledigte Pfarreien zu bewerben, von welcher ihm die Pfarrei zu Weiterstadt, ganz in der Nähe von Darmstadt, zu Theil wurde. Am 29. Okt. 1815 hielt er dort seine Antrittspredigt. Man hatte ihm sehr bange vor der Gemeinde gemacht. Und nicht ohne Grund. Denn das kirchliche Leben war dort tief gesunken, manche Unordnung eingerissen und Vieles lag im Argen. Bald aber war das Vertrauen der Leute gewonnen, die Kirche füllte sich, die Sonntagsfeier ward erhöht, die Katechismuslehre wurde hergestellt und fleißig besucht, die Schulversäumnisse hörten auf, manche Mißbräuche schwanden, mancher Verirrte kehrte auf den besseren Pfad zurück, die Seelsorge wurde im Allgemeinen und im Einzelnen mit sichtbarem Erfolge geübt, — kurz, es gestaltete sich ein väterliches, durch Liebe und Zutrauen genährtes Verhältniß. Zehn Jahre gingen so vorüber und F. dachte gar nicht an eine Veränderung seiner Stellung und seines Aufenthalts, zumal da auch der literarische Verkehr durch die Nähe von Darmstadt sehr erleichtert und gefördert ward, überdieß das Bedürfniß des geselligen Lebens in dem Umgange mit nahe wohnenden Amtsbrüdern und deren Familien seine volle Befriedigung fand. Da wurde die zweite Stadtpfarrstelle in Friedberg erledigt, und mit den wohlgemeinten Vorstellungen naher Verwandten vereinigte sich bei F. der Wunsch, seinem hochbetagten, seit einiger Zeit öfters kränkelnden, Vater näher zu seyn und ihm in seinem Alter einige Erleichterung gewähren zu können, und die Sorge für die Erziehung seiner heranwachsenden Söhne und Töchter, wozu ihm Friedberg Mittel und Anstalten darbot, die ihm auf dem Lande völlig abgingen. F. bewarb sich also um die Stelle, wiewohl sie in geldlicher

Hinsicht keine wesentliche Verbesserung darbot, und im Juli 1826 zum Stadtpfarrer in Friedberg ernannt, schied er mit schwerem, sehr schwerem Herzen gegen Ende Septembers von seiner theuern Gemeinde. — Daß der Stadtgeistliche mehr Prediger als Seelsorger ist und den einzelnen Gemeindegliedern in der letzteren Eigenschaft nur selten so nahe tritt, als es auf dem Lande in der Regel geschieht, hatte auch F. in seinem neuen Wirkungskreise, obgleich Friedberg keineswegs zu den bedeutendern Städten gehört, wahrzunehmen Gelegenheit. Doch hatte er zugleich allen Grund, mit dem neuen Verhältnisse zufrieden zu seyn, und er erkannte das wohlwollende Entgegenkommen, das er fand, bereitwillig an. Die größere Muße, die ihm in seiner neuen Stellung vergönnt war, wurde von ihm Theils zur thätigen Theilnahme an einer mit meheren Freunden gemeinschaftlich gegründeten höheren Töchterschule verwendet, Theils zu wissenschaftlichen Beschäftigungen benutzt. Zu letzteren fand er fortwährend besondern Impuls in der übernommenen Besorgung einer ziemlich umfassenden theologischen Lesegesellschaft, die ihm zugleich das Mittel wurde, in der Bekanntschaft mit den bedeutenderen neueren Erzeugnissen der theologischen Literatur nicht zurückzubleiben. Auch trat nun wirklich ein, was F. zur Veränderung seiner Stelle mit veranlaßt hatte: der hilfreiche Beistand für seinen im J. 1834 entschlafenen Vater, in dessen Amtsgeschäften. Als die Errichtung eines evangelischen Predigerseminars beschlossen und die Verlegung desselben nach Friedberg, sowie die Verwendung der dortigen Stadtgeistlichen zu Lehrern an der neugegründeten Anstalt entschieden war, schwebte F. eine Zeitlang in Ungewißheit wegen seines Schicksals. Aber die Behörde kannte den Werth des Mannes und so erfolgte im April 1837 unter Beibehaltung seiner Stelle als Stadtpfarrer seine Ernennung zum Professor der Theologie und zweiten Lehrer an dem Predigerseminar. F. hatte, in seiner Autobiographie, an dieses Ereigniß gelangt, gesagt: „Den hinsichtlich seiner gehegten Erwartungen nach dem Maaße seiner Kräfte zu entsprechen, nur dieß kann und wird von nun an die Hauptaufgabe seiner noch übrigen Lebenszeit seyn." Und so that er auch. Nach Crößmann's Pensionirung im Sommer 1848 waren ihm auch noch die Direktorialgeschäfte am Seminar übertragen worden. Diesem, sowie seinem gesammten, höchst verwickelten und mühevollen Berufe widmete der, ungeachtet eines gebrechlichen Körpers, ungemein arbeitskräftige und dabei verwaltungs-

kundige, fleißige Mann die unausgesetzteste Sorgfalt. In allen Lebens- und Berufsverhältnissen bewährte sich das klare, einfache, offene, biedere Wesen des Mannes in allgemein anerkannter Ehrenhaftigkeit. Nur einige Monate vor seinem Tode konnte ihn überhandnehmende Kränklichkeit zu dem nothgedrungenen Gesuch um Pensionirung bestimmen. Doch starb er, ehe noch darauf definitiv verfügt war. — F. hatte sich selbst als „sehr ängstlich" bezeichnet, „etwas durch den Druck zu veröffentlichen und dem Urtheile des größeren Publikum vorzulegen." Mehrmaligen Aufforderungen dazu gab er keine Folge. Demungeachtet können wir Einiges der Art hier verzeichnen. Nämlich 1) seine Abhandlung: „Das Beichtgeld in der protestant. Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung," Gießen 1830; 2) seinen Antheil an: a. dem „Neuesten Magazin für Leichenpredigten." 4. Bd. Frankf. a. M. 1807. S. 176 ff. („Predigt über Psalm 90, 10, bei der Beerdigung eines frommen Greises"); b. der „Monatsschrift für Predigerwissenschaft von Zimmermann und Heidenreich, Jahrg. 1824. S. 323 ff. („Rede bei einer feierlichen Austheilung von Bibeln u. N. Testamenten"); c. der „Allgemeinen Kirchenzeitung", schon in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift, dann aber auch vom J. 1836, Nr. 185 u. 186. („Ueber Veränderungen an der jetzigen Einrichtung unsers öffentlichen Kultus"); d. an Dr. Ph. Dieffenbach's Beschreibung des Festes der Einweihung des evangel. Predigerseminars in Friedberg 1837." („Predigt am 21. Mai 1837, bei Vereinigung der Burg- u. Stadtgemeinde zu Friedberg, über: „Was wir als Christen zu thun haben, wenn alte Einrichtungen aufhören und neue an deren Stelle treten); e. an der „Denkschrift des evang. Prediger-Seminarium zu Friedberg," deren Redaktion er nach Crößmann's Pensionirung übernommen hatte. (Abhandlung: „Die apostolischen Konstitutionen und ihre Geltung in liturgischer Hinsicht," Jahrg. 1839. Desgleichen: „Beiträge zur Lehre von der Kirchenzucht," Jahrgang 1842. Desgleichen: „Die specielle Seelsorge, als Gegenstand seminaristischer Thätigkeit," Jahrgang 1850. Der Reden, Ansprachen und Predigten, welche die verschiedenen Jahrgänge der „Denkschrift" von F. enthalten, sind es im Ganzen 7. 3) seine Predigt über die Epistel am 20. Trinitatis-Sonntag. Friedb. 1836. („Daß abgesonderte Zusammenkünfte zum Behuf von Andachtsübungen sich mit den Vorschriften der christlichen Weisheit durchaus nicht vertragen"). 4) Nach F.'s Tod erschien noch das

aus seinen Vorträgen im Prediger-Seminar erwachsene: „Handbuch des besonderen Kirchenrechts der evang. Kirche im Großherzogth. Hessen," herausgeg. von seinem Sohne F. F. Fertsch, Gr. Pfarrer zu Kaichen, Friedberg 1853, — ein von allen Schülern des Verstorbenen, wie zahlreichen älteren Geistlichen des Inlandes, in seiner Brauchbarkeit dankbar anerkanntes Vademecum für vaterländische kirchliche Verordnungskunde.

91. Joseph Friedrich Lentner,

Dichter und Schriftsteller zu Meran (Tirol);

geb. den 18. Dec. 1814, gest. den 23. April 1852 *).

Das Geschlecht der Lentner läßt sich an der Hand der Genealogie bis in das Dörfchen Egern verfolgen, welches am schönen Gestade des Tegernsees gelegen ist. Unser Fritz ging zwar seinen Ahnen noch weiter nach und verlegte die Wiege seines Hauses in's tirolische Achenthal, an den grünen See, wo im grauen Alterthum seine Vorväter an der Lände gewohnt und daher ihren Namen empfangen hätten. Er dachte sich's gern aus, daß von jener Urheimath her der Zug in seinem Herzen rühre, der ihn immer und immer wieder nach Tirol führte, in den süßen Bann dieses alten rhätischen Namens. Aber historisch betrachtet, ist der bekannte Stammvater ein achtbarer Bauer zu Egern, Namens Balthasar Lentner, gewesen. Sein Sohn, Joseph Lentner, sollte als Mönch in's Kloster zu Tegernsee gehen, heirathete aber statt dessen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Wittwe des Buchhändlers Johann Nep. Fritz zu München und gab dem Buchladen „am schönen Thurm" in der Kaufingergasse seinen Namen, den derselbe noch jetzt mit Ehren führt. Nach einer thätigen, mit schönen Erfolgen belohnten Geschäftsführung übergab Joseph Lentner im Jahr 1810 die Buchhandlung seinem noch lebenden Sohne und diesem wurde am 18. Dec. 1814 unser L. geboren. Still und ohne Aufsehen ging er durch die deutsche Schule und drang allmählig bis weit in's Gymnasium vor. Nebenbei zeigte sich früh schon große Freude am Zeichnen und Malen und er genoß auch in diesen Künsten eine gute Lehre. Nicht minder verlegte er sich mit Fleiß auf die neuen Sprachen,

*) Nach „Deutsches Museum" von R. Prutz. 1853. Nr. 6. S. 193 ff. Der Verfasser ist Ludw. Steub.

von deren Kenntniß er schon im 17. Jahre seines Daseyns einen frühen, wohl nur spaßhaften Gebrauch machte, als er „Souvenirs de Kreut, esquissés par J. F. Lentner“ schrieb. Von seinem innern Leben zu damaliger Zeit, seinem geistigen Dichten und Trachten habe ich nichts Erhebliches erfragen können. Zweifelsohne hat er viele schöne Bücher, die Geschichten von der Melusine und der Magelone, die herrlichen Leiden Robinson's 2c. gelesen, viele schöne Thaten geträumt und dabei nach goethe'scher Weise seine Lust am Theaterspielen gehabt. Franz Pocci erinnert sich, ihn damals im alten Stift zu Wessobrunn, wo seine Aeltern in der Sommerfrische lebten, gesehen zu haben, wie er noch ein Knabe, ernst und sinnig, mit dem papierenen Helm auf dem Haupt herumwandelte, die Bauernkinder zu Ritter- und Edelfräulein heranzog und sie mit den großen Beispielen aus der bayer. Vorwelt zur Tugend und Tapferkeit ermahnte. In seinen früh geschriebenen „Erinnerungen“ rühmt er, wie ihn der feuchte Waldschatten zu Wessobrunn erquickt, wie er im Forst allda seine Knabenspiele gespielt, aus grünen Zweigen Hütten erbaut und sich mit seiner jungen Gefolgschaft in der Altväter Zeit, in des Lechrains Druidenhaine zurückgeträumt. Ehe er das Gymnasium ganz vollendet, trat er nach des Vaters Wunsch in dessen Buchhandlung ein, ungern aber willig. Nach kurzen Lehrjahren beschloß er, 1835 in Innsbruck bei Felician Rauch seine Laufbahn fortzusetzen. Zu Innsbruck, in der schönen Stadt, mag es ihm weidlich gefallen haben. Er lebte da gern in einer heitern Brüderschaft, die damals unter dem jungen Volke daselbst sich aufgethan hatte, „eine Runde der frohsamsten Gesellen, die je zusammen in Wanderlust auszogen nach Wald und Berg“. Auf den Heerzügen, denen er da gefolgt, mag er wohl jene heimlichen Reize der Gegend um Innsbruck bis herab zum Gnadenwald erkundet und erspäht haben, die er später in den „Sommerfrischphantasien“ erinnerungsselig darstellte. „Ich dachte mir oft,“ sagt er an einer Stelle dieses Werks, „dieß grüne, holde Gelände sey ein übriggebliebener Rest jener Natur, die in der Hohenstaufenzeit so hoch geliebt, so viel besungen ward. Hier ist der Wald und die Haide, hier sind die Blumen und Klee, hier Vogelsang und Sommerwonne, von denen die Minnesänger in unersättlicher Lust schallen und klingen; hier grünet der Tann, wo diese „Nachtigallen“, wie sie selbst sich nennen, am liebsten wohnen; — hier breitet sich die Aue, wo der Ritter und seine hohe Frau wandeln,

wo rothe und weiße Rosen stehen „„so fern in jener Haide."" Andererseits zog ihn aber neben dieser Vergnügtheit auch die Geschichte des gefeierten Alpenlandes mächtig an und er gewann ein besonderes Wohlgefallen an Art und Sitte der tiroler Bauernschaft. Er saß da manch schönen Tag auf dem Giggelberg, einem herrlich gelegenen Hofe des Herrn v. Tschurtschenthaler, um in nächster Nähe seiner Lieblinge zu seyn und ihr Thun und Lassen zu studiren. Hier entstand der erste Gedanke zum „Tiroler Bauernspiel", das im J. 1841 an's Licht trat. Das war das erste Ehrengeschenk, das er dem tirolischen Volke dargebracht — eine schöne Erzählung von Anno Neun, in welcher Andreas Hofer, Speckbacher, Pater Haspinger, der damalige Peter von Amiens, auftreten und durch welche sich die Liebesgeschichte des Herrn Joseph v. Perkheimer zur Fräulein Mali v. Stachelburg aus dem Etschland angenehm, rührend und traurig hindurchwindet. In den damaligen lendenlahmen Zeiten, wo der junge L. diese Erzählung schrieb — ganz Deutschland gesteckt voll Konstitutionen, die wenig nützten, das Volk voll Sehnsucht nach bessern Tagen und ohne Mittel sie herbeizuführen, die Patrioten Alle verstimmt und verbittert, die Polizei beinahe der einzige Repräsentant der deutschen Einheit —, in den damaligen Zeiten konnte sich der Dichter wahlverwandtschaftlich angezogen fühlen von jenen Tagen, wo das gesunde tiroler Volk den ganzen königl. bayer. Schreiberstand, wie er Anno Neun war, mit seiner kaiserl. französischen Korporalsbildung, diese geldgierigen, karrieresüchtigen, übermüthigen Häringsseelen von Klosteraufhebern, Kirchenbrechern und Monstranzenversteigerern über Nacht aus dem Lande hinaustrommelte. Am Ende ging es freilich nicht nach Wunsch, der Aufstand wurde hart bestraft — da war es aber wieder die naturwüchsige Gemüthlichkeit des alten Max *), die da einsah, daß vielleicht auch auf der andern, jedenfalls aber und zuverlässig auf seiner Seite große Fehler vorgefallen und der sich selbst und seine Unterthanen durch eine große Amnestie wieder reinigte, statt die Erinnerungen an das Geschehene durch 10jährige Hochverrathsprocesse auf Leben und Tod — zu größter Behelligung der Gerichte und wesentlichem Eintrag der viel wichtigern Civilsachen — bis zu einer Zeit hinauszuspinnen, wo die verübten Schandthaten schon längst vergessen oder durch andere, welche nicht bestraft werden

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

können, verdunkelt sind. Auch war die Folge davon, daß die letzten gnädigen Jahre des bayer. Regiments in Tirol ein Angedenken hinterließen, bei weitem freundlicher und ehrenvoller, als man nach der Anfangs so lebhaften Abneigung der Tiroler selbst hätte erwarten sollen. Von Innsbruck ging übrigens unser Fritz nach Wien, blieb anderthalb Jahre daselbst in Diensten der wimmer'schen Buchhandlung und kehrte dann wieder nach München zurück. Um diese Zeit war ihm aber die Handelschaft mit Koch- und Gebetbüchern, diesen bojoarischen Hauptartikeln, widerwärtig geworden und er ward des Willens, sich einen andern Beruf zu wählen. Auf dem Felde der Musen schien ihm manche Blume blühen zu wollen, namentlich redigirte er mit Franz Trautmann längere Zeit rüstig die „Münchner Lesefrüchte" — ein jugendliches Paar Autoren, die mit einander nicht 40 Jahre zählten. Seinen wahren Beruf jedoch glaubte er in der Kunst zu finden. Nachdem er sich in München fleißig geübt und selbst Manches, wie z. B. eine Sammlung illustrirter Sprüchwörter veröffentlicht hatte, ging er mit Engelbert Seibertz, dem bekannten Maler aus Westphalen, nach Prag, wo sie Direktor Ruben anzog, dem sie von München her befreundet waren. Vorher noch im Herbste lagen sie aber manchen schönen Tag auf der stillen grünen, lieblichen Insel zu Frauen-Chiemsee, wo damals ein großer Zusammenlauf von frohen, poetisch erregbaren Männern und Frauen war, die auf das kleine Eiland ein so reiches, heiteres Leben brachten, daß es jetzt noch in der Erinnerung der friedliebenden Insulaner fortlebt. Damals ward auch in Dunoser's preiswürdigem Gasthaus zu Frauenwörth die Malerherberge als dankbare Tochter der großen Mutterkneipe beim „Stubenvoll" zu München gestiftet und aufgebracht. In denselben Tagen entstand nicht minder die „Chronik von Frauen-Chiemsee", welche L. im muntern Styl der ältern Zeitbücher als lustige Dichtung zusammenschrieb und mit allerlei Randzeichnungen und dergleichen verschönerte. Von Neujahr 1842 an lebte also unser Freund in Prag, zeichnend, malend, dichtend, in innigem Verkehr mit Christoph Ruben, Engelbert Seibertz und Max Haushofer, vielfach ausgezeichnet von einem hohen Adel und verehrlichen Publikum, die den gut aufgelegten talentvollen und witzigen Jüngling sehr gern in ihrer Gesellschaft sahen. Seine Kenntniß des prager Lebens und der Haushaltung auf den böhmischen Dörfern hat er bald darauf in einer niedlichen Novelle mit Namen „Diebsgelüste" niedergelegt, welche zuerst in Lewald's

„Europa" erschienen ist. Allein trotz der vielen Freundlichkeit, die ihm in Prag erwiesen wurde, und trotz des heitern Lebens, das er in der prächtigen Königsstadt der Böhmen führte, war seines Bleibens daselbst nicht zu lange. Einestheils glaubte er bei all den schönen Fortschritten, die er in den bildenden Künsten machte, gleichwohl mehr Anlage zum Dichten in sich zu fühlen als zum Malen, anderntheils trat sein trauriges Lungenleiden immer mehr hervor und rieth wenigstens für den Winter zu einem Aufenthalt unter milderm Himmel. So faßte er also den Entschluß, sich in dem warmen Thal von Meran niederzulassen und als deutscher Schriftsteller zu leben — eine Laufbahn, welche sonst zwar gewagt ist und oft an den Bettelstab führt, aber bei ihm nichts zu fürchten gab, da er von Hause aus nicht ohne Vermögen war und wenigstens so viel besaß, um ohne einen mildthätigen Verleger nicht darben zu müssen. Auf dem Wege nach dem Süden, als er vom Jaufen herab in's Passeyerthal gestiegen war, schrieb er in das Fremdenbuch im Sandwirthshause seine „Elegie an Andreas Hofer". In ihren Fußstapfen entwickelte sich damals auf den Blättern jenes Album eine Freimüthigkeit der Sprache, wie man sie in Tyrol seit 1809 nicht mehr verspürt hatte, weswegen denn auch bald die Behörden einschritten, und um diesem Treiben ein Ende zu machen, das Blatt sammt allen gleichgesinnten folgenden herausschnitten. Meran, wo der Himmel langen Lenz und milde Winter gewährt, ward unserm Freunde bald ein heimathlicher Boden. Die elegische Romantik der dortigen Landschaft that seinem lyrischen Gemüthe wohl. In der stillen Stadt saß er des Tages über still bei seinen Büchern, des Abends wandelte er einsam zum Thore hinaus, verlor sich in die Weinhalden von Mais, stieg zu den verfallenen Burgen empor und schaute durch ihre verlassenen Scharten auf die Landschaft. Hier in der Nähe von Schloß Tirol, dem altergrauen, und von Hoheneppan, seinem einstigen Widerpart, zu den Füßen der Zenoburg, wo Margaretha, die Maultasch, ihre schönsten Tage verlebt, erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, sich in die reiche, farbige Geschichte des tirolischen Mittelalters zu versenken. Sehr viel insbesondere beschäftigte er sich mit den Liedern Oswald's v. Wolkenstein und mit den Schicksalen Herzog Friedrich's mit der leeren Tasche. Beiden zu Liebe wollte er einen größern Roman schreiben, der im Etschland, in denselben Burgen und auf denselben Höhen spielen sollte, die ihm täglich vor Augen standen. Der Titel „Ritter und Bauer"

war auch schon gewählt und hatte anzudeuten, daß der damalige ungemein anziehende Kampf der Landleute und des Herzogs gegen die tirolischen Landherrn erzählt werden würde. Eine große Anzahl historischer Notizen, zu diesem Zwecke gesammelt, findet sich in seinem Nachlasse. Bevor der Dichter jedoch recht zum Anfange kam, schlug er um und verlegte Zeit und Ort seiner Dichtung. Mehr noch als dem Etschlande glaubte er nämlich dem Lechrain schuldig zu seyn, wo Peiting liegt, das in seinem Leben eine große Bedeutung hat. Bald nach der Sommerfrische in Wessobrunn nämlich hatte Lentner der Vater, um für die schöne Jahreszeit eine ungestörte Zuflucht zu haben, ein niedliches Landhaus zu Peiting gekauft, am Lechrain. So aber heißt, wie unser Freund als Vorwort zu seinen „Sagen und Geschichten aus dem Lechrain" spricht, „der Landstrich an den Ufern des Leches, von den Hochalpen bei Füßen bis hinab gegen Augsburg, ein Zwischengau des Bayer- und Schwabenlandes, zu letzterm seiner Verwandtschaft nach gehörig. Es ist der Lechrain eine vorgebirgische Gegend mit allem Reiz, den fruchtbare Weitflächen, Hügel und mächtige Waldhöhen, steile Flußufer, lustig grüne Wiesen und herrliche Forste in glücklich geordnetem Wechsel gewähren. Die Städtlein dort sind alterthümlich, die Dörfer sauber und gut oberländisch gebaut; überall in den Waldschatten und auf den sonnigen Hügeln stehen die Einzelnhöfe, die eigentlichen Heimwesen solcher Gegenden. Die Bewohner sind ein Grenzvölkchen, das, wie gesagt, seine Vettern besser am linken Lechufer unter den Schwaben aufsucht, als jenseit der lechrainischen östlichen Grenze hinter den Höhen an der Amper. Es hat sich der Bauer dort viel mehr noch aufbewahrt von Sitte, Brauch und Rede aus ältern Tagen als anderwärts, etwa weil er sich, von beiden Stämmen borgend, von vornherein mehr angeeignet hatte als Andere besaßen. Historisches Gedächtniß besitzt er auch nicht mehr als irgend ein süddeutscher Landmann; aber den Schwedenkönig hat er noch gut im Kopfe, drüber hinaus wenig mehr als ein bischen Bauernkrieg; den Kaiser Karl kennt er allenfalls dem Namen nach, weil die Untersbergsage sich bis zu ihm herüberspinnt, indem der alte Herr mit seinem Gefolge die Christmette in der Weihnacht nach einer Sage in der Maria-Egg-Kapelle zu Peiting abhält. Indessen hätte er Grund genug, um sich zu überzeugen, daß er einen ganz besonders geschichtlich merkwürdigen Boden pflüge, wenn er je etwas vernehmen würde von den Welfen und Hohenstaufen, den alten Grund-

herren des Lechrains, von den Fehden der Ritter und Bürger, von Doktor Luther, der nach Schwangau floh, u. dgl. m." Diese alten historischen Erinnerungen, die den Bauern abhanden gekommen, waren aber für den jungen Dichter nicht verloren. In Peiting selbst stand einst ein altes Schloß, wo der reiche Herzog Welf II. im 12. Jahrhundert den glänzendsten Hof im deutschen Reiche hielt, so daß die ersten Geschlechter Bayerns ihm ihre Jugend in den Dienst gaben. Von den versunkenen Zinnen dieser Burg ging der Blick über die blauen Alpen hinweg, nach Lombardien und Tuscien, auf die mathildischen Güter und nach Apulien, ja die welfischen Kreuzfahrten verfolgend, bis in's gelobte Land. Nicht weit davon liegt jenes Wessobrunn, eine agilolfingische Zelle, etwas ferner der Ammersee, wo die in Klöster verwandelten Sitze der alten Andechse. Gegen Abend über dem Lech liegt die Kirche der Templer zu Altenstadt. Aufwärts, gegen das Gebirge zu, wird bald Steingaden erreicht, welches einst die Welfen stifteten, in deren Taufkapelle sich jetzt der Bierbrauer Schmidt die Grabstätte seines Geschlechts eingerichtet. Auch Raitenbuch liegt nicht ferne, ein anderes Münster, das die Welfen gegründet. Am obern Ende des Lechrains aber steht wie ein goldener Pokal auf grünem Kredenztisch die Veste von Schwangau, einst der Sitz Hildebold's, des Minnesängers. Mitten in dem Gelände steigt der Peissenberg auf mit seiner unermeßlichen Fernsicht. So ist die Gegend, wie nicht leicht eine andere in Bayern, recht wohl geeignet, um auf ein poetisches Gemüth, das seine Freude an der Geschichte der Vorzeit hat, einen tiefen Eindruck zu machen. So fand auch L., als er in schönen Frühlingstagen zu Peiting saß, ein ungemeines poetisches Behagen an der freundlichen erinnerungsreichen Landschaft. Er spann und spann immer fort in seinem Sinn und zuletzt kam er sich selbst wie ein geborener Lechrainer vor, ja in seinen Schriften nannte er Peiting oft euphemistisch, „mein Heimathdorf". Er träumte sich, vor uralten Zeiten mit den berühmten Likatiern aus dem fernen Asien eingewandert zu seyn und die Fluren am Fuße des Peissenbergs jugendkräftig besiedelt zu haben. Später zog er dann als welfischer Reisiger mit seiner Herrschaft nach Wälschland oder lebte zu Hause als Dienstmann und Sänger auf der Burg zu Peiting. Erinnerungsselig beschloß er auch, für diese Gegend zu thun, was ein Dichter seiner Heimath schuldig ist — er wollte der Walter Scott des Lechrains werden. Freilich, wenn man ein Land poetisch verherrlichen will,

soll man nicht nach Altbayern gehen; denn ich glaube kaum, daß von den gebildeten Likatiern der Gegenwart nur ihrer drei die schöne für sie geschriebene Geschichte vom „Ritter und Bauer“ gelesen haben und noch viel weniger kann ich finden, daß, wie in Hochschottland die Stellwagenkutscher, ihr von alten Tagen nacherzählen, von dem reichen Herrn Wolf, von Berthold von Dornau und der schönen Richlindis von Schwangau. Allerdings war das Buch selbst nicht ohne Schuld, wenn es im Vaterlande nicht recht durchbrach. Zwar Poesie war genug darin, tapfere Ritter, edle Fräulein, warmmachende Begebenheiten, reizende Landschaften, auch manches zum Lachen und viel zum Weinen; aber im übertriebenen Eifer etwas recht Schönes zu werden, ist die Dichtung fast zu schön geworden. Wir kommen über manche rasche, in alterthümlichem Deutsch gehaltene Seiten, und manchmal ist uns, als sähen wir alle diese Gestalten in feinster, mittelalterlicher Lasur, gleichsam unter einem vorzeitlichen Sonnenstrahl, der durch ein farbiges Gothenfenster auf sie herniederzieht; aber daneben finden sich weitläufige, pastöse, salbentriefende Beschreibungen und Reflexionen, die dem weiter eilenden Leser höchst beschwerlich fallen. Insbesondere leidet die erste Hälfte des Romans an schweren Ueberladungen. In der zweiten dagegen hat der Dichter seine Flügel aus dieser Latwerge herausgearbeitet und mit frischem Thau gewaschen; die Erzählung geht hier rasch und keck voran und ihrem obwohl elegischen Ende entgegen. Wie indeß L. zu jenem Ueberlauf von geilen Farben gekommen, weiß ich nicht; vielleicht lag's in der Atmosphäre, in der er schrieb — denn bekanntlich war ja damals Meran im katholischen Deutschland der Muttersitz dieser schmalzig erhabenen Tonart. Die Geschichte vom „Ritter und Bauer“ trat indessen erst 1844 an's Licht. Zwei Jahre früher brachte schon das „Morgenblatt“ die „Sagen aus dem Lechrain“, und manche andere Gabe seiner freundlichen Muse zeigte sich an andern Orten. Vieles was er in diesen Zeitläufen bis gegen das Jahr 1845 geschrieben, ward später in seinem „Novellenbuch“ gesammelt, das 1848 bei Emil Baensch in Magdeburg erschien. Am Besten hat mir in diesem Buche immer eine kleine Erzählung „Die Traubenkuren“ gefallen, welche zu Irix, eigentlich zu Meran spielt und mit ergötzlichstem Humor die liebenswürdigen Zopfereien dieses guten Städtchens und zugleich die Wirrnisse schildert, die dort entstanden, als im Jahr 1844 die dankbaren Bürger auf Zenoburg ein Fest geben wollten für die

fremden Gäste, „die da in Massen wie die Wachteln der Wüste herangekommen waren und von den Irxern mit gleichem Appetit ausgeweidet wurden, wie jene einst von den Israeliten". Die Novelle gehört gewiß zu den heitersten, die in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Aus denselben frühern Zeiten stammen auch die „Geschichten aus den Bergen", die erst 1851 bei Emil Baensch in Magdeburg gesammelt erschienen. Auch macht der Verfasser selbst in der Vorrede nicht ohne verzeihliche Eitelkeit darauf aufmerksam, daß seine Berggeschichten schon entstanden waren, ehe Berthold Auerbach die „Dorfgeschichten entdeckt und wie billig seine Nachahmer gefunden habe". So kam das Jahr 1844 heran, in welchem L. während des Lenzes mit seinem Bruder auf eine Reise nach Oberitalien ging. Von diesem Zuge brachte er manche lebendige Anschauung italienischen Lebens mit und den damaligen Studenten von Padua hat er in seinem „Stentorello" ein bleibendes Denkmal aufgerichtet. Damals war es plötzlich sehr lebendig geworden in Tirol. Zu Innsbruck zeigte sich eine milde Gährung gegen die Jesuiten, die das Gymnasium inne hatten, und die „Allgemeine Zeitung" brachte über „die poetischen Regungen in Tirol" einen Artikel, auf welchen Niemand vorbereitet war. Man besorgte in der Hofburg zu Innsbruck, die Artikelschreiber möchten am Ende von den Jesuiten und der Dichtkunst auf andere Landeszustände überspringen und das Ausland von solchen Mysterien in frevelhafter Weise zu unterhalten suchen. Richtig erschien auch, als die Etsch im Herbste wieder über die Ufer trat und die altgewohnten Verwüstungen anrichtete, ein Klageruf in der „Allgemeinen Zeitung", mit dem leisen Vorwurf, daß die alte aber ewig brennende Frage der Etschregulirung von den Herren auf den grüngepolsterten Stühlen zu Innbruck seit Jahren müßig hin und her erörtert werde, während das Etschland unter diesem Unheil fast zu Grunde gehe. Wie die Naturen der Staatsmänner damals überhaupt noch viel zarter und sensitiver waren als jetzt, so regte dieser Vorwurf große Empfindlichkeit auf, vielleicht schon deswegen, weil, wie man sagte, die Schuld weniger am Gubernium lag als an den Ständen, welche sich über diese Sache nicht hatten vereinigen können. Während nun die Nothleidenden an der Etsch sich auf eine Dankadresse besannen, die sie dem bald erkannten Verfasser jenes Hilfeschrei's überreichen wollten, kam von Innsbruck der Befehl, er solle Tirol schleunigst verlassen. Das ging nun aber L. sehr zu Herzen. „Tirol", schreibt er in diesen

Nöthen, „Tirol, das Land meiner verwunderlichen Liebe und meiner politischen Kreuzigung, ich kann mir noch gar nicht denken, daß ich es verlassen soll.“ Indessen wurde es auch nicht so arg. Er fand einzelne Freunde in der Noth, die sich wegen seiner hoch oben verspürten Mißfälligkeiten nicht ängstigten. Nachmals wurde das Dekret von Wien selbst aus zurückgenommen „in Berücksichtigung seiner zerrütteten Gesundheitsumstände“ und L. blieb im Lande zur Freude seiner Freunde, welche jetzt die gute „Postzeitung“ belächeln, in der ihn gleich Anfangs eine edle Seele gar fröhlich „in Gottes Geleit empfohlen hatte“. Bald aber erkannten die Meraner, was es für ein Glück gewesen, daß man ihnen den sinnigen bayer'schen Jüngling nicht davongejagt. Auf seiner Festreise von Innsbruck, Bregenz, durch das Vintschgau südwärts ziehend, nahte sich nämlich langsam aber unabhaltbar Erzherzog Johann mit seiner Gemahlin und dem Grafen von Meran, den der Vater den Tirolern persönlich vorstellen und ihrer Liebe und Anhänglichkeit empfehlen wollte. Zwar „blinkende Lenzespracht leuchtete von Berg zu Berg und die jungen Reben wanden sich als Ehrenpforten über die Wege“; aber mitten in dem ungeheuren Jubel schlugen stündlich banger und banger die Herzen der Väter der alten Landeshauptstadt, aus Verlegenheit und Noth, weil sie für den Erzherzog gern etwas gethan und hergerichtet hätten, wie er's nicht überall schon bekommen hatte, und doch das Wahre nicht finden konnten. In dieser Bedrängniß gedachten sie ihres verkannten Gastes und baten ihn, er möchte in solchen Fährlichkeiten als ein getreuer Nothhelfer bei ihnen stehen und für die Ehre ihrer Stadt auch das Seinige thun. L., immer ein Freund heiterer, farbenreicher Pracht und sinniger Feierlichkeiten, sehr wohl erfahren in allerlei Zierath und Aufputz, Trachtenkunde und Heraldik, nahm die Bitte freundlich auf und regierte bald gewaltig als einiger Marschall des Festes. Die schönen Jungfern von Meran steckte er schnell in das sittig kleidsame Gewand der alten Reichsstadt Nürnberg und sandte sie, das Krönlein im offenen Haar, zum Willkomm der Freiin v. Brandhof entgegen. Die Gymnasiasten, „die blühenden, tüchtigen Knaben“ warb er zu einer Landsknechtschaft und Kompagnie für den Grafen von Meran, gab ihnen die Tracht aus den Zeiten Georg's von Frundsberg in den Farben von Oesterreich und Tirol, flocht ihnen Pfauenfedern und Rosen in das Haar, stellte dem Fähnlein Trommel und Schwegelpfeifen voran, setzte ihnen als

Führer etliche schmucke Junkherren aus den Edelgeschlechtern der Stadt und pflanzte in der wohlbewehrten Mitte sein Lieblingsbanner auf, das schwarzrothgoldene, das deutsche mit dem Reichsaar, neben ihm die Paniere von Oesterreich und Tyrol. In stiller Nacht hatte er auch ein schönes Gedicht hergestellt, das die jungen Gesellen dem Grafen von Meran übergaben. Nach wenigen Tagen nahm der Erzherzog vergnügt seinen Urlaub und dankte dabei L. für so manche Freude, die er ihm und seinem Hause verschafft. Jener dagegen erinnerte sich noch später gern an den milden warmen Zuspruch und den trauten Verkehr, den ihm der hohe Reisende gewährt hatte. Hatte doch auch er den Zugang nicht gesucht, um einem Prinzen zu hofiren, sondern weil er meinte, einen Gleichgesinnten zu finden, der mit ihm heimlich trauerte über die Zustände des deutschen Vaterlandes und mit ihm hoffte, daß es einst besser werden würde. Das Jahr 1846 bescherte ihm endlich eine Aufgabe, wie er sie längst gewünscht. Es war ein schöner Gedanke des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern, den er auszuführen berufen wurde. Es sollte nämlich des Bayerlandes Volksthum gleichsam inventarisirt werden. Alles was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, sollte der Sammler aufzeichnen, zusammentragen, vergleichen und auslegen. Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen, insoweit es nicht in das sprachliche Gebiet einschlug, das schon Andreas Schmeller in seinem unübertrefflichen „Baier'schen Wörterbuch" behandelt, das Alles sollte jetzt zusammengesucht werden. L. ging mit ungemeiner Freude an das Werk, zu dem er alle Anlage mitbrachte und schöne Kenntnisse, welche zu vermehren er fortan rastlos bestrebt war. Es taugte auch sonst vortrefflich zu seinen Umständen, da er den Winter immer wieder in seinem lieben Meran verleben konnte, während er im Sommer die Gauen des Bayerlandes durchwandelte. Fortan war dieß die Aufgabe seines Lebens. Ueberall Bekanntschaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Näherinnen und Schnitterinnen, pilgerte er manches Jahr durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und

Niederbayern, durch Bayerisch-Schwaben, dann durch den bayer'schen Wald und einen Theil der obern Pfalz. Als er so weit war, mußte er sterben. Als Ergebniß dieser Pilgerschaft überreichte er seinem königl. Herrn eine Unzahl von Heften des reichsten anziehendsten Inhalts. Bis zum letzten Tage seines Lebens war er dieser Pflicht mit Treue und Beständigkeit obgelegen. Nur manchmal grämte es ihn, daß sich der Herausgabe Hindernisse entgegenstellten; denn es war sein sehnlicher Wunsch, daß, was er Liebliches, Schönes und Denkwürdiges unter dem Volke gefunden, diesem auch bekannt werde. Ungeduldig schrieb er einmal über diesen Gegenstand in späterer Zeit: „Sag' nur den Leuten, daß ich seit sechs Jahren die Straßen und Wege ganz Altbayerns von Füssen bis Fürth im Böhmerwalde, von Rain bis Schellenberg am Watzmann durchfahren bin (eine sehr beschwerliche Arbeit, wenn man diese Pfade kennt) und sehr viele Winkel entdeckt habe, zu denen selbst die katholisch-monarchischen Vereine noch niemals ihre Adressenunterschriftsammler hingeschickt, daß ich die Küchenzettel der gesammten Nation studirt, Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden könnte in allen Gauen, ohne gegen Ritus und Mode zu sündigen." Im Winter saß er wieder ruhig in seinem Philisterstüblein ober der Hauptstraße zu Meran, in lebhaftem Umgange mit Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche, nebenbei an einem Operntexte aus den Fahrten und Abenteuern dieses vielberufenen tiroler Herzogs für Franz Lachner zimmernd, in des Bayerlandes Sagen und Geschichten, Sitten und Gebräuchen versunken, als er am heiligen Charsamstag, den 3. April 1847, zum Landgerichte gerufen wurde, wo ihm der Landrichter zu Protokoll eröffnete, daß er sich im Mai dieses Jahres in seine Heimath zu begeben und nie mehr zurückzukehren habe. Da in den jüngsten Monaten keine Etschüberschwemmung vor sich gegangen, so waren die Ursachen dießmal nicht so klar wie früher. Einige glaubten, der Genius des Landes wolle dafür, daß dazumal Herr v. Abel zu München in Folge des spanischen Einflusses seinen Rücktritt habe nehmen müssen, der zürnenden Gottheit ein bayer'sches Sühnopfer bringen; Andere meinten, es sey ein Werk des hochwürdigen Dekan Santner zu Meran, der den deutschen Dichter freilich immer verkannte und ihm über sein „religiös-sittliches Benehmen" Zeugnisse ausstellte, die ihm unmöglich förderlich seyn konnten. Die christliche Zucht ist im Etschland so streng, daß ihm vielleicht ein

geringes Wörtlein diesen Schaden gethan. Vielleicht hatte er einmal gesagt, daß ihm die protestantische Literatur vom sonstigen Deutschland mehr gefalle als die katholische von Tirol — eine Behauptung, die man immerhin schon damals wagen konnte, obgleich die schöne Erbauungszeitschrift „Der aufrichtige Tirolerknödel" noch nicht erschienen. Außerdem war kaum zu errathen, was er gesündigt haben mochte, da man ihn oft genug in Engelämtern und Roratemessen, in Vigil und Metten gesehen hatte, da er an Festtagen kein Fleisch aß und alle Jahre zur österlichen Beichte ging. Als einiger Trost konnte es gelten, daß ihm jetzt der Magistrat von Meran freiwillig eine Zuschrift sandte, in welcher ihm für sein artiges und dienstfertiges Benehmen, seine freundliche Gefälligkeit bei verschiedenen hohen Zeiten gedankt und ausgesprochen wurde, daß er den Bürgern Merans ein angenehmer Mitbürger gewesen, den sie hart vermissen würden, da überdieß sein sittlicher Charakter nicht angetastet werden könne. Uebrigens war der Ausgewiesene jetzt noch zorniger als das erste Mal. „Und noch immer," schreibt er, „liegt mein Herz in den Banden jenes Zaubers, der aus dem alten rhätischen Namen uns anklingt, und ich habe es herzlich satt, für mein stilles Leben zu Meran, von zwei zu zwei Jahren, so oft es dem Wesen in Innsbruck beliebt, als ein konspirirendes Landläuferchen mit Fußtritten belohnt zu werden. Von allen Eitelkeiten der Welt liegt mir keine so fern als die, mit dem politischen Martyrium als ein Heiliger der Freiheit von einem sehr anrüchigen Spruchkollegium journalisirender Kardinäle kanonisirt zu werden." Alsbald wendete er sich wieder an seine Rechtsbeistände in Paiersberg, an seine Freunde in München, an's Gubernium in Innsbruck — im Anfang Alles fruchtlos. Letzteres ließ eröffnen, es gebe auch noch andere Orte, die für seine Gesundheit ein ebenso günstiges oder noch vortheilhafteres Klima hätten als Meran; das Verbot der Rückkehr sey ihm strengstens einzuschärfen und die Strafe derselben bekannt zu geben, nämlich drei bis sechs Monate Gefängniß nebst Schub. Jetzt ließ er seine Stimme bis an's kaiserl. Hoflager nach Wien erschallen und ging, als ihm aller weitere Aufschub versagt blieb, gleichsam vogelfrei nach Löwenberg, wo ihm Kirchlechner, der brave treue Burgherr, ein ehrliches Versteck gewährte. Hier war er so aus der Welt, als wenn er nie darinnen gewesen wäre. Zu seiner Erheiterung fing er an sein Kämmerlein auszumalen, brachte verschiedene liebliche Schildereien und anmuthige Sprüche

darin an, so daß der fremde Gast, der jetzt das alte Schloß besieht, eine wahre Freude daran hat. Mitunter soll er wehmüthig am Burgfenster der Burg gesessen haben, der Aechtung entgegensehend aus einem Lande, dem er so manches Jahr seines Lebens in Fleiß und Arbeit gewidmet, dem er mit immer junger Liebe zugethan war. Ueberhaupt konnte er von diesem Horte aus sowohl nach Meran hinuntersehen, wo der verdienstvolle Dekan Santner weilte, als in's Passeyerthal, wo Andreas Hofer gelebt, der Heros seiner Jugend und der Held seines „Bauernspieles", nach Hoheneppan und Schloß Tirol, den beiden Angeln der alten Geschichte des Landes, das seine zweite Heimath geworden. Indessen waren ihm die nahegelegenen Landgerichte zu sehr auf der Fährte und so zog er denn zuletzt mit Franz Dingelstedt, der ihm in diesen Nöthen getreulich beigestanden, über Finstermünz hinaus gegen Bayern und nach München, wo ihm seine Freunde zum Willkomm die Nachricht brachten, daß die Hofkanzlei den Vollzug des Bannes eingestellt habe. Dießmal hatte wohl auch der Erzherzog ein Fürwort eingelegt, auch Herr v. Maurer, damals Minister des Auswärtigen, hatte nachdrücklich nach Wien schreiben lassen. Freilich, wo so viele wackere Hände schoben . . . . Im Herbste desselben Jahres fuhr er denn also wieder als ehrlicher Mann in's Etschthal ein, wo ihn ein lauter Freudenruf seiner Freunde empfing; zum herzlichen Gruß reichte ihm da auch das Annele die Hand, welches später seine Gattin wurde. Im Februar 1848 hat sich der „alt bös Feind" wiederum spüren lassen. Obgleich unser Fritz seiner zarten Gesundheit halber nur selten einen Tropfen Wein trank, so war er doch gern unter fröhlichen Zechern, das weiß man z. B. sehr gut in der Liedertafel zu München und hat es auch bei den Sängerfesten erfahren, wo er oft wunderbare Reden hielt. Darum gründete er auch zu Meran aus seinen jüngern Leuten die „Gesellschaft des Stehweins", einen heitern Bund mit scherzhaften, ritterlichen Gebräuchen, Ordensfesten, Panieren und Liedern. Es war so sein Talent, aus dem Gewöhnlichsten etwas Eigenthümliches herauszubilden, das tägliche Leben an Bedeutsames anzuknüpfen, alte liebe Symbole dreinzugeben und hin und wieder die Herzen durch ein Gelegenheitsgedicht zu erfreuen. So hatte der „Stehwein" schon manchen schönen Tag gefeiert, als in Innsbruck etliche Beamtete, die der Genossenschaft angehörten, wegen dieser Theilnahme übel beschrieen wurden. So ließ man auch dieß unschuldige Spiel dahinfahren. Der Orden löste sich

auf; Schild und Banner wurden begraben, der „verdienstvolle Stehwein" aber der Erinnerung besserer Zeiten anheimgegeben, deren Ankunft man damals erwartete. Die Ritter selbst blieben als Namenlose beisammen. Im März desselben Jahres kamen die Lenzbotschaften von Wien auch nach Meran. Die „Herren" jubelten, der Klerus dagegen und die Bauerschaft wurden bedenklich und tiefsinnig, schon deshalb, weil es die Andern gar so sehr erfreute. Zur Feier der versprochenen Konstitution beschloß der Rath der Stadt Beleuchtung, öffentlichen Umzug und Ausruf der Errungenschaften auf der freien Gasse. Nach altem Herkommen mußte man auch unsern L. davon wissen lassen, der bisher in allen Ehrentagen der guten Stadt, oft mehr aus Gefälligkeit als aus eigenem Antriebe, beigestanden hatte. Dießmal wollte er aber aus tiefstem Grunde des Herzens mitthun, trat gleich als Festordner auf und schritt hoffnungsvoll mitten im Zuge. So war man in fröhlichster Stimmung vor das k. k. Landgericht gekommen, wo Bürgermeister Haller die Proklamation Wort für Wort ablas, als plötzlich der Ruf erscholl: Pereat Lentner! Die so schrien, waren die Gymnasiasten, die an den Errungenschaften, ohne zu wissen warum, noch weniger Vergnügen hatten als an den unregelmäßigen Verben der griechischen Grammatik, dieselben „blühenden, tüchtigen Knaben", die Nobelgarde des Grafen v. Meran, denen er ein Jahr vorher Höslein und Wäms zurecht gemacht, die er in allen Handgriffen frommer Landsknechte eingeübt und zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Hinter ihnen stand verbunden zu Schutz und Trutz eine damalige meraner Celebrität, die gleichwohl späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeifen zu schneiden gewußt hat. Die lärmenden Buben zogen dann in Schaaren durch die Stadt und riefen, so oft sie an seinen Fenstern vorüberkamen, mit ihren jungen Kehlen imme wieder: Pereat Lentner! Auch viele Bauern waren mit Prügeln in der Stadt und fragten: Welles ist denn der Lentner? Am andern Tage fand man an allen Gassenecken denselben Talisman angeschrieben. In diesen Tagen kneipten die Gymnasiasten bei den Weinbauern auf dem Lande herum und kamen besoffen wieder in die Stadt, immer schreiend: Pereat Lentner! L. sagte in jener Zeit einmal, mit dem Kopfe an die Wand gelehnt, gar schmerzlich: Das habe ich um diese Jungen nicht verdient! Diesem wüsten Treiben sich zu entziehen, ging er auf einige Tage nach Botzen, von da über die Alpen nach Bayern, wo er in Peiting

ein hübsches Heftchen: „Tiroler vor und nach dem 13. März", schrieb. Dann begab er sich in's Unterland und vergnügte sich mit den dortigen Leuten. Die gewonnenen Revolutionsanschauungen legte er später in einer Novelle nieder: „Einer wie Alle" — das Beste, was man über deutsche Anlage zum Staatsumwälzen schreiben kann. Im Winter, als alle jene Aufschriften von den meraner Wänden wieder weggewischt waren, lebte er wieder im Etschland. Der Karneval brachte, wie gewöhnlich, einen von ihm erdachten Mummenschanz. Dießmal wurden alle Hauptbelden der Neuzeit von Lola Montez bis Ludwig Napoleon, dermalen Kaiser der Franzosen, als Wachsfiguren dargestellt. Die Heiterkeit war unermeßlich, während die Schulmädchen der englischen Fräulein alle Tage ein Vaterunser mehr beten mußten für die „Fastnachtsnarren". Seine Thätigkeit kam in Meran auch bald wieder zu voller Anerkennung. Die Meraner hatten nämlich, seitdem die ersten Fremden hingekommen, in konservativer Weise Alles bei'm Alten gelassen und nur die Preise verdoppelt und verdreifacht. Trotz der unermüdlichen Gefälligkeit des Bürgermeisters v. Haller vermißte man doch eine zusammenhängende Fürsorge für die Gäste und deren Wünsche, die mit den alterthümlichen Zuständen des schlummernden Städtchens nicht ganz parallel liefen, obgleich sich nach den theuern Vergnügungen der großen Luxusbäder Niemand sehnte. Da nur die Wenigsten etwas Neues herrichten ließen, fehlte es an bequemen Wohnungen; im Lesezimmer lagen etliche ultramontane Blätter, von denen sich die Berliner und Hamburger auch nicht belehren lassen wollten; die Hektiker, die man bis von den Schweden und Gothen herbeigelockt, fanden auf den Spaziergängen kaum eine Bank zum Ausrasten u. s. w. Nun schien es einmal an der Zeit, auch an solche Dinge zu denken; man errichtete deshalb einen hohen Rath für das Fremdenwesen, that etwas für mehr Gelaß, für die Lustwandler und für andere Annehmlichkeiten. Namentlich erfaßte man den Gedanken, ein neues Schießhaus zu bauen, zugleich auch als Kursaal für die Gäste, wenn der Himmel trübe wäre. L. war dabei äußerst hilfreich und beförderte alle guten Vorsätze. Den Plan zum Schießhause hatte übrigens ein Architekt aus Nürnberg entworfen, Kramer, ein liebenswürdiger Künstler, der nach manchem Jahre, das er zu Meran verlebt, 1849 im März daselbst starb, tief betrauert von Allen, die ihn kannten. Als unser Freund im J. 1850 wieder seinen Zug in's heimische

Bayerland beginnen wollte, zeigten sich die Bürger von Meran auch sehr dankbar und gaben ihm ein Abschiedsfest von 50 Gedecken. „Sie sind ein Meraner," scholl es aus Aller Munde, „und müssen bei uns bleiben." Nachdem er den Sommer rüstig forschend und sammelnd in den Thälern der Iller, an der Donau, zwischen Ulm und Donauwörth verlebt, war er auch wieder bereitwillig im Herbste zur Stelle in Meran, um das Festschießen zur Einweihung des fertigen Schießhauses einzurichten, wozu sich auch der Erzherzog als Schütze einfand. L. hatte seine heimliche Freude daran, daß er zu den alten Gebräuchen des Etschlandes manche Feierlichkeit fügen konnte, wie sie im freien Schweizerlande bei den Bundesschießen gewöhnlich, wie Empfangsreden, Ehrentrunk u. dergl. Unter den Gästen ließen ihm zumal die Vorarlberger, die kugen, beredten Männer von den Ufern des Rhein, einen günstigen Eindruck zurück. Man lebte damals in einer Zeit, die man noch immer für eine große folgenreiche hielt, und die Stimmung war eine ganz andere als bei einem andern Schießen, daß im Jahre darauf gehalten wurde, wo trotz des guten Willens des Festgebers doch deutlich zu gewahren war, daß die Freude erloschen und die Begeisterung dahin. Ein prachtvoller Spätherbsttag leuchtete bald danach vom Himmel; die Glöcklein der Burgkapelle von Löwenberg klangen über die Rebenhalden durch die heitere Morgenluft; das Volk der Nachbarhöfe stand theilnehmend in dem Schloßhof und die Böller krachten feierlich, als L. in festlichem Zuge aus dem Rittersaale daselbst in's Kirchlein zog, als Bräutigam mit Fräulein Annele W. von Meran. Die Heiterkeit des Festmahls wurde noch erhöht, als die Kunde erscholl, der Rath von Meran habe L. das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen. Dieser Gedanke war in der letzten Sitzung ausgesprochen und mit Akklamation begrüßt worden. Für so viele, so langjährige Verdienste um die Ehre der Stadt schien es der schönste Lohn und die bedeutsamste Gabe zu seiner Vermählung mit einem Fräulein v. Meran. So nahm er selbst es auch auf und schrieb darüber an einen Freund: „Ich setze einen besondern Werth darauf und bin stolz über die Anerkennung einer Gemeinde, als wäre mir Orden oder Adelsbrief von einem Könige zugewendet." Allein ein solches Glück war zu groß, um von langer Dauer zu seyn. Kaum hatte der k. k. Bezirkshauptmann Kopp, ein Schüler des berühmten Torrnhain, von dieser Ehrengabe gehört, als er die hohe Ministerialverordnung vom 7. März 1850

aufschlug und darinnen mit Vergnügen fand, daß nur österr. Staatsbürger Gemeindeangehörige eines Ortes im österr. Kaiserstaate seyn können. Er sah sich daher veranlaßt, den ungesetzlichen Gemeindebeschluß wieder aufzuheben und den Magistrat gleichzeitig zu ersuchen, die ausgestellte Urkunde L.'s wieder zurückzufordern. Auf dieses wurde L. vom Magistrat ersucht, die erwähnte Urkunde wieder zurück gelangen zu lassen. So ließ er's denn wieder zurück gelangen, schrieb einen schönen Brief dazu, weinte ein Thränlein in seiner Kammer und war wieder freundlich mit den Leuten. Und um endlich die Anerkennung bürgerlichen Verdienstes, wie sie in jener Verleihung an den Tag trat, dem großen Haufen etwas begreiflicher und geläufiger zu machen, erklärte in damaliger Zeit der „Tirolerbote", einige der Votanten seyen überrumpelt und gewissermaaßen eingeschüchtert worden. Nichtsdestoweniger fühlte L. jetzt — was eine andere, minder edle Seele vielleicht schon 10 Jahre vorher gefühlt hätte — nämlich, daß sein Leben zu Meran zu Ende sey. Er freute sich nur noch an dem schönen Himmel und an seinem häuslichen Glücke. Im Uebrigen schien er traurigen Muthes sein stilles Leben fortzuspinnen. Noch sah er wohl etliche meraner Freunde, die seit 10 Jahren in Freud und Leid mit ihm ausgehalten, aber sonst war die Geselligkeit gebrochen. Manche gingen ihm als Verfehmten aus dem Wege, die sich früher freundlich gezeigt, und es war ein übler Trost, wenn er bemerkte, daß überhaupt viel Aengstlichkeit regiere, daß viele Leute ganz schweigsam geworden und daß Keiner mehr dem Andern traue. Er hielt sich ruhig an seinem Heerde, arbeitete fleißig an der Ethnographie des Bayerlandes und erließ manchen wehmüthigen Brief nach München oder an Hans Otto von Reichert zu Ansbach, seinen Freund und Pathen seines Kindes, auch an tirolische Freunde im Lande und zu Wien, die wir aber, damit es kein Unglück giebt, lieber nicht nennen wollen. Hin und wieder schrieb er auch ein Novellchen, oder etwas Tirolisches, wie denn etliche Schilderungen, die er zu den „Tirolischen Landschaften" verfaßte, welche Gregor Baldi in Salzburg herausgiebt, das Letzte gewesen sind, was er hienieden fertig machte. Als der Frühling des Jahres 1852 nicht mehr fern war, brach sein Lungenleiden heftiger los und er verschied, ohne den Lenz zu erleben, nach kurzer Krankheit standhaft und männlich in den Armen seiner Gattin, an der Wiege seines Töchterleins, zu Meran (23. April). Seine schöne Büchersammlung

vermachte er dem Gymnasium daselbst; seine Tochter aber soll nach seinem letzten Willen in Bayern erzogen werden. Als man seine Leiche zu Grabe trug, beeilte sich Stadt und Land, ihm die letzte Ehre zu erweisen; man erinnert sich nicht, seit Menschengedenken in Meran einen solchen Zug von Leidtragenden gesehen zu haben. Die deutschen Fremden gingen dem deutschen Dichter zu Liebe, die meraner Bürger dem langjährigen Gaste und Ehrenwart der Stadt, und auch die edlen Bauern von Mais und von Algund wollten noch ein Vaterunser für ihn beten, der sie so oft in den Festlichkeiten der letzten Jahre durch seine herzlichen Reden begeistert hatte. Sein Andenken wird in jenen Gegenden noch lange blühen, wenn schon Alle vergessen und verschollen sind, die ihm das Leben unnützerweise sauer gemacht.

* 92. Dr. Christian Heinrich Pfaff,

Konferenzrath, ordentl. Professor der Chemie und Medicin an der Universität zu Kiel, Ritter des Dannebrog-Ordens 2c.;

geb. im Jahr 1773, gest. den 23/24. April 1852.

Pf. war seiner Zeit einer der ausgezeichnetsten Physiker, Chemiker und Pharmakologen, der vortrefflichste akademische Lehrer, eine Zierde seiner Hochschule. Geboren zu Stuttgart, wo sein Vater als geheimer Finanzrath lebte, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung in dem dortigen Gymnasium und von seinem neunten Lebensjahre an in der damals berühmten Karlsakademie, wo sich mit ihm gleichzeitig Cuvier, dieser nachher so berühmte Zoolog, als Zögling befand und mit Pf. die innigste Freundschaft knüpfte. Beide in Verbindung mit noch andern Karlsschülern weckten und nährten unter sich eine vorherrschende Liebe zu den Naturwissenschaften, indem sie eine naturhistorische Gesellschaft bildeten, welche sich vorzugsweise mit Entomologie und Botanik beschäftigte. Pf. wählte die Medicin zu seiner Berufswissenschaft und hatte an Kielmeyer den ausgezeichnetsten Freund und Lehrer der Chemie und vergleichenden Anatomie. Der geschickte Experimentator Groß weckte in ihm zugleich ein großes Interesse an der Elektricität, welche Pf. auch zum Gegenstande seiner Inaugural-Dissertation „De electricitate sic dicta animali“ wählte und womit er sich bis zu seinem Lebensende vorzugsweise gern und mit ausgezeichnetem Erfolge beschäftigte. Im Herbst 1793 ging Pf. nach Göttingen, wo er

sich der Freundschaft Lichtenberg's, Gmelin's *) und Osiander's zu erfreuen hatte. Hier setzte er besonders seine galvanischen Forschungen fort und machte sie in einem größern Werke „Ueber thierische Elektricität und Reizbarkeit“ (Leipzig 1795) bekannt. Im Herbst 1794 ging er nach Kopenhagen, um sich als Arzt weiter auszubilden; dort bearbeitete er eine deutsche Uebersetzung und kritische Beleuchtung von Brown's Werk. Im nächsten Jahre begleitete er als Arzt eine gräfl. Familie nach Italien. Von dort aus kam er wieder nach Würtemberg zurück und lebte einige Zeit lang als praktischer Arzt in Heidenheim, bis er im J. 1797 als außerordentlicher Professor der Medicin an die Universität Kiel berufen wurde, wo ihm nun Gelegenheit gegeben war, sich mit vollem Eifer seinen Lieblingswissenschaften, der Physik und Chemie, zu widmen. Mit Unterstützung der dänischen Regierung machte Pf. 1801 eine Reise nach Paris, wo er seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Cuvier erneuerte und mit Volta wissenschaftliche Freundschaft anknüpfte. Nach seiner Zurückkunft nach Kiel erhielt er das durch Karsten's Tod erledigte Lehramt der Chemie; dadurch wurde er zugleich zum ordentlichen Professor bei der medicinischen Fakultät befördert. In dieser Stellung hatte er zunächst Veranlassung und Verpflichtung, sich mit dem Studium der Pharmacie zu beschäftigen, da er in dem im Jahr 1804 errichteten Sanitäts-Kollegium diesem Fache vorzustehen hatte. So entstand sein bedeutendstes Werk „System der Materia medica, nach chemischen Principien“ (7 Bde. Leipz. 1808—1824), welches eine große Menge eigenthümlicher Versuche und Beobachtungen enthielt und allenthalben mit großem Beifall aufgenommen wurde. Pf.'s Verdienste um die Wissenschaften und die Universität Kiel hier alle aufzuzählen, gestattet der Raum nicht. Vor ihm hatte die Hochschule fast gar keine Hilfsmittel für Physik und Chemie; er richtete ein chemisches Laboratorium ein und sammelte einen reichen physikalischen Apparat, den die dänische Regierung später für die Universität ankaufte. Seitdem nahm Pf. stets lebhaften Antheil an allen wichtigen Ereignissen auf dem Gebiete der Physik, Chemie und Materia medica; er war stets mit eigenthümlichen Forschungen beschäftigt, deren zahlreiche Früchte in Gilbert's **) Annalen der Physik, Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, in Gehler's und Schweigger's ***)

*) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. d. N. Nekr. S. 514.
**) — — 2. — — — S. 477.
***) — — 17. — — — S. 6.

Journalen der Chemie und Physik, zum Theil auch im Repertor. f. d. Pharm. veröffentlicht wurden. Von seinen größern Werken nennen wir hier noch das „Handbuch der analyt. Chemie" (Altona 1825) und die von ihm in Auftrag der dänischen Regierung ausgearbeitete „Pharmacopoea slesvico-holsatica" (Kiel 1832), welche unstreitig zu den bessern Apothekerbüchern der neuern Zeit gehört. — Pf. war übrigens nicht nur unermüdlich thätig, äußerst geistreich und lebhaften Temperaments; er war für alles Edle und Gute empfänglich und machte noch in seinem Greisenalter wiederholte größere Reisen nach Süddeutschland ꝛc., wo er überall mit ausgezeichneten Gelehrten freundschaftliche Verhältnisse anknüpfte. Es war in seinen letzteren Lebensjahren ein großes Unglück für ihn und seine Wissenschaften, daß er allmählich sein Augenlicht verlor und zuletzt erblindete, so daß er sich nur noch durch Denken, Vorlesenlassen und Diktiren wissenschaftlich beschäftigen konnte.

93. Leopold,

Großherzog von Baden,

zu Karlsruhe;

geb. d. 29. Aug. 1790, gest. d. 24. April 1852 *).

Leopold wurde aus der zweiten Ehe des unvergeßlichen Markgrafen, Karl Friedrich, geboren. Seine Jugend fiel in die Stürme der französ. Revolution und des napoleonischen Kaiserreichs; seit 1815 lebte er zurückgezogen, Theils zu Karlsruhe, Theils zu Salem oder an andern Orten. Am 25. Juli 1819 vermählte er sich mit Sophie Wilhelmine, Tochter Gustav IV. von Schweden. Der Tod seines kinderlosen Stiefbruders Ludwig **) rief Leopold auf den Thron. Dieß geschah am 30. März 1830, wenige Monate vor Ausbruch der französ. Julirevolution, welche wie auf das übrige Deutschland, so auch auf das Großherzogthum Baden nachhaltigen Einfluß übte. Zwischen 1815 und 1830 hatten die meisten der mittleren und kleineren Staaten des deutschen Bundes Verfassungen nach englischem und französ. Vorbild erhalten, aber dieselben waren innerhalb des ebengenannten Zeitraums, in der ersten Stufe der Entwicklung, man könnte sagen im Kindesalter, geblieben. Jenes Ereigniß und der unleugbare Umschwung, den es in der öffentlichen Meinung des europäischen West-

*) Nach der Freiburger und anderen Zeitungen. 1852.
**) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 273.

landes hervorbrachte, bewirkten, daß viele Regierungen, in deren Ländern bereits Konstitutionen bestanden, den Rechten des Volkes eine größere Ausdehnung geben mußten, daß andere, welche noch keine Verfassungen eingeführt hatten, sich genöthigt sahen, das Versäumte nachzuholen. Auch Leopold erkannte die von den Verhältnissen vorgeschriebene Bahn an. Muthig und entschlossen schlug er dieselbe ein, und zwar that er dieß nicht sowohl darum, weil er sich vor der politischen Nothwendigkeit beugte, als weil sein edles Herz ihn dazu trieb, gerechte und begründete Wünsche zu erfüllen, die Liebe seiner Unterthanen zu verdienen. Wir behaupten zuversichtlich, daß durch alle Akte seiner etwas mehr als 22jährigen Regierung der doppelte Grundgedanke sich hindurchzieht: die Konstitution zur Wahrheit zu machen und seinem Volke wohlzuthun. Am Tage seiner Thronbesteigung, den 30sten März 1830, erließ er eine öffentliche Bekanntmachung, worin er erklärte, daß es sein vester Entschuß sey, die Verfassung des Landes heilig zu halten und dessen Wohlfahrt nach Möglichkeit zu fördern. Er hat sein Wort gelöst. Eine der ersten größeren Maaßregeln, die er ergriff, war, daß er dem Landtage von 1831, dem ersten seiner Regierung, einen Entwurf vorlegen ließ, welcher die ursprüngliche Form der Paragraphen 38 und 46 des Grundgesetzes wieder herstellte. Das wurde mit großem Jubel aufgenommen. Mit dem nächsten Landtage, dem von 1832, begann die Reihe organischer Gesetze, deren ausgesprochener Zweck es war, die Principien der Verfassung nach allen Seiten hin zu entwickeln. Das Jahr 1832 brachte zwei solcher Gesetze über das Gemeindewesen. Das erste derselben stellte das Verhältniß der Gemeinden zum Staate vest, verlieh ihnen innerhalb gewisser Grenzen selbständige Bewegung und ordnete den Umfang der Befugnisse sämmtlicher Gemeindebeamteten. Das zweite, das erstere ergänzend, bestimmte die Rechte der Gemeindebürger und die Grundsätze über Erwerbung des Bürgerrechts. Ein drittes vom Jahr 1835 schrieb vor, wiefern die Bedürfnisse der Gemeinden durch die Gemeindeeinkünfte oder durch Umlagen auf die Bürger bestritten und wie weit Ausmärker beigezogen werden sollten. Ein viertes vom gleichen Jahre regelte den Gebührenbezug der Gemeindebeamteten. Ein fünftes endlich vom Jahr 1837 ordnete die Gemeindewahlen, indem er einen Census einführte. Nicht geringere Wichtigkeit als den eben angeführten Gesetzen über das Gemeindewesen kommt denjenigen Maaßregeln zu, welche

Großherzog Leopold bezüglich der Befreiung seines Volkes von der alten mit der neuen staatsbürgerlichen Ordnung nicht mehr verträglichen Lasten des Mittelalters traf. Schon im J. 1831 wurde der Anfang dadurch gemacht, daß Leopold's Regierung einen von den Kammern gut geheißenen Entwurf einbrachte, der die gehässigsten unter allen Feudalabgaben, den Blutzehnten, gegen eine Entschädigung des 15fachen Betrags der mittleren Rheineinnahme aufhob. Die eine Hälfte der Ablösungssumme übernahm die Staatskasse, die andere fiel den Gemeinden zu. Auf dem nämlichen Landtage wurden die Herrnfrohnden nach ähnlichem Maaßstabe abgeschafft. Beide Gesetze waren die Einleitung zu dem großen Werke der Aufhebung der Zehnten und Gilten, das im J. 1831 angeregt, 1833 in's Leben gerufen, im Laufe der folgenden Jahre durchgeführt worden ist. Es würde zu weit führen, wollten wir auf die andern Gesetze eingehen, welche die Regierung Leopold's, betreffend den Ersatz des Wildschadens, die Bewirthschaftung der Staats-, Gemeinde- und Privatwälder, die Vermessung und Vermarkung der Forsten, das Gestütwesen, die Aufhebung der Schlachtaccise von Schweinen und Schafen, die Herabsetzung des Salzpreises, die Verbesserung der Landwirthschaft, der Wege und Verkehrsmittel, des Postwesens, des Volksunterrichts, der höheren Schulen gegeben hat. Allerdings fehlte es nicht an Solchen, welche über den Gang, den die Regierung des Großherzogs Leopold vom Anfang an einschlug und bis an's Ende verfolgt hat, insgeheim oder offen murrten. Manche tadelten überhaupt, daß er der Entwickelung des konstitutionellen Lebens freien Lauf gegeben und die Rechte des Volks erweitert habe. Und zwar befanden sich unter Denen, welche hierüber unzufrieden waren, sehr mächtige Männer, die nicht im Lande wohnten und gleichwohl ein Wort mitzusprechen hatten. Es wäre leicht, diese Tadler auf die Erfahrungen des Jahres 1848 hinzuweisen, welche gerade Diejenigen am Härtesten trafen, die der herrschenden Meinung des Jahrhunderts am Wenigsten Zugeständnisse einräumen zu müssen glaubten. Nach der Julirevolution erlaubte die Rücksicht auf die eigne Sicherheit nicht mehr, in die bequeme Bahn der Jahre 1815 bis 1830 zurückzulenken, sondern man mußte das Schiff weiter in's offne Meer hinaus steuern. Leopold's Regierung hat diese Nothwendigkeit erkannt und der gewonnenen Ueberzeugung Folge gegeben. Andere grollten wegen Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit und noch mehr wegen Ablösung

der Feudallasten, der Gilden, Zehnten und Frohnden. Die wahren Gründe dieser Art von Unzufriedenheit sind leicht zu enthüllen; sie liegen in der menschlichen Natur. Jeder, der die Wahl hat zwischen nutzbaren Rechten auf Grund und Boden, oder zwischen einem Kapital, das ungefähr ebensoviel einträgt, wird für erstere entscheiden. Aber ebenso gewiß ist, daß es Fälle giebt, wo alle Einrichtungen sich mit neueren Zuständen nicht mehr vertragen und darum abgeändert werden müssen; ein solcher Fall war hier vorhanden. Wie ist das Verfahren des edlen Großherzogs durch die bittren Erfahrungen des Jahres 1848 gerechtfertigt worden! Ueberall fiel das morsche Gebäude der Feudallasten zusammen. Aber während die Berechtigten in Südosten fast keine Entschädigung empfingen, während der würtemb. Bauer thatsächlich mit dem zwölffachen Betrage ablöst, haben die baden'schen Grundherren, und zwar blos darum, weil Leopold's Regierung zur rechten Zeit Hand an's Werk legte, die volle Kapitalentschädigung in der Tasche. Kein Tadel ist thörigter, als über das baden'sche Ablösungsgesetz. Wieder Andere können die Gemeindegesetzgebung nicht verwinden, es behagt ihnen nicht, daß Bürger und Bauern innerhalb ihrer Kreise ein früher nicht gekanntes Maas von Selbständigkeit empfingen. Man muß hier zwischen Ausführung und Princip unterscheiden. Ich glaube, es ist kaum zu läugnen, daß im Einzelnen Mißgriffe gemacht worden sind; sofern das Gemeindegesetz die Frist für die Dauer der Aemter zu kurz griff, die Wahlen allzuhäufig machte und in den ganzen Gemeindehaushalt zu viel Beweglichkeit brachte. Da die Menschen einmal so sind, wie sie sind, fordert das öffentliche Wohl, daß man im Gemeindewesen die Ausbildung toryartiger Elemente bis zu einem gewissen Grade begünstige. Aber das Princip selbst, daß der Gesetzgebung über unser Gemeindewesen zu Grunde liegt, ist vortrefflich, insofern es den Keim zu einem korporativen Leben gelegt hat. Neben Volksfreiheit vermag die Monarchie nur dann in die Länge zu bestehen, wenn sie einen Rückhalt an Körperschaften findet, die selbst starke Wurzeln treiben, dabei von den nämlichen Gegnern bedroht sind und ein Interesse mit der Monarchie haben. In Zeiten der Gefahr kann man sich nur auf Das stützen, was einen eigenen Kopf und eigene Füße hat und die Kraft besitzt, Widerstand zu leisten. Von solcher Art sind vorzugsweise gute Gemeindeverfassungen oder municipale Einrichtungen. Wohlgethan war es daher, daß Leopold durch jene Gesetze

den Gemeinden ein eigenes selbständiges Leben verlieh. Darin aber ward unseres Bedünkens ein Fehler gemacht, daß man in der glücklich betretenen Bahn nicht weiter vorgeschritten ist. Vollkommen pflichten wir der Ansicht Derjenigen bei, welche längst allseitiger Förderung des korporativen Wesens das Wort redeten. Nur hat man sich dabei vor einem gefährlichen Grundirrthum zu hüten. Korporationen können nicht von oben herab oktroyirt werden; sie müssen, wie alles Lebendige, aus sich herauswachsen. Politische Schöpfungen, welche der Schreibtisch des Ministers willkürlich hervorruft, sind Mißgeburten und werden vom nächsten Orkan verweht. Glücklicherweise bedarf es keiner künstlichen Anstrengungen, den bewußten Zweck zu erreichen. Die Natur selbst kommt zu Hilfe. Wie vielfach und stark hat sich in den letzten Zeiten der Trieb zu allerlei Vereinen und folglich zu Hervorbringung neuer gesellschaftlicher Krystalle gezeigt. Man lasse ihn gewähren, sofern er nicht den allgemeinen Zwecken des Staatslebens widerstreitet. Wollen einzelne Handwerke sich zu Innungen vereinigen, will die Kaufmannschaft, will der Adel sich eine eigenthümliche Organisation geben, einen geschlossenen Stand zu bilden suchen, so hemme man ein solches Bestreben nicht. Wenn einmal diese Körperschaften erstarkt sind, werden sie in künftigen Krisen den eigenen Bestand und mit ihm den des Staats zu erhalten suchen; sie werden sorgfältig Bedacht nehmen, sich selbst nicht als Steigbügel für das Aufkommen ehrgeiziger Demagogen mißbrauchen zu lassen. Es giebt noch jetzt zwei Korporationen, die aus alter Zeit stammen und so stark waren, daß sie trotz aller Stürme, welche in den letzten dreihundert Jahren über sie selbst und die Reiche Europa's ergangen sind, ihre Existenz, obgleich nicht unverkümmert, gerettet haben: die Universität und die Kirche. Die Bureaukratie ist aber die Feindin beider. Eine Universität, die in vollem Besitze korporativer Rechte und eigenen Stiftungsvermögens ist, wird nie Bewegungen unterstützen, die Alles zu nivelliren drohen, sie wird dieselben im Gegentheil bekämpfen. Keineswegs war es bloßer Zufall, daß Oxford und Cambridge stets unter allen Umständen für die Monarchie Partei ergriffen. Noch konservativer als die Universität ist die Natur der Kirche. Ich will an eine wohlbekannte Thatsache erinnern. Als die Revolution bei uns im März 1848 auf der Versammlung zu Offenburg zum ersten Mal ihr Angesicht zeigte, ermangelte sie nicht, ihren Haß gegen den Klerus auszusprechen und unverho-

len zu erklären, daß sie in ihm ein Haupthinderniß der Verwirklichung ihrer Pläne sehe. Hätte nur damals die Kirche eine starke Synodalverfassung nach unten, nach oben ein kraftvolles bischöfl. Regiment, d. h. hätte der ganze Körper die Einrichtung gehabt, nach welcher er vermöge seines Wesens und seiner Geschichte stets streben wird und muß, so würde sie im Stande gewesen seyn, zu Gunsten der bürgerlichen Ordnung und des bedrohten Staats energisch zu wirken. Jeder, der die französ. Zustände von 1848 kennt, weiß, daß es vorzugsweise der Klerus war, der Frankreich aus jener furchtbaren socialistischen Umwälzung gerettet hat, indem mitten in der wilden Aufregung hauptsächlich durch seinen Einfluß auf das Volk eine im Ganzen konservative Kammer nach Paris geschickt wurde. Ein Unglück war es ferner, daß Leopold zwar mehr oder minder geschickte Minister fand, aber nicht von vorne herein einen hochgestellten, gegen Neid und Mißtrauen gesicherten, mit hohen Talenten begabten Freund besaß, einen Freund außerhalb der für ihn besorgten Familie, einen Freund, wie Oranien ihn an Bentinck besaß, der die Fähigkeit gehabt hätte, nicht nach den Konvenienzen des Hofes, sondern nach den wahren Bedürfnissen des Landes für den ganzen Fortgang der konstitutionellen Entwicklung einen Plan zu entwerfen, der dann standhaft eingehalten worden wäre. Weil ein solcher Plan und ein solcher Rathgeber fehlte, ging der Anstoß zu einigen der wichtigsten Maaßregeln der Regierung nicht von oben, sondern von unten aus und dadurch erhielt eine Klasse von Staatsbürgern, die in allen konstitutionellen Ländern eine Rolle spielt, aber leicht gefährlich werden kann, nämlich der Stand der Advokaten, einen überwiegenden Einfluß. Als die schlimmste Frucht dieses Einflusses betrachten wir die baden'sche Proceßordnung. Das Volk wurde dadurch in sehr wichtigen Angelegenheiten mundtodt gemacht, während man ihm von derselben Seite her immer über seine Mündigkeit blauen Dunst vorschwatzte. Für's zweite hat die nämliche Proceßordnung wegen ihres anscheinenden Liberalismus gegen Beklagte dem Kredit der Privaten geschadet. Sollen Kapitalien den Gewerben und dem Ackerbau eines Landes zuströmen, so müssen vor Allem die Schuldgesetze energisch seyn und mit unerbittlicher Strenge die Forderungen der Gläubiger befriedigen. Im Allgemeinen möchte ich den Grundsatz aussprechen, daß die innere Güte des Gerichtswesens und der Gesetze nach dem Grade gemessen zu werden verdient, in

welchem beides, Gerichtswesen und Gesetz, die Advokaten unentbehrlich macht. Nach diesem Maaßstabe zu messen, leidet die Proceßordnung an erheblichen Mängeln. Ein Unglück war es endlich drittens, daß die deutsche Bundesverfassung, welche für die Zustände von 1815 bis 1830 genügt hatte, zu den Fortschritten, welche das konstitutionelle Wesen nach 1830 nicht blos in Baden, sondern auch in vielen andern deutschen Staaten machte, in unleugbarem Mißverhältniß stand. Nicht blos zwischen dem Odenwald und dem Bodensee, zwischen dem Oberrhein und dem Schwarzwald, sondern auch in Frankfurt, in Stuttgart, München, Dresden und in Berlin wurde seit 1840 die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung gefühlt. Weil in Baden die konstitutionelle Entwicklung am Weitesten vorgeschritten war und weil sie eben deshalb überall die lähmende Hand des Bundes fühlte, nahmen die baden'schen Kammern, öffentliche Meinung, Presse eine feindliche Stellung gegen die Bundesverfassung ein. So sehr dieß in der Natur der Dinge lag, muß man es doch auf's Tiefste beklagen. Wäre die Bundesverfassung in dem ganzen Umfang, den die Stiftungsurkunde dem deutschen Volke verheißen hatte, eine Wirklichkeit gewesen, so würde die Bewegung von 1848 eine andere Richtung genommen haben. Trotz der eben angedeuteten Mängel unserer öffentlichen Zustände, darf man zuversichtlich behaupten, daß Großherzog Leopold die Liebe seiner Unterthanen, im höchsten Grade genoß. Zwar kann und soll nicht geleugnet werden: in den Manifestationen, welche in Baden so oft gemacht wurden, um den Fürsten die Meinung des Landes vor Augen zu legen, war viel Schaum, viel Heuchelei. Namentlich bei den Klassen, welche vorzugsweise für konservativ gelten wollten, ist ein Ton der Schmeichelei Mode geworden, den wir wegwünschen. Gleichwohl halten wir den oben ausgesprochenen Satz vest. Mehrfach ist es geschehen, daß man für die Revolution von 1848 vorzugsweise die baden'sche Staatsentwicklung verantwortlich machen wollte. Kein Vorwurf kann ungerechter seyn. Die eigenthümliche lang gestreckte Lage des Landes längs der französischen und schweizerischen Grenzen, die Baden den gefährlichsten Einwirkungen von dort aussetzte, hat bewirkt, daß wir den ersten Stoß empfingen und dann weiter beförderten. Aber die Bewegung selbst hatte hier einen weniger bedrohlichen Charakter als an den meisten andern Orten. Zu Berlin war man bekanntlich zwischen 1840 und 1847 halb liberal, zu Wien absolutistisch und

doch ist es an beiden Orten schlimmer zugegangen als in Baden. Auch die Katastrophe von 1849 muß zum großen Theil als ein Rückstoß allgemeiner deutscher Zustände betrachtet werden. Dagegen hat allerdings letzteres Ereigniß einen Schaden offenbart, den Diejenigen, welche am aufgelegtesten sind, über revolutionäres Unwesen zu klagen, gewöhnlich vergessen; jenes Ereigniß hat gezeigt, daß durch das lange Wohlleben, das wir genossen, die Charaktere in bedauerlicher Weise entnervt worden sind, es hat, und zwar gerade in den Klassen, welche vor den Riß hätten stehen sollen, einen kläglichen Mangel der Pflichttreue, eine schmähliche Schwäche an's Tageslicht gebracht. Das Gefühl, daß er verlassen sey, brach nachher im entscheidenden Augenblick den Muth des Großherzogs. Wir glauben, es wäre möglich gewesen, der Sache eine andere Wendung zu geben, da es an guten Elementen und zwar abermals unter dem gemeinen Mann nicht fehlte. Hätte Kühnheit im Rathe des Fürsten geherrscht, hätte dieser im Anfange der Meuterei gesagt: ich bin euer Großherzog; wer ein rechter Mann ist, trete zu mir, — hätte er an der Spitze der Getreuen dreingehauen, so würde, denken wir, die Tapferkeit, welche drei Wochen später unser verführter Soldat gegen die Preußen bewies, dem Lande zu gut gekommen seyn und wir würden uns selbst geholfen haben. Ich möchte im Allgemeinen auf den Großherzog einen Vorfall aus der thüringischen Geschichte anwenden. Als einst ein Landgraf von Thüringen ausritt, kam er an eine Schmiede und sah, wie der Schmied mit aller Macht auf den Ambos schlug und dabei beständig rief: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!" Härter hätte Leopold seyn sollen, nicht gegen das Volk, nicht gegen das Unglück — die Summen, die er nicht, wie wohl mancher andere große Herr, aufstapelte oder in Banken niederlegte, sondern während 22 Jahren der Armuth zufließen ließ, werden ihn im Himmel gelohnt werden — wohl aber härter gegen eigennützige Räthe, härter gegen Intriguanten, härter gegen Feige. So wird einst die Geschichte über diesen Fürsten urtheilen! — Durch Meuterei Derer, deren Beruf sein Schutz war, wurde er genöthigt, das Land seiner Väter zu meiden; auf einem Protzwagen mußten seine Glieder Rast suchen in der Nacht des 13. Mai; als Schutzflehender betrat er die Grenze der wälschen Nachbarn. Die Waffen eines Bundesgenossen eroberten ihm das eigne Land zurück und unter dem Blinken preuß. Bajonete erblickte er wieder seine Residenz. Es war ihm nicht ver-

gönnt, die Reue seines Volkes, die Besserung der Zustände des Landes zu schauen. Seine Gesundheit war tief erschüttert und sein körperliches Leiden wurde von Tage zu Tage schmerzlicher. Er trug sie mit großer Geduld und die ihm eigenthümliche milde Gesinnung verließ ihn keinen Augenblick. In einer dieser jammervollen Nächte wandte er sich an den bei ihm wachenden Arzt mit den Worten: „Lieber Schrickel, sagen Sie mir, giebt es noch Leute, welche so leiden wie ich?" „Doch wohl, königl. Hoheit", antwortete der Arzt, „ich behandle einen Mann an derselben Krankheit und der Unglückliche liegt auf Stroh." „Auf Stroh!" rief der Großherzog und griff mit zitternder Hand nach der Klingel. Der eintretende Diener erhielt den Befehl, das beste Bett des Schlosses und alles sonst Erforderliche in die Wohnung dieses Kranken zu schaffen. Die letzten Stunden des hohen Dulders hüllte die Natur gütig in Bewußtlosigkeit ein, in welcher er am 24. April um 6½ Uhr Abends sanft hinüberschlummerte.

94. Johannes Schumacher,

Buchhändler, Buchdrucker und Magistratsrath zu Innsbruck;

geb. den 20. März 1806, gest. den 24. April 1852*).

Sch.'s Vater, Kasimir Schumacher, Besitzer der wagner'schen Buchhandlung und Buchdruckerei, war einer der geachtetsten Bürger Innsbrucks, deren Angelegenheiten er sich Theils als Mitglied des Magistrates, Theils als Bürgermeister, mit rastloser Thätigkeit und selbst mit Hintansetzung seiner eigenen Geschäfte widmete. Seine hervorragende Stellung bei der Leitung der städtischen Angelegenheiten, sowie sein Geschäft als Buchdrucker, das ihn häufiger mit den Regierungsbehörden in Berührung brachte, zog ihn im J. 1809 den Verdacht, „ein bayerisch Gesinnter" zu seyn, zu, der sich leider! in der Plünderung seines Hauses und Zerstörung seines Eigenthums durch aufgeregte und aufgehetzte Bauernhaufen Luft machte. Der dadurch verursachte pekuniäre Verlust war um so empfindlicher, als die Kriegslasten und der tiefste ökonomische Verfall der Stadt in den Jahren 1812—14 wenig Aussicht auf Erholung boten. Erst mit dem Frieden und der durch die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich herbeigeführten dauerhafteren Ordnung der Verhältnisse begann Innsbruck allmälig wieder sich zu heben; langsam kehrte

*) Bote für Tirol und Vorarlberg. 1852. Nr. 147.

Leben und Aufschwung in die Gewerbe zurück; die alten Wunden vernarbten und das Geschäft der wagner'schen Buchhandlung und Buchdruckerei, zwar in viel beschränkterem Umfange betrieben, als gegenwärtig, kam in gedeihlichen Flor. Johann besuchte indeß die Gymnasialschulen und machte in denselben gute Fortschritte, bei welchen er wesentlich durch ein treffliches Gedächtniß und durch leichte Fassungsgabe, d. h. durch das geistige Vermögen, welches man gewöhnlich im Leben „ein gutes Talent" nennt, unterstützt wurde. Er war kaum in das philosophische Studium eingetreten, als ihn der herbste Verlust traf und zugleich ein vorzeitiges Ende seiner Studien herbeiführte: sein trefflicher Vater starb nach kurzem Krankenlager ganz unvermuthet am 7. Februar 1824 im kräftigsten Mannesalter. Es war daher unabweisliche Nothwendigkeit, daß sich der älteste Sohn, Johann, ungesäumt die nöthigen Eigenschaften aneigne, um baldmöglichst das Geschäft selbst übernehmen zu können. Er verließ daher mit dem Schluß des Wintersemesters 1824 die Studien und widmete sich der Erlernung des Buchhandels und der Buchdruckerei vorerst im eigenen Geschäfte zu Hause. Sein einsichtsvoller Vormund, der vieljährige Freund seines Vaters, ihm geistesverwandt in der Liebe und aufopfernden Thätigkeit für das Beste der Stadt, sah aber wohl ein, daß sich Sch. die ihm für die Führung eines solchen Geschäftes nöthigen Fach- und Sprachkenntnisse nur durch Reisen und durch Verwendung in größeren Etablissements erwerben könne, eine Einsicht, welche damals in unseren Bürgerkreisen sich noch nicht allzuhäufig geltend machte. Sch. wurde daher im Herbste 1825 nach Frankfurt a. M. gesendet, wo er in die jäger'sche Buchhandlung eintrat. Die Reise dahin in Gesellschaft zweier ihm seitdem unzertrennlich verbundenen Freunde, und der Aufenthalt dort, wo ihm sein geselliges Talent und sein gutes Betragen den Zutritt in die angenehmsten gebildeten Kreise eröffneten und dauernde Freunde erwarben, gehörten zu den freundlichsten Erinnerungen seines Lebens, von denen er in den gemüthlichsten Stunden heiterer Geselligkeit gerne sprach. Der rege Verkehr in der jäger'schen Buchhandlung, welche damals ein sehr ausgedehntes Sortimentsgeschäft betrieb, erwies sich für seine buchhändlerische Ausbildung sehr vortheilhaft. Im Spätjahr 1826 ging er nach Paris und verweilte daselbst bis zum Mai 1827 in der damals sehr angesehenen Handlung der Herren Pontdieu u. Komp. Daß es in die-

ser Weltstadt an manchfachen Genüssen und Anregungen, sowie an Bekanntschaften mit interessanten deutschen Landsleuten nicht fehlte, läßt sich denken. Gerade damals wurde die Gründung einer deutschen Zeitung in Paris versucht, bei welchem Unternehmen Sch. als Mitarbeiter sich eifrig betheiligte. Dadurch wurde eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit Schriftstellern und Literaten vermittelt und mancher Napoleon verdient, was auf dem theuern Pflaster von Paris und bei der weisen Sparsamkeit des Vormundes, der den ihm von dem Mündel wiederholt zu Gemüthe geführten Unterschied zwischen Paris und Innsbruck immer nicht in der gewünschten Ausdehnung begreifen wollte, eine sehr willkommene Zugabe war. Die für seine Zukunft nützlichste Folge dieser Thätigkeit war aber unstreitig, das Sch. dadurch eine detaillirte Einsicht in den Betrieb eines solchen journalistischen Unternehmens, in seine Bedingungen und Hindernisse gewann. Im Mai 1827 reiste er von Paris nach Mailand, um sich mit der italienischen Sprache und dem italienischen Buchhandel näher bekannt zu machen. Zu diesem Ende trat er in das bekannte Etablissement: Società tipografica dei classici italiani, in welchem er bis zum März 1828 verblieb. Auch hier knüpfte er freundschaftliche Verbindungen an, namentlich mit einem der Chefs dieses Geschäftes; eine bis zu dessen Tode fortgesetzte Korrespondenz ist Beleg dafür. Ende März 1828 kehrte er in sein väterliches Haus nach Innsbruck zurück, um die Leitung des inzwischen von braven Geschäftsführern gut besorgten Geschäftes selbst zu übernehmen. Als ein junger Mann von 21 Jahren trat er in den Kreis der Seinigen, ausgerüstet mit großen Vorzügen des Geistes und Körpers, von feiner geselliger Sitte, mit heiterm Sinne, in frischer Regsamkeit der Jugendlust. Schon gewohnt an das großartige, freiere Leben und Bewegen großer Städte, an den weiteren Umblick über alle Lebensverhältnisse, mußte ihm Anfangs die Heimath bei aller Liebe für sie ziemlich enge und beschränkt erscheinen; dazu kam, daß die Ordnung und Beststellung der häuslichen Verhältnisse, wie es fast unvermeidlich ist, bis zu deren gänzlichen Beendigung eben auch nicht geeignet war, ihm die erste Zeit nach seiner Rückkehr besonders angenehm zu machen. Er ging damals sogar mit dem Gedanken um, den er jedoch auf Zureden seiner Freunde bald wieder fahren ließ, gegen Sicherstellung einer Leibrente das väterliche Geschäft abzutreten und Innsbruck zu verlassen. Die Liebe zur Heimath siegte jedoch,

und nachdem einmal alle Verhältnisse zu allseitiger Zufriedenheit geordnet waren, erfaßte ihn eine Art löblichen Stolzes, das väterliche Etablissement in allen Zweigen zu erweitern und ihm eine achtunggebietende Ausdehnung zu geben. Das erste Bedürfniß war die Errichtung einer eigenen Schriftgießerei. Um hierzu die Koncession zu erhalten und den vorgeschriebenen Erfordernissen zu genügen, ging er auf sechs Wochen nach Zürich und kehrte von da mit dem Zeugnisse eines gelernten Schriftgießers zurück. Wie richtig er das Bedürfniß erkannt hatte, beweist am besten der Umstand, daß bald nach der Eröffnung seiner Schriftgießerei deren mehere in Oesterreich entstanden, ein Umstand, der freilich der Ausdehnung seines eigenen Geschäftes bedeutenden Abbruch that. Die Buchhandlung erhielt durch die Vermehrung der regelmäßigen Zusendungen einen namhaften Aufschwung, wenn gleich die damaligen Censurverhältnisse diesem Geschäftszweige nicht günstig waren. Ein Mechaniker aus Vorarlberg, Leo Müller, der in der bekannten Schnellpressenfabrik König und Bauer bei Würzburg gearbeitet hatte, kam ihm mit dem Antrage zu Erbauung einer von ihm verbesserten Schnellpresse entgegen, wenn er ihn mit nöthigen Fonds unterstützen wollte. Sch. ging hierauf ein, erhielt eine sehr brauchbare Schnellpresse, und gründete dadurch das fernere Glück Leo Müller's, der noch wesentliche Verbesserungen und Vereinfachungen des Mechanismus erfand und später mit einem Schnellpressenbauer in Wien in Gesellschaft trat. Durch den Besitz dieser Schnellpresse, sowie einer schon früher angeschafften Stanhopepresse war es nun möglich, der Druckerei eine größere Ausdehnung zu geben und dem Verlage volle Aufmerksamkeit zu widmen. Von nun an war das Verlagsgeschäft ein vorzügliches Augenmerk Sch.'s; mit welchem Erfolge, beweisen die zahlreichen, zum Theil trefflichen Werke, welche aus seiner Officin im Laufe von 20 Jahren neben den periodischen Blättern hervorgegangen sind, und der Umstand, daß im Ostermeßkataloge von 1852 der schumacher'sche Verlag eine hervorragende, unter allen Verlagshandlungen Deutschlands die siebzehnte Stelle einnahm. Wer die Schwierigkeit des Verlagsgeschäftes, besonders auf einem kleineren Platze, kennt, wird sich über den Umfang dieses Geschäftsganges wundern und anerkennen müssen, mit welcher Umsicht und mit welchem Takte er bei der Auswahl seiner Verlagsartikel zu Werke ging. Er zog vor Allem theologische Werke vor; sonst wendete er seine Aufmerksamkeit am liebsten wissenschaft-

lichen, praktischen, aber immer gediegenen Werken zu. Die Schriftsteller, mit denen er in Geschäftsverbindung trat, werden ihm das Zeugniß zuvorkommender Gefälligkeit und solider Behandlung nicht versagen können; die meisten gehörten zu seinem Freundeskreise, oder wurden im Laufe ihres Geschäftsverkehrs seine Freunde. Unternehmungen periodischer Art begünstigte er sehr; schon früher hatte er mit großer Mühe und Aufopferung die katholischen Blätter aus Tirol gegründet; als im J. 1848 die Presse frei geworden war, erweiterte er den Tirolerboten bis zu dessen täglichem Erscheinen in bedeutend vergrößertem Format; auch ging der Gedanke zur Gründung der „Schützenzeitung" von ihm aus; und erst in der letzten Zeit seines Lebens erwarb er auch den Verlag des „Phönix." Er hielt dabei den Grundsatz vest, ein einmal begonnenes Unternehmen dieser Art nicht so leicht wieder aufzugeben, und es selbst mit pekuniären Opfern fortzuführen. Das, glaubte er, der Ehre seiner Firma und seinen Geschäftsfreunden schuldig zu seyn. Schon im J. 1830 erhielt er einen Beweis von der Achtung und dem Vertrauen seiner Mitbürger, indem sie ihn in den damaligen großen Ausschuß wählten. Im J. 1834 wurde er zum erstenmale als Magistratsrath gewählt, ein Vertrauen, daß ihn bei jeder Erneuerung der Magistratswahl traf, so daß er bis an sein Lebensende, selbst gegen seinen Wunsch, diese Stelle bekleidete. In dieser Eigenschaft förderte er alle gemeinnützigen Unternehmungen auf das Bereitwilligste und ließ sich immer mit edler Freigebigkeit zu pekuniären Opfern herbei, wenn selbe erforderlich waren. Man konnte in solchen Fällen sicher auf seine Theilnahme und Unterstützung rechnen. Im Rathe selbst zeichnete er sich durch Mäßigung, Klarheit und praktischen Scharfblick aus. Er hatte keinen Ehrgeiz, er drängte sich nie mit vieler und heftiger Rede vor, er entzog sich lieber den Beweisen des Vertrauens seiner Mitbürger, aber vielleicht eben deßhalb folgte ihm dasselbe überall und unwandelbar. Im J. 1835 (27. Juli) begründete er sein häusliches Glück durch seine Vermählung mit Fräulein Julie v. Egger. Acht gesunde, hoffnungsvolle Kinder entblühten dieser Ehe. So befand sich Sch. im Besitze aller Güter, welche dieses Leben schön und glücklich zu machen geeignet sind; ein beneidenswerther Gatte und Vater besaß er die Achtung aller seiner Mitbürger, die Liebe seiner Familie und zahlreichen Freunde, ein blühendes Geschäft, dessen Gedeihen ihn über die Zukunft seiner Kinder beruhigen konnte, ein leichtes freies

Gemüth und einen heitern Sinn, um diese Gaben einer gütigen Vorsehung in ihrem Werthe anerkennen und genießen zu können, und einen gesunden und kräftigen Körper, der eine lange Dauer zu versprechen schien. Aber gerade von dieser Seite, wo man es am wenigsten erwarten konnte, brach nicht plötzlich, aber dennoch unvermuthet das Unglück herein. Schon seit meheren Jahren waren leichte Anfälle von Fußgicht wiedergekehrt, welche aber bald überwunden waren, und eher zu Scherzen als zu irgend einer ernstlichen Besorgniß Veranlassung gaben. Er selbst suchte sie, um in seiner Thätigkeit nicht gehemmt zu werden, als ein Lokalleiden möglichst schnell zu beseitigen, und im Vertrauen auf seine veste Gesundheit sie durch eine unzweckmäßige Behandlung, die er sich selber anordnete, zu unterdrücken. Dadurch scheint sich allmählig ein allgemeines Uebel, das zunächst das Herz ergriff, entwickelt zu haben. Gegen Ende des Jahres 1851 bemerkten seine Freunde zuerst mit Besorgniß eine auffallende Veränderung in seinem Aeußern. Er wollte indeß durchaus nicht zugeben, daß er krank sey, und lehnte hartnäckig jede freundschaftliche Ermahnung ab, zu Hause und im Bette zu bleiben und sich einer geregelten ärztlichen Behandlung zu unterwerfen. Mit der ganzen Energie seines Willens kämpfte er gegen sein körperliches Leiden, das ihn endlich im Beginne des Monats April auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Wenn irgend Jemandem, so mußte ihm die Trennung vom Leben schwer werden; aber einmal von der Nähe der Gefahr, an die er lange nicht glauben wollte, und von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage überzeugt, sah er dem Tode mit der Fassung eines ächten Mannes und mit der Ergebung eines aufrichtigen Christen entgegen. Er hatte den Trost, daß ein geliebter Bruder, der aus Wien herbeigeeilt war, ihn noch am Leben traf; mit ihm und einigen Freunden konnte er noch die nöthigen Verabredungen und Anordnungen hinsichtlich seiner geschäftlichen und häuslichen Angelegenheiten treffen. Mit voller Ruhe des Bewußtseyns erfüllte er alle Pflichten eines katholischen Christen, bestellte sein Haus, und nachdem er seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilt, seiner Gattin ein herzliches: „Auf Wiedersehen!" zugerufen hatte, entschlief er sanft in der Nacht des 24. April. Allgemein war die Trauer in der Stadt um den Hingeschiedenen; man konnte — etwas wahrhaft Seltenes — sagen, er hinterließ keinen Feind, kaum einen Neider. Dieses seltene Glück hatte er

der Liebenswürdigkeit seines Charakters, unterstützt von einem wahrhaft glücklichen Temperamente zu danken. Er hatte ein offenes Herz und eine offene Hand; — Sinn für alles Gute und Schöne; er war liberal im antiken Sinne des Wortes, ohne Verschwender zu seyn; — gefällig, versöhnlich, so gutmüthig und von so feiner Sitte, daß es ihm unmöglich war, Jemandem eine Derbheit zu sagen oder Beleidigungen in gleicher Weise zu vergelten. Er wollte sie lieber ertragen, als erwiedern, lieber „Unrecht leiden als Unrecht thun." In Geschäften war er eben so entfernt von Kleinlichkeit und Pedanterie, wie von Sorglosigkeit und Wankelmuth; eines Mannes Wort galt ihm so viel, wie geschriebene Verträge; daher war mit ihm leicht und angenehm zu verkehren. Geselligkeit war ihm Bedürfniß; die volle Liebenswürdigkeit seiner Natur entfaltete er aber im Kreise vertrauterer Freunde; sein Scherz war da lebensprühend, witzig, durchaus harmlos, und oft naiv bis zur Kindlichkeit; ein heiteres Gemüth, das man lieben mußte. In Allem aber war Maaß und Besonnenheit das innerste Gesetz seines Lebens. Einer seiner genauesten Freunde zeichnete ihn, als von der allgemeinen Trauer um ihn die Rede war, kurz aber ganz treffend mit den Worten: „Kein Wunder! Er vereinigte die Bildung des 19. Jahrhunderts mit der Gesinnung und der Handlungsweise eines Bürgers alter Zeit." — Wir wüßten dieser Aeußerung nichts Bezeichnenderes hinzuzufügen! —

95. Christian Friedrich Lentz,

Bankkommissär zu Nürnberg;

geb. im J. ...., gest. den 26. April 1852 *).

Wenn unlängst ein Artikel aus Nürnberg im Korrespondenten v. u. f. Deutschl. des verstorbenen königl. bayer. Bankkommissärs und frühern Stadtkommissärs Lentz gedachte, und dem Verstorbenen wegen seiner großen Thätigkeit als Beamteter, wegen seines Biedersinns, seiner strengen Rechtlichkeit, wegen seines offenen und leutseligen Benehmens im öffentlichen und Privatleben ein ehrendes Andenken widmet, so wird wohl Jeder, der den edlen Todten persönlich kannte und ihm näher stand, insbesondere auch die große Zahl der gewesenen Praktikanten der

*) Augsb. Allgem. Ztg. 1852. Nr. 194.

Landgerichte Berneck und Ansbach, denen der „Vater Lentz" Vorbild, Rathgeber und Freund war und deren Einführung in den öffentlichen Dienst er sich mit seltener Treue widmete, diesem Urtheile beigestimmt und diesen Nachruf nicht ohne Theilnahme gelesen haben. L., ein geborner Berliner, wirkte als preuß. Justizamtmann zu Berneck bei Baireuth, dann als bayer. Landrichter dort, sowie zu Ansbach und zuletzt als Bankkommissär zu Nürnberg, während eines Zeitraums von fast 50 Jahren in Franken, und zählte wohl zu den letzten aktiven Beamteten, welche der preuß. Regierungsperiode in den ehemaligen Fürstenthümern Baireuth und Ansbach in Beziehung auf Anstellung und längeres Wirken in denselben angehören. So lange diese Länder von eigenen Fürsten regiert wurden, waltete in denselben die einfache patriarchalische Regierungsweise, wie sie mit ihren Licht- und Schattenseiten in den meisten deutschen Ländern bestand und sich in vielen bis zur Auflösung des deutschen Reiches und bis zur Rheinbundszeit erhalten hatte. In die erwähnten Fürstenthümer brachte aber bereits das Jahr 1791, in welchem (2. Dec.) dieselben von ihren angestammten Fürsten an das agnatisch verbundene preußische Königshaus abgetreten wurden, das was wir im Gegenhalte zu der bis dahin üblichen Regierungsweise als den Rationalismus der Staatsverwaltung bezeichnen möchten, es brachte die preußische Bureaukratie. Dieser Regierungs-Rationalismus, der damals in der preußischen Justizpflege und Verwaltung seinen ersten und einzigen Ausdruck fand, gelangte auf diesem Wege zuerst in das südliche Deutschland. Es war eine Bureaukratie; aber die Bureaukratie der guten Art, nicht die Bureaukratie, welche späterhin mit Verläugnung ihrer hohen Aufgabe überall ausartete, weil sie das Wesen über der Form verlor und zur Vielschreiberei herabsank. Jene Bureaukratie der guten Art äußerte sich vor Allem in einer Thätigkeit der Beamteten, die von dem Bewußtseyn durchdrungen war, daß der Beamtete der Staatsbürger wegen da ist, nicht aber umgekehrt; sie suchte die geistigen und materiellen Kräfte des Landes auf jede Weise zu heben und zu fördern, und stand hierbei den Amtsuntergebenen mit Rath und That zur Seite. Jene gute Bureaukratie gehörte der Regierungsweise an, die vielfach den Uebergang von der patriarchalischen Gemüthszeit zu der Zeit begleitet und bewirkt hat, in welcher der Begriff sich geltend macht und das klare staatliche Bewußtseyn. In der Gegenwart erblicken wir sie von der Weisheit der

österreich'schen Regierung als Mittel erwählt, um Ungarn und die verwandten österreich'schen Länder staatlich zu organisiren, um aus dem mittelalterlichen Königreich Ungarn ein Kronland des sich neu gestaltenden Oesterreichs zu machen. Wohl hatte auch der neue Geist der Verwaltung, der sich in den Jahren 1792 bis 1806 von Preußen aus über das ansbacher und baireuther Land unter Hardenberg verbreitete, welch Letzterer als Provinzial-Minister längere Zeit in diesen Provinzen seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, nicht unterlassen können, mit kräftiger und rascher Hand in Manches einzugreifen, was den Bewohnern lieb und werth geworden war. Solche Eingriffe wurden auch in diesen Ländern hin und wieder schmerzlich empfunden; denn neue Verwaltungsformen sind wie neue Kleider, im Anfang beengend und lästig, bis man sich in dieselben hineingewöhnt. Aber die Beamteten verwalteten nach dem Beispiel ihres eben genannten obersten Chefs doch immer im Geist der Milde und des Wohlwollens; grelle Verletzungen des Volksgefühls und der Volksgewohnheiten kamen nicht vor, oder wurden doch immer bald wieder gut gemacht, und in Vielen lebt noch die Erinnerung an den Segen fort, den jene Regierungsperiode, allerdings begünstigt durch äußere Verhältnisse, namentlich durch lange Friedensjahre über die beiden Länder gebracht hatte. Als Organe ihres Wirkens hatte die preuß. Regierung nicht wenig junge Beamtete aus den älteren Provinzen in die fränkischen Fürstenthümer Theils gezogen, Theils wurden von denselben Anstellungen in dem „schönen Franken" und im wohlfeilen Guldenlande eifrig gesucht, und wenn auch das Idiom dieser Fremdlinge am Main und an der Rezat recht ungewohnt lautete, und wenn sich in dem Benehmen derselben zuweilen ein Bewußtseyn des eigenen Werthes auf eine Art aussprach, die nicht immer wohlthuend war, so wußten doch diese Männer durch feine gesellige Formen, durch das nicht seltene Uebergewicht ihrer Bildung, vorzüglich aber durch die reichen Früchte ihres Wirkens zu versöhnen und für sich einzunehmen. Ihre Namen werden daher jetzt noch mit Dankbarkeit in den Bezirken genannt, in denen sie als Beamtete angestellt waren. Der Bankkommissär Lentz war, wie schon oben bemerkt, unseres Wissens der Letzte unter diesen Beamteten, der sich bis zu seinem Tode in voller Amtsthätigkeit befand; nur wenige Wochen sind abzurechnen, da er erst am 6. März ohne sein Ansuchen pensionirt wurde. Darum knüpfen sich denn vorzugsweise an seinen

Namen diese Erinnerungen, ohne übrigens den persönlichen Verdiensten der noch wenigen vormals preußischen Beamteten in irgend einer Weise zu nahe treten zu wollen, die schon früher den Kreis des öffentlichen Wirkens verlassen haben und sich schon längst als Pensionäre eines ehrenvollen Ruhestands erfreuen. Man würde sehr irren, wenn man in diesen Rückblicken auf die Vergangenheit der ehemaligen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth zur Veststellung einer kulturgeschichtlichen Thatsache den Ausdruck des Wunsches lesen wollte nach einer Erneuerung der verlebten Regierungsperiode unter dem preuß. Zepter. Man weiß in diesen Ländern eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen der Regierungsperiode, in welcher die von Bayern neu erworbenen Provinzen unter einer früheren Verwaltung wie fremdartige Bestandtheile, fast wie erobertes Land betrachtet und in diesem Sinne administrirt wurden und zwischen der Periode, die mit dem 26. Mai 1818 begann. Dieser Tag war der Anfang einer Aera, die ganz Bayern mit dem Bande einer konstitutionell-repräsentativen Verfassung umschlang, hierdurch die nach Stämmen und Interessen getheilten Provinzen sich näher brachte, die Selbständigkeit der Gemeinden begründete und die Staatsgeschäfte in die Hände wohlwollender und den Angelegenheiten des Landes mit Wärme sich hingebender Minister legte. Seitdem sind 34 Jahre verflossen; die Bande des Vertrauens haben sich gegenseitig vestgeknüpft, Generationen sind mit vielen alten Erinnerungen und Traditionen in das Grab gesunken, und die Lebenden fühlen sich mit immer vester geschlungenen Banden an die bayer'sche Dynastie und Verfassung geknüpft. Sie wissen den Werth zu würdigen, einem Staate anzugehören, dessen innere Zustände man mit vollem Rechte zu den geordnetsten in dem (noch ungeordneten) deutschen Vaterlande zählt. Die auf Wiedervereinigung mit dem preußischen Staate gerichteten Wünsche sind erloschen und konnten nur hier und da in den Jahren auf kurze Zeit wieder erwachen, in denen der Friede unter den Konfessionen gefährdet und die Gleichberechtigung der Kirchen in Frage gestellt schien. Mit diesem vesten und aufrichtigen Anschließen an die Zustände der Gegenwart ist aber ein dankbarer Rückblick auf die Vergangenheit und auf das Wirken der Organe derselben gar wohl vereinbar, deren letztem Gliede diese Zeilen gewidmet sind.

96. Leopold Wissiak, Ritter von Wiesenhorst,

k. k. unangestellter Feldmarschall-Lieutenant zu Wien;

geb. den 2. Aug. 1780, gest. den 26. April 1852 *).

Zu Radkersburg geboren, trat W. v. W. im 16. Lebensjahre bei dem damals bestandenen kroatisch slavonischen Grenz-Husarenkorps ein und wurde in einigen Tagen Fähnrich im 6. slavonischen Grenz-Bataillon, am 1. Mai 1797 aber Unterlieutenant im Szluiner 4. Grenz-, und im folgenden Jahre zum 58. Infanterie-Regimente Beaulieu übersetzt. Hier rückte er am 7. August 1800 zum Oberlieutenant, am 1. Okt. 1805 zum Hauptmann und im Sept. 1813 zum Major vor. Die Feldzüge von 1796 bis zum Jahre 1815 hatte der Verblichene mitgekämpft und wurde 1800 in den Gefechten vom 25. April bis 10. Mai in Deutschland zweimal, dann in den folgenden Feldzügen noch dreimal verwundet. 1805 stand er bei'm Korps des F.-M.-L. Jellachich, und nahm Theil an der Schlacht bei Austerlitz, im J. 1809 an den Gefechten bei Ebelsberg und Znaim, im J. 1813 bei Dresden und focht später in Italien. W. v. W. wurde am 16. April 1824 Oberstlieutenant und am 30. Juli 1828 Oberst bei Beaulieu und hat in diesem Regimente, welchem er 34 Jahre angehörte, ein schönes Denkmal der Dankbarkeit und Erinnerung zurückgelassen. Nach seiner am 15. Januar 1834 erfolgten Beförderung zum Generalmajor, kam der Verblichene als Brigadier nach Mainz, wo er längere Zeit verwendet, sich die Anerkennung seines Kaisers durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Leopold-Orden erwarb. Gleichzeitig wurde ihm das Ritterkreuz 2. Kl. des kön. preuß. rothen Adler-Ordens mit dem Sterne und jenes des großh. hess. Ludwigs-Ordens zu Theil. Am 21. April 1843 zum Feldmarschall-Lieutenant, am 10. Mai 1845 zum zweiten Inhaber des Infanterie-Regiments E. H. Ernst ernannt, war er die letzte Zeit Divisionär in Siebenbürgen und wurde mit allerh. Entschließung am 21. April 1848 pensionirt.

---

*) Oesterreich. Soldatenfreund. 1852. S. 219.

97. Joseph Streffleur,

k. k. Geniehauptmann zu Ofen,

geb. im J. 1805, gest. den 28. April 1852*).

St. starb an den Folgen einer granulirten Leberentzündung. Zu Hermannstadt geboren, wurde er in dem Erziehungshause des Infanterie-Regiments Heß, Nr. 49, gebildet und trat aus demselben am 16. Nov. 1819 als Expropriis-Jungmineur in das Mineurkorps, wo er die unteren Chargen durchlaufend, am 2. Juli 1827 zum Unterlieutenant und am 1. Nov. 1840 zum Oberlieutenant vorrückte. Durch rastloses Studium erwarb er sich Kenntnisse, deren Gründlichkeit seinen Namen geachtet machte. Im J. 1842 wurde St. in den überzähligen Stand versetzt und bei den Staatsbahnen als Ingenieur verwendet. Hier blieb er bis zum J. 1850 und veröffentlichte mehere gehaltvolle Abhandlungen über Mathematik und Physik, welche verdiente Anerkennung fanden. Unbeschadet dieser Verwendung avancirte er am 18. April 1846 zum Kapitänlieutenant, am 16. Juli 1848 zum Hauptmann und kam bei der Organisation des Genie-Korps am 14. Mai 1851 zum Geniestabe, mit der Zutheilung zur Genie-Direktion nach Ofen, wo er die Leitung des fortifikatorischen Baues auf dem Blocksberge übernahm. Weit ausgreifende Pläne beschäftigten den rastlos thätigen Mann, welche verwirklicht ihm ein bleibendes Andenken bereitet haben würden. So ging er mit der Idee um, die Donauströmung in den untern Gegenden vom Grunde aus zu reguliren und hatte bereits seinen großartigen Plan im Entwurfe vollendet, als der Tod seinem wissenschaftlichen und gemeinnützigen Streben ein Ziel steckte.

* 98. Dr. J. M. Göschl,

kathol. Pfarrer zu Nürnberg;

geb. den 13. Sept. 1798, gest. im April 1852.

G. erhielt den Gymnasialunterricht zu Bamberg, begab sich, nachdem er die theologischen Disciplinen in Bamberg absolvirt hatte, nach Landshut zur weiteren Ausbildung und sodann nach Wien und Göttingen, wo er an den dortigen Hochschulen sich zum Lehramte vorbereitete.

*) Oesterreich. Soldatenfreund. 1852. S. 231.

Wenige Jahre darauf, 1826, wurde er Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum zu Aschaffenburg und im J. 1840 nach Aufhebung der theologischen Sektion Pfarrer zu Nürnberg. Er machte sich hier auf viele Jahre hindurch verdient durch die testamentarische Bestimmung, daß seine Bibliothek, meist Bücher religiösen und historischen Inhalts, der Pfarrei zum Behufe der leselustigen Pfarrkinder als Eigenthum verbleiben solle. Von seinen Schriften nennen wir nachstehende: Sind die höheren geistigen Wesen der Schrift wirklich existirende Wesen? Landshut 1821. — Predigt für die verstorbenen christgläubigen Seelen im Reinigungsorte. Nürnberg 1826. — Festtagspredigten für gebildete Katholiken. Würzburg 1828. — Denkmal auf das Grab Konrad's von Braun. Aschaffenburg 1829. — Katholische Kirchenzeitung. — Versuch einer historischen Darstellung der christlichen kirchlichen Ehegesetze. — Ueber den Ursprung des kirchlichen Zehnts. — Geschichte des Concils von Trient. 2 Bände.

Kupferberg. Thiem.

* 99. Johann Samuel Succo,

Pastor und Superintendent zu Stargard;

geb. den 19. Mai 1772, gest. den 3. Mai 1852.

S.'s Vater war ein angesehener Bürger und Brauer zu Stargard. Er erhielt seine Schulbildung auf der Rathsschule und dem gröning'schen Kollegium dieser seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1789 die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren, wozu ihn sein stiller, frommer Sinn von Jugend auf hingezogen hatte. Nach gewissenhaft benutzter Universitätszeit kehrte er, mit Kenntnissen bereichert, in seine Vaterstadt zurück und erhielt hier, nachdem er 1½ Jahr Hauslehrer bei einer adeligen Familie gewesen, 1799 den Ruf als Lehrer an der Rathsschule, mit welchem Amte er 1803 das Diakonat an der Marienkirche verband. Als im J. 1812, bei der Reorganisation der preuß. Schulanstalten, die lat. Rathsschule Stargards mit dem dortigen gröning'schen Kollegium zu einem Gymnasium verschmolzen wurde, ging er als Lehrer an dieses über und wurde gleichzeitig Pastor zu St. Johann, welches Amt er 1824 mit dem Pastorate an der Marienkirche, dem ersten Kirchenamte seiner Vaterstadt vertauschte, bei welcher Gelegenheit er, um seine Kräfte seiner bedeutenden Gemeinde ganz widmen zu können, sein Schulamt

niederlegte. Im J. 1826 ward er zum Superintendenten ernannt und verwaltete beide Aemter mit besonderer Pflichttreue und großem Segen für die Gemeinde und Synode. Im J. 1844 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der König, der ihm besonders gewogen war und ihn bei seinen Besuchen Stargards stets huldreichst auszeichnete, schmückte ihn in Anerkennung seiner segensreichen Wirksamkeit in Kirche und Schule mit dem rothen Adlerorden 3. Kl.; von der Stadt empfing er das Ehrenbürgerrecht, von den ihn wie einen Vater ehrenden Geistlichen seiner Synode die hildburghäuser Ausgabe der heiligen Schrift in geschmackvollem Einbande und außerdem manchfache Beweise der innigsten Theilnahme von Mitbürgern, Freunden und ehemaligen Schülern. Im J. 1798 hatte er sich mit der Tochter eines hiesigen städtischen Rendanten verheirathet, mit der er eine höchst glückliche und zufriedene Ehe führte und Vater von 4 Kindern ward, von denen ihm ein Sohn, nach 16jähriger segensreicher Wirksamkeit als Prediger an der Petri-Pauls-Kirche in Stettin, in die Ewigkeit vorangegangen ist. Nachdem S. 1848 noch das seltene Fest der goldenen Hochzeit gefeiert, ward er auf seinen Wunsch 1849 in den Ruhestand versetzt und lebte nun im heitern Familienkreise ein ruhiges und zufriedenes Leben bis zu seinem, nach kurzem Unwohlseyn sanft und ruhig erfolgten, Tode, beweint und betrauert von seiner treuen Lebensgefährtin, 3 Kindern, 3 Schwiegertöchtern und zahlreichen Enkeln. S. war ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, ungemeiner Berufstreue und großer Menschenfreundlichkeit; eingedenk aber des Ausspruchs seines Heilandes: „Laß die linke Hand nicht wissen was die rechte thut," hatten Wenige nur eine Ahnung von den bedeutenden Wohlthaten, welche er spendete. Nächst seiner Wissenschaft und seinem Amte hegte er besondere Vorliebe für die Kunst, hauptsächlich für die Musik. Stundenlang lauschte er in andächtiger Stille dem Spiele seines jüngsten Sohnes, gegenwärtig Musikdirektor in Landsberg a. W., oder seiner kunstfertigen Enkel. Momente erhöheten geistigen und religiösen Lebens waren stets die Vorabende der heiligen Feste, die immer mit Musik und Absingung eines Chorals eingeleitet wurden. Einsender dieses erinnert sich noch mit lebhafter Rührung, mit welcher innigen Andacht der würdige Greis am Vorabende des Christfestes 1851 in den Gesang des Liedes „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" einstimmte und wie ihm dabei vor heiliger Bewegung die stillen Zähren über die Wangen rollten.

* 100. Richard Theodor Philipp,

Student der Rechte auf der Universität zu Leipzig zu Burkersdorf bei Frauenstein (Sachsen);

geb. den 21. Okt. 1830, gest. den 4. Mai 1852.

Ph. war zu Frauenstein im Erzgebirge geboren, als der älteste von drei Söhnen des dasigen, allgemein geachteten Bürgermeisters und Advokaten, Gotthelf Immanuel Philipp *). Dieser ließ seinem genannten Sohne von dessen 7. Jahre an Privatunterricht in einer Sammelschule ertheilen, welcher durch die Fürsorge der Mutter auch dann noch fortgesetzt wurde, als der Vater den 9. April 1842 durch den Tod geschieden war. Zu Ostern 1844 wanderte der Verwais'te an der Hand seiner treuen Mutter nach Freiberg, um auf dem dasigen Gymnasium zu höhern Studien vorbereitet zu werden. Hier entfaltete sich sein Geist bald zur herrlichsten Blüthe und viel verdankte er dabei dem bedeutenden Philologen, Professor Frotscher, der als Rektor das Gymnasium leitete, sowie, besonders in deutschen Sprachübungen, dem Konrektor Döring; nicht minder machte er in der Mathematik unter verschiedenen Lehrern erfreuliche Fortschritte; sowie er selbst seine Körperkraft als Vorturner trefflich zu üben wußte. Zu Ostern 1851 erlebte seine Mutter endlich die Freude, den hoffnungsvollen Jüngling auf die Universität Leipzig zu bringen, um daselbst zusammenwohnend mit einem ältern Freund und Vetter, Bruno Philipp, einzigem Sohne des Justizamtmanns zu Leißnig, der dem Ziele seiner akademisch-juristischen Laufbahn bereits nahe stand, gleichen Studien sich zu widmen. Doch drei Wochen nach seiner Ankunft in Leipzig sah unser Richard seinen Freund auf dem Sterbelager. Eine Brustentzündung hatte sein blühendes, kräftiges Leben binnen 8 Tagen ertödtet, obwohl ihm von seinem Stubengenossen die liebevollste und unermüdlichste Pflege zu Theil geworden war. Der aufopferndsten Hingebung folgte aber eine Abzehrung, an der der zurückgebliebene Freund bald darauf zu leiden begann. In der Mitte Augusts war Richard bereits genöthigt, Genesung in dem väterlichen Hause — seine Mutter hatte sich seit einem Jahre an den Pfarrer Blüher zu Burkersdorf bei Frauenstein verheirathet — zu suchen. Doch er fand daselbst nur sein Grab. Vergebens waren alle Mittel, Pflege, ärztliche Hilfe, die um des geliebten

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 20. Jahrg. des Nekr. S. 1073.

Sohnes willen angewendet wurden. Eine Luftröhrenschwindsucht endete sein Leben. Der standhafte Muth, die fromme Ergebung und der, in solchem Alter ungewöhnliche, auf's Himmlische gerichtete Sinn, womit er seine langen und schweren Leiden trug, erhöhte noch die Achtung, die ihm die Ausdauer seines Fleißes, der Reichthum seiner Kenntnisse, die oft Bewunderung erregende Treue seines Gedächtnisses und Klarheit seines Verstandes, sowie sein edles, sittlichrein bewahrtes Herz, seine innige kindliche Liebe und Seelengüte bei Allen, die ihm nahe standen, schon gesichert hatte. Es war ein Jüngling von den seltensten Gaben des Geistes und Herzens.

* 101. Joachim Joseph Furtsch,

Kammermusikus und Violoncellist in der Kapelle zu Salzburg;

geb. den 12. Aug. 1766, gest. den 5. Mai 1852.

F., zu Salzburg geboren, lernte zuerst bei dem dortigen Stadtpfarr-Chorregenten, Jakob Freystädtler, die Anfangsgründe zum Gesange, wurde darauf, 1775, als Singknabe in das Kapellhaus aufgenommen, wo er 4 Jahre den Diskant und dann länger noch als 4 Jahre den Alt sang. Während dieser Zeit unterrichtete ihn der Hof-Violinist, Joseph Haseneder, im Violinspiele, welchem Lehrer dann Leopold Mozart als Violinmeister bei dem Kapellhause folgte. Endlich verlor er seine schöne Altstimme und mit ihr 1784 seine Stelle im Kapellhause. Hierauf wählte er das Violoncell zu seinem Hauptinstrumente, bildete sich jedoch nur Mittels seiner bereits erlangten Fertigkeit im Violinspiele, ohne allen besondern Unterricht, zu einem achtungswerthen Virtuosen auf demselben. Indessen starb der Hofvioloncellist, Anton Ferrari, und der junge Furtsch hatte das Glück, dessen erledigte Stelle zu erhalten; mußte sich aber zuvor unter der Leitung des Violoncellisten, Luigi Zardonati, welchen der Erzbischof Hieronymus eigens für ihn von Verona berief und auf ein Jahr in Dienste nahm, zu dieser Stelle noch tüchtiger machen. Den Generalbaß studirte er bei'm Kapellmeister Abbate Luigi Gatti, und die Kenntnisse, die er darin erlangte, waren so gründlich, daß alle die Kompositionen: Konzerte, Solo's, Exercitien u. s. w., welche er für sein Instrument schrieb, und unter welchen besonders die Sonaten für Violoncell und Baß, z. B. III Sonates p. le Vc. et B., hier genannt zu werden verdienen,

durch eine seltene Korrektheit sich vor vielen andern auszeichnen. Auch rühmenswerth sind mehere Gesänge für 4 Männerstimmen, welche er unter Leitung des würdigen Kapellmeisters Michael Haydn gesetzt hat. Noch ist aber nichts von seiner Arbeit in Druck erschienen. Als im J. 1841 das Mozarteum und der Dom-Musikverein in's Leben trat, legte er seine Stelle als Dom-Chorregent nieder und wurde in den Pensionsstand gesetzt.

102. Dr. Bernhard Fuchs,

Professor der Moraltheologie an der Universität zu München;

geb. den 23. Jan. 1814, gest. den 6. Mai 1852 *).

F. war geboren zu Elchingen (in Schwaben) und widmete sich nach ruhmvoll durchlaufenen Gymnasialstudien vorzüglich dem Studium der Philosophie, für die der reich begabte Jüngling damals schon eine besondere Vorliebe zeigte, die ihn auch während seines leider! nur zu kurzen Lebens nie mehr verließ. Sie recht pflegen zu können, trat er in den geistlichen Stand und ward am 24. Mai 1837 zum Priester geweiht und Kaplan in seiner Heimath. Bald jedoch wanderte er wieder nach München, um die damaligen großen Lehrer der Universität noch einmal hören zu können, und ward deshalb (11. Okt. 1839) Kurat bei St. Johannes in München, sodann am 21. März 1840 zum Studienlehrer in Kaufbeuren ernannt. Im Juli 1841 bestand er den Pfarrkonkurs und zwar als der Erste mit Auszeichnung; ward sodann am 8. Januar 1844 zum Prediger an die Kathedrale, sowie am 6. April des folgenden Jahres als Professor der Moral nach München berufen. Nachdem er so mit dem glänzendsten Erfolge in verschiedenen Kreisen gewirkt, bestieg er in der Vollkraft seines Lebens den Katheder als Lehrer der Wissenschaft, in der er eine neue Bahn brechen sollte. Mit aller Liebe erfaßte er seinen Gegenstand: er suchte die Wissenschaft mit dem Leben zu versöhnen; sein Werk ist Zeuge seines edlen Strebens. Es war ihm gegönnt, und die Vorsehung hat ihn sichtlich deshalb so lange erhalten, dasselbe vollenden zu können; aber nun nach vollbrachter schwerer Arbeit, da schönere Tage ihn erwarteten, sollte er scheiden. Dennoch ergab er sich in den göttlichen Willen; er starb den Tod eines Gerechten und nimmt den Ruhm

*) Nach der „Sion". Augsb. 1852. Nr. 58.

eines wahren Priesters, eines tüchtigen Gelehrten und Lehrers mit sich in's Grab, über welchem er sich durch sein „System der christlichen Sittenlehre“ ein unvergängliches Monument gesetzt hat.

103. Ernst Wilhelm Staacke,

Konrektor des Progymnasium zu Einbeck;

geb. d. 4. März 1788, gest. d. 6. Mai 1852 *).

St., zu Harste im Fürstenthum Göttingen geboren, wurde nach sechsmonatlicher schmerzlicher Krankheit aus einer fast 42jährigen Wirksamkeit und einem Leben voll Mühen und Arbeit, voll Sorgen und Entbehrungen aller Art durch den Tod abgerufen. Gerade in den letzten Jahren, wo seine äußere Lage verbessert war, hatte er sich der Hoffnung hingegeben, daß ihm noch ein behagliches Alter erblühen werde, welches ihm noch lange gestatten möchte, seine bis dahin ungeschwächten geistigen Kräfte zum Segen der Jugend zu verwenden. Aber nicht selten beschlich ihn auch eine Todesahnung, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollte. Den Keim zu dem unheilbaren Uebel, dem er endlich trotz seiner sonstigen Kraft und Rüstigkeit erliegen mußte, hatte er ja schon lange in sich getragen. — In ihm hat eine achtbare Familie, für die er immer treu und unermüdlich gesorgt hat, den Versorger verloren, dessen sie doch noch so sehr bedurfte. Aber auch die Schule ist durch seinen Verlust schwer getroffen. Seine Kollegen liebten und achteten in ihm den braven, zuverlässigen, der strengsten Wahrheit dienenden Mann, von dem noch ganz das schöne Wort galt: Ein Mann, ein Wort. Neid und kleinliche Eifersucht, Intriguen und Anspinnung von Streit und Mißverhältnissen unter den Lehrern, die einer Schule so verderblich werden müssen, dieß Alles war seinem schlichten und biederen Charakter völlig fremd. Die Jugend hatte an ihm einen eifrigen und berufstreuen Lehrer und einen milden und wahrhaft humanen Erzieher, dessen unverkennbare Herzensgüte auch wieder den Weg zu ihren Herzen fand. Er verstand es trefflich, sein Wissen, welches er, vom Glücke wenig begünstigt, sich durch eigene Kraft, durch ernsten und redlichen Fleiß erworben hatte, der Jugend nützlich und für das Leben fruchtbar zu machen. Seine ganze Richtung war dem Praktischen zugewandt

*) Nach „Einbeck'sches Wochenblatt“. 1852. Nr. 38.

und sein scharfer Blick wußte dieß glücklich herauszufinden. Ganze Geschlechter unsrer Stadt haben zu seinen Füßen gesessen und verdanken ihm einen wesentlichen Theil ihrer Bildung. Es wird daher auch sein Andenken noch lange unter uns fortleben und dankbare Schüler werden noch oft und gern ihres treuen und braven Lehrers gedenken.

Einbeck. G. Schambach,
Rektor.

104. Bertha Thomas, geb. Hausmann,

königl. preuß. Hofschauspielerin zu Berlin;

geb. den 26. Dec. 1819, gest. den 8. Mai 1852 *).

Die verewigte Künstlerin, deren Tod als ein Verlust nicht allein für die berliner Bühne, sondern für die dramatische Kunst überhaupt sich immer fühlbarer machen wird, war zu Magdeburg geboren, wo ihre Aeltern — die Mutter, eine geborne Toscani (auch auf dem k. Theater in Berlin als treffliche Darstellerin bekannt geworden) bei dem dortigen Theater als Schauspielerin; der Vater — Hausmann — als Maschinist und Dekorateur angestellt waren. Schon sehr früh offenbarte sich bei ihr Sinn und Neigung für die darstellende Kunst, und bei der späteren Anstellung ihrer Aeltern an dem düsseldorfer Theater unter Immermann's **) Leitung unterhielt sie den Letzteren, der häufig zu ihren Aeltern kam, mit deklamatorischen Vorträgen, unter welchen sich auch der Monolog der Thekla befand. Noch mehr sollte derselbe von dem Talente des damals kaum 12jährigen Mädchens überrascht werden, als er bei einem unerwarteten Besuche der Bühne sie und ihre Gespielinnen in der Aufführung eines von ihr selbst verfaßten Stückes überraschte. Die Anerkennung ihres Talentes war der Anlaß, daß er ihr in der zu Ehren der Anwesenheit des jetzigen Königs von Preußen in Düsseldorf im Jahr 1835 arrangirten Vorstellung, und zwar in der Darstellung des lebenden Bildes „der Parnaß", nach Raphael, die Rolle einer Muse zutheilte. Die bei der düsseldorfer Bühne damals angestellte Frau Lauber-Versing erkannte ihr seltenes Talent und unterzog sich mit vieler

*) Nach „Zweite Beilage zu den Berliner Nachrichten" rc. 1852. Nr. 220.

**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 901.

Theilnahme und dem besten und schnellsten Erfolge der Ausbildung desselben, und schon zwei Jahre darauf, im J. 1837, trat sie — als Frl. Hausmann — in der Rolle der Hildegarde in „Johanna von Montfaucon" auf der düsseldorfer Bühne zum ersten Mal und mit vielem Beifall auf und schon im September desselben Jahres wurde sie bei der dortigen Bühne als erste Liebhaberin engagirt, in welcher Stellung sie bis Ende Mai 1839 verblieb und alsdann auf Empfehlung des königl. Hofschauspielers Grua — welcher damals in Düsseldorf gastirte — einem Rufe nach dem großh. Hoftheater in Schwerin folgte, wo sie gleichfalls als erste Liebhaberin angestellt wurde. Ihre vortrefflichen Leistungen, ihr liebenswürdiges Wesen und die vollkommenste Hingabe an ihre Kunst hatten sie sehr bald zu dem Lieblinge des düsseldorfer Publikum gemacht, und mit wahrem Bedauern und unter Darbringung der vielfachsten Beweise von Liebe und Verehrung sah man die junge Künstlerin sich nach dem Orte ihres neuen Wirkens begeben. Sie trat in Schwerin zum erstenmal als: Klärchen in „Egmont", später als Thekla in „Wallensteins Tod", Bertha in „Wilhelm Tell" u. s. w. auf. Es wurden ihr hier mehrfach Beweise von der Achtung des dortigen Hofes zu Theil. Kränklichkeit ihrer Mutter, welche das dortige Klima nicht vertragen konnte, bestimmten sie, ihre Stellung bei dem schweriner Hoftheater aufzugeben und ein Engagement als erste Liebhaberin bei der kölner Bühne, damals unter Direktion Spielberger's, anzunehmen. Ihr erstes Auftreten daselbst erfolgte im Oktober 1840, und zwar als Isaura in „der Schule des Lebens". Sie wirkte gleichmäßig im Trauerspiel, im Schauspiel wie auch im Lustspiel mit, und immer reicher und schöner entwickelte sich ihr Talent und errang sich in den Darstellungen der Johanna in „Jungfrau von Orleans", Agraffina in „die Günstlinge", Käthchen in „Käthchen von Heilbronn", Jertha in „die Schuld", Louise in „Kabale und Liebe", Ophelia in „Hamlet", Amalia in „die Räuber", Königin in „das Glas Wasser", Portia in „Kaufmann von Venedig", Orsina in „Emilie Galotti", Donna Diana, Minna von Barnhelm u. s. w. den lebhaftesten Beifall, der ihr selbst bei Mitwirkung der Gastdarstellungen der berühmtesten Künstler stets zu Theil wurde. Durch die oben bezeichneten Darstellungen begründete sie ihren spätern bedeutenden Künstlerruf und erwarb sich namentlich durch die Darstellung der Ophelia die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten A. W.

Schlegel's *). Von Köln aus folgte sie dem Anerbieten zu Gastvorstellungen in Darmstadt, auf eine Einladung des dortigen Hofes. Im J. 1843 bei'm aachener, dann bei'm würzburger Theater angestellt, gab sie zum erstenmal die Maria Stuart, und erweiterte ihr ohnehin schon umfangreiches Repertoir durch eine ihrer schönsten Darstellungen. Durch den Ruf der Künstlerin veranlaßt, war Kapellmeister Guhr **), damaliges Mitglied der Direktion des Theaters in Frankfurt a. M., nach Würzburg gekommen, um Bertha Thomas zu sehen, und wurde durch ihre Leistungen sofort bestimmt, sie für die frankfurter Bühne zu gewinnen. Sie trat daselbst, als erste Liebhaberin engagirt, im Mai 1844 zum erstenmal als Maria in „Frauenehre" auf und blieb fast vier Jahre hindurch eine Zierde dieses Theaters, dessen vortheilhafter Ruf unter Meck's Leitung und bei einem Verein von Künstlern, wie Karoline Lindner, Julius Weidner, Meck, Hassel, Reger ꝛc. ganz Deutschland erfüllte. Dem Genius einer Lindner verdankt Bertha Thomas viel für die hohe Ausbildung ihres großen Talentes. Es hatte während ihres Aufenthaltes in Frankfurt diese beiden geistvollen Künstlerinnen ein inniges Band vereinigt, und wie Karoline Lindner stets mit inniger Theilnahme dem Schicksale der Freundin folgte, deren Talent sie vollständig würdigte, so gedachte Bertha Thomas immer mit Dankbarkeit und Rührung des Einflusses, welchen das nähere Verhältniß zu jener einzigen Künstlerin auf ihren Entwickelungsgang ausgeübt hatte. Der Verewigten Darstellungen während dieser Zeit begründeten und bevestigten nicht allein den bereits gewonnenen Künstlerruf noch mehr, sondern sicherten ihr auch einen bleibenden Namen unter den Berufenen in der darstellenden Kunst. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Gutzkow ihr während dieser Zeit einen Antrag zur Anstellung bei der dresdener Hofbühne machte. Im November 1845 verheirathete sie sich mit August Thomas, der als Schauspieler bei der frankfurter Bühne angestellt war. Baison ***), damals Direktor des Stadttheaters in Hamburg, sah unsere Künstlerin im J. 1848. Von ihrem ausgezeichneten Talent für hochtragische und Charakterrollen ganz besonders zur Bewunderung hingerissen, suchte er sie zur Annahme einer Stellung bei seiner Bühne zu bestimmen, indem er der

*) Dessen Biogr. s. im 23. Jahrg. des Nekr. S. 438.
**) — — — 26. — — — S. 494.
***) — — — 27. — — — S. 81.

letzteren unter ihrer Mitwirkung die glänzendste Zukunft verhieß. Noch in demselben Jahre trat sie in Hamburg als Maria Stuart zum erstenmal auf. Auch hier erwarb sie sich, wie auf allen früheren Bühnen, sofort den Beifall des Publikum, der sich mit jeder neuen Darstellung steigerte und sie zu einer der glänzendsten Erscheinungen in dem Gebiete der Schauspielkunst erhob. Der damalige General-Intendant der königl. Schauspiele in Berlin, v. Küstner, wurde durch ihren außerordentlichen Ruf veranlaßt, sie in Hamburg zu sehen, und die vollste Anerkennung von seiner Seite gab zugleich die ehrende Veranlassung, sie zu Gastvorstellungen auf der berliner Hofbühne einzuladen. Sie nahm die Einladung an und gastirte am 1. März 1849 als Maria Stuart, als welche sie sich durch die geniale und originelle Auffassung der Rolle so allgemeinen und außerordentlichen Beifall erwarb, daß ihr v. Küstner schon während der Vorstellung eine Anstellung bei der königl. Bühne zusicherte. Unter sehr schwierigen Umständen suchte sie die Verbindlichkeiten gegen die hamburger Bühne aufzuheben, debütirte alsdann im April 1849 auf der königl. Bühne in Berlin als Maria Stuart, Franziska in „Mutter und Sohn" und Elisabeth in „Don Karlos" und trat im Mai desselben Jahres als angestelltes Mitglied und zwar im Fache der ersten Liebhaberinnen und jüngeren Anstandsdamen auf, und zwar, als: Beatrice in „Viel Lärmen um Nichts", als welche ihr geistvolles Spiel im Ensemble mit dem „Benedikt" des Hrn. Hendrichs diese geniale Schöpfung Shakespeare's zwölfmal mit dem entschiedensten Beifall auf die Bühne brachte. Dieser Beifall blieb ihr bis zu ihrer letzten Darstellung auf der königl. Bühne — am 1. April 1852, als Ophelia, vor ihrer Urlaubsreise nach Königsberg in Pr. — neben den Leistungen der ersten und gefeiertesten Künstler und Künstlerinnen, wie sie die königl. Bühne aufzuweisen hat, nicht nur ungeschmälert, sondern ihr Talent erwarb sich auch die ehrendste, öffentliche Anerkennung, die gerechte Würdigung ihrer Fachgenossen und die rühmlichste Beurtheilung von Kunstverständigen. Ihr Kontrakt wurde auf weitere fünf Jahre ausgedehnt, wodurch sie bewogen wurde, einen ehrenvollen Antrag des General-Intendanten v. Gall auszuschlagen, indem sie als Preußin, ihrem Vaterlande den Vorzug geben wollte. Bertha Thomas besaß ein vielseitiges Darstellungstalent, dem sie gleiche Geltung sowohl im tragischen Charakter, als in fein komischen Rollen zu verschaffen wußte. Von ihrer geistigen Regsamkeit, der Bereitwilligkeit, ihre

künstlerischen Kräfte rücksichtslos der Bühne zuzuwenden, gab sie im Sommer 1849, als durch Beurlaubungen und Krankheiten die Mitgliederzahl in ihrem Fache fast bis auf sie reducirt worden war, einen ebenso seltenen als nicht genug anzuerkennenden Beweis, indem sie durch ihre ununterbrochene Thätigkeit allein den geregelten Fortgang der Schauspiel-Vorstellungen möglich machte. Diejenigen Rollen, in welcher sich Bertha Thomas auf anderen Bühnen und zuletzt auf der in Berlin ganz besondere Auszeichnung erwarb, waren: Maria Stuart, Eboli und Elisabeth in „Don Karlos", Adelheid in „Götz von Berlichingen", die beiden Leonoren in „Tasso", Jungfrau von Orleans, Lady Macbeth, Ophelia, Margarethe in „Faust", Louise und Lady Milford in „Kabale und Liebe" und Deborah. Der damals bei der ersten Vorstellung dieses letztgenannten Stückes auf der königl. Bühne anwesende Verfasser, hingerissen von dem großartigen Styl der Künstlerin, dankte ihr für ihre Leistung nicht allein, sondern fügte auch hinzu, daß er selbst von einer solche Höhe des dramatischen Ausdrucks dieser Rolle überrascht sey. In Lust- und Konversationsstücken, als: Minna von Barnhelm, Donna Diana, Beatrice, Margarethe in „die Königin v. Navarra", Marquise von Villette, Maria Mancini in „Mazarin", Rosamunde in „Rosenmüller u. Finke", Franziska in „Herz vergessen" rc. war sie ausgezeichnet Verstand es die verew. Künstlerin, die tiefsten Leidenschaften, den Heroismus einer Seele zur verständlichsten Anschauung zu bringen, so gelang es ihr nicht minder im Lustspiel, feine Koketterie, Witz, Humor, die ganze Innigkeit und Frische eines von Heiterkeit und Lebenswärme erfüllten Herzens in reichen, stets anmuthsvollen Zügen, frei von allem Outrirten und Manierirten in den vielseitigsten Nüancen wiederzugeben. Alle ihre Darstellungen, selbst die weniger bedeutenden, trugen das Gepräge des Gerundeten und der Originalität und verriethen den schöpferischen Geist, der, frei von allem Nachahmen, seine eigene Bahn wandelte. Eine schöne, edle Gestalt, sprechende Formen des Antlitzes, ungewöhnliche mimische Begabung und ein feuriges dunkles Auge, dessen außergewöhnlicher Glanz sich in dem Moment des Affektes bis zur Glut steigerte, vereint mit einer klangvollen, wohllautenden Sprache, deren Kraft sich selbst in den umfangreichsten Darstellungen niemals erschöpfte, standen ihrem Talente stets dienend zur Seite und gewährte ihren Darstellungen eine wohlthuende Frische und lebensvolle naturwahre Erscheinung. Wie sich jedes bedeutende Talent auch

stets auf eine ganz eigenthümlichen Charakteranlage zu gründen pflegt, so war es auch bei der Verewigten der Fall. Ihr tiefes, inniges Gemüth bedingte ein ebenso tiefes, abgeschlossenes Innenleben, in welchem sie sowohl die Aufgaben ihrer Kunst, als die Veredlung des eigenen Menschen zu lösen hatte — wie die zurückgelassenen schriftlichen Studien über die darstellende Kunst und eine reiche Sammlung philosophischer und poetischer Gedanken einen schönen Beweis liefern — und sie erschien, wie Naturen mit dergleichen Anlagen gewöhnlich zu erscheinen pflegen, häufig kalt, verschlossen, nicht mittheilend, namentlich in Fällen, in denen sie sich durch die Anmaaßung der Unbildung oder Seichtheit des Charakters und Herzens herausgefordert fühlte. So wie sie Personen, denen sie ihrer Ueberzeugung gemäß Achtung und Vertrauen schenkte, mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens und dem eigenen Vertrauen entgegenkam, um so mehr verschloß sie den zarten Kelch ihres inneren Seyns gegen Personen, bei denen sie keine gleiche Geistes- und Gemüthsstimmung voraussetzen konnte und ließ sich niemals herab, die Wahrheit ihrer Empfindungen durch künstlichen Schein zu ersetzen. Von Berlin aus benutzte sie die Urlaubszeit zu Gastspielen auf den Theatern zu Köln, Düsseldorf, Posen, Königsberg i. Pr. und Thorn. Vor ihrer Urlaubsreise nach Königsberg erhielt sie die ehrende Aufforderung zu Gastvorstellungen auf dem deutschen Theater in London neben Emil Devrient. Nachdem sie während des Monats April 1852 auf der königsberger Bühne, woselbst sie die Lady Macbeth nach der tieck'schen Bearbeitung zum erstenmale mit außerordentlichem Erfolge gab, gastirte, erfüllte sie auf ihrer Rückreise mit der ihr eigenthümlichen Bereitwilligkeit den Wunsch der Theater-Direktion in Thorn, daselbst als Deborah aufzutreten. Obwohl sie in der letzten Zeit ihres Lebens anscheinend körperlich wohler zu seyn schien, als früher, machte sich doch eine gewisse Abspannung und gedrückte Gemüthsstimmung bemerklich, ohne daß sich ein besonderes physisches Leiden herausstellte. Nach der Darstellung der „Deborah“ in Thorn fühlte sie sich vollkommen wohl und unternahm am nächsten Tage bei dem heitersten Wetter einen kleinen Spaziergang. Bei demselben zog sie sich ein leichtes, rheumatisches Fieber zu, von welchem sie innerhalb 10 Tagen hergestellt wurde und nicht das geringste Symptom in ihrem Befinden ihren so nahen und plötzlichen Tod ahnen ließ. In der Nacht des 8. Mai endete ein ohne alle Veranlassung hinzutretender

Nervenschlag in kurzer Zeit ihr Leben und so sollten Deborah's Worte: „Ich segne Dich, Euch Alle, Alle!" welche sie vor wenig Tagen gesprochen, der Schwanengesang seyn, mit welchem diese so seltene Künstlerin der theatralischen Laufbahn auf ewig Lebewohl sagte. Sie wurde in Thorn beerdigt. Ihr durch den großen Verlust niedergeschmetterter Gatte bestattete sie zur Ruhe. Die Theilnahme der Einwohnerschaft Thorn's für die Künstlerin, welche sie nur aus einer Rolle kennen gelernt, ist fast beispiellos zu nennen. Das Gymnasium wurde am Tage ihrer Bestattung früher geschlossen, indem die Lehrer und zum Theil die Schüler dem Zuge beiwohnten. Der dortige Gesangverein trat zusammen, um durch passende Vorträge die Feier zu schmücken. Die ersten Damen, die angesehensten Einwohner der Stadt schlossen sich dem Leichenzug an, zwei Geistliche begleiteten die kalte Hülle unaufgefordert zu Grabe, eine zahllose Menschenmasse bedeckte die Straßen, welche der Zug passiren mußte. Ihre Ruhestätte hat die Liebe und Verehrung des Gatten und die Theilnahme der Bewohner jener Stadt zu einem duftigen Blumenhügel geschaffen, den der trauernde Genius der Kunst hütet. Ist es auch das tragische Schicksal des darstellenden Künstlers, daß seine Schöpfungen die Zeit nicht überdauern, in welcher er sich auf den Brettern bewegt; soviel ist gewiß, daß Bertha Thomas in der Erinnerung aller Derer leben wird, welche Gelegenheit fanden, sie in ihren Meistergebilden zu sehen; ihr Name wird der gleich anderer Heroen in der Geschichte der Schauspielkunst verzeichnet bleiben.

* 105. Eugen Ernst Heinrich Barchewitz,

Hofrath und Arzt zu Schmiedeberg in Schlesien;

geb. d. 8. Jan. 1785, gest. den 9. Mai 1852.

B. war zu Oels geboren, wo sein Vater, Dr. Gnadenreich Joh. Barchewitz, als Arzt wirkte und im Jahr 1794 starb. Als vaterloser Knabe besuchte B. die Schule in Oels, zeichnete sich dort schon früh aus und ging endlich nach Halle auf die Universität. Seine Lehrer gewannen ihn lieb, entdeckten den in ihm schlummernden Scharfblick und um diesen zu wecken, vertrauten sie, namentlich Reil, ihm öfters ihre Stelle am Krankenbette. Im J. 1806 kam er nach Schmiedeberg, um seine Verwandten zu besuchen. Auf ihr Zureden ließ er sich hier nieder und ist 46 Jahre

hindurch Freund, Helfer, Beschützer, Retter unendlich Vieler gewesen, und Jeder empfindet es in der Seele tief, was er verloren! Man weiß nicht, soll man mehr seine reiche Erfahrung, seine Einsicht und Umsicht rühmen oder seine stete, selbst durch jahrelange Körperleiden nie unterbrochene Bereitwilligkeit, zu jeder Stunde des Tages oder bei Nacht, dem Aermsten wie dem Reichsten, in tausend Fällen ohne alle Aussicht auf materiellen Lohn, zu Hilfe zu eilen, oder seine liebevolle, herzliche Theilnahme, sein stets freundliches Wesen, welches in ihm am Krankenbett auch dem Rettungslosen, unter fürchterlichen Schmerzen Seufzenden eine tröstende, stärkende, labende, ja gleichsam eine Engelserscheinung bot! Im J. 1830 kam von Osten her die fürchterliche Seuche, die Cholera. Im December 1830 eilte er auf höchsten Befehl diesem Feinde hochherzig entgegen. Nicht ohne Erfolg war sein gefahrvoller Gang; er zerstreute die Nebel im preußischen, im deutschen Vaterlande. Der rothe Adlerorden war der äußere Lohn von der Gnade seines Königs. Von Moskau über Petersburg nach Königsberg zurückkehrend, vernimmt er dort die Nachricht, daß in Danzig die Cholera ausgebrochen sey. Er reist sofort dorthin, um seine Erfahrungen anzuwenden; erwirbt sich durch seine Hilfe Hochachtung, Dank und Liebe der Stadt, von der Kaufmannschaft ein schönes Ehrendenkmal, einen großen silbernen Pokal mit der Inschrift: „Dem unverdrossenen und unerschrockenen Bekämpfer der Cholera, geprüft zur Zeit der Noth, widmet dankbar ein Andenken die Kaufmannschaft von Danzig.“ Nach Hause zurückgekehrt, wirkte er wiederum thätig als Menschenfreund, als Arzt. Aufforderungen kamen, ihn nach Moskau, nach Danzig zu ziehen. Allein treu blieb er dem Wirkungskreise, wo er so lange thätig gewesen. Durch die Gnade des Königs *) unter'm 31. Juli 1838 zum Hofrath ernannt, wurde dadurch Zeugniß gegeben, wie ehrend die hohen Staatsbehörden seine Verdienste anerkannten. Im J. 1850 traf ihn ein leichter Schlaganfall, von dem er wieder genaß. Aber ein neuer Anfall wiederholte sich 1852 am 2. April und endete in seinen Folgen ein Leben, was besonders segensreich wirkte für die Armen.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

106. Dr. med. Eugen August Meinel,

Arzt zu Roth am Sande in Mittelfranken;

geb. den 21. März 1819, gest. den 9. Mai 1852 *).

Der Verblichene ist geboren zu Eichstädt, der Sohn des damaligen dortigen Stadtkommissärs, nunmehrigen Landrichters zu Erlangen, Dr. Gottlieb M., und dessen Ehegattin Sophie, einer gebornen Bayer. Nachdem er deutschen Schulunterricht zu Eichstädt und Kipfenberg, dann den Vorbereitungsunterricht im Lateinischen zu Sulzbach genossen, besuchte er die Studienanstalten zu Nürnberg und Neuburg. Von früher Jugend an durch Fleiß und große Lernbegierde ausgezeichnet, erwarb er sich überall die Liebe seiner Lehrer. Auf der Universität München, wo er am 26. August 1841 zum Doktor der Medicin promovirt wurde, waren ihm vorzugsweise Walther **), Döllinger ***), Wilhelm †), Breslau ††) Führer und Leiter bei seinen Studien. Sein Biennium brachte er Theils zu Erlangen, Theils zu Wien zu. Er gedenkt in seinen Aufzeichnungen mit Dank der Lehrer beider Hochschulen. Ebenso ist in denselben seines Aufenthalts zu Paris, wohin er sich nach dem Biennium, durch ein Staatsreisestipendium unterstützt, zu seiner weitern Ausbildung in den mit vollster Liebe und mit größtem Eifer erfaßten medicinischen Wissenschaften begab, mit besonderer Genugthuung erwähnt. In der Zwischenzeit, bis ihn die Reihe zur Ernennung als praktischer Arzt traf, war er Assistent der Professoren Dr. Ried zu Jena und Dr. Canstatt zu Erlangen. Am 19. Jan. 1847 wurde er zum praktischen Arzt in Roth ernannt, wo er sich am 1. März desselben Jahres etablirte und am 14. Sept. mit Anna von Spitzel aus Neuburg vermählte. Es gelang seiner unbedingten Hingebung für den erwählten Beruf, seiner Menschenfreundlichkeit und seinem Talente bald, sich Gelegenheit zur Anwendung seiner in langer Vorübung und durch lange emsige Studien erworbenen Kenntnisse zu verschaffen, und es bedurfte nicht sehr langer Zeit, um seinen Ruf als tüchtiger Arzt in einem großen Umkreise zu begründen. Ungeachtet der Mühselig-

*) Nach gedruckten „Notizen zu einem Lebenslaufe." Erlangen 1852.
**) Dessen Biogr. siehe im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 1042.
***) — — — 19. — — — — S. 71.
†) Eine kurze Notiz über ihn s. im 18. Jahrg. des Nekr. S. 1418.
††) Dessen Biogr. s. im 29. Jahrg. d. N. Nekr. S. 160.

keiten und Anstrengungen der Landpraxis widmete er sich doch fortwährend den Studien und beschäftigte sich so viel als möglich mit wissenschaftlichen Arbeiten, denen er unabläßig auch noch auf dem Krankenlager und bis auf wenige Tage vor seinem Tode oblag. Mehere Zeitschriften, z. B. Schmidt's Jahrbücher für Medicin, die Zeitung f. Medicin u. Medicinalreform, das medic. Korrespondenzblatt bayer. Aerzte u. a. enthalten werthvolle Aufsätze aus seiner Feder. Er wurde in Anerkennung seiner literarischen Bestrebungen von der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, von der leopoldinisch-karolinischen Akademie in Breslau, von dem Vereine deutscher Aerzte zu Paris, von der königl. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, von der chirurgischen Akademie zu Madrid, vom zoologisch-mineralogischen Vereine zu Regensburg und vom ärztlichen Vereine zu Bamberg Theils als wirkliches, Theils als korrespondirendes Mitglied aufgenommen. So schön und versprechend die Laufbahn begonnen, so sollte sie doch nur von kurzer Dauer seyn. Wie er immer seine Person ganz vergaß, wo es galt, seinen Beruf zu erfüllen, so gab er am 24. April 1850, nachdem er schon längere Zeit von Brustleiden ergriffen, sich krank gefühlt hatte, bei der rauhesten Witterung noch dem Rufe zu einem auswärts wohnenden Patienten Gehör. Die Folge war eine mit der größten Heftigkeit auftretenden Steigerung der Krankheit, von der er nicht wieder genas, die sich bald als unheilbar erwies und die ihn nach mehr als zweijährigem Krankenlager, und nachdem ebenso theilnehmende als berühmte Aerzte alle Mittel ihrer Kunst angewendet hatten, in Folge eines hinzugetretenen Gehirnleidens in der Blüthe seiner Jahre dahinraffte. Er hinterläßt eine trauernde Wittwe und ein unmündiges Kind, die ihn mit tief bekümmerten Aeltern und Geschwistern beweinen. Wie er als Arzt sich Ruf und allgemeines Vertrauen erwarb und wie sein wissenschaftliches Bestreben ihm auch in weitern Kreisen Anerkennung verschafft hat, die zu der schönsten Erwartung berechtigte, so folgt ihm nicht minder der Ruhm eines Biedermannes, eines wohlwollenden Menschenfreundes, eines braven Gatten, eines treuen Freundes, eines guten Sohnes und liebevollen Bruders; wer ihn kannte, schätzte ihn.

* 107. Karl Friedrich Ernst Adolph v. Bredow,

Domkapitular zu Brandenburg;

geb. den 21. April 1763, gest. den 10. Mai 1852.

v. B. war zu Rathenow geboren, wo sein Vater, Friedrich Wilhelm v. Bredow auf Senzke rc., als Rittmeister im Regimente von Sedlitz Kürassier garnisonirte. Seine Mutter war eine geborene v. Rochau aus dem Hause Golzow. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt v. B. auf der Ritterakademie zu Brandenburg, bezog später die Universität Frankfurt und studirte daselbst in den Jahren 1783 — 1786 Kameralia. Befreundet mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig, war er im J. 1785 Zeuge seines ruhmvollen Todes in den Fluthen der Oder. Nach beendigtem akademischen Kursus arbeitete der Verstorbene, ohne in den Staatsdienst einzutreten, bei dem damaligen Minister v. d. Schulenburg, dessen besonderen Wohlwollens er sich zu erfreuen hatte. Während dieser Zeit wurde ihm mehrfach das Glück zu Theil, sich mit dem Könige Friedrich d. Gr. unterhalten zu dürfen, eine Ehre, deren Erinnerung ihn noch in seinen spätesten Lebenstagen die größte Freude bereitete. Im J. 1792 trat der Verstorbene die Bewirthschaftung der ihm zugefallenen Familiengüter an, verheirathete sich mit der Gräfin Ulrike Wilhelmine v. Blumenthal, aus welcher Ehe 13 Kinder hervorgingen, welche jedoch größtentheils früh verstarben und von denen ein Sohn und drei verheirathete Töchter den Vater überlebten. Im J. 1812 starb die Gattin und ist der Verstorbene zu keiner zweiten Ehe geschritten. Im J. 1805 trat derselbe als Domkapitular in das Hochstift Brandenburg ein, bei dessen Verwaltung derselbe stets erfolgreich für das Kapitel thätig gewirkt hat. Als Ritter des Johanniterordens war er in der Komturei Werlen inskribirt; wäre der Orden nicht aufgehoben worden, so würde er bei seinem erreichten hohen Alter, Komthur des Ordens geworden seyn. In den unglücklichen Jahren von 1806 bis 1810 gehörte der Verstorbene zu denjenigen Mitgliedern der Provinz, welche berufen waren, in Abwesenheit der höheren königl. Behörden, die Verwaltung derselben zu leiten. Strenge Rechtlichkeit, gewissenhafte Erfüllung obliegender Verpflichtungen, eine tief begründete religiöse Ueberzeugung, fern von Pietismus und Frömmelei, Treue und Gehorsam gegen den angestammten König und Liebe und Nachsicht gegen Untergebene, waren Zierden

seiner Persönlichkeit. Bis kurz vor seinem Tode erfreute sich der Verstorbene seltener Körper- und Geisteskräfte; gläubig an die Gnade des Erlösers, ging er ruhig und schmerzenslos in die bessere Welt hinüber. Sein einziger überlebender Sohn, der Erbe sämmtlicher Familiengüter, Friedrich Wilhelm Albert v. Bredow, ist seit dem J. 1847 ebenfalls Domkapitular des Hochstifts zu Brandenburg und vermählt mit Hermine v. Bredow aus dem Hause Senzke.

* 108. Karl Jacobi,

herzogl. kob.-gotha'scher Musikdirektor zu Koburg;

geb. den 10. Juni 1790, gest. den 12. Mai 1852.

J. wurde zu Ilmenau, einem weimar. Städtchen am Fuße des Thüringerwaldes, geboren. Sein Vater war ein unbemittelter Handwerksmann. In dem Knaben zeigte sich frühzeitig Neigung zur Musik und er begab sich in die preuß. Kreisstadt Schleusingen, wo er bei dem damaligen Stadtmusikus Neumeister, einem geschickten Musikus, in die Lehre trat. Sein Streben, sich über die Sphäre eines gewöhnlichen Musikers zu erheben, fand in dem Kantor Stäps, einem ausgezeichneten Theoretiker, kräftige Unterstützung. Während seines vierjährigen Aufenthaltes daselbst erwarb er sich eine nicht gewöhnliche Fertigkeit auf verschiedenen Blas- und Saiteninstrumenten, wobei seine Fortschritte in dem theoretischen Studium der Musik einen sprechenden Beweis lieferten, daß er dieselbe als wirklichen Lebensberuf erkannt habe. Unter solchen Umständen konnten ihm die Verhältnisse seiner bisherigen Stellung nicht genügen. Er wandte sich daher am Schlusse des J. 1813 nach Koburg, wo er in dem dortigen Militär-Musikchor als Fagottist eine bereitwillige Aufnahme fand. Da der damalige Herzog von Koburg, Ernst I., das 5. deutsche Armeekorps kommandirte, so fand J. in seiner neuen Stellung Gelegenheit, die Feldzüge von 1813—1815 mitzumachen. Nach Beendigung derselben wurde er als erster Fagottist in der herzogl. Hofkapelle angestellt. Seine später der Oeffentlichkeit übergebenen Kompositionen für den Fagott, sowie seine Kunstreisen als Fagottist sind in der musikalischen Welt bekannt genug, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß J. einer der ersten Fagottisten war. Doch auch seine übrigen Kompositionen, namentlich seine Entr'actes sind sehr beliebt in allen Kreisen, wo dieselben bekannt geworden sind, und zeugen von der Tüchtigkeit

und dem guten Geschmack ihres Komponisten. Nachdem J. mehere Jahre als Kammermusikus in der Hofkapelle gewirkt hatte, wo er gewöhnlich den Platz eines ersten Geigers ehrenvoll ausfüllte, wurde er zum Musikdirektor ernannt und erwarb sich in dieser neuen Stellung, als Dirigent der Zwischenmusiken bei'm Schauspiel ɔc., die Zufriedenheit seines Fürsten und hohen Gönners in dem Grade, daß ihm interimistisch sogar die Direktion der Oper auf mehere Jahre übertragen wurde. Auswärtige sehr vortheilhafte Anerbietungen lehnte er aus Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus ab. Die gewissenhafteste Amtsführung, unermüdlicher Privatfleiß und das Bestreben, sich nach Kräften Jedermann nützlich zu machen, begleiteten ihn bis an das Ende seiner irdischen Laufbahn. Dabei war er höchst anspruchslos, bescheiden und in allen Stücken so rechtlich und bieder, daß er sich auch als Mensch die allgemeine Achtung erwarb.

* 109. Karl Friedrich Quierner,

königl. sächs. Regierungsrath und Ritter des königl. sächs. Civil-Verdienstordens, zu Bautzen;

geb. den 25. März 1776, gest. den 12. Mai 1852.

Der Verewigte, ein Sohn des vormaligen Bürgermeisters, Karl Samuel Quierner zu Löbau, und dessen Gattin, Christiane Friederike geb. Günther, wurde daselbst geboren und erlangte im älterlichen Hause durch Privatunterricht, sowie später auf dem dasigen Lyceum seine Schulbildung. Mit einer kräftigen Gesundheit und reichen Geistesgaben ausgerüstet, hatte er sich schon früh für das Studium der Rechtswissenschaft entschieden, und unter der Leitung des Rektors Thieme zu Löbau, auf dem dasigen Lyceum den Grund zu seiner vielseitigen Bildung gelegt, die ihm den Weg zu den später in Staatsdiensten bekleideten Aemtern bahnte. Im kaum zurückgelegten 19. Jahre bezog er im Frühjahr 1795 die Universität Leipzig, widmete sich mit großem Fleiß und Eifer der gewählten Fachwissenschaft und verließ sie in der Mitte des Jahres 1798, nachdem er in dem wohlbestandenen Examen die erste Censur erlangt hatte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, verweilte er daselbst bis in die Mitte des Jahres 1799 und wandte sich sodann nach Bautzen, wo er schon am 20. Mai 1799 in die Zahl der oberlausitzer Rechtsanwälte aufgenommen worden war. Bautzen blieb von da an bis zu

seinem Ableben seine Heimath. Hier verwaltete er in rühmenswerther Geschäftsthätigkeit, Treue und Liebe für seinen Beruf, länger als 50 Jahre hindurch eine Mehrzahl von Aemtern; hier gründete er sein häusliches Wohl und Glück; hier erwarb er sich allgemeine Liebe und verdiente Achtung, und hier beschloß er, von Allen, die ihn kannten, innig hochgeschätzt, sein Leben, das sich durch Sittenreinheit, Wohlthätigkeitssinn, eine große Gutmüthlichkeit und warme Herzlichkeit gegen seine Freunde und Verwandten auszeichnete. Obwohl er die Sachwalterpraxis schon mehrjährig mit Glück betrieben und nebenbei verschiedene Patrimonialgerichtsbestallungen verwaltet hatte, so war sein Wunsch doch vornehmlich dahin gerichtet, in einer öffentlich amtlichen Stellung seine Geschäftskenntniß und Thätigkeit entwickeln zu können. Dieß bestimmte ihn zu Uebernahme des Amtes eines landeshauptmannschaftlichen Registrators und Haupt-Stempel-Impost-Einnehmers, welchem er von Anfang des Jahres 1803 bis in die Mitte des Jahres 1816 vorstand, ohne dadurch zur Aufgabe seiner Advokatur- und Justitiariat-Geschäfte genöthigt zu seyn. Als er jedoch im J. 1816 von den Landständen des Markgrafthum Oberlausitz, ohne sein Ansuchen, zum Landsteuer-Sekretär erwählt worden war, gab er, unter Niederlegung der früheren Funktionen, zugleich die Sachwalter- und Gerichtshalterpraxis auf und gewann in dem neuen Amte Gelegenheit, sich die vollständigsten Kenntnisse über die Provinzial-Verfassung zu verschaffen, deren Besitz ihn befähigte, würdig in die später bekleideten Staatsämter einzutreten. Das Vertrauen der obern Staatsbehörden in seine Sachkenntniß, Erfahrung und Pflichttreue berief ihn nämlich im J. 1826 zur Mitgliedschaft der vormaligen Ober-Amts-Regierung in Budissin, welche Stellung er, nach Auflösung dieser Behörde, im J. 1836 mit der Funktion eines Raths bei der königl. Kreisdirektion daselbst vertauschte, die er bis zum Jahr 1849 beibehielt. In dieser seiner amtlichen Wirksamkeit hat er vornehmlich eine, allseitig anerkannte, verdienstliche Thätigkeit und Geschäftsumsicht entwickelt. Vielfach mit kommissarischen Aufträgen in Angelegenheiten der Provinzialstände, der oberlausitzer Vierstädte und andrer Kommunen des platten Landes beehrt, löste er, besonders durch seine Vertrauen erweckende Vermittelung, die schwierigsten und verwickeltsten Verhältnisse fast ohne Ausnahme zur Zufriedenheit aller betheiligten Interessenten auf, blieb seinen Kollegen ein treuer, berathender Freund und erwarb sich immer mehr die

Achtung und Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. So sehr aber auch dieses Amt seine Zeit und Kräfte in Anspruch nahm, so benutzte er doch, selbst noch in hochvorgerückten Jahren, die ihm spärlich gegönnten Mußestunden zu Ausarbeitung einer ausführlichen Geschichte und Darstellung der Provinzialverfassung in historischer und statistischer Beziehung, sowie mit Rücksicht auf ihre Rechts-, kirchlichen und gewerblichen Verhältnisse. Bewährte er sich ferner in stets unveränderter Gesinnung als Mann von Ehre und reinem Sinn, so war er auch bis zu seinem letzten Athemzuge von treuer Anhänglichkeit gegen König und Vaterland erfüllt und hat, selbst in der verhängnißvollen Zeit der Jahre 1848 und 1849, nie in dieser Treue geschwankt. Welche Liebe und Achtung er sich erworben und welches Vertrauen man seiner Erfahrung und Einsicht schenkte, dafür bürgt, daß die Huld des Königs von Sachsen ihn im Jahr 1839 mit dem Ritterkreuz des Civilverdienstordens schmückte, daß die erste Kammer der sächsischen Ständeversammlung wiederholt ihn, für die Jahre 1843 bis mit 1848, zum ersten stellvertretenden Mitgliede des königl. sächs. Staatsgerichtshofs erwählte, und daß die Städte Budissin und Zittau ihm, als Zeichen der innigsten Verehrung, ihr Ehrenbürgerrecht ertheilten. Gleiche Zeichen von Achtung, Anhänglichkeit und Liebe von nah und fern, wie von seinen zahlreichen Freunden und Verwandten wurden ihm zu Theil, als er im J. 1841 seine silberne Hochzeit und am 20. Mai 1849 sein 50jähriges Jubiläum als Sachwalter feierte. Durch die glücklichen Erfolge seiner Thätigkeit und die Reinheit seines Wandels reich geworden an Ehre, Geld und Gut, wie an freundschaftlicher aufrichtiger Theilnahme, die seine Angehörigen, Freunde und Bekannten an allen seinen Lebensschicksalen nahmen, ward ihm der Abend seines Lebens durch das Bewußtseyn verschönert, daß er keinen Feind habe und daß Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft sein Andenken lange Zeit bewahren werde. In seinem 73. Jahre entschloß er sich, weil er allmählig eine Abnahme seiner Kräfte gefühlt hatte und verdienten jüngern Mitarbeitern die Gelegenheit nicht entziehen wollte, ihre regern Kräfte dem Vaterlande zu widmen, um seine Dienstentlassung anzusuchen. welche ihm auch auf die ehrenvollste Weise bewilligt ward. Man nahm aber sein Erbieten, noch solche Geschäfte fortführen zu dürfen, bei welchen die während seiner Dienstzeit gemachten Erfahrungen in Anwendung gelangen könnten, bereitwilligst an, und mit aufopfernder Thätigkeit hat er demzufolge

auch, bis wenige Wochen vor seinem Tode, sich dieser Verpflichtung willig unterzogen. Was seinen persönlichen Charakter betrifft, so waren ihm Engherzigkeit und Neid so fremd, wie Anmaaßung. Er freute sich innig, wenn es Andern wohl ging und trug dazu oft sehr reichlich bei, ohne je damit zu prunken. Vielfach gemißbraucht und mit großem Undank belohnt, übte er dennoch ununterbrochen Werke der Barmherzigkeit, und sein grader Sinn und seine biedere, schlichte Einfachheit empfand um so süßer den Genuß des Wohlthuns, je stiller und unbemerkter es geübt werden konnte. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sorgte er durch ein Testament für diejenigen seiner Familienglieder, die ihm im Leben am nächsten standen; allein er vergaß auch der öffentlichen Anstalten seiner Vaterstadt, sowie der Städte Budissin und Kamenz, und einer Mehrzahl von Freunden und entfernten Verwandten nicht, denen er in vorsorgender Güte über 32,000 Thaler an Legaten aussetzte. Er verheirathete sich zum ersten Male mit der Tochter des vormaligen Schloßapothekers Böhme zu Bautzen, Friederike Beate Lukretia, im J. 1805, die ihm aber nach einer 10jährigen glücklichen Ehe durch den Tod entrissen ward, und schritt sodann im Jahr 1816 zu einem zweiten Ehebündnisse mit der Tochter des vormaligen Bürgermeisters Dr. Starke ebendaselbst, Charlotte Louise, mit welcher er im J. 1841 seine silberne Hochzeit fereudig beging. Beide Ehen blieben kinderlos, doch nahm er im J. 1841 eine Tochter des damals mit Tode abgegangenen Kreis-Steuer-Rath Starke *) an Kindesstatt an und hat ihr dauernd väterliche Liebe gewidmet. Seine Wittwe und Pflegetochter betrauern in ihm ihren Wohlthäter und väterlichen Freund, seine zahlreichen Freunde einen Biedermann, die Armen und Bedrängten einen tröstenden Helfer und seine Mitbürger ein nachahmungswerthes Vorbild in Sitte, Wandel, Pflichttreue und Frömmigkeit.

* 110. Franz Ludwig Melzer,

Stenograph der ersten Kammer zu Berlin;

geb. den 11. Jan. 1817, gest. den 13. Mai 1852.

Sohn eines Strumpfwirkers und Händlers zu Leipzig, verlor M. seinen Vater in früher Jugend, die er in nicht

*) Dessen Biogr. siehe im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 1046.

besonders glänzenden Verhältnissen verlebte. Im J. 1824 trat er in die Rathsfreischule ein und genoß daselbst den Unterricht bis zu seiner im J. 1831 erfolgten Konfirmation. Nach Beendigung der Schulzeit wurde zur Wahl seines künftigen Berufs geschritten, und wäre es auch M.'s Wunsch gewesen, sich geistiger Thätigkeit zu widmen, so widerstrebten doch manchfache Verhältnisse und er wurde zu einem Handwerke bestimmt. M. trat in Leipzig bei einem Glasermeister in die Lehre, bestand dieselbe und wurde zünftiger Handwerksgesell, als welcher er am 15. Juni 1835 nach Handwerksbrauch seine Wanderschaft antrat, auf welcher er sich durch einen Sturz ein körperliches Leiden zuzog. Wenn M. schon früh einen nicht geringen Grad von Wißbegierde zeigte, so steigerte sich derselbe mehr und mehr mit seiner Selbständigkeit und besonders nach der Rückkehr in seine Heimath. Mehr und mehr trat die Ueberzeugung in ihm hervor, daß sein Wirken eine andere Richtung einschlagen müsse und er zu Höherem als rein mechanischen Leistungen fähig sey. In dieser Ueberzeugung vertauschte M. seine bisherige Stellung mit der eines Privatbuchführers, die er aber nach längerer Zeit in Folge eines Engagements in einem kaufmännischen Geschäfte Leipzigs wieder verließ, wo er mit gutem Erfolg und zur Zufriedenheit seines Principals bis zu Anfang des Jahres 1847 arbeitete. Hatte M. schon bisher viel auf nützliche und bildende Bücher gehalten, so geschah dieß jetzt um so mehr; ganz besonders wendete er seine Aufmerksamkeit goethe'schen Schöpfungen zu, ohne jedoch dabei das Studium fremder Sprachen zu vernachlässigen. Eine günstige Gelegenheit hatte M. schon im Jahr 1844 mit dem damals in Leipzig lebenden Stenographen gabelsberger'scher Schule, Dr. Jul. Anders, zusammengeführt, bei welchem er Unterricht in der Stenographie nahm und die Ausbildung in dieser Kunst mit Eifer verfolgte, so daß er durch seinen Fleiß in Studium und praktischer Uebung ein Resultat erzielte, welches der Grundstein seiner spätern Existenz ward. Am 12. August 1845 bestand M. in Dresden die öffentliche Prüfung unter Leitung des Professor Wigard mit gutem Erfolg. Zu Anfang des J. 1847 wurde er von seinem nachmaligen Schwager, Louis Saalfeld, zur Theilnahme an den Vorarbeiten zu dem jetzt erscheinenden deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm herzugezogen, und auch hier bewährte er sich in jeder Beziehung. Nach Beendigung dieser lexikographischen Arbeit trat M. im December 1847 als Komptorist in ein

Bankiergeschäft Leipzigs, das er aber auf Veranlassung der großherzogl. weimar. Regierung im April 1848 wieder verließ. Er bildete bei'm Landtag zu Weimar ein stenographisches Bureau, dessen Leitung ihm übertragen wurde, eröffnete im Auftrage derselben Regierung im Juli 1848 daselbst einen stenographischen Lehrkursus und wirkte bei jedem dortigen Landtage, bis er im J. 1849 an die erste Kammer des preuß. Landtags nach Berlin berufen wurde. Von da ab arbeitete M. in jeder Sitzungsperiode dieses sowie späterer Landtage, desgleichen bei'm Reichstage zu Erfurt und dem westphälischen Provinziallandtag, bei der Aufnahme des waldeck'schen Processes zu Berlin und bei manchen andern Verhandlungen. M. wirkte in seinem Fache mit vieler Anerkennung und seltener Anstrengung, deren nachtheilige Folgen für seine Gesundheit sich auch bald fühlbar machten. Er arbeitete bis wenige Wochen vor seinem Tode, die ihn in Folge einer hinzugetretenen Halsentzündung den Seinen entriß, nachdem er am 24. Okt. 1849 mit Louise Saalfeld aus Leipzig sich vermählt hatte. Dem Sarge M.'s folgten sämmtliche Stenographen, sowie mehere Mitglieder der ersten Kammer zu Berlin. — M. liefert in Berücksichtigung seiner äußern Verhältnisse einen schlagenden Beweis, in wieweit man durch unausgesetzten Fleiß und Ausdauer im Selbststudium den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern vermag. Der gabelsberger Stenographen-Verein zu Leipzig, dessen zeitweiliger Vorsteher und vormaliger Sekretär er war, sowie der gabelsberger Stenographen-Verein zu Berlin, dessen Sekretariat er bis zu seinem Hinscheiden verwaltete, verdanken ihm, im Verein mit Dr. Anders und einigen Kollegen, ihre Begründung. Er war Mitglied der genannten Vereine, so wie des gabelsberger'schen stenographischen Centralvereins zu München. Unter M.'s Nachlaß befindet sich noch das vollendete Manuskript eines stenogr. Lesebuchs zur Vervollkommnung in der Stenographie, dessen Erscheinen für die Jünger Gabelsberger's gewiß nutzenbringend seyn dürfte.

* 111. Christoph Friedrich Härtel,

Advokat und Gerichtsdirektor zu Schneeberg;

geb. d. 23. August 1776, gest. d. 14. Mai 1852.

H.'s Vater, gleiches Namens, war Stadtschreiber, Senator und Bevollmächtigter der damaligen sämmtlichen

kurfürstl. Blaufarbenwerke zu Schneeberg. Auf dem dortigen Gymnasium, das er mit der ersten Censur verließ, erzogen, bezog er die Universität Leipzig, ging von da 1799 mit der ersten Censur ab, arbeitete dann als Accessist im Rathe und Stadtgerichte zu Schneeberg; speciminirte während dieses Accesses pro praxi juridica mit der Censur „gut und tüchtig" und erlangte im J. 1800 die Advokatur für das Kürfürstenthum Sachsen und die inkorporirten Lande. Nach erlangter Advokatur zog er auf specielle Veranlassung des dortigen Kreisamtmanns nach Schwarzenberg; von da auf väterlichen Wunsch nach Schneeberg, seiner Geburtsstadt, 1802 zurück; ward 1813 zum Stadtschreiber der damaligen freien Bergstadt Aue gewählt, verwaltete dieses Amt von Schneeberg aus, dabei die advokatorische Praxis betreibend, bis 1822, und zog in diesem Jahre nach Neustädtel bei Schneeberg, wohin er als Stadtschreiber berufen worden war. Schon nächstes Jahr gab er jedoch dieses Amt auf und zog nach Schneeberg zurück, wo er von 1824 ab bis 1831 als Senator des Rathes fungirte. Schon von 1816 ab bis zu seinem Tode verwaltete er mit die Gerichtsverwalterei des schindler'schen Blaufarbenwerks; von 1823 bis 1833 die Gerichtsschreiberei von Hundshübel; von 1827 bis 1849 die vom Dorfe Zschorlau bei Schneeberg. Während seiner Verwaltung der Stadtschreiberei von Aue und Neustädtl hat er namentlich für die dortigen Klöppelschulen thätig mitgewirkt. 1850 feierte er im Kreise der nächsten Bekannten sein 50jähriges Advokatenjubiläum. Er starb an einem organischen Herzübel. Die advokatorische Praxis des Verstorbenen war eine sehr ausgebreitete; sein Charakter selbst offen, bieder und hat derselbe allgemeine Achtung genossen. Für die Interessen, namentlich seiner Vaterstadt, hatte er noch bis zuletzt die lebhafteste Theilnahme und wirkte für sie nach seinen besten Kräften. Sein häusliches Leben war ein glückliches. Endlich war derselbe musikalisch nicht wenig gebildet. Die über die Verwaltung seiner obrigkeitlichen Stellungen und die Betreibung seiner Praxis ihm auszustellen gewesenen Zeugnisse sind sämmtlich ihn ehrende.

112. Dr. Joseph Hermann Schmidt,

königl. preuß. geh. Medicinalrath, vortragender Rath im Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Ritter des rothen Adlerordens 3. Kl. mit der Schleife, Professor an der Universität, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen ꝛc., zu Berlin;

geb. den 14. Juli 1804, gest. den 15. Mai 1852 *).

Der Verewigte war der Sohn des Medicinalraths Dr. Joseph Schmidt, königl. Kreisphysikus in Paderborn, auch daselbst geboren. Von seinem 10. bis zu seinem 16. Jahre besuchte er das dortige Gymnasium (Theodorianum), auf welchem er sich durch ausgezeichneten Fleiß und die hervorragendsten Talente vor allen seinen Mitschülern stets auszeichnete, wobei sein Vater den regen und empfänglichen Geist des Jünglings neben den Studien des klassischen Alterthums besonders auf die Naturwissenschaften richtete, welchen er auch sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe ergeben blieb. Bei allen seinen strengen Studien blieb die Entwicklung seines Herzens nicht zurück, ja es schien sogar, als sollten jene nur die reiche Einfassung dieses kostbarsten Edelsteins bilden, dessen Glanz frühzeitig stralte und der leider! zu früh für diese Erde erlosch! Es schlug das Herz des Jünglings für alles Schöne und Große, am Innigsten aber lebte er für die Gefühle der edelsten und theuersten Menschenliebe. Im 17. Jahre besuchte er die Universität Göttingen, wo er seine Studien begann und wo er sich besonders durch Blumenbach **) und Langenbeck ***) mächtig angezogen fühlte. Diese und andere Männer waren es, welche einen großen Einfluß auf das gesammte wissenschaftliche Streben des Verstorbenen ausübten und von denen er bis zu seinem Tode mit der größten Liebe und Verehrung sprach. Im Frühjahr 1823 begab er sich nach Heidelberg, wo er namentlich durch Nägele besonders auf die Geburtshilfe geleitet wurde, die seinem liebevollen Herzen am Meisten zusagte. Hier, wo die Arzneikunde zuerst ihren Segen entfalten und unter Gottes Schutze die ersten und schönsten Früchte ernten kann, hier an der Wiege des Menschen und am Herzen der Mutter fand der Verstorbene das ergiebigste Feld für

*) Archiv der Pharmacie, 1852. Juni.
**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 124.
***) — — — 29. — — — — S. 126.

das edle Streben seines Geistes und Herzens, der Kranken und Leidenden sich gerade in den schwersten Stunden anzunehmen. Mit vieler Dankbarkeit erinnerte er sich gern und oft auch seiner Lehrer Tiedemann und Gmelin. Im April 1824 bezog er die Universität Bonn und schloß sich hier besonders dem Professor Walther *) an. Im Mai 1825 begab er sich nach Berlin, wo er unter Rust **), Gräfe ***), Jüngken, Link †) und v. Siebold ††) seine Studien vollendete und am 12. Okt. 1825 zum Doktor der Medicin unter vielfacher Theilnahme promovirt wurde. Seine Dissertation zeigte die Richtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Im J. 1826 beendigte er die medicinische Staatsprüfung und begann nun seine ehrenvolle und segensreiche Laufbahn als praktischer Arzt unter den Augen seines Vaters. Als dieser aber schon im September 1827 vom Schlage getroffen wurde und 4 Wochen später starb, folgte der Sohn demselben im Amte als Kreisphysikus. Noch während der Krankheit seines Vaters wurde Sch., noch nicht 24 Jahr alt, mit einem wichtigen ärztlichen Kommissarium beauftragt. Es war nämlich in der Nachbarschaft seines Wohnortes Paderborn in den sumpfigen Dorfschaften Hovelhoff und Stuckenbrock eine Sommerfieber-Epidemie ausgebrochen, deren ärztliche Untersuchung ihm von der Regierung übertragen wurde und eine schätzenswerthe Monographie: „Ueber das europäische Sommerfieber mit besonderer Bezugnahme auf die Moorgegenden Paderborns. Paderborn 1830." war die Frucht dieses ehrenvollen Auftrages. Bereits im folgenden Jahre erschien eine zweite Schrift: „Zwölf Bücher über Morphologie. Berlin 1831." durch welche er der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannt wurde und welche ihm die ehrenvolle Anerkennung Gabbe's, den Doktorgrad der Philosophie der Universität Halle und die nähere Freundschaft Oken's †††) erwarb. Einen in derselben Zeit an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf an die Universität Zürich lehnte er ab, weil er dem Vaterlande zunächst seine Dienste widmen wollte. Im J. 1832 reiste er nach Magdeburg und Berlin zum nähern Studium der Cholera; denn jede Heimsuchung, durch

---

*) Dessen Biogr. s. im 27. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1042.
**) — — — 18. — — — S. 1306.
***) — — — 18. — — — S. 749.
†) — — — 29. — — — S. 48.
††) — — — 6. — — — S. 342.
†††) — — — 29. — — — S. 627.

welche seine Mitmenschen leidend und unglücklich wurden, erfüllte sein edles Herz mit immer neuer Sehnsucht, zu helfen und zu retten. Aus dem nämlichen menschenfreundlichen Streben ging der Drang seines Innern zur Veröffentlichung seiner ärztlichen Beobachtungen hervor. So legte er seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Cholera in der wackeren Monographie nieder: „Physiologie der Cholera.“ Bei all diesen wissenschaftlichen Bestrebungen und diesen schriftstellerischen Arbeiten widmete er die größte Sorgfalt seiner ärztlichen Praxis und wurde, treu dem Zuge seines liebenden Herzens, besonders der Arzt der Armen. Im J. 1834 wurde er Direktor des Hospitals zu Paderborn, ebenso auch Hebammenlehrer an der kombinirten Hebammenschule für Westphalen. Diesen wichtigen Posten bekleidete er mit dem Reichthum seines Geistes und Herzens, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Fleiße. Ein Beweis dafür ist das von ihm im J. 1837 verfaßte Hebammenbuch, welches mit dem dafür ausgesetzten Preise gekrönt wurde und einen wahren Schatz von Wissenschaft und Humanität enthält. Seit der Ernennung zu Hebammenlehrer und Hospital-Direktor trat er mit dem verstorbenen Oberpräsidenten v. Vinke*) in sehr nahe Beziehungen. Er verehrte diesen Mann außerordentlich und sprach bis zu seinem Tode mit der größten Achtung und Liebe von ihm. In seinen berühmten, zahlreich von allen Ständen besuchten, Vorlesungen an der berliner Universität über Humanitätsanstalten und humane Menschen nannte er stets mit vieler Liebe den Namen „Vinke“, ja er erklärte geradezu, seine Vorlesungen über Humanität seyen nichts Anderes, als eine Lebensbeschreibung des unvergleichlichen Mannes, dessen Größe darin bestand, daß er immer an die Aermsten zuerst dachte, der seine geräuschlosen Schöpfungen immer im tiefsten Fundamente anfing, des unvergeßlichen, nie sterbenden Oberpräsidenten Westphalens, Ludwig Freiherrn von Vinke. Vereint mit ihm zur Gründung und Ausbildung manchfacher Humanitäts-Institute vergrößerte er das paderborner Hospital, gründete das Blinden-Institut daselbst, so wie das Hospital für Unheilbare zu Geseke, ein Leichenhaus u. s. w. Man darf nicht denken, daß Sch. alle diese Werke ohne Mühe und Opfer schuf. Auch er hatte heftige Gegner und mußte rastlos kämpfen und ringen, um die Schöpfungen seines Geistes unr Herzens zu erhalten. Er liebte nicht den

*) Dessen Biogr. siehe im 22. Jahrg. des N. Nekr. S. 785.

Kampf, aber er scheuete ihn auch nicht, sobald er zur Erreichung von etwas Guten nothwendig war. Seine Waffen waren scharf und siegreich, nie verletzend, nie hart und stets offen und edel. Bei Eröffnung des Hospitals für Hilflose in Geseke am 19. November 1841, dieses schwer geborenen Kindes seines edlen Herzens, erschienen: Hundert Aphorismen über humanes Leben, welche ein treues Bild seines reichen und schönen Geistes und Herzens, einen unendlich wohlthuenden und erhebenden Blick in sein tiefstes Innere thun lassen. Von jetzt an, gedrängt von dem Streben nach heilsamer Reorganisation der Medicinalverfassung Preußens, ist er vorzugsweise auf diesem Gebiete thätig. Bereits früher war sein Streben höhern Orts anerkannt und geehrt worden. Im Jahr 1839 wurde er königl. Sanitätsrath und 1840 Ritter des rothen Adlerordens. Im J. 1842 erschien seine: Unität in der Medicin, und 1843 seine: Sonderung im Medicinal-Departement. Gegen Ende dieses letzten Jahres erfolgte seine Berufung nach Berlin durch den Minister Eichhorn, wo sich ihm ein noch größeres Feld für seine ausgezeichnete Thätigkeit darbot. Als Direktor der geburtshilflichen Klinik und als Lehrer der Hebammen stand er gerade mit seinem Lieblingszweige in der Medicin in unmittelbarsten Verbindung und widmete ihm seine edelsten Kräfte. Die Aphorismen über die Geburt des Menschen, 1844, in denen er in meisterhafter Auffassung der Lebensbedeutung des Menschen die ganze Tiefe und Lieblichkeit seines Herzens und den Reichthum seines Geistes erkennen läßt, sowie das kleine Hebammenbuch, 1847, welches wegen seiner Vortrefflichkeit bereits in 6 Sprachen übersetzt ist, geben Zeugniß von dem Talente und von dem Fleiße, wodurch der Verstorbene sich in seiner wichtigen Stellung auszeichnete. Als Professor an der Universität hielt er seine berühmten Vorlesungen über Humanitätsanstalten, in denen er durch seinen geistreichen Humor ebenso, wie durch seine tiefe und seelenvolle Darstellung der erhabensten Wahrheiten des humanen Lebens Tausende von Zuhörern aus allen Ständen an seine Lippen zu fesseln verstand. Von der Sehnsucht durchdrungen, wahre Humanität überall hin zu verbreiten, begnügte er sich nicht mit den Universitätsvorlesungen, sondern er trat auch vor das größere Publikum. Sein mit dem größten Beifall aufgenommener Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin: „Ueber barmherzige Schwestern", ist im Drucke erschienen als ein „Scherflein gegen den Schmerz"

(der Armuth), das er in den weiten Opferkasten der Barmherzigkeit wirft. In der Einleitung zu diesem Vortrag sprach er das schöne, ihn in seiner erhabenen Auffassung seiner Wissenschaft sehr bezeichnende Wort: „Die Akademie der Medicin liegt nicht hinter der berühmten Normaluhr der Residenz, sondern in den Hütten der Armen." Doch nicht bloß auf dem Gebiete der Medicin vertrat und vertheidigte er die Humanität, er suchte, fand und zeigte sie in ihrer Schönheit überall. Davon geben die „Hundert Aphorismen über Staat, Kirche und Schule" Zeugniß, welche 1848 ohne seinen Namen erschienen und Anfangs Radowitz zugeschrieben wurden. Mit der größten Offenheit und Entschiedenheit sprach er seine eben so humanen, wie gerechten Grundsätze aus und verlangte ihre Durchführung ganz besonders im Medicinal-Departement. Ein Zeugniß dafür giebt das von ihm verfaßte „Gutachten der wissenschaftlichen Deputation" über Anstellungen und Beförderungen im Medicinal-Departement, 1851. Zu demselben Zwecke benutzte er seinen Einfluß als vortragender Rath im Ministerium. Belege dafür enthält seine „Reform der Medicinalverfassung Preußens", 1848, mit dem bezeichnenden Motto: „Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappen reißt doch wieder und der Riß wird ärger." Seine in diesem Werke abgegebenen Gutachten, seine Urtheile, seine Meinungen und Ansichten tragen sämmtlich das Gepräge einer mit Offenheit und Entschiedenheit ausgesprochenen und vertheidigten ächten Humanität, die ihm die Herzen gewinnen mußte. Nur Schade, daß diese ausgezeichneten Vorschläge, auf welche die Mediciner und die Pharmaceuten stolz seyn konnten, nicht zur Ausführung gekommen sind und vielleicht nie dazu kommen werden; denn mit dem Austritte des Ministers Ladenberg aus dem Ministerium, welcher ganz diese Vorschläge billigte, ist jede Hoffnung dazu verschwunden. So war er auch in Paderborn der Erste, welcher das Princip der Oeffentlichkeit in die Hospitalverwaltung brachte und hierdurch außerordentliche Erfolge für die seiner Fürsorge anvertrauten Anstalten erzielte. Die Verhandlungen über die Reorganisation des Medicinalwesens und viele Zeitschriften enthalten die schönsten Beweise seines edlen Strebens. Ganz besonders flammte Geist und Herz bei ihm auf, wenn er über die Armenkrankenpflege sprach oder schrieb. Er kämpfte viel für die Anstellung von Distriktsarmenärzten und die Errichtung von Kreishospitälern und zeigte, wie der Staat

die Sorge für die armen Kranken als erste Pflicht in die Hand nehmen und durchaus nicht blos der Privatwohlthätigkeit überlassen müsse. Noch sein letztes Schriftchen, welches wenige Tage vor seinem Tode als Manuskript in nur wenig Exemplaren im Drucke erschien, spricht seine Ansichten über Privatwohlthätigkeit und über die Verpflichtung der Regierung bei Gelegenheit des Nothstandes in den Niederungen des Kreises Paderborn in der eben bezeichneten Weise sehr entschieden aus. Dieses Schriftchen, auf dem er sich mit Liebe unterschreibt als Dr. Schmidt, vormals Kreisphysikus und Armenarzt in Paderborn, und dem er das Motto vorsetzt: Unser täglich Brot gieb uns heute! ist gleichsam sein Vermächtniß für die Armen, nachdem er seine edle Seele aushauchte. Er hatte den Scheidegruß: Kinder, wenn es euch gut gehet, so gebet den Armen! den ihm die fromme Mutter brachte, wohl verstanden und beherzigt. Er gab selbst hin, was er besaß, Geld, Talent, Fleiß und Mühe und benutzte allen seinen Einfluß, um auch Andere geben zu lassen. Die Niederungen des paderborner Kreises, die Dörfer Hörelhoff und Stuckenbrock, in denen „die spinnenden Hände" das Brot bringen mußten — der Sumpfboden brachte Torf und — Fieber; diese Gegenden der Armen und Kranken waren der erste Gegenstand der liebenden Sorgfalt des Verstorbenen, — sie sollten auch der letzte seyn. Er schloß sein Schriftchen am 10. März und starb am 15. Mai. Er hatte sein Geschick, sein Leben mit den Armen und Kranken getheilt; er verdankte diesen Armen und Kranken, wie er in schöner Demuth lehrt, seine hohe Laufbahn, seine Zufriedenheit und sein Glück, so daß er noch kurze Zeit vor seinem Ende sagen konnte: „Es geht mir gut — sehr gut, Gottlob!" Gott wollte ihn auch im Tode den Armen gleich werden und ihm so eine eigene und rührende Verklärung zu Theil werden lassen. Jahre lang kränklich und leidend, oft in Todesgefahr, fuhr er am 15. Mai Nachmittag mit seiner Frau und seinem jüngsten Kinde in einer Droschke vor das brandenburger Thor, um etwas frische Luft zu schöpfen. Er fühlte sich wohler als sonst, sprach von dem Besuche der Kirche am bevorstehenden Christi Himmelfahrtstage, läßt einige Minuten die Droschke halten, bekommt einen Blutsturz, steigt aus, sinkt auf der Landstraße in die Knie und stirbt in den Armen seiner Frau. Derjenige, welcher den armen Kranken so viele Betten bereitet und errichtet, entbehrte selbst eines Sterbebettes; der so viel für den geistigen Trost und die leib-

liche Pflege der Armen gesprochen, geschrieben und gewirkt, er selbst sollte im Augenblick seines Todes dieses Trostes und dieser Pflege entbehren; — der so vielen Armen geholfen und wiederholt seine Kleidung vom Leibe gegeben hatte, um Nothleidende zu bekleiden, — er mußte durch den Mund seiner Frau eine vorüberfahrende Droschke um das Almosen des Heimfahrens von der Todesstätte in seine Wohnung anflehen. Das ist Armuth in all' ihrer Verlassenheit, in all' ihrem Schmerze! Darin finden wir aber eine rührend schöne Verklärung des edlen Wirkens des Verstorbenen. Im J. 1850 feierte er in aller Stille, aber durch Empfang des heiligen Abendmahls zugleich mit seiner Familie sein 25jähriges Doktorjubiläum. Ein entschiedener Feind des Unglaubens, läßt er seine ächt christlichen Gesinnungen, seine Glaubensinnigkeit durch alle seine Schriften hindurchleuchten, so daß uns der frische Hauch des christlichen Geistes überall aus seinen Werken, oft ganz unerwartet, entgegenweht. Sein ganzes Bestreben ging dahin, das Christenthum zu beweisen, nicht durch Bekenntnißstreit und nur in äußeren Geberden, sondern in seinem Geist und seiner Wahrheit, nämlich durch Leben und That! — „Mein Christenthum," sprach er schön, „sagt mir, daß nicht der mein Nächster ist, der mir am nächsten wohnt, sondern derjenige, welcher meine Hilfe am nöthigsten fand". Einer seiner Hauptgrundsätze war: nur der Kranke ist arm. Eine wohlgeregelte Armenkrankenpflege ist die radikalste Heilung des Proletariats. Durch Rettung eines Familienvaters werden oft 5—10 Waisen verhütet. Dem arbeitsfähigen Bummler mag man den Mund der Kanonen zeigen, dem kranken Familienvater muß man Hilfe bringen. Auch der kranke Bösewicht muß Hilfe bekommen, damit er sich bessere. In ächt christlicher Auffassung nannte er den Tod die eigentliche Geburtsstunde des Menschen. Der Verstorbene war ein wahrer Mensch, — ein Mensch, wie er ihn selbst bezeichnet; wenn er spricht: Wer sich Demjenigen unterwirft, der über ihm steht, und sich Desjenigen erbarmt, der unter ihm steht, ist Mensch im engern und höhern Sinne des Worts! — Gehorsam nach Oben und Barmherzigkeit nach Unten waren ihm die beiden Principe, welche die Humanität ausmachen.

* 113. Friedrich Stahl,

königl. Hofmusikus und dirigirendes Mitglied der königl. Hofkapelle zu München;

geb. den 28. Okt. 1795, gest. den 15. Mai 1852.

St. war zu Untereisenheim bei Würzburg geboren. Schon in seinem zartesten Knabenalter fühlte er sich zur Musik hingezogen; wo er ein musikalisches Instrument zu Gesichte bekam, das mußte in die Hand genommen werden und er befriedigte sich nicht eher, als bis er etwas Gereimtes daraus hervorbringen konnte. Besondere Vorliebe hegte er für die Violine; ohne viel Anleitung darin bekommen zu haben, erregte er durch sein Spiel als Knabe von sechs Jahren die Aufmerksamkeit Aller. Späterhin kam er nach Würzburg, wo ihn Professor Fröhlich zu hören bekam; Fröhlich erkannte in ihm das Talent, nahm ihn auf in sein musikalisches Institut, worin er bald solche Fortschritte machte, daß er immerdar als Muster aufgestellt wurde. Aus dem Lernenden wurde bald selbst ein Lehrer, und so übertrug ihm Professor Fröhlich, dem er mit unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit ergeben war, eine Lehrerstelle in seinem musikalischen Institute. Auch fand sein Talent Aufmunterung durch eine jährliche Unterstützung von dem dort verweilenden Großherzog von Toskana, dessen Gönnerschaft er sich durch sein Konzertspiel erwarb. Im J. 1816 kam Musikdirektor Fränzl aus München nach Würzburg, lernte Stahl kennen, berief ihn bald darauf nach München, wo er im Hoforchester als Hofviolinist aufgenommen, ein Jahr später aber zum Hofmusikus ernannt wurde. Im J. 1826 erhielt er die Stelle eines dirigirenden Mitgliedes der königl. Hofkapelle, welche er bis zu seinem Tode mit ruhmwürdigem Diensteifer bekleidet hat. In ihm verlor die Welt einen Künstler (sowohl in Handhabung seines Instrumentes, als auch durch Kompositionen für dasselbe), so daß dessen Ruf sich troß seiner Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit Geltung zu verschaffen wußte. Als Mensch herrscht über ihn nur Eine Stimme, welche ihm zuerkennt, daß es nicht leicht einen dienstbeflisseneren, seinen Vorgesetzten ergebeneren und gegen Jeden liebevolleren Mann mehr geben wird; mit vollem Rechte gebührt ihm der Ausspruch: Er war ein Ehrenmann.

* 114. Eduard (Karl Wilhelm Christian),

Prinz von Sachsen-Altenburg,

Generallieutenant in königl. bayer. Diensten zu München;

geb. den 3. Juli 1804, gest. den 16. Mai 1852.

Prinz Eduard war der jüngste Sohn des Herzogs Friedrich IV. von Sachsen-Hildburghausen und dessen Gemahlin, Charlotte, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Eine sehr sorgfältige Erziehung brachte die vortrefflichen Anlagen seines Geistes und Herzens zur mähligen Reife. Insbesondere gedachte der Prinz dankbarst seines Aufenthaltes zu Hofwyl unter Fellenberg's *) Leitung. Sofort nach seinem Austritte aus dieser Anstalt trat Prinz Eduard, nach fast allgemeiner Sitte nachgeborner Prinzen für den Kriegsdienst bestimmt, als Unterlieutenant in bayer'sche Dienste, rückte schnell auf und wurde im J. 1832 bestimmt, den Prinzen Otto auf dessen Königszuge nach Griechenland zu begleiten. Bis dahin Oberst des leichten Reiterregimentes Fürst Thurn und Taxis, erhielt er das Kommando einer Abtheilung dieser Waffe. Nach Otto's Thronbesteigung (5. Febr. 1833) wurde er zum Gouverneur von Nauplia ernannt, kehrte jedoch bald zurück und stieg allmählig bis zur Würde eines königl. bayer. Generallieutenants empor. Im J. 1848 betraute ihn der König mit dem wichtigen Posten eines Gouverneurs der Hauptstadt München. Nach der, in Folge der allgemeinen Bewegung, welche in München mit den Tumulten über die durch königliche Gunstbezeugungen zur Gräfin Landsfeld erhobenen spanischen Tänzerin, Lola Montez, eingeleitet worden war, erfolgten Umgestaltung der Armee, erhielt Prinz Eduard den Oberbefehl über die vierte Division der Reiterei. Außer den inneren Verwickelungen, welche damals alle deutschen Staaten erfuhren, hatten auch die kriegerischen Unternehmungen der deutschen mit Dänemark vereinigten Herzogthümer gegen diese Macht, unterstützt von Preußen und Hannover, begonnen und auch andere deutsche Staaten wurden auf diesen Schauplatz gerufen. Der König von Bayern übertrug dem Prinzen Eduard den Oberbefehl über eine bayer'sche Heeresabtheilung, zu welcher auch kurfürstlich hessische und herzogl. sächsische Truppen gehörten. Wir können hier die Kriegsthaten der Verbündeten auf ihrem nördlichen Schau-

*) Dessen Biogr. s. im 22. Jahrg. des N. Nekr. S. 746.

platze, welche der besonderen Geschichte jenes Feldzuges angehören, nicht verfolgen. Der Prinz gab überall die sprechendsten Beweise von Muth und zeichnete sich besonders bei Erstürmung der düppeler Schanzen (13. April 1849) aus. Ueberhaupt schienen diese Kriegsmühsale den günstigsten Einfluß auf seine Gesundheit gehabt zu haben. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Befehlshaber der ersten Heeresabtheilung ernannt. Schon im J. 1835 hatte er sich mit der Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, Amalie Antoinette Karoline, vermählt. Zwei Söhne aus dieser Ehe starben frühzeitig am Scharlach, zwei Töchter überlebten den Vater. Nachdem ihm auch die Gemahlin am 14. Jan. 1841 durch den Tod entrissen worden war, vermählte er sich zum zweiten Male (8. März 1842) mit der Tochter des verewigten Fürsten von Reuß-Greiz, Heinrich XIX., Louise Karoline, welche ihm zwei Kinder, Albert Heinrich und Maria Gasparine Amalie, gebar. — Während seines Aufenthaltes in Griechenland war der Prinz mit dem Pferde gestürzt. Seit der Zeit wankte seine Gesundheit. Es war ein Rückenmarkleiden, des seinen Angehörigen die größten Besorgnisse verursachte; schon glaubte man, es endlich doch beseitigen zu können, als es die schlimmste Wendung nahm. Am 13. Januar 1852 mußte er sich zu Bett legen, von dem er nicht wieder aufstand. Eine mit jenem Rückenmarkleiden noch verbundene, von den Aerzten verkannte Rippenfellentzündung führte eine Brustwassersucht herbei, welche weder der geschicktesten Behandlung, noch der treuesten, sorglichsten Pflege wich. Die innige Theilnahme Seitens seiner vortrefflichen Gemahlin, seiner Schwester, der Königin Therese, aller seiner Familienglieder, seiner zahlreichen Freunde und Waffenbrüder gewährte ihm in seinen schweren Leiden Trost und Erleichterung. So oft der Schmerz ihm nur einigermaaßen gestattete, freier aufzuathmen, zeigte sich auch bei ihm die natürliche liebenswürdige Heiterkeit seines Geistes. Er selbst sprach den Seinigen Muth zu und stärkte sie durch seine Ergebung in das Unvermeidliche. Nach seinem Tode wurde die fürstliche Hülle in Marburg feierlich ausgestellt; sodann zur Beisetzung Mittels der Eisenbahn nach Altenburg gebracht. Der Prinz besaß einen wahrhaft edlen Charakter, ein Herz voll Liebe zu den Seinigen, eine Seele voll Hingebung an seine Kameraden aller Grade, ein ächt gläubiges Gemüth. Weniger schmückten ihn die zahlreichen Orden, die er empfangen hatte, als daß er ihnen vielmehr Glanz und Bedeutung verlieh. B. Hain.

* 115. Philipp Jakob Wilckens,

großherzogl. baden'scher Geheimer Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Mosbach bei Heidelberg;

geb. den 21. Nov. 1773, gest. den 17. Mai 1852.

W. wurde in Strümpfelbrunn, einem Dorfe am Fuße des Katzenbuckels (höchster Punkt des baden'schen Odenwaldes und des Odenwaldes überhaupt), geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Einige Jahre nachher kam dieser in der nämlichen Eigenschaft nach Reichen bei Sinsheim, ebenfalls im Baden'schen. Nachdem W. auf dem Rektorate des nahen Eppingen die nöthige Vorbildung erhalten hatte, bezog er das Gymnasium in Heidelberg, wo er im Frühjahr 1791 absolvirte und dann an der dortigen Universität sich dem Studium der Theologie widmete. Schon auf dem Gymnasium hatte der heranreifende Jüngling sich durch seinen Fleiß und seine Leistungen ausgezeichnet und bei einem Todesfalle des Hauptlehrers seiner Klasse sogar längere Zeit den Unterricht seiner Mitschüler geleitet. Auf dem Wege denkenden Studiums ging W. als Student weiter fort. Von Heidelberg wendete er sich nach Utrecht und schloß dort nach zwei Jahren seine akademische Laufbahn. Nach rühmlich bestandener Staatsprüfung übernahm W. im J. 1795 eine Hofmeisterstelle bei einer adeligen Familie in Mannheim bis 1797, trat dann in die Verwaltung der Pfarrei Leimen bei Heidelberg und widmete sich hierauf nochmals dem Unterrichte und der Erziehung, indem er (von 1798 bis 1801) Hauslehrer bei einer angesehenen Kaufmannsfamilie wurde, die im Sommer in Ahl im Lahnthale und im Winter in Koblenz verweilte. Dieser Aufenthalt war in mehr als einer Beziehung von großem Einflusse auf seine geistige Entwickelung und auf sein ganzes Leben. Insbesondere wurde daselbst das ihm angeborne Dichtertalent geweckt und sein Geist lebhaft erregt durch den vielfachen und innigen Verkehr mit andern geistvollen jungen Männern, wie namentlich mit dem späteren Superintendenten und Dichter Heilmann in Krefeld und dem nachmaligen Kirchenrathe Kleinschmidt in Heidelberg. 1802 kehrte W. wieder in den Dienst der Kirche zurück und trat anfänglich als Vikar in Eberbach, dann als Pfarrverweser daselbst, sowie in gleicher Eigenschaft in Lohrbach in Wirksamkeit, bis ihm 1805 die reformirte Pfarrei Groß-Eicholzheim übertragen ward, wo er sich 1807 mit Klara, der Tochter des Pfarrers Frisch in

Haag, verehelichte. Glückliche Jahre des Familienlebens gingen ihm hier aus dieser Verbindung hervor. Seine Ehe ward mit 8 Kindern gesegnet, und dabei ward er von seiner Gemeinde wie ein Vater geehrt und geliebt. Aber nicht allein seiner Gemeinde war seine rüstige Thätigkeit gewidmet, auch um seine Diöcese, sowie um die gesammte evangelische Landeskirche erwarb er sich hier schon bleibende Verdienste. Als nämlich, die letztere anbelangend, 1819 die evangelische Geistlichkeit des baden'schen Unterlandes beschlossen hatte, eine Denkschrift, die damalige drückende Steuerbelastung der Pfarr- und Schulbesoldungen betreffend, zur Milderung der Last bei den höchsten Behörden einzureichen, wurde ihm der Auftrag, diese Denkschrift abzufassen, welche auch zur Erzielung eines für die Bittsteller günstigen Ergebnisses beitrug. — Schon mehere Jahre vor der Vereinigung der lutherischen und reformirten Konfession in seinem engern Vaterlande, war W. sehr thätig für die Vorbereitung der Union, Theils durch Abfassung gediegener schriftlicher Vorarbeiten, Theils als Diöcesenabgeordneter bei den vorbereitenden Konferenzen. Bei dieser Gelegenheit lernte man den Werth des Mannes auch in weiteren Kreisen kennen, und eine Folge war davon, daß er 1821 von der reformirten Landesgeistlichkeit als Abgeordneter zu der nach Karlsruhe berufenen Generalsynode gewählt wurde, die dann auch die Vereinigung der beiden bis dahin getrennt gewesenen Landeskirchen bewirkte. W. trat damals in freundschaftliche Verhältnisse zu Hebel*), Ewald und Sander**), die noch in späterer Zeit von beiden Seiten unterhalten wurde. — Auch unter den widrigen und kleinlichen Verhältnissen, die eine auf Naturalbezüge angewiesene Landpfarrei mit sich führte, blieb doch W.'s Geist stets auf das Hohe und Höchste gerichtet und beschäftigte sich derselbe auch auf dem stillen, abgelegenen Pfarrdorfe mit den wichtigsten Fragen und Problemen des menschlichen Lebens. 1831 wurde W. Stadtpfarrer, Dekan und Bezirksschulvisitator in Mosbach, um in einem größeren Wirkungskreise, aber mit gleicher Thätigkeit und gleich günstigem Erfolge, seine amtlichen Pflichten zu üben. Dabei erhielt er manchen freundlichen Beweis, daß man nach den verschiedensten Seiten hin dieses anerkannte. So ward ihm von seinem Fürsten im J. 1838 der Titel eines Kirchenrathes verliehen; 1843

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. d. N. Nekr. S. 520.
**) — — — — — 2. — — — — S. 185.

ward er zum zweiten Male von den Geistlichen der Diöcesen Mosbach und Adelsheim als Abgeordneter zur Generalsynode gewählt, an deren Verhandlungen er, obgleich bereits in das Greisenalter eingetreten, dennoch den lebhaftesten Antheil nahm; und im Jahr 1845, gelegentlich der Feier seines Dienstjubelfestes, bekam er — eine seltene Auszeichnung in Baden — den Titel eines Geheimen Kirchenrathes. Inzwischen hatten den Gealterten auch schwere Schläge des Schicksals getroffen. 1844 war ihm seine treue Lebensgenossin, 1849 eine geliebte Tochter durch den Tod entrissen worden. Diese herben Verluste und die zunehmenden Beschwerden des Alters, insbesondere auch die politischen Wirren und die immer mehr um sich greifenden religiösen Parteiungen im Vaterlande und in der eigenen Gemeinde, wobei selbst persönliche, durchaus unverdiente Anfeindungen durch Einzelne gegen ihn nicht ausblieben, brachten mehr und mehr bei W. den schon seit seiner Jubiläumfeier gehegten Vorsatz zur Reife, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und seine letzten Jahre in stiller Ruhe zu verbringen. Nach 55jähriger treuer und redlicher Berufsthätigkeit kam er um seine Pensionirung ein, die ihm auch bewilligt ward. Seit dem Frühjahr 1850 hatte W. in der Familie eines seiner Söhne (zu Neckarburken bei Mosbach) sich einen ländlichen Aufenthalt gewählt und in gewohnter Thätigkeit seines Geistes sich literarischen Arbeiten zugewendet, bis er gegen die Mitte des Monats März 1852 von einem Blasenleiden befallen wurde, dem er am oben genannten Tage unterlag. Auf dem Kirchhofe in Neckarburken wurde seine Leiche an der Stätte beigesetzt, die er sich selbst zu seinem Ruheplatz gewählt hatte. — W. war ein Geistlicher aus der alten rationalen Schule und blieb dieser Richtung bis an das Ende seines Lebens zugethan. Sein theologisches System stützte sich einestheils auf den reinen, von aller Scholastik und Mystik gesäuberten Grund der heiligen Schrift und lehnte sich andern Theils an die fichte'sche Philosophie an. Sein Grundgedanke war der einer sittlichen Weltordnung und das ganze Leben sah er mehr oder weniger als eine Erziehungsanstalt für diese moralische Weltordnung an, in deren Realisirung er die letzte und ideale Aufgabe des Christenthums überhaupt und der christlichen Theologie insbesondere erblickte. Entschiedener und unermüdlicher Gegner der katholischen wie der protestantischen Jesuiten und frömmelnden Worthelden, schleuderte er in Wort und Schrift gegen sie seine Sarkasmen,

wofür er freilich von ihnen keinen Dank erntete. Ebenso entschieden und konsequent gegen alle einseitigen religiösen und kirchlichen Bestrebungen eifernd, sowohl extrem-pietistische und sektirerisch-orthodoxe in der evangelischen, als auch ultramontane in der katholischen Kirche, — war er aber nicht weniger einem dürren, bloßen Verstands-Rationalismus oder gar dem destruktiven modernen pseudophilosophischen Atheismus abhold. Er war hochbegeistert für die Idee einer großartigen höheren Union der evangelischen und katholischen Kirche. Als Vorbereitung hierzu erschien ihm ein zu findender zeitgemäßer ästhetisch-liturgischer Gottesdienst. Freudig begrüßte er daher auch den Deutsch-Katholismus bei seinem ersten Auftreten, obgleich ihm auch bald dessen Abwege vom Ziel klar wurden. Neben seinen vielen Amtsgeschäften unermüdlich thätig, war es namentlich Bedürfniß für W., in gebundener und ungebundener Schreibart Erfahrungen, Einfälle, Erwägungen vestzuhalten. Schade, daß ihm dabei die kunstgerechtere Ausbildung fehlte. Demungeachtet würde aus den vielen Bänden seines literarischen Nachlasses, welcher die Zeit von 1789 bis zu seinem Tode umfaßt, mit etwas Feile, sich eine recht werthvolle Sammlung, namentlich poetischer Produktionen, schaffen lassen. In Druck gab W. nur den 1829 erschienenen „Versuch eines Planes zu einer umfänglichen Versorgung der Armen im Großherzogthum Baden, ein Dorfprotokoll, veranlaßt durch die Feier des Säkularfestes zum Andenken an Karl Friedrich von Baden."

116. Joh. Evangel. Ignaz Schlager,

jubilirter Magistratssekretär zu Wien;

geb. den 4. Febr. 1780, gest. den 18. Mai 1852 *).

Sch. war zu Wien geboren. Die günstigen Vermögensverhältnisse seines Vaters gestatteten es, der Erziehung und Ausbildung des mit glücklichen, natürlichen Anlagen ausgerüsteten Jünglings eine größere Sorgfalt zu widmen. Sofort legte dieser in den Jahren 1802 bis 1805 an der wiener Hochschule die juridisch-politischen Studien mit bestem Erfolge zurück. Im J. 1805, bei der Annäherung der französischen Truppen, trat er mit entschlossener Vaterlandsliebe freiwillig in die Reihen des bürgerlichen

*) Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeit. 1852. Nr. 26.

Scharfschützenkorps. Im folgenden Jahre begann er seine dienstliche Laufbahn als Konceptsbeamteter des wiener Magistrates und fand in dieser Stellung kurz darauf Gelegenheit, seine zu jedem Opfer bereite Vaterlandsliebe abermals mit glänzendem Erfolge zu bethätigen. Im J. 1815 wurde er zum Sekretär des wiener Magistrates befördert und ihm, nach vorausgegangener strenger Prüfung, im J. 1826 die Befähigung zur Ausübung des Richteramtes über schwere Polizeiübertretungen zuerkannt. Im dienstlichen Verkehr hatte er die, noch so äußerst kärglich ausgebeuteten, historischen Schätze des Magistrats-Archivs und insbesondere jenen reichen Quellenstoff kennen gelernt, welcher in den Stadtbüchern und Stadtrechnungen bis dahin fast gänzlich verborgen lag. Dem Beispiele eines, in der vaterländischen Geschichtsliteratur fortan mit verdienter Achtung genannten Amtsvorfahren, des (1774 verstorbenen) Magistrats-Sekretärs und gründlichen Historikers, Lambacher, folgend, fand er in sich Drang und Befähigung, forschenden Blickes in diese gewinnreichen Schachte der Vergangenheit einzudringen. Hierbei fand er die wirksamste Förderung in der ausgebreiteten Literaturkenntniß seines Freundes Franz Lechner, damals Direktor der wiener Universitätsbibliothek († 2. Mai 1851), dann, insbesondere für die alte wiener Topographie; in dem Sammelfleiße seines Vetters, Ignaz di Pauli von Enzenbühl, welcher mit langjährigem Eifer und erheblichen Kosten Alles aufzusammeln bemüht war, was auf Wien bezüglich an älteren Plänen, Ansichten, Abbildungen von Gebäuden und Denkmalen, Sittenbildern u. s. w. nur immer aufzufinden war, wodurch endlich eine in ihrer Art einzige Sammlung entstanden war, welche nicht nur ausgezeichnete Seltenheiten und in großer Anzahl höchst lehrreiche Stücke, sondern in gut ausgeführten Handzeichnungen die treuen Abbilder nun bereits gänzlich verschwundener alter Gebäude und anderer Denkmale, somit unschätzbare Unica umfaßte*). Durch immer eindringlichere Studien gerüstet

---

*) Der am 5. Dec. 1848 im 64. Lebensjahre zu Wien verstorbene jubilirte Kassirer der k. k. Universal-Staats- und Banko-Schuldenkasse, J. di Pauli, hatte diese Sammlung testamentarisch der k. k. Hofbibliothek als Eigen zugesichert, seinem Vetter Schlager aber für die Lebensdauer den Nutzgenuß vorbehalten. Nunmehr, nach dem Ableben des Letzteren, ist die Sammlung in das volle Eigenthum der k. k. Hofbibliothek übergegangen, welche dadurch eine wichtige Bereicherung erhielt, die den wissenschaftlichen Fachmännern für jetzt immerdar zur Benutzung steht. Welcher Gewinn durch diese Vererbung an ein bleibendes Institut! —

und mit ganzer Neigung die Forschungen verfolgend, wollte er endlich die Ergebnisse der letzteren den Freunden der vaterländischen Geschichte nicht länger mehr vorenthalten. Leider! hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften damals noch nicht bestanden. Gründliche, mit dem nöthigen Quellen-Apparate ausgerüstete, historische Arbeiten fanden aber zu jener Zeit so kärglichen Absatz, daß auch nur auf die Deckung der Druckkosten nicht zu rechnen war. Sch.'s Verhältnisse gestatteten es, sich von den demüthigenden, endlich doch fruchtlosen Versuchen des Herumbettelns um einen Verleger frei zu halten und die Kosten der Herausgabe aus Eigenem zu bestreiten. Mit freudiger Ueberraschung empfingen die gebildeten Geschichtsfreunde das im J. 1835 zum Drucke gelangte I. Bändchen seiner „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter," welche von einem bis dahin in der schriftstellerischen Welt völlig unbekannten Manne eine Reihe höchst anziehender, wichtiger und lebensfrischer Nachweisungen für die Sittengeschichte und alte Topographie Wiens aus bis dahin durchaus unbekannten Quellen brachten. Schon im nächsten Jahre erschien der zweite Band der „Wiener Skizzen," in den Jahren 1839, 1842 und 1846 die drei letzten Bände, sämmtlich auf Kosten des Verfassers herausgegeben, der seine Mühen und die für einen einzelnen Privatmann nicht unerheblichen Geldopfer gern der Wissenschaft und Vaterlandsliebe darbrachte. Durch diese „Wiener Skizzen," durch die 1844 erschienenen „Alterthümlichen Ueberlieferungen von Wien," deren Abfassung sich zugleich dem Zwecke einer Vertheilung des Büchleins als Prämie für die reifere Jugend fügte, so wie durch die übrigen von Sch. im Wege der wiener Zeitung veröffentlichten kleineren historischen Aufsätze (der Almanach der kais. Akad. d. Wissensch. für 1852, S. 249—250 enthält das Verzeichniß derselben), in welchen so manche köstliche Perle gerettet ist, welche sonst für immer verloren gewesen wäre, hat aber namentlich die Geschichte der herrlichen, bereits welthistorisch berühmten Reichshauptstadt Wien so vielseitige, belangreiche und grundhältige Aufhellungen erlangt, daß Sch.'s Leistungen in der Literatur der wiener Geschichte unzweifelhaft für immer einen Hauptabschnitt bezeichnen werden. Bis auf die Jetztzeit sondern sich selbe durch die Leistungen

---

welcher Verlust, wenn diese lehrreiche Kollektion nach dem Tode ihres Gründers wieder zersplittert worden wäre, wohl gar — den Kanal überschifft hätte! Möchte dieses Beispiel doch Nachahmung finden!

eines Wolfgang Lez (1544), und nebst dem Pauliner Math. Fuhrmann (1734—1770), des gelehrten Jesuiten Leopold Fischer (1764—1771), eines Hormayr*) (1823—1826) und Schlager (1835—1846). Was inmitten liegt, ist Theils unbedeutend, Theils nur in einzelne Partien neues Licht bringend und fußt, je nach der Zeit, zumeist nur auf einem der genannten Vorgänger. Sch. war im Verlaufe des Erscheinens seiner „Wiener Skizzen" mit den ausgezeichnetsten vaterländischen Vertretern der Geschichtswissenschaften bekannt, zum Theil auch befreundet worden und so Mancher derselben ist ihm für die gefällige Bereitwilligkeit, die einzelnen Forschungen mit neuen Daten zu bereichern, zu warmem Danke verpflichtet geworden. So finden wir den Ausdruck dankender Anerkennung in Hammer-Purgstall's Khlesl., in Bergmann's Medaillenwerk, in Feil's historischen Monographien u. s. w. ausgesprochen. Wiewohl ihn im J. 1841 die, ohne nachweisbaren Anlaß plötzlich eingetretene gänzliche Erblindung auf einem Auge um so schwerer getroffen hatte, als eben Forschungen seiner Wahl mehr als andere ungeschwächte Sehkraft bedingen, so setzte er doch nach kurzer Unterbrechung, unterstützt von einem im literarischen Verkehr ihm innig befreundet gewordenen jüngeren Forscher mit ungekühlter Neigung und unermüdetem Eifer seine Arbeiten rüstig fort. Wie er schon früher zu Gunsten derselben auf jeden Anspruch zu weiterer dienstlicher Beförderung verzichtet hatte, so suchte er nun, bei erreichtem 40. Dienstjahre die Versetzung in den bleibenden Ruhestand nach, welche ihm denn auch vom 1. Nov. 1846 an bewilligt wurde. Seine literarische Thätigkeit war damals zunächst der emsigen Aufsammlung aller nur immer erreichbaren Daten zur Gewinnung des Lebensabrisses eines der größten aus dem Volke hervorgegangenen österreich'schen Künstlers, — des ausgezeichneten Bildners Raphael Donner — zugewendet, dessen herrliche Metallgruppen am Brunnen auf dem neuen Markt die Wiener täglich bewundern können. Ergiebig war die Ausbeute seines Sammelfleißes und aus sicheren Quellen gestaltete sich endlich das kernhaltige Lebensbild eines Künstlers — dessen Geburtsort von der undankbaren Nachwelt bereits vergessen und über dessen fernere Schicksale um so breiter das Schlingkraut der Vergessenheit herangewuchert war. Leider! fiel das Erscheinen des auch anderweitig für die vaterländische Kunstgeschichte

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. d. N. Nekr. S. 676.

des 17. und 18. Jahrhunderts reiche Originalbeiträge enthaltenden Büchleins eben in die Zeit der zersetzenden Bewegungen des J. 1848, wo andere Bestrebungen an der Tagesordnung waren und vielleicht jenem politischen Krankheitszustande eine allzulange Dauer zumuthend, hatte er beinahe die Hoffnung auf die Wiederkehr der Empfänglichkeit für historische Specialforschungen aufgegeben, als ihn die am 26. Juni 1848 erfolgte Ernennung zum korrespondirenden Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften mit neuem Muthe belebte und ihn aufmunterte, die bereits im Pulte hinterlegten Arbeiten wieder aufzunehmen. Seine in den akadem. Sitzungsberichten veröffentlichten Arbeiten sind in dem erwähnten Almanach der kais. Akademie ebenfalls verzeichnet. Eben war er der Beendigung des zweiten Artikels über das alte wiener Hoftheater nahe, als er — in Folge einer Verkühlung durch den während der Prater-Fahrt bei der Anwesenheit des russ. Kaisers plötzlich eingetretenen Regen (11. Mai) — an einer heftigen Lungenentzündung erkrankte, welche nach einem schmerzlichen Krankenlager von wenigen Tagen überraschend schnell seinen Tod herbeiführte. Er verschied, nachdem er noch mit vollem Bewußtseyn seine letztwilligen Anordnungen getroffen und die letzten Tröstungen der h. Kirche empfangen hatte. Seinen handschriftlichen Nachlaß vererbte er an seinen Freund Jos. Feil, der gewiß noch manchen schätzbaren Quellenbeitrag daraus veröffentlichen wird. Sein Leichenbegängniß sammelte noch wehmuthsvoll den Kreis seiner Freunde und die ersten Vertreter der Geschichtswissenschaften um seinen Sarg; der St. Marxer Friedhof birgt seine Asche. In der Geschichtsliteratur wird Sch. bei dem Umfange und dem selbstständigen Gehalte seiner mühevollen Arbeiten für immer einen ehrenvollen Platz behaupten und sein Name mit dankbarer Würdigung unter den Besten verewigt bleiben, welche die heimathliche Vorzeit beleuchteten.

* 117. Ernst Adolph Bormann,

Rechtsanwalt zu Tharandt bei Dresden;

geb. den 28. Dec. 1811, gest. den 19. Mai 1852.

Er war geboren zu Dresden als jüngster Sohn des Advokats und Vorwerksbesitzer, Friedrich August Bormann zu Dresden, verlor frühzeitig, als er 3 Jahr alt war, seine Aeltern und wurde von seiner Tante, Friederike

Winter, der Tochter des Oberst Winter, in Dresden erzogen. Nachdem er sich im Kaden'schen Institut vorgebildet und auf der Kreuzschule zu Dresden die Maturität erworben hatte, bezog er Ostern 1832 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Zu Ostern 1835 bestand er dort das juristische Examen, wurde königl. sächs. Notar und bildete sich in der Expedition des Gerichtsdirektor und Advokat Bauer in Nossen praktisch weiter. Am 24. Okt. 1855 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des Kaufmanns Steps aus Leipzig, Adolphine Laura, der jetzigen Wittwe. Zu Johannis 1839 wurde er Stadtrichter zu Siebenlehn und bekleidete diese Stelle bis zum Oktober 1841. Zu dieser Zeit wendete er sich als Rechtsanwalt nach Tharandt. Hier blieb er bis zu seinem Tode, welcher nach mehrmonatlichen Leiden, in Folge einer Lungenkrankheit, eintrat. Außer seiner Wittwe hinterläßt er drei mit derselben erzeugte Kinder, Anna Laura, 13 Jahr, Jerta Johanna, 10 Jahr, Max Christoph, 1 Jahr alt. Sein Scharfblick und seine Gewandtheit im Umgange machten ihn zu einem vorzüglichen Rechtsanwalt, sein feiner Witz und sein glücklicher Humor zu einem liebenswürdigen Gesellschafter, seine Treue und Aufopferungsfähigkeit zu einem redlichen Freunde, sein lebhaftes Temperament und sein heller Verstand zum Anhänger der liberalen und rationalen Partei. Er ist Einer der Wenigen, die ihren Grundsätzen selbst dann noch treu geblieben sind, nachdem sich im J. 1849 die Dinge gewendet und so Viele die Fahne verlassen haben, zu der sie ein Jahr vorher geschworen hatten. Obgleich eine in den Jahren 1849 und 1850 über ihn verhängte politische Untersuchung ihm sogar seinen Erwerbszweig zu entziehen drohte, indem man ihn von der advokatorischen Praxis suspendirte, — er wankte nicht und nimmt das ehrenvolle Zeugniß mit in sein Grab, daß er bis an's Ende mit Standhaftigkeit für Das gewirkt hat, was er als wahr und gut erkannt hatte.

* 118. Dr. Karl Albert Hauber,

Zahnarzt zu Stuttgart;

geb. den 27. Aug. 1811, gest. den 20. Mai 1852.

H., zu Ludwigsburg geboren, war eine sehr interessante Erscheinung im südlichen Deutschland. Nachdem er die wissenschaftlichen Vorstudien zu Ludwigsburg und

Stuttgart im Gymnasium gemacht hatte, trat er im 18. Jahr in den Militärdienst, widmete sich zunächst der Chirurgie, begab sich dann, vom Drange weiterer Ausbildung getrieben, nach Paris, von wo aus er als Militärarzt in portugiesische Dienste überging. Nach vielen gesammelten Erfahrungen in der Praxis bezog er 1834 die Universität Tübingen, wo er auch die theoretischen Studien im J. 1839 vollendete und als praktischer Arzt und Wundarzt legitimirt wurde. Bald fesselte die Zahnheilkunde, welche überhaupt in neuerer Zeit große und wichtige Fortschritte gemacht hat, sein ganzes Interesse. Um sich durch eigene Anschauung und die Belehrung berühmter Meister in diesem speciellen Fache zu vervollkommnen, lebte er mehere Jahre lang in Wien und Paris, kehrte dann im J. 1845 nach Stuttgart zurück und practicirte mit vielem Glück in der Zahnheilknnde. Aber immer bestrebt, neue Erfindungen sich anzueignen und besonders das Mechanische seiner Kunst in höchster Potenz zu erreichen, ging er zweimal nach London, von wo er neue Instrumente von vollendeter Form und bester Wirkung mitbrachte und nebst seinem in der Fabrikation von Mitteln sehr gewandten pariser Gehilfen den Wirkungskreis seiner Kunst auch bis Ulm, Augsburg, München u. s. f. ausdehnte. In letzter Zeit gab er sich besonders auch mit Magnetismus ab und es scheint, daß er auch dieses Element mit Nutzen bei seinen Kuren angewendet haben würde, wenn nicht ein allzufrüher Tod seinen Strebungen ein Ende gemacht hätte. H. besaß eine große Beharrlichkeit neben einer bedeutenden Kapacität und richtiger Benützung neuer Methoden. Nach den Stürmen seiner Jugend vermählte er sich am 4. Mai 1843 mit Fräulein Marie, geb. Gärttner und war von nun an ein liebreicher und besorgter Gatte und Vater. Die vortreffliche Frau des allzufrüh Verstorbenen hat sich mit ihren sechs Kindern nach Ludwigsburg zurückgezogen, wo ihre Schwiegermutter wohnt. Alle Diejenigen, welche den Hingeschiedenen näher kannten, trauern mit ihr über diesen herben Verlust, wie auch Viele, denen er sinnreiche und glückliche Dienste zu leisten pflegte. Les génies s'en vont.

119. Anton Plächel Freiherr v. Plächelsfeld,

Oberstlieutenant und Oberlieutenant der Trabanten-Leibgarde zu Wien; geb. im J. 1770, gest. den 21. Mai 1852*).

Zu Fünfkirchen geboren, hatte v. P. seine Laufbahn den 1. März 1786 als expropriis Kadet bei dem Dragonerregimente Graf Joseph Kinsky (gegenwärtig Fürst Liechtenstein-Uhlanen Nr. 9) begonnen, wo er den 1. April 1788 zum Korporal vorrückte. Der im J. 1793 ausgebrochene Krieg bot dem jungen v. P. die erste Gelegenheit zur Auszeichnung, der sich eine Reihe von heldenmüthigen Unternehmungen anschlossen. Mit dem Regimente bei der Armee im Luxemburg'schen im Korps des F.-M.-L. Baron Schröder eingetheilt, war Kadet v. P. am 6. Juni 1793 der Erste, welcher mit 20 Mann Chevauxlegers zwischen Arlon und Nieder-Eltern in eine 300 Mann starke Abtheilung Karabiniers einhieb und sie dadurch so in Unordnung brachte, daß die Oberst-Division des Regimentes Gelegenheit fand, mit einer vortheilhaften Attaque sämmtliche Karabiniers Theils zusammen zu hauen, Theils gefangen zu nehmen. In der Schlacht bei Arlon, am 9. Juni, hatte er mit 2 Chevauxlegers auf 4 feindliche Husaren eingehauen, welche den Oberlieutenant von Baum des Regimentes als Gefangenen führten, zwei derselben erlegt und hierdurch den Oberlieutenant aus der Gefangenschaft befreit. An demselben Tage wurde auch seinem Eskadrons-Kommandanten, Grafen Wrbna, das Pferd unter dem Leibe verwundet und v. P. benutzte die Gelegenheit, seinem braven Kommandanten einen Beweis der Liebe und Anhänglichkeit dadurch zu geben, daß er von seinem Pferde abstieg und es dem Rittmeister anbot, um ihn vor einer bevorstehenden Gefangenschaft zu bewahren. Am 12. Juni desselben Jahres, in der Affaire bei Ober-Eltern hatte v. P. den Gemeinen Nagel, welcher von drei feindlichen Husaren umringt und verwundet war, herausgehauen und bei dieser Gelegenheit zwei derselben mit eigener Hand erlegt. Am 24. Mai 1794 in der Affaire bei Grandreng griff v. P. mit 20 Mann Chevauxlegers eine offene feindliche Schanze an, hieb die Bedienungsmannschaft nieder und vertheidigte die Schanze so lange, bis die Haupttruppe ankam. Als die Arriergarde der österreich'schen Armee am 16. Juni 1795 von 500 Mann

*) Oesterreich'scher Soldatenfreund, Jahrg. 1852. Nr. 65.

feindlicher Kavallerie mit 20 Kanonen und eben so viel Munitionskarren auf der Straße gegen Charleroi verfolgt wurde und man dem Feinde wegen des rechts und links von der Straße liegenden Waldes nicht beikommen konnte, nahm v. P. aus eigenem Antriebe 30 freiwillige Chevauxlegers und suchte durch Ummwege die feindliche Arriergarde zu beunruhigen. Als es jedoch wegen der Dichte des Waldes nicht möglich war, zu Pferde vorzudringen, ließ er seine Mannschaft absitzen und griff zu Fuß das Centrum der feindlichen Arriergarde mit dem Karabiner an, wodurch der Feind, welcher nicht hierauf gefaßt, der Meinung war, von einer größern Abtheilung Infanterie im Rücken genommen zu seyn, in solche Unordnung gerieth, daß er ihm alle seine Kanonen und Munitionskarren als Beute überließ. Am 18. Juni 1794 hatte Kadet v. P. den Gemeinen Benko, vom Chevauxlegers-Regimente Bourbon, welchen 4 feindliche Chasseurs gefangen genommen hatten, mit beispielloser Selbstverläugnung herausgehauen. In dem Treffen bei Fleurus, am 26. Juni desselben Jahres hatte derselbe, in Abwesenheit seines Zugskommandanten, 30 Mann des Regiments und 20 Mann vom Chevauxlegers-Regimente Bourbon unter seinem Kommando. Der gegenübergestandene Feind bestand aus 400 Mann Husaren, welche v. P. ungeachtet ihrer Uebermacht anzugreifen beschloß. Als er jedoch sah, daß seine Mannschaft wegen der großen Mehrzahl der Feinde zu stutzen anfing, ritt er, um derselben Muth einzuflößen, bis auf 300 Schritte allein vor die feindliche Front und forderte drei Husaren heraus, von welchen er zwei erlegte. Durch dieses heroische Beispiel ermuthigt, griff seine Mannschaft mit Ungestüm an, warf die Husaren und nahm 40 Mann nebst eben so vielen Pferden gefangen. Als der gegen 6000 Mann starke Feind am 18. Okt. 1794 von Cambray gegen Avesnes le sec marschirte, war Kadet v. P. der Erste, welcher mit seinen 30 Mann Chevauxlegers in ein großes Quarré von 1000 Mann einhieb und eine solche Verwirrung unter dem Feinde hervorbrachte, daß das Regiment, diese Unordnung benützend, sich mit Ungestüm auf die übrigen Quarrés warf und selbige sprengen konnte. In Folge dieses kühnen Unternehmens verlor der Feind 5000 Mann an Todten, 1000 Mann an Gefangenen und 20 Kanonen nebst eben so vielen Munitionskarren. Als gerechte Anerkennung dieser bei so vielen Gelegenheiten erworbenen Verdienste, hatte Kadet v. P. bereits mit dem 1. Jan. 1794 die goldene Tapferkeits-Medaille erhalten

und war jetzt zum Unterlieutenant im Regimente vorgerückt. Als solcher hatte er im Feldzuge 1795 einen vom Feinde mit Uebermacht unternommenen Angriff, ungeachtet der dabei erhaltenen Wunde, mit 50 Mann so lange ausgehalten, bis sich die Nebenposten in Bereitschaft setzen konnten, wodurch ein großer Theil der Vorpostenkette von Kaiserslautern von unausweichlicher Gefangenschaft gerettet wurde. Am 5. Aug. 1796 hatte v. P. mit 140 Mann den vom Feinde genommenen Ort Kirchheim durch einen mit vieler Bravour ausgeführten Angriff erobert, den größten Theil der in diesem Orte gewesenen feindlichen Mannschaft niedergehauen, 7 Officiere und gegen 100 Mann gefangen genommen. Durch diese ruhmvolle That hatte er überdies eine andere 700 Mann starke feindliche Abtheilung zum Rückzuge genöthigt. Am 11. Aug. hatte er den Feind, welcher Bopfingen mit 800 Mann besetzt hatte, mit 180 Mann des Regiments überfallen, einenen großen Theil niedergemacht und abermals 3 Officiere und gegen 100 Mann gefangen genommen, den Rest aber versprengt und hierdurch den Feind zum Verlassen seinen Stellung gezwungen. Am 24. desselben Monats griff v. P. mit 150 Mann die von Nürnberg nach Erlangen ziehende feindliche Arriergarde an, tödtete einen Theil derselben und nahm dem Feinde 190 Mann an Gefangenen, sechzig Pferde, acht Wagen und einen Munitionskarren ab, verfolgte den Rest bis über Erlangen hinaus und zwang ihn, sich nach Altdorf zurückzuziehen. Am 1. Sept. 1797 zum Oberlieutenant im Regimente befördert, schwamm v. P. am 18. Okt. 1799 freiwillig mit 60 Pferden bei Mannheim über einen Arm des Neckar, fiel dem bei 5000 Mann starken Feinde, welcher bereits viele Gefangene von den Regimentern E. H. Karl und Ferdinand gemacht hatte, in die Flanke, warf ihn mit vieler Bravour zurück und befreite hierdurch nicht nur die Gefangenen der beiden genannten Regimenter, sondern hielt auch den Feind so lange auf, bis E. H. Karl *) Zeit gewann, einen Theil dieses feindlichen Korps von beiläufig 4000 Mann abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Oberlieutenant v. P. hatte im Laufe dieser Feldzüge 31 Mann mit eigener Hand erlegt und durch seine kluge und tapfere Anführung wurden Theils durch ihn selbst, Theils durch seine Veranlassung 12,083 Mann gefangen genommen, 720 Pferde erbeutet, 3400 Mann und 200 Pferde aus feindlicher Ge-

---

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. d. N. Nekr. S. 302.

fangenschaft befreit und 46 Kanonen mit 41 Munitionskarren erobert, Vortheile, welche sich derselbe mit seinem Blute erkaufte, da er zwölfmal verwundet wurde. In Rücksicht dieser mit Auszeichnung und besonderer Tapferkeit unternommenen Waffenthaten, sowie in Ansehung seines bei jeder Gelegenheit bewiesenen Muthes und militärischen Talentes erhielt v. P. den 15. Okt. 1801 das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, nachdem er bereits den 24. März desselben Jahres in Folge seiner durch die Kriegsmühen geschwächten Gesundheit als zweiter Rittmeister in Ruhestand versetzt worden war. Den 1. Nov. 1803 bei der ersten Arcieren-Leibgarde wieder angestellt, wurde v. P. im J. 1808 in den österreich'schen Freiherrnstand mit dem Prädikate von „Plächelsfeld" erhoben und hatte ungeachtet seiner vielen Wunden den ganzen Feldzug 1809 mit aller Anstrengung freiwillig mitgemacht und sich namentlich um die Organisirung des ungarischen Landsturmes Verdienste gesammelt. Im J. 1812 hatte v. P. besondere Beweise von Menschenliebe, Muth und Geistesgegenwart bei der am 26. Juli Statt gehabten heftigen Feuersbrunst in der Stadt Baden gegeben und sich nicht nur den Dank derselben und der Kurgäste, sondern auch die öffentliche Anerkennung seines Herrn und Kaisers erworben. Ueberhaupt hat der Verblichene durch eine Reihe von Jahren immer ein lebhaftes Interesse für diesen Kurort an den Tag gelegt und nicht nur durch zweckmäßige Anträge, sondern auch durch eigene eifrige und thätige Mitwirkung zur Verschönerung und Errichtung von gemeinnützigen Anstalten wesentlich beigetragen. Auch die Feldzüge von 1813 und 1814 machte v P. im Hauptquartiere des Kaisers*) mit, war dann den 1. Okt. 1817 als Hauptmann und Garde-Premier-Wachtmeister zur Trabanten-Leibgarde übersetzt, in welcher er den 13. Juni 1834 zum Major und Garde-Unterlieutenant und den 9. Nov. 1842 zum Oberstlieutenant und Garde-Oberlieutenant vorrückte. Seit 5. Juni 1831 mit Fräulein Marie Gaun Winwood, seiner Richte im dritten Grade verehelicht, welche den hochbetagten und schon gebrechlichen Gatten in ihrer 21jährigen Ehe mit seltener Treue und Aufopferung pflegte, steht nun die trauende Wittwe an dem Grabe des würdigen Veteranen, der sich in der Achtung seines Monarchen, in der Liebe seiner Waffengefährten und aller Jener, die seinen ritterlichen, wohlwollen-

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

den Charakter, seine Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte kannten, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

120. Dr. Theodor Rasch,

ordentlicher Lehrer an der Realschule zu Elberfeld,

geb. im J. 1810, gest. den 24. Mai 1852 *).

Der Verstorbene hatte das Licht dieser Welt zu Quedlinburg erblickt, das Gymnasium seiner Vaterstadt mit Nr. 1 verlassen und in Halle Theologie und neuere Sprachen studirt, auch beide theologische Examina, sowie das Examen für das höhere Schulfach bestanden. Mit gründlicher theologischer Gelehrsamkeit verband er ausgebreitete Kenntnisse der neuern Sprachen und große Belesenheit. Seit dem Jahr 1837 wirkte er als Religionslehrer in allen Klassen der obengenannten Schule, vertrat den italienischen Unterricht, nahm Theil an dem Französischen und Englischen und unterrichtete in den mittlern Klassen in der Geschichte. Außer denjenigen neuern Sprachen, mit denen seine amtliche Stellung ihn in Verbindung erhielt, hatte er sich mit dem Spanischen, Portugiesischen und Schwedischen beschäftigt und sich überhaupt ein reiches Wissen angeeignet. Bald nach seiner Verheirathung wurde er durch Unterleibskrankheit, der sein sonst starker Körper unterlag, in seiner amtlichen Funktion sehr gestört, doch erst mit dem Anfange des Sommersemesters 1852 ganz und für immer der Schule entzogen, die durch seinen am obengenannten Tage erfolgten Tod einen herben und tiefschmerzlichen Verlust erlitt.

G.

* 121. Ivo Ambros Vermeersch,

Architekturmaler zu München;

geb. den 9. Jan. 1809, gest. den 24. Mai 1852.

V. war zu Maldeghem bei Gent geboren, wo sein Vater das Bürgermeisteramt bekleidete. Unter seinen noch lebenden fünf Geschwistern war er der Jüngste. Seine Aeltern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Schon in frühester Jugend fand der talentvolle Knabe Vergnügen daran, die alterthümlichen Häuser seines Geburtsortes abzuzeichnen. Unablässig war er bestrebt, sich mit allen

*) Allgem. Schulztg. 1852, Nr. 78.

Kenntnissen zu bereichern, welche ihn als Mann zierten und ihm im Verein mit seinem tiefen, herrlichen Gemüth die Achtung und Zuneigung aller Derer gewinnen mußten, welche mit ihm in nähere Berührung traten. Seinem Vaterlande leistete er in den verhängnißvollen Jahren seiner Losreißung von Holland die ihm schuldigen Militärdienste mit einem Eifer, einer Gewandtheit und Unerschrockenheit, die von seiner vollsten Hingebung zeugten. Nachdem er bis zum Stabsunteradjutanten emporgestiegen und der Kampf beendigt war, nahm er seinen Abschied, um sich in Brüssel unter der Leitung der ausgezeichneten Lehrer an der dortigen Akademie der Künste zum Architekturmaler wissenschaftlich auszubilden. Mit welcher hohen Begabung, mit welch' unverdrossenem Fleiße er sich seinem Kunststreben ergeben habe, wurde bald in seinen vielbewunderten Arbeiten sichtbar, deren Sicherheit und Korrektheit kaum je ihres Gleichen gefunden haben mögen. Sein früh geübter Künstlerblick fand bei den verworrensten Umrissen und Verhältnissen überall schnell das richtige Ebenmaaß. Die Auffassung und die geniale Ausführung seiner überaus naturgetreuen Bilder geben rühmliches Zeugniß von seinem Schönheitssinn und von seinem Geschick, das Schöne aus der Wirklichkeit mit ansprechender, ja hinreißender Naturtreue auf die Leinwand zu übertragen, wie er auch in Betreff des Kolorits im Ganzen Außerordentliches leistete. Seine Bilder waren meistens vorausbestellt. Keins durfte lange auf den Käufer warten. Ausgezeichnet von der Gunst des hohen Förderers und Schützers des deutschen Kunststrebens, König Ludwig I. von Bayern, geehrt von seinen Kunstgenossen, ward ihm noch im Beginn seines Todesjahres die Freude zu Theil, seine Leistungen auch von seinem Heimathlande anerkannt zu sehen. Die Akademie der bildenden Künste der Stadt Antwerpen ehrte ihn durch die Uebersendung des Diploms seiner Aufnahme zum Ehrenmitgliede derselben, indem sie sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken anerkennend über seine in seinem Kunstfache errungene Meisterschaft aussprach. Im Jahr 1841 kam V. nach München, dessen reiche Sammlungen von Kunstschätzen ihn mächtig anzogen. Nach vierjährigem Aufenthalte vermählte er sich dort mit der Frau Amalie, geb. Dahl, der Wittwe des im J. 1841 durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückten Civil-Bau-Ingenieurs, Joseph Pertsch*). Wie-

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 19. Jahrg. d. Nekr. S. 1354.

derholte Reisen, Theils mit seiner liebenswürdigen, artistisch gebildeten Gattin, Theils allein unternommen, füllten nun des Künstlers Mappen mit den kostbarsten Zeichnungen, welche seine Meisterhand in Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, wie auch in anderen Städten Ober- und Unteritaliens entworfen hatte. Sie sind das Treueste und Vollkommenste, was man in dieser Art sehen kann. Mit einer Kraft, welche die Zartheit nicht ausschließt, mit allem Zauber effektreicher Beleuchtung finden wir die monumentalen Schätze, die klassische Architektur jenes Landes darin ausgesprochen, wie sie charakteristischer und bedeutsamer von keinem Künstler der Neuzeit aufgefaßt und wiedergegeben wurden. So lebte in rastlosem Wirken V., hochgeachtet und zugleich von Allen die ihn kannten geliebt; denn er besaß eine so gemüthreiche Art der Begegnung, eine so lebensfrische gewinnende Persönlichkeit, daß sich ihm schnell alle Herzen befreundet fanden. Aber so schön und vielversprechend seinem häuslichen Glücke und seinem künstlerischen Ruhme die Zukunft lächelte, so unerwartet und in so wahrhaft tragischer Weise ward er seiner Laufbahn entrissen. — Wir entnehmen das Nähere einem zu München erscheinenden öffentlichen Blatte (Neueste Nachrichten a. d. Gebiete der Politik. 1852. Nr. 140), wo es heißt: Die Annalen Münchens dürften kaum ein gleich tragisches, im Zusammenhalt aller Umstände fast wunderbares Ereigniß aufzuweisen haben, daß zwei noch vor Kurzem in vollster Blüthe des Lebens weilende Gatten an einem Tage, im Zwischenraum kaum etlicher Stunden, von hinnen schieden. Wenn bei dem trauervollen Gedanken an den zweifachen Verlust etwas Tröstliches zu ersehen, so ist es die Ueberzeugung, daß beiden nun Verblichenen in ihrer nie getrübten Liebe und Treue für einander ein gleichzeitiges Scheiden willkommener erschien, als daß etwa Eines das Andere in Leiden des Körpers und der Seele noch eine kurze Zeit überleben sollte. Es war für V. und dessen Gattin auch die leiseste Hoffnung jemals eintretender Genesung verschwunden; für Letztere seit einiger Zeit, für Ersteren seit ein paar Tagen, indem er in Folge unausgesetzter Theilnahme und schmerzlicher Aufgeregtheit über die großen Leiden seiner Gattin unfern dem Krankenlager derselben von einem tödtlichen Schlagflusse berührt wurde. Die beiden Trauerfälle an sich, die früheren düsteren Schicksale der Frau Vermeersch, der edle Charakter Beider, ihre treue Liebe und der große Verlust, welchen die Kunstwelt durch

den Tod B.'s erlitt — sämmtlich Dieß beschäftigte von der Stunde des Bekanntwerdens an alle Kreise, und die unabsehbare Menge welche am Begräbnißtage den zwei Särgen folgte, bewies eine sichtlich ungeheuchelte, tiefe und innige Rührung. Eine ansehnliche Zahl Kunstgenossen des verlebten Meisters zog mit brennenden Fackeln vor den zwei bekränzten Särgen, welchen die ganze übrige Schaar der Künstler nebst der großen Menge Personen aus allen Ständen ernst schweigsam in dichten Reihen folgte. Nach der Beerdigung boten die Mitglieder des Künstler-Sängervereins eine ergreifende Liebesspende als letzten irdischen Nachruf in das kühle Grab, darin unvergeßlich unser edler, liebenswürdiger B. an der Seite seiner Gattin ruht.

122. Franz de Paula Gundaker Fürst zu Colloredo-Mannsfeld,

Feldmarschall-Lieutenant, Kommandeur des Ordens der eisernen Krone, Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes, Großkreuz des k. russ. St. Annen- und Kommandeur des Stanislausordens, k. k. Kämmerer, Inhaber des 36. Inf.-Regiments und Kommandant des 11. Armeekorps zu Preßburg; geb. den 8. Nov. 1802, gest. den 29. Mai 1852 *).

Er war zu Wien geboren. Erst im 22. Lebensjahre entschloß er sich, dem Kriegerstande sein Leben zu widmen und trat als Kadet in das 57. Inf.-Regiment. Nach und nach rückte er in meheren Truppenkörpern bis zum Hauptmann vor und war schon im Mai 1833 Major bei Erzherzog Rainer Infanterie, von welchem Regiment er im folgenden Jahre zum 1. Jägerbataillon in gleicher Eigenschaft als Kommandant übersetzt wurde. Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Böhmen wurde der Fürst im J. 1835 mit dem Stanislausorden ausgezeichnet, avancirte 1838 zum Oberstlieutenant und im Juli desselben Jahres zum Obersten, welche Charge er durch neun Jahre bekleidete. Zum Generalmajor ernannt, erhielt er eine Brigade in Triest (1848) und bald darauf in Theresienstadt. Es war zu jener Zeit, wo in der Hauptstadt Böhmens der Aufruhr in lichten Flammen aufzulodern drohte. Wie überall, so hatte sich der Fürst auch hier sehr bald die Liebe der Einwohner und der Nationalgarde zu erwerben gewußt, und als die Kunde von dem bevorstehenden Aufstande in Prag zu ihm drang, eilte er

*) Oesterreich'scher Soldatenfreund. 1852. Nr. 67.

mit der Garnison, die Vestung der treuen Nationalgarde überlassend, nach Prag, wo er großen Antheil an der Bezwingung der Hauptstadt nahm. Die Nationalgarde hatte in seiner Abwesenheit indessen die Vestungsthore schließen lassen und übergab den anvertrauten Platz dem zurückkehrenden Fürsten wieder, aus dessen Händen sie die Schlüssel erhalten hatte. Der Oktober führte den Fürsten mit seiner Brigade zur Belagerung von Wien, wo er an den Angriffstagen die Hundsthurmer=Linie forcirte. Nach dem Falle Wiens übernahm er die aus den 2 Bataillons Stephan, einem Bataillon Baumgarten, dem 12. Jäger=Bataillon und einer Eskadron Kreß Chevauxlegers nebst einer Batterie bestehende Brigade des zweiten Armeekorps, löste am 9. Dec. die Brigade Jablonowski bei Marchegg im Vorpostendienste ab und überschritt am 17. Dec. bei Beginn der Operationen, nach einem Tags vorher vorgefallenen unbedeutenden Vorpostengefechte die March bei Marchegg. Die Vorrückung bis Ofen und Pesth, sowie die Expedition in die Bergstädte gegen Görgey, machte der Fürst mit dem zweiten Armeekorps mit und deckte die Flanke bei der letzteren Expedition, mit vier Kompagnien Infanterie, 6 Geschützen und einer Eskadron Chevauxlegers. Am 29. Jan. 1849 nach Pesth zurückgekehrt, erhielt derselbe am 14. Febr. den Auftrag nach Gyön gyös zu rücken und die Verbindung mit Feldmarschall=Lieutenant Schlik aufzusuchen; in dieser gefährlichen Situation bewegte er sich mit der Brigade zwischen Hatvan und Gyön gyös bis zur Schlacht von Kápolna, an welcher ihm rühmlicher Antheil beschieden war. Schon am 26. Febr. gelang es seiner Energie, mit der Brigade den Wald zu nehmen und den feindlichen rechten Flügel gegen Kápolna zurückzudrängen, wobei sich der Fürst mit besonderer Tapferkeit und vielem Muthe den größten Gefahren aussetzte; den 27. Febr. drang er rasch in die rechte Flanke des Feindes gegen Kápolna und drängte denselben unaufgehalten bis gegen das Defilée von Kerecsend, wo er nach einem heftigen Kampfe im Verein mit dem schlik'schen Korps den Gegner mit bedeutendem Verluste gegen Kerecsend zurückwarf. Der Kaiser lohnte diese Verdienste mit dem eisernen Kronorden 2. Klasse. Am 1. März 1849 machte der Fürst das Arrieregarde=Gefecht bei Eger=Farmas mit und kam endlich nach vielen Hin= und Hermärschen mit dem zweiten Armeekorps vor Pesth, wo er am 8. April die waizner Straße am Teufelsgraben besetzt hielt und hier einige Angriffe der Insurgenten zurückwies. Nach der

Schlacht bei N. Sárlo am 19. April 1849 blieb er mit der Brigade in Gran stehen, um die theilweise sich dahin zurückziehenden Abtheilungen des vierten Korps aufzunehmen und rückte dann am 24. April über Dotis bis vor Komorn. Am 26. April sehen wir ihn schon nach Mitternacht gegen die Verschanzungen zur Unterstützung eilen und die Leitung des Gefechtes bis zur Ankunft des Feldmarschall-Lieutenant Baron Csorich übernehmen, sodann am 27. den Rückzug über Acs nach Raab decken. Bei Preßburg ernannte ihn der Kaiser zum Feldmarschall-Lieutenant und verlieh ihm eine Division bei'm zweiten Armeekorps. Schon Anfangs Mai besetzte er mit derselben die große Schütt und behauptete sich hier in einer ausgedehnten Linie durch beinahe 40 Tage, während welcher Zeit alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen wurden und der Fürst stets auf dem bedrohten Punkte mit der nöthigen Unterstützung zu rechter Zeit erschien. Nach dem Vorrücken der Hauptarmee blieb Colloredo als Divisionär bei der Cernirungstruppe vor Komorn. Was in dieser Lage dem überlegenen Feinde gegenüber geleistet werden konnte, geschah, und in kritischen Augenblicken, wie z. B. bei Acs (über welches ruhmvolle aber unglückliche Gefecht der „Soldatenfreund" in den Nummern 6 vom Jahre 1850 und 49 vom Jahre 1852 nähere Details brachte), war der Fürst ebenso persönlich tapfer als in seinen Entwürfen schnell und wohl überlegt. Seine edle Humanität machte ihn selbst in des Feindes Lager populär, während er von seinen Soldaten eben seiner Leutseligkeit und Sorgfalt wegen hochverehrt wurde, und viele seiner Züge von seltener Geistesgegenwart sind sprüchwörtlich geworden. Der beendete Feldzug brachte dem Fürsten das Militär-Verdienstkreuz und den russ. Annenorden 1. Klasse, und er erhielt eine Division im 11. Armeekorps, dessen Kommandant er im Oktober 1850 geworden war, nachdem ihn der Kaiser schon früher zum Inhaber des 36. Inf.-Regiments ernannt hatte. Vor nicht langer Zeit begab sich der Verblichene in die gräfenberger Bäder, um eine Linderung seiner Leiden zu suchen, — leider! ereilte ihn nur zu bald der Tod, herbeigeführt durch einen Nervenschlag, der sowohl seine Angehörigen, als auch die große Familie — das Heer — in tiefe Betrübniß versetzte. Der Fürst, seit dem 25. Sept. 1825 mit Christine Gräfin von Clam-Gallas — einer Schwester des k. k. Feldmarschall-Lieutenant Graf Eduard Clam-Gallas — vermählt, hinterläßt nur eine, an den Fürsten Vinzenz Auersperg, k. k. Kämmerer und Oberst-

erblandstallmeister in Tirol verehelichte Tochter, Wilhelmine, und es succedirt demselben Graf Joseph, Major in der Armee, Sohn seines im J. 1848 verstorbenen, eingangserwähnten Oheims Ferdinand.

* 123. Johann Valentin Koch,

Rath und Amtsverwalter zu Themar;

geb. den 17. Aug. 1772, gest. den 30. Mai 1852.

K., dessen Aeltern als Bäckersleute an verschiedenen Orten gewohnt hatten, war zu Neuses am Eichen im Herzogthum Koburg geboren. Schon als Schulknabe erfreute er sich wegen seines Fleißes der Zufriedenheit und Liebe seiner Lehrer, brachte es auch dadurch zu einer großen Fertigkeit im Schönschreiben, Rechnen und Musik, so daß er sich dem Schulfache widmen konnte. Schon in seinem 15. Jahre erhielt er die Präceptorstelle zu Kreidlitz. Als er die Jahre der Militärpflichtigkeit erreicht hatte, wurde er in dem herzogl. sächs. Füsilier-Bataillon als gemeiner Soldat eingekleidet, kam aber wegen seiner Geschicklichkeit in der Musik zum Musikchor desselben. Sein treffliches Benehmen lenkte die Aufmerksamkeit der damals regierenden Frau Herzogin, Sophie Antoinette, auf ihn und dieselbe fand sich bewogen, den jungen geschickten Mann in ihren Dienst als Sekretär aufzunehmen. Nach einigen Jahren trat K. durch Vermittelung der Frau Herzogin bei einem Verwandten derselben, bei dem Minister von Koburg in Dienst, verheirathete sich im J. 1800 und erhielt eine Oekonomie-Verwalterstelle zu Waldsachsen über sieben nicht unbedeutende Kammergüter. Von dort wurde K. im Jahr 1806 als Kammeramts-Kontroleur nach Themar versetzt, wegen seiner Thätigkeit während der Kriegsjahre aber durch Patent vom 11. März 1813 zum zweiten Kammeramtmann ernannt. Als im Jahr 1822 der Herzog von Koburg die Herrschaft Krainburg hinter Wien erkauft hatte, sollte K. dorthin als Administrator entsendet werden, blieb jedoch auf seinen Wunsch in seiner bisherigen Stelle. Im J. 1826, als das Amt Themar an das herzogl. Haus Meiningen abgetreten wurde, wünschte der Herzog von Koburg ihn im Dienste zu behalten und hatte ihm die Kammerbeamtenstelle in Sonnefeld mit einer Besoldungsverbesserung zugedacht. Allein, da ihm der freie Entschluß überlassen ward, zog K. es vor, in Themar zu bleiben und trat in meiningen'sche Dienste. Durch Patent vom 8. Aug. 1829 zum Amtsverwalter bei dem Verwaltungsamte Römhild ernannt, behielt er auf sein Nachsuchen seinen Wohnsitz in

Themar, von wo aus er die beiden Amtseinnahmen verwaltete, bis auf sein Gesuch die in Römhild einem dortigen Beamteten zur selbständigen Verwaltung anvertraut wurde. Durch Dekret vom 14. Sept. 1829 erhielt er in Anerkennung seines lobenswerthen Verhaltens im Dienste eine Gehaltszulage. Unter'm 1. April 1830 wurde ihm abermals eine Besoldungsverbesserung verwilligt und als fernerer Beweis seiner Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung ertheilte ihm der Herzog von Meiningen durch herzogl. Patent vom 2. April 1831 unerwartet das Prädikat eines herzogl. Rathes. Durch Diplom vom 2. April 1836 wurde ihm als Anerkennung der in seiner Dienstleistung gezeigten vorzüglichen Thätigkeit und Pünktlichkeit das dem herzogl. sächs. ernestinischen Hausorden affilirte Verdienstkreuz verliehen. So arbeitete dieser Mann, von seinem Fürsten hochgeachtet, während auch harte Familienschläge ihn nicht unverschont gelassen hatten, bis zum letzten Tage seines durch eine geregelte, strenge Lebensweise auf beinahe 80 Jahre gebrachten Lebens in seinem Berufe und Amte fort, als ihn der Herr am ersten Pfingstmorgen durch einen Schlagfluß von seiner Arbeit zur ewigen Ruhe rief.

124. Karl Christian Konrad Hofmann,

Hofgerichtsrath zu Darmstadt;

geb. den 25. Nov. 1792, gest. den 31. Mai 1852 *).

Er ist der Sohn des zu Nidda im J. 1798 verstorbenen Justizamtmanns Joh. Christ. Konrad Hofmann, auch zu Nidda geboren. Von frühester Kindheit an kränklich, konnte er erst in reiferem Alter in den Schulkenntnissen ausgebildet werden. Seine erste Bildung verdankte er dem Pfarrer Schnödt zu Fürfeld in Rheinhessen, früher zu Wolferborn im Fürstenthum Isenburg, dessen Institut er im J. 1806 drei Jahre hindurch besuchte. Im Jahr 1809 trat er in das Gymnasium zu Darmstadt, bezog im J. 1812 die Landesuniversität Gießen, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Nachdem er den vorgeschriebenen dreijährigen Kursus vollendet und den gesetzlichen Prüfungen sich unterzogen hatte, begann er seine Geschäftslaufbahn im Jahr 1815 als Accessist bei dem Hofgerichte zu Darmstadt. Im Jahr 1816 wurde er in die Zahl der Hofgerichtsadvokaten der Provinz Starkenburg aufgenommen und im J. 1826 als Sekretär bei dem großh. Oberforst-

*) Nach Scriba's Lexikon. I. S. 144 f. II. S. 333 f.

gericht und der großh. Oberforstdirektion zu Darmstadt angestellt. Am 30. Aug. 1832 wurde er Hofgerichtsrath zu Gießen und am 8. Dec. 1835 zu Darmstadt. — Gab heraus mit L. v. Zangen: Alphabet. Register der von der Mitte des J. 1806 bis 1823 in dem Großherzogth. Hessen erschienenen Verordnungen u. Verfügungen mit Hinweisung auf die Verordnungssammlungen, die Regierungsblätter u. die Zeitungen in welchen solche abgedruckt sind; nebst einer Einleitung zur Vervollständigung d. Registers. Darmst. 1824. Desselben Werkes 2. Abth.: die Jahre 1824 bis 1827 u. die Landtagsabschiede von 1824—27 umfassend. Ebds. 1828. — Alphabet. Register der Gesetze, Verordnungen, welche in den Jahren 1824 bis 1831 einschließlich in dem großh. hess. Regierungsblatt erschienen sind, nebst Inhaltsanzeige der Landtagsabschiede v. 1821, 1824, 1827 u. 1830. Ebds. 1832. — Zusammenstellung der Gesetze, Verordnungen u. Staatsverträge über d. Forststrafwesen u. die Forstgerichtsbarkeit in d. Provinzen Starkenburg u. Oberhessen. Ebds. 1832. — Mit W. Heß: *Alphabet. Repertorium d. Inhaltes der großh. Regierungsblätter von den J. 1819 bis Ende 1839. Ebds. 1840. — Vollständ. Lehre vom rechtl. Besitze in bürgerl. Rechtssachen aus vernunftmäßigen Grundbegriffen mit Rücksicht auf d. Positivgesetze, abgeleitet u. systemat. dargestellt von E. Chr. G. Schneider. Neu heraus. von K. Hofmann. Gieß. 1842.

125. Klemens Franziskus Xaverius v. Cerrini di Monte Varchi,

Generallieutenant der Infanterie und kommandirender General der kön. sächs. Armee, Kommandeur des St. Heinrichsordens, Ritter der französ. Ehrenlegion, Großkreuz des kaiserl. russ. St. Annen- und des herzogl. sächs. ernestinischen Hausordens, Ritter des königl. sicilian. Konstantinordens, zu Dresden;

geb. d. 16. Dec. 1785, gest. d. 5. Juni 1852 *).

v. C. ward zu Luckau in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater als Premierlieutenant im kurfürstl. sächs. Infanterieregimente Prinz Gotha in Garnison stand, wegen Kränklichkeit aber, nach 25jähriger Dienstzeit, den Abschied nahm. Er stammte aus einer alten florentinischen adeligen Familie und seine Voraltern bekleideten bereits im 14. Jahrhundert die höchsten Staats- und Ehrenstellen in der florentinischen Republik, die nur altadeligen Familien übertragen waren, weshalb die Familie auch die da-

*) Nach einer Monographie von A. R. Dresden 1852. 12.

malige florentinische Lilie im Wappen führt. Die Verhältnisse seines Vaters, als pensionirten Premierlieutenants, waren so beschränkt, daß er genöthigt war, seinen Sohn nach Annaburg in das Soldatenknabeninstitut zu bringen, wo dieser zwar in die Obhut eines daselbst angestellten Lehrers gegeben wurde, allein demungeachtet mit allen andern Knaben, deren Anzahl 400 war, gleiche schmale Kost, Kleidung und Unterricht erhielt. Daß letzterer nicht der umfangreichste seyn konnte, geht wohl daraus hervor, daß das ganze Institut zur Erziehung von Kindern und Waisen verdienter Soldaten bestimmt und als Pflanzschule für dereinstige brauchbare Musiker, Tamboure und Soldaten der Armee betrachtet wurde, weshalb auch die ganze innere Einrichtung des Instituts eine rein militärische war. Fleiß, lebhafter Geist und Herzensgüte verschafften ihm die Zuneigung der Lehrer und seiner jungen Kameraden, und so lebte er denn in Annaburg, unter Ungemach und oftmals drückenden Verhältnissen, bis zum Frühjahr 1799, wo sich sein Oheim, der damalige Oberstlieutenant Heinrich v. Cerrini seiner Erziehung annahm, ihn in das adelige Kadetenkorps brachte und er am 28. April 1799 in dieses eintrat. Damals schwang sich diese Bildungsanstalt unter dem kräftigen und umsichtigen Kommando des höchst verdienstvollen Obersten v. Christiani, sehr bald zu einer der ersten des Landes empor; denn er verstand es, tüchtige Lehrer herbeizuziehen, von denen wir nur die Professoren Poelitz *), Hasse und den genialen Lieutenant Lehmann nennen. Der junge v. C. war so glücklich, durch Fähigkeiten und Fleiß sich die Gunst der drei Genannten zu erwerben. Er rückte den 30. Mai 1801 zum Gefreiten, den 4. Sept. 1802 zum Korporal und am 23. Aug. 1804 endlich zum Gefreitenkorporal auf, der höchsten Charge, die ein Kadet erlangen konnte, die aber den Vortheil brachte, nicht erst als Fähnrich, sondern sogleich als Souslieutenant in der Armee angestellt zu werden, und als solcher trat er auch unter dem 8. Nov. 1805 bei dem Infanterieregimente v. Thümmel, dessen Stab in Wurzen stand, ein. Der Feldzug von 1806 begann; auch das Regiment v. Thümmel erhielt Marschbefehl. Es gehörte in der Schlacht bei Jena zu den acht sächs. Bataillonen, welche auf dem berufenen Berge, die Schnecke, vom Fürsten von Hohenlohe vergessen, zu lange verweilten, bis ihnen von den Franzosen jeder Rückzug abgeschnitten

---

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. d. N. Nekr. S. 241.

wurde und sie nach tapferem Widerstande sämmtlich in Gefangenschaft geriethen. Die gefangenen Officiere wurden dem Kaiser Napoleon vorgestellt, und hier erblickte v. C. mit den sonderbarsten Gefühlen zum ersten Male den Helden des Jahrhunderts, auf einer Trommel sitzend und von Landcharten umgeben, nicht ahnend, daß er einst der Träger mündlicher Befehle des Kaisers seyn würde. Besonders imposant waren für v. C. die Umgebung des Kaisers und seine Garde. In den gebräunten, edlen Gesichtern dieser Helden, welche den tapfern Feind zu achten wußten, war auch nicht eine Spur von Spott und Hohn, vielmehr eine gewisse Theilnahme an dem traurigen Geschicke der unglücklichen Gefangenen zu lesen. Bekanntlich wurden die gefangenen Sachsen in ihre Heimath entlassen, im März 1807 aber diese Regimenter neu formirt. Die Grenadiere des Regiments v. Thümmel waren schon früher mit denen des Regiments Prinz Friedrich August zu einem Bataillon unter den Befehlen des Oberstlieutenants v. Le Coq*) formirt und wegen fortdauernder französ. Durchmärsche als Besatzung nach Wittenberg beordert worden, wo der Oberstlieutenant v. Le Coq v. C. bei seinem Grenadierbataillone zu haben wünschte, derselbe daher nach Wittenberg versetzt wurde. Während seines fast einjährigen Aufenthaltes daselbst studirte er mit vielem Fleiße Geschichte, deutsche und französ. Sprache und vernachlässigte auch die Musik nicht; denn er war nicht nur ein warmer Verehrer derselben, sondern blies auch selbst mit großer Fertigkeit die Flöte, eine Kunst, die ihm und Andern in so manchen unangenehmen Lagen des Lebens Trost und Erheiterung gewährte. Im März 1808 ward v. C. wieder nach Wurzen zum ersten Bataillon versetzt, um die Adjutanten-Funktion daselbst zu übernehmen, und im Juli desselben Jahres marschirte das Regiment von Thümmel nach Warschau, wohin eine Division von 6000 Mann zur Ablösung des sächs. Kontingents gesendet wurde, und Generalmajor Donat, Kommandant der zweiten Brigade dieser Division, wählte den Lieutenant v. C. zu seinem zweiten Brigadeadjutanten. Marschall Davoust hielt, als Statthalter des Herzogthums Warschau, dasselbe mit 30,000 Mann besetzt. Die Garnison von Warschau bestand aus Polen, Franzosen und Sachsen, und diese fortwährenden Berührungen mit fremden Nationen in allen Dienstverhältnissen war, wie allen jüngeren sächs. Officieren, auch

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 523.

für den Lieutenant v. C. von dem größten Nutzen; denn sie ließen sie die damalige Schwerfälligkeit und die veralteten Formen der sächs. Generale und Officiere erkennen und trugen ungemein zu ihrer praktisch-militärischen Bildung und Gewandtheit bei. Höchst vortheilhaft war es für v. C., in Warschau seinen ehemaligen verehrten Lehrer, den Hauptmann Lehmann, wiederzufinden. Dieser vortreffliche, kenntnißreiche Mann, der von jeher gegen v. C. ein besonderes Wohlwollen gezeigt hatte, bemerkte ihm damals, er sey zu einer höheren Bestimmung befähigt und nahm sich seiner Ausbildung mit Wärme und bestem Erfolg an, und nie sind die Gefühle der größten Dankbarkeit gegen seinen Lehrer in dem Herzen v. C.'s erloschen. In der Mitte des Monats September übernahm Generalmajor Donat den Befehl über die Regimenter v. Zastrow Küraſſier und v. Rechten Infanterie, um sie nach Danzig zu führen; der Adjutant v. C. aber wurde zu Regulirung dieses Marsches vorausgesendet. Der französ. Divisionsgeneral Graf Rapp war Gouverneur dieses Gebietes und der Vestung Danzig, deren Besatzung, ebenso wie zu Warschau, aus Franzosen, Polen und Sachsen bestand. Sehr bald hatte sich v. C. der Gewogenheit dieses Generals zu erfreuen, bewegte sich, dadurch begünstigt, in den höhern Cirkeln, führte daselbst, ohne seine gründliche Fortbildung zu vernachlässigen, ein höchst angenehmes Leben und wurde der Freund des genialen Schriftstellers, Artillerie-Hauptmanns Gustav Schilling *), welcher ebenfalls damals zu Danzig in Garnison stand. Nachdem im Frühjahr 1809 die Rüstungen Napoleon's gegen Oesterreich immer ernsthafter wurden, gelangte auch die Nachricht nach Danzig, daß das Regiment von Thümmel, zur Formirung eines sächs. Korps, von Warschau nach Sachsen berufen sey, und v. C. bat den General Donat, ihn zum Regimente zurückkehren zu lassen. Er verließ daher Danzig am 23. März, erfuhr aber in Thorn, wo ein Bataillon Sachsen stand, daß sein Regiment schon auf dem Marsche von Warschau nach Großglogau begriffen sey, wo er es auch am 5. April, nach einer höchst beschwerlichen Reise, erreichte. Leider! hatte es Befehl erhalten, in Glogau zu bleiben; indessen fand er bei'm Regimente seine am 26. Febr. erfolgte Ernennung zum Premierlieutenant und Adjutanten des zweiten Bataillons. Das Regiment hatte, nach Verabschiedung des Generalmajors v. Thümmel, im August

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 671.

den Generalmajor v. Burgsdorff zum Inhaber erhalten. Während des Waffenstillstandes, der nach der Schlacht von Wagram erfolgte, sollte bei Dresden ein Observationskorps, aus französischen und sächsischen Truppen bestehend, unter den Befehlen des französ. Divisionsgenerals Carra St. Cyr formirt, aufgestellt werden. Zu diesem Zwecke wurden fünf neue sächsische Bataillone ausgehoben und exercirt, was eine bedeutende Anzahl von Officieren erforderte, demnach auch von dem Regimente Burgsdorff vier Officiere verlangt wurden, zu denen auch v. C. gehörte. Der bald darauf erfolgte Friede löste dieses Observationskorps wieder auf und v. C. kehrte, im December 1809, wieder zu seinem Regimente nach Glogau zurück, wohin er ein starkes Kommando Ersatzmannschaften nebst einem Transport von Munition und Montirungsstücken zu führen hatte. Der beendete Feldzug hatte die Nothwendigkeit herausgestellt, der königl. sächs. Armee eine zeitgemäßere Organisation zu geben. Die Regimenter wurden verstärkt und zwei neue Regimenter leichte Infanterie errichtet. Die Armee wurde in Brigaden und Divisionen eingetheilt und ihr, unter dem Generalmajor v. Gersdorff*) als Chef, ein förmlicher Generalstab gegeben, in welchen auch Premierlieutenant v. C. gewählt und dem Generalstabe der von Generallieutenant v. Le Coq kommandirten Infanteriedivision, unter dem 22. Febr. 1810, als Kapitän zugetheilt wurde. In jener Zeit bot Dresden einen neuen, ganz ungewohnten Anblick dar. Wenn in den frühern, höhern Gesellschaftskreisen nur der Hofadel, und nicht ohne Anmaaßung, die erste Rolle spielte, so sah man jetzt überall Theils mit Orden, Theils mit Wunden geschmückte Militärs; jede ihrer Mienen verrieth Selbstvertrauen und der Hofadel nahm einen bescheideneren Ton an. Dem Hauptmann v. C., als Officier des Generalstabes und Neffen des Kriegsministers, waren alle Cirkel geöffnet. Er spielte damals in der höhern Gesellschaft keine unbedeutende Rolle und gedachte stets dieser Zeit, als einer der angenehmsten seines Lebens. Dabei aber widmete er sich mit angestrengtem Fleiße und Eifer seinen Berufsarbeiten. Eine im J. 1811 vom Generallieutenant v. Le Coq in Begleitung v. C.'s vorgenommene Inspektionsreise von längerer Dauer gab dem militärischen Leben des Letzteren einen bedeutenden Wendepunkt. Bisher hatte er wohl das Bewußtseyn, ein guter Exerciermeister und taktischer Führer zu seyn;

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 651.

allein auf dieser Reise ging ihm erst das Verständniß über die Bedeutung der höheren strategischen Leistungen auf, und diese Erkenntniß führte ihn zu den eifrigsten, angestrengtesten Studien, welche ihm auch bereits in nächster Zeit reiche Früchte trugen. Schon im J. 1811 war ein Krieg gegen Rußland mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen und deshalb die Ausbildung der neuorganisirten sächs. Armee mit aller Thätigkeit betrieben worden. Am 12. Februar 1812 begab sich Hauptmann v. C. mit dem Hauptquartiere des Generallieutenants v. Le Coq von Dresden nach Guben, wo sich das ganze sächs. Kontingent versammelte. Die Armee war, durch alle ihre Zweige, in dem vorzüglichsten Zustande. Alle Abtheilungen derselben waren von jungen, rüstigen und ausgezeichneten Führern und Officieren befehligt. Den 26. März 1812, am Sonnabend vor dem Osterfeste, setzte sich das sächs. Korps, als siebentes der großen Armee, in Marsch nach Warschau. Ueber den Feldzug selbst verweisen wir auf das, auf Veranlassung des Generallieutenants v. Le Coq und auf Grund der zu Gebote stehenden officiellen Quellen im J. 1821 erschienene Werk: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813," dessen Autor der Verstorbene selbst war. Mehere im Laufe dieses Feldzuges von dem Hauptmann v. C., als Adjoint des Generalstabes der ersten Infanterie-Division unternommene und zur Zufriedenheit ausgefallene Rekognoscirungen machten ihn dem Chef des siebenten Armeekorps, Divisionsgeneral Reynier, bekannt, der ihn im September mit einer größeren und wichtigeren Rekognoscirung des Bug und der dahin führenden Wege betrauete, zum Behufe des durch die Ankunft bedeutender russ. Verstärkungen aus der Moldau veranlaßten, ziemlich schwierigen Rückzugs aus Volhynien bis hinter den Bug. Der von ihm vorgeschlagene Uebergangspunkt über diesen Fluß, bei dem Dorfe Olscanka, in der Nähe von Wlodawa, fand bei General Reynier und dem Fürsten v. Schwarzenberg Beifall und er hatte die Ehre, das bei Luboml von feindlicher Uebermacht sehr bedrohte sächs. Korps von da, auf einem Nachtmarsche über Opalin, glücklich dahin zu führen. Nach dem Treffen bei Wolkowice, am 15. und 16. Nov., wurde v. C., als Kourier, an den König*) nach Dresden gesendet. General Reynier hatte ihn durch ein eigenhändiges Schreiben an den König zur Beförderung als Major empfohlen, wozu er auch, unter dem 4. Dec.

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

1812, noch während seiner Anwesenheit in Dresden ernannt wurde. Am 7. Dec. kehrte er von Dresden zur Armee zurück. Diese Rückreise war für den Major v. C. eine sehr schwierige, nicht nur der grimmigen Kälte wegen, die sich eingestellt hatte, sondern es wurden ihm auch, auf Befehl des Königs, ein mit vier Pferden bespannter Equipagewagen beigegeben, um den Verwandten und Angehörigen derjenigen Officiere und Soldaten, welche in Folge des feindlichen Ueberfalles bei Wolkowice alle ihre Habe verloren, oder überhaupt durch die Fatiguen des Feldzuges ohne Bekleidung waren, Gelegenheit zu geben, solche den Ihrigen zu senden. Ohne Diener oder sonstige Begleitung hatte er, aus seiner vollgepfropften, kleinen Courierchaise, jenen Equipagewagen zu überwachen und ihn Tag und Nacht im Auge zu behalten. Zum Ueberfluß hatte ihm noch der Generalintendant 12,000 Thaler in Gold mitgegeben. So hatte er 141 Meilen in einem fremden Lande zurückzulegen und mußte, zu Folge in Warschau erhaltener Nachrichten, darauf gefaßt seyn, jenseits des Bugs feindlichen Streifpartieen in die Hände zu fallen, bis er am 15. Dec. die Armee bei Szeroszow glücklich wieder erreichte. Am 1. März 1813 langten endlich die schwachen, aber ehrenhaften Ueberreste des mit 20,000 Mann nach Rußland ausgezogenen sächs. Korps, nur noch 2000 Mann unter den Waffen zählend, auf ihrem Rückzuge von Warschau und Kalisch zu Bautzen an, nachdem sie noch in dem Gefechte bei Kalisch dem sächs. Namen so große Ehre gebracht hatten, daß noch 22 Jahre später bei Gelegenheit des russ.-preußischen Manövers bei Kalisch im J. 1835 russ. Generale, die damals gegen die sächs. Truppen gekämpft, mit Bewunderung von ihrer Tapferkeit sprachen. General Reynier sendete damals den Major v. C. von Bautzen aus auf Kourierpferden an den König, der sich in Plauen befand. Im Laufe dieses denkwürdigen und für die sächs. Waffen ruhmvollen Feldzuges in Rußland wohnte v. C., als Adjoint im Generalstabe der ersten Division, der Schlacht von Podobna und allen den übrigen zahlreichen Gefechten bei und erhielt für sein tapferes und ausgezeichnetes Benehmen in diesem Feldzuge am 8. März 1813 den St. Heinrichsorden. Die Begebenheiten zu Dresden im März 1813 sind bekannt. Nach der Ankunft des Marschalls Davoust in Dresden begab sich General Reynier, noch vor Sprengung der Brücke, auf Urlaub nach Paris und übertrug dem General Dürütte das Kommando des 7. Armeekorps, d. h. der etwa 4000 Mann starken, aus Rußland

zurückgekehrten Ueberreste. Doch plötzlich ging, am 21. März, der Befehl des Königs von Sachsen an den Generallieutenant v. Le Coq in Dresden ein, sich von den Franzosen zu trennen und die sächs. Truppen nach Torgau, der vom General Thielmann *) befehligten Vestung des Landes, zu führen. Die Anstalten hierzu wurden schleunigst getroffen, Dürütte von dem erhaltenen Befehle unterrichtet und, ungeachtet aller Protestationen desselben, schon am nämlichen Tage, Abends 10 Uhr, der Marsch der sächs. Truppen gegen Torgau angetreten, wo sie jedoch erst am 27. März eintrafen, da ein zweiter Befehl sie unterwegs aufgehalten hatte. Generallieutenant v. Le Coq übergab seine Truppen dem Gouverneur der Vestung und eilte für seine Person zum Könige. General Thielmann übertrug dem Major v. C. die Direktion der Kanzlei unter Leitung seines Chefs des Generalstabes, Oberstlieutenant Aster. Der Sieg Napoleon's bei Großgörschen, womit er am 2. Mai 1813 den Feldzug eröffnete, brachte die Vestung Torgau in eine mißliche Lage, da Napoleon von einer Neutralität Sachsens nichts wissen wollte. Am Abend des 6. Mai ging ein Schreiben Reynier's, von Eilenburg aus, an General Thielmann in Torgau ein, mit der Nachricht, daß er den folgenden Tag mit seinem neuformirten siebenten Armeekorps daselbst eintreffen und die der Vestung entbehrlichen Truppen an sich ziehen würde. General Thielmann befahl dem Major v. C., ungesäumt, Abends 11 Uhr, nach Eilenburg zu reiten, den General Reynier von der Lage der Dinge zu unterrichten und ihn auf alle mögliche Weise von seinem Vorhaben abzuhalten zu suchen. Morgens nach 2 Uhr kam er in Eilenburg an, wurde von Reynier wahrhaft freundschaftlich empfangen, doch an ein Aufgeben des beschlossenen Marsches war nicht zu denken, vielmehr wurde ihm von Reynier angerathen, sich zu beeilen, damit der General nicht vor ihm in Torgau eintreffe. Morgens 5 Uhr, am 7. Mai, war v. C. schon wieder bei Thielmann in Torgau, der ihn sogleich wieder an Reynier mit der Erklärung schickte, daß, „wenn Letzterer sich der Vestung nähere, er ihn, nothgedrungen, mit Kanonen begrüßen müsse!“ Der Major v. C. traf Reynier bei Mokrehna, an der Spitze seines Korps, bereits auf dem Marsche gegen Torgau. v. C.'s Auftrag war bestimmt, doch ebenso bestimmt die Antwort: Gleiches mit Gleichem zu erwiedern; doch nach einigem Nachdenken befahl Reynier

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 920.

dem Major v. C., eiligst voraus zu reiten und den General Thielmann zu einer persönlichen Zusammenkunft auf den Vorposten zu vermögen. In Folge dieser Zusammenkunft und Besprechung wurde unverzüglich ein Kourier an den König nach Regensburg abgesendet, bis zu dessen Rückkehr Reynier sich verbindlich machte, nichts gegen Torgau zu unternehmen und mit seinen Franzosen bis dahin auf den Höhen von Süptitz zu lagern. Am 10. Mai langte der königl. Befehl an, die Vestung den Franzosen zu öffnen. General Thielmann verließ die Vestung noch denselben Abend und übergab dem General v. Sahr, als ältestem General, das Kommando derselben. Dieser sendete den Major v. C. noch Nachts 11 Uhr mit der königl. Resolution nach Süptitz an Reynier, wogegen dieser dem Major die Befehle für den folgenden Tag ertheilte. Von der Besatzung von Torgau wurden 6000 Mann, unter den Befehlen des Generalmajor v. Sahr, dem 7. Armeekorps zugetheilt, welche schon am 14. Mai ihren Marsch nach Annaburg u. s. w. antraten und am 21. Mai Nachmittags 3 Uhr über Dahme und Hoyerswerda, auf dem Schlachtfelde von Bautzen eintrafen, um noch Theil an der Schlacht zu nehmen. Der Kampf dauerte bis in die Nacht hinein, welche von brennenden Dörfern erhellt wurde. Napoleon schob sogleich das siebente Armeekorps fechtend vor und übertrug Reynier für diese Nacht und die folgenden Tage die Avantgarde der Armee — Tage, die im Verhältniß nicht minder blutig waren, als die Schlachttage selbst. Der Major v. C. hatte die Funktion eines Chefs des Generalstabes der sächs. Division überkommen und ihm wurde von Reynier befohlen, stets in dessen Nähe zu bleiben; durch ihn ertheilte Reynier die Befehle für die sächs. Truppen, und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, wie lehrreich und interessant diese Tage, an der Seite eines so erfahrenen Feldherrn, für den Verstorbenen seyn mußten, da ihm dadurch auch die Gelegenheit zu Theil wurde, mit Napoleon selbst zu sprechen und seine Befehle zu erhalten, da sich der Kaiser fast ausschließlich in der Nähe der Avantgarde aufhielt, deren Spitze die Sachsen bildeten und deren Bewegungen er mit gewohntem Feuer selbst leitete. Daher kam es auch, daß am 22. Mai Abends der Marschall Düroc und General Kirchner, beide aus der Umgebung Napoleon's, unmittelbar hinter einer sächsischen Kolonne, die eben in das Dorf Markersdorf vor Görlitz eindrang, getödtet wurden. Das 7. Armeekorps rückte bis gegen Breslau vor, wo die Sachsen noch am 31. Mai ein

Gefecht hatten. Der bekannte Waffenstillstand wurde geschlossen und Major v. C. vom General Reynier, von Puschwitz vor Breslau aus, mit dieser wichtigen Nachricht nach Dresden an den König, sowie mit Depeschen an Napoleon, der sich in Neumarkt befand, als Kurier geschickt. In Neumarkt wurde ihm ein Schreiben Napoleon's an den König, Depeschen für den Herzog von Bassano nach Liegnitz und 20 Stück Napoleonsd'or, als kaiserl. Geschenk für einen Postillon aus Bautzen, welcher den Kaiser im Laufe des Schlachttages vom 21. Mai so gut geführt hatte, ausgehändigt. Zu Liegnitz fand er den Herzog von Bassano, welcher eben, in Begleitung des österr. Generals Bubna *), unter Eskorte von einem Bataillon Infanterie nach Bunzlau u. s. w. abreisen wollte. Er nöthigte den Major v. C. ihm zu folgen, da die Kommunikation durch Kosackenabtheilungen unter Oberst Brendel sehr gefährdet sey, welche eben erst einen französ. Kourier aufgefangen hatten. Nach einer der langweiligsten Nachtreisen kamen sie erst früh 6 Uhr des 4. Juni in Bunzlau an. Hier entzog sich aber v. C. der weitern Folge des Herzogs, eilte nach Görlitz, und als er hier bestimmt erfuhr, daß die Uebergänge des Schöpsbaches von Kosacken besetzt seyen, setzte er sich zu Pferde und ritt über Bernstadt nach Bautzen. In Folge des Waffenstillstandes kehrte das 7. Armeekorps nach Sachsen zurück und bezog ein Lager bei Görlitz, wo es v. C. am 16. Juni wiederfand. General Reynier hatte ihn eigenhändig zum Orden der Ehrenlegion empfohlen und überreichte ihm solchen bei seinem Eintreffen. Nach allen den großen Verlusten, welche das sächs. Korps in Rußland und erst neuerdings gehabt hatte, wurde die Zeit des Waffenstillstandes dazu benutzt, um es wieder auf 18,000 Mann zu bringen und in zwei Infanteriedivisionen und eine leichte Reiterbrigade zu formiren. Major v. C. wurde als wirklicher Chef des Generalstabes der zweiten Division angestellt. Der Kampf entbrannte auf's Neue und namentlich war es die sächsische zweite Division, welche — kaum 7000 Mann stark — dem gesammten preuß. Korps des General v. Bülow **), in der Schlacht bei Großbeeren die Spitze bot; ihr Verlust war aber auch sehr groß. Dem Major v. C. gelang es noch, die Hälfte eines Bataillons von Low zu retten, wobei ihm aber sein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 612.
**) — — — 3. — — — — S. 871.

und er schon in Gefahr war, von den siegenden Preußen gefangen zu werden, als ihn noch ein sächs. Husar rettete. An der Schlacht bei Dennewitz, dem Gefechte bei Gropstädt und der Schlacht von Leipzig nahm er ebenfalls thätigen Antheil. Das russische Gouvernement Sachsens war bemüht, zum fortgesetzten Kampfe gegen Frankreich die sächsischen Streitkräfte zu organisiren. Sie wurden, als drittes deutsches Armeekorps, unter die Befehle des regierenden Herzogs von Weimar *) gestellt und seinem Generalstabe der Major v. C. als Kommandant des Hauptquartieres zugetheilt. Der Zug der Sachsen nach Holland und den Niederlanden ist bekannt. Die Rückkehr Napoleon's von Elba führte die sächsische Armee auf's Neue vom Rheine über Köln und Aachen nach Lüttich, dem Hauptquartiere des Fürsten Blücher. Die traurigen Versuche der preuß. Politik, die sächsischen Truppen zu theilen, ehe noch der König von Sachsen überhaupt seine Einwilligung zur Theilung seines Landes ausgesprochen hatte, erzeugten Unruhen, Excesse gegen die Wohnung der Marschalls und Widersetzlichkeiten. Die Folge davon war, daß die Sachsen über den Rhein zurückgeschickt wurden, um ihre endliche Theilung im Paderborn'schen zu erwarten und also an dem neuen Kampfe gegen Napoleon nicht Theil nahmen. Gleich nach jenen Vorfällen in Lüttich wurde Major v. C. von dem Chef des Generalstabes — die Generale Thielmann, Ryssel **) und Brause ***) hatten die Armee schon verlassen und waren in preuß. Dienste übergetreten — am 6. Mai 1815 von Verviers aus nach Dresden gesendet, um dem mittlerweile eingesetzten preuß. Gouvernement Sachsens eine getreue Darstellung der Vorfälle in Lüttich zu geben. Wir schweigen von den vielfältigen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die derselbe auf dieser Reise durch die noch bis zum Rheine stehenden preuß. Truppen zu erfahren hatte. Von Dresden zurückkehrend, fand er das sächsische Korps am 20. Mai bei Crefeld, auf dem Rückmarsche über den Rhein. In Soest gelangte der Befehl Blücher's an, die sächs. Kolonnen zu trennen — wahrscheinlich in der Befürchtung, daß sie bei der nun zu erwartenden Theilung noch ihren früheren Widerstand fortsetzen würden — und zwar sollte die erste Kolonne nach Kassel, die zweite aber über Bielefeld nach Herfort und Lemgo mar-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.
**) — — — — 11. — — — — S. 362.
***) — — — — 14. — — — — S. 827.

schiren. Oberst von Zezschwitz*) übernahm das Kommando der ersteren Kolonne, dem Major v. C. aber übertrug er das der zweiten. In der Mitte des Juni kam es endlich zu dem Akte der Theilung der sächs. Armee, nachdem die königl. Einwilligung und Generallieutenant von Le Coq als königl. Kommissar eingetroffen war. Die bei Sachsen gebliebenen Truppen wurden bei Osnabrück gesammelt und den Umständen nach formirt. Es fehlte nur noch der Theil des Grenadierregiments, welcher, nach den Ereignissen bei Lüttich von den Preußen entwaffnet, auf dem Transporte nach Magdeburg war. Während auch dort die Theilung geschah, wurde v. C. an den Herzog von Cambridge nach Hannover gesendet, um den Durchmarsch der Grenadierabtheilung von Magdeburg nach Osnabrück zu vermitteln. Am 6. Juli endlich langte der von allen Sachsen mit Freude begrüßte königl. Befehl zu Osnabrück an, daß sich das sächs. Korps mit den Oesterreichern vereinigen und unverzüglich nach Frankfurt a. M. marschiren solle, wo es weitere Befehle zu erwarten habe und der regierende Herzog von Sachsen-Koburg das Kommando über dasselbe übernehmen werde, zu dessen Adjutanten gleichzeitig Major v. C. vom Könige ernannt worden war. Der Major v. C. wurde sofort dem Korps vorausgesendet, vorerst an den Kurfürsten von Hessen nach Kassel, den Durchmarsch durch seine Lande zu erwirken und dann nach Frankfurt, die Dislokation der Truppen mit den verschiedenen Behörden zu reguliren. Den 26. Juli traf das Korps in und bei Frankfurt ein, v. C. aber eilte, mit Bedeckung von 1 Officier und 20 Husaren, auf's Neue demselben gegen Nancy voraus, wohin der Marsch der Sachsen bestimmt worden war, um solchen über Mainz, Kreuznach, Kassel, Homburg und Saarbrück zu ordnen. Hier erreichte ihn jedoch ein Befehl des Fürsten von Schwarzenberg, vermöge dessen das Korps nicht nach Nancy, sondern nach Kolmar im Elsaß marschiren sollte, wo es auch in der Mitte des August eintraf und bis zum November 1815 stehen blieb. Den 1. Septemb. reiste der Herzog von Koburg nach Paris, v. C. aber zu Pferde nach Dijon, um den Herzog zu den dort abzuhaltenden großen Manövers der gesammten österreich'schen Armee zu erwarten, deren Anfang aber sich bis zu den ersten Tagen des Oktobers verzog. Ende December 1815 langten die Sachsen in der Heimath an. Generallieutenant von Le

*) Dessen Biogr. siehe im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 372.

Coq übertrug dem Major v. C. das Kommando des dritten Bataillons vom Infanterieregimente Prinz Anton, dem er mit Freuden Folge leistete, den Herzog von Koburg verließ, um nach Meißen zu seinem Bataillone zu eilen. Ein Herzensbund, den er schon längst mit dem liebenswürdigen Fräulein Karoline von Berlepsch, vierten Tochter des verstorbenen Hofmarschalls, Freiherrn v. Berlepsch geschlossen hatte, erhielt am 18. Febr. 1816 in der Kirche zu Zscheila bei Meißen die kirchliche Weihe zu einer der glücklichsten Ehen. Am 1. März 1816 mußte er schon wieder das Kommando seines Bataillons niederlegen, denn der König*) ernannte ihn zum militärischen Begleiter seiner drei Neffen, der Prinzen Friedrich August, Clemens und Johann. In den ersten Jahren dieser Anstellung lag ihm die militärische Ausbildung der jungen Prinzen ob; als sich aber Prinz Friedrich August, jetzt regierender König, im Oktober 1819 zum erstenmale vermählte und seinen eigenen Hofstaat erhielt, wählte der Prinz den Major v. C. zu seinem Adjutanten. Als solcher hatte er die Ehre, denselben 1822 nach Wien, 1824 nach Ems und von da über Straßburg, Metz, Lüttich, Brüssel, Gent, Antwerpen, nach der Insel Walchoern und nach Amsterdam zu begleiten; eben so nach Paris, 1826 abermals nach Wien, 1828 nach Italien, wo ihm vom Könige von Neapel am 19. Mai der sicilianische Konstantinorden verliehen wurde und 1830 nach Berlin. Als im J. 1823 dem Prinzen Friedrich August von seinem königlichen Oheim das Kommando einer Infanteriebrigade übertragen wurde, begann auch von Neuem die militärische Wirksamkeit des Majors v. C. und es rückte derselbe während dieser Zeit in seiner Ancienneität am 27. Okt. 1823 zum Oberstlieutenant und am 19. Febr. 1828 zum Obersten der Infanterie auf. Nach dem im J. 1830 erfolgten Tode des Generallieutenants v. Le Coq übertrug König Anton dem Prinzen Friedrich August das Kommando über die gesammte Armee und ernannte unter dem 30. Juli 1830 den Obersten v. C. zum Generalmajor und Chef des Generalstabes desselben. Gegen Ende des J. 1830 trat der bisherige Staatssekretär der Militärkommandoangelegenheiten, Generallieutenant v. Zeschau, in den Ruhestand. Die Geschäfte dieses Departements wurden mit dem Generalkommando unter dem damaligen Prinzen Mitregenten vereinigt, zu diesem Behufe ein königl. Generalstab organisirt und der General-

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 378.

major v. C. zum Chef desselben ernannt. Die Einführung der Konstitution ließ es jedoch nicht mehr zulässig erscheinen, daß der Mitregent gleichzeitig das Kommando über die Armee führe und da der Generalmajor v. C., als Chef des königl. Generalstabes, mit dieser Kommandoführung vertraut war, wurde ihm nun auch das Generalkommando der Armee, unter Ernennung zum Generallieutenant am 1. Jan. 1832 förmlich übertragen. Im Sommer 1835 nahm er auf Befehl des Königs Anton an den großen Uebungen zweier preuß. Armeekorps in Schlesien Theil, wo er auch von dem Kaiser von Rußland persönlich eingeladen wurde, nach Kalisch zu kommen, um auch den großartigen Manövern der vereinigten russ. und preuß. Truppen beizuwohnen und erhielt bei dieser Gelegenheit unter dem 4/16. Okt. den kais. russ. Annenorden 1. Kl. Der Tod des Königs Anton und die Thronbesteigung des jetzigen Königs gab Veranlassung, den Generallieutenant v. C. mit diesen Notifikationen an den Kaiser Nikolaus nach Petersburg zu senden. Auf dieser Reise traf ihn das Unglück, daß bei'm Durchgehen der Postpferde der Wagen umgeworfen wurde und der General eine bedeutende Verletzung durch Zerreißung der Gelenkbänder am Knie erhielt. Obgleich keine hinreichende chirurgische Hilfe zur Hand war, setzte er unter den heftigsten Schmerzen dennoch die Reise fort und erfüllte seine Mission. Von dem Herzog von Sachsen-Koburg ward Generallieutenant v. C. im J. 1839 mit dem Großkreuz des sachsen-ernestinischen Hausordens beehrt. Im Herbste des J. 1843 fand eine Zusammenziehung der sächs. Armee statt, welche Veranlassung zu mehrtägigen größeren Manövern unter Leitung des Prinzen Johann und des Generallieutenants v. C. gab, wo Letzterem nach Beendigung derselben bei Nieschütz am 30. Sept. die Ehre zu Theil wurde, aus eigner Hand des Königs das Komthurkreuz 2. Kl. des St. Heinrichsordens zu erhalten. Am 17. Sept. des J. 1845 traf sein tieffühlendes Herz der härteste Schlag; denn an diesem Tage ward ihm seine geliebte Gemahlin durch den Tod entrissen. Noch blutete diese Wunde, als sich das J. 1848 nahete. Unter die vielen und häufig sonderbaren Umwälzungen, welche uns dieses ominöse Jahr brachte, gehörte auch die ganz veränderte Stellung, die das Generalkommando erhielt. Bisher dem Kriegsministerium koordinirt, wurde es plötzlich dem letztern gänzlich untergeordnet. Dieses Alles und noch andere, sehr wesentliche Umstände veranlaßten schon damals den Generallieutenant

v. C. den Wunsch auszusprechen, nach 43jähriger wirklicher Dienstzeit in den Ruhestand zu treten; ein unglücklicher Armbruch, der eine halbjährige Dienstunfähigkeit veranlaßte, führte die Erfüllung dieses Wunsches herbei und er erhielt Mittels gnädigen Handschreibens am 1. Jan. 1849 die erbetene Entlassung mit Pension. Seit dieser Zeit lebte er, für Kunst und Wissenschaft fortwährend thätig, einfach und ansoruchslos im Kreise seiner liebenswürdigen Familie, Theils in Dresden, Theils in Pillnitz, in einem seinen Kindern gehörigen Landhause und hier betraf ihn im J. 1850 das Unglück, diese Besitzung durch eine von einem Wolkenbruche verursachte Wasserfluth fast ganz zerstört zu sehen. Am 5. Juni 1852 drohete durch ein heftiges, in Blitz und Regenströmen sich entladendes Gewitter dieselbe Gefahr. Schon waren die Seinigen in ein benachbartes höher gelegenes Haus Theils schon in Sicherheit gebracht, Theils im Begriffe, sich mit ihm dahin zu begeben, als der General noch eine Stubenthür aushebt, um sie gegen ein Fenster zu stemmen, welches vor zwei Jahren dem Eindringen des Wassers besonders Vorschub geleistet hatte. Hierbei, wahrscheinlich als Folge von Erhitzung, traf ihn in der fünften Nachmittagsstunde ein Nervenschlag, welcher sein thätiges, der Liebe zu seinem Könige, seinem Vaterlande, seinen Pflichten, seiner Familie, seinen Freunden und den Wissenschaften geweihtes Leben endigte. Am 9. Juni früh 8 Uhr wurden seine irdischen Ueberreste unter höchst zahlreicher Begleitung, der sich auch die Prinzen Johann und Albert angeschlossen hatten, auf den Friedhof in Hosterwitz geführt und ruhen daselbst neben denen seiner, ihm im Tode vorangegangenen, Gemahlin. Der Verstorbene ward schon in frühester Jugend von dem lebhaftesten Triebe sich zu unterrichten beseelt, unterstützt von einem hellen Kopfe, glücklichem Auffassungsvermögen und strengem Fleiße, der ihm die Liebe und Zufriedenheit seiner Lehrer, sowie seine Herzensgüte und munterer Sinn die Zuneigung seiner jungen Gefährten ihm gewann, obgleich er, geleitet durch ein sehr feines Gefühl für Schicklichkeit und Anstand, sich nicht so leicht hingab, was ihm oft den höchst unbegründeten Vorwurf des Stolzes zuzog. Sein gefühlvolles Herz war der Liebe und Freundschaft geöffnet, die er seiner Gattin und seinen Freunden bis an sein Ende bewahrte. Reich an geistiger Bildung, hatte der frühe Umgang mit hochachtbaren Frauen aus den höchsten Ständen seinem Benehmen eine Feinheit und Leichtigkeit des Tons gegeben, die ihn, vereint mit

Kenntniß und Ausübung der Musik, zum liebenswürdigsten Gesellschafter machten. Er besaß eine große Gewandtheit in allen gymnastischen Uebungen und seine Meisterschaft in der Tanzkunst, seine elegante Tournüre, sowie seine immer heitere Laune reiheten den jungen v. C. zu den Bevorzugten in der Damenwelt. Ausgerüstet mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Officiers, volle Hingebung an seinen Stand, gepaart mit Muth, Eifer im Dienst und Achtung gegen seine Vorgesetzten — dies Alles mußte die Aufmerksamkeit der Letztern sehr bald auf ihn lenken, ihm ihr Wohlwollen erwerben und seine Beförderung zu Stellungen bewirken, die nicht Jedem so leicht zu Theil werden. Die Dienstverhältnisse, die ihn in den Feldzügen von 1812 und 1813 oft an die Person Reyniers, dieses kaltblütigen, besonnenen und erfahrenen Heerführers banden, gaben ihm Gelegenheit, seinen ihm ohnedieß schon eigenen militärischen Ueberblick zu erweitern und zu bevestigen und machten ihn zu einem der fähigsten und brauchbarsten Officiere des Generalstabes und als solcher traf ihn auch die Auszeichnung, zum militärischen Führer der königl. Prinzen gewählt zu werden. Auch in dieser Stellung gewann er sehr bald die allerhöchste Zufriedenheit, sowie die Achtung, das Zutrauen und die Gewogenheit seiner hohen Zöglinge. Als kommandirender General war er unermüdet für das Wohl der Armee besorgt, suchte sie auf den höchsten Stand der Ausbildung zu bringen und würde noch viel mehr für ihr Bestes geleistet haben, hätte er nicht unüberwindliche, in den Verhältnissen liegende Schwierigkeiten zu bestreiten gehabt. Was die Armee von ihm als ihrem Führer im ernsten Kampfe zu erwarten gehabt hätte, bewiesen die unter seiner Leitung ausgeführten Manövers. Seine außerordentliche Orientirungsgabe im Terrain, sein schneller und sicherer Blick in Verfolgung und Errathen gegnerischer Bewegungen, die genaue Kenntniß der Truppen aller Waffengattungen und deren richtige Anwendung, verbunden mit rascher Anordnung und entschlossener, feuriger Führung, würden ihm sehr bald den Ruf eines der vorzüglichsten Generale im Felde erworben und er die Armee gewiß mit Ruhm geführt haben. Die ernstesten Studien in den höhern Militärwissenschaften betrieb er mit eisernem Fleiße selbst bis zu seinem Tode und in den von ihm hinterlassenen Familienpapieren dürfte ein reicher Schatz von Denkwürdigkeiten verborgen liegen, der in späterer Zeit geöffnet und von kundiger Feder bearbeitet, von größtem Interesse seyn würde. In seiner hohen Stel-

lung bewahrte er stets die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, verbunden mit dem feinsten, sichersten Takte, hörte Einwürfe mit Geduld und Nachsicht an, legte aber wohl auch den Meinungen Anderer, denen er Erfahrung, Umsicht und Kenntnisse zutrauen zu müssen glaubte, zuweilen zu viel Gewicht bei und brachte ihnen seine eigenen, häufig wohl richtigern Ansichten zum Opfer. Ernst mit gewinnender Milde vereint, zeichneten sein Benehmen gegen Untergebene aus; kein Bittender verließ ihn, ohne, wenn auch nicht allemal Erfüllung seiner Wünsche, doch wenigstens freundlichen Trost und Hoffnung mit sich hinwegzunehmen und die ihm ganz vorzüglich eigene, gewinnende, humane Behandlung des Soldaten führte ihm die Herzen Aller zu. Wahre Religiösität und warmes Gefühl für Menschenwohl schmückten sein edles Herz, welches in innigster Liebe für seine zahlreiche Familie glühete, die in ihm den zärtlichsten Vater beweint. Unwandelbar wie seine Freundschaft, war auch seine felsenveste Treue und Hingebung für seinen König, für dessen hohes Haus und für das Vaterland.

126. Johann Andreas Buchner,

Doktor der Philosophie, Medicin und Pharmacie, ordentlicher Professor der Medicin, Beisitzer der medicinischen Fakultät und Vorstand des pharmaceutischen Instituts an der Universität, ordentliches Mitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften, Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael, auch Mitglied meherer auswärtigen Akademieen, gelehrten Gesellschaften u. s. w. zu München;

geb. den 6. April 1783, gest. den 6. Juni 1852*).

B. war der Sohn eines bürgerlichen Gärtners. Bei einfacher und ungekünstelter Erziehung entwickelte er frühzeitig große Fähigkeiten und Lernbegierde, weßhalb ihn seine Aeltern am Gymnasium und Lyceum zu München studiren ließen. In Folge seiner vorherrschenden Neigung zu den Naturwissenschaften trat er im J. 1803 bei dem erst kürzlich verstorbenen Apotheker Ostermayer, seinem Freund und Schwager, als Apothekerlehrling ein. Im J. 1805 ging er, Behufs seiner weitern Ausbildung zu dem rühmlich bekannten Apotheker Trommsdorff**) nach

*) Nach „Archiv der Pharmacie." 1852. Aug. — Allgem. Zeit. 1852. Nr. 165. — Akadem. Monatschrift. 1852. Aug.
**) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. d. Nekr. S. 341.

Erfurt, mit dem er später die innigste Freundschaft anknüpfte und unterhielt. Dort zu Erfurt erlangte er im J. 1807 den Grad eines Doktors der Philosophie. Schon im zweiten Jahr darauf erhielt B. in seiner Vaterstadt die Stelle eines Oberapothekers bei der eben errichteten Centralstiftungsapotheke, in Folge welches Amtes er zugleich den täglichen Krankenbesuchen beiwohnen und die Operationen aufnehmen mußte — eine Gelegenheit, wodurch bei ihm das Studium der Medicin angeregt wurde, dem er auch im Stillen eifrigst oblag, um sich die Gründe und den wissenschaftlichen Zusammenhang des in den Krankenhäusern Gesehenen und Gehörten selbst anzueignen. Im J. 1814 betheiligte sich B. eifrigst bei der Gründung eines pharmaceutischen Vereins in Bayern und übernahm die Stelle eines Sekretärs desselben, welches Ehrenamt er auch bis zu seinem Abgang aus München im J. 1818 bekleidete. In das Jahr 1815 fällt auch die Eröffnung des auf dem ganzen Kontinent sehr verbreiteten Journals „Repertorium für die Pharmacie, herausgegeben von Dr. J. A. Buchner," welche Zeitschrift bis zum Tode des Herausgebers die Zahl von mehr als hundert Bänden erreichte und von der er mit Beginn dieses Jahres erst eine „Neue Folge" eröffnete. Die meisten chemischen und pharmaceutischen Untersuchungen B.'s, welche er Theils allein, Theils unter Mitwirkung wissenschaftlicher Freunde unternahm und deren Zahl außerordentlich groß ist, sind darin niedergelegt. Außerdem verfaßte der Verstorbene noch mehere andere wissenschaftliche, pharmaceutische Werke. Ebenso betheiligte er sich lebhaft als im J. 1815 der Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften zu München, Hr. v. Schlichtegroll*), die Idee eines „polytechnischen Vereins" für Bayern in's Leben zu rufen beschloß, ward der erste Sekretär des Verwaltungsausschusses dieses Vereins und übernahm die Redaktion der Vereinsschrift, die noch gegenwärtig unter dem Titel: „Kunst- und Gewerbeblatt für das Königreich Bayern," blühend besteht und zu den größten Zierden des Vereins gehört. Im J. 1817 wurde B. Assessor bei'm kön. Medicinal-Komité und 1815 Adjunkt bei der Akademie der Wissenschaften, die ihn dann später im J. 1827 zum außerordentlichen und 1844 zum ordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse erwählte. Das J. 1818 rief, wie bereits angedeutet, den Verewigten an die Universität Landshut als Professor der

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1.

Pharmacie, Arzneiformellehre und Toxikologie, in welcher Eigenschaft er in den ersten Jahren seines Lehramts die medicinischen Studien fleißig fortsetzte, sich auf dem anatomischen Theater im Seciren übte, selbst medicinische Vorlesungen und Kliniken besuchte, um sich also zur Erlangung auch des medicinischen Doktorgrades zu befähigen. Mit königl. Unterstützung reiste er selbst nach Paris, um die dortigen naturwissenschaftlichen und medicinischen Anstalten kennen zu lernen, und als am 14. August des J. 1819 die medicinische Fakultät der preuß. Rhein-Universität Bonn die erste Doktorpromotion feierte, proklamirte sie aus freiem Antrieb den Professor J. A. Buchner zu Landshut als Doktor der Medicin und Pharmacie. Als im J. 1826 die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München versetzt wurde, zog mit ihr B. in seine Vaterstadt zurück und erhielt hier alsbald, besonders wegen seines praktischen Unterrichts im chemischen und pharmaceutischen Laboratorium eine so große Anzahl von Zuhörern, daß man eine ähnliche, mit Ausnahme von Berlin, kaum an den übrigen deutschen Hochschulen finden konnte. Im Studienjahr 1842/43 war B. Rektor Magnifikus der Universität München, vordem und nachher wiederholt Dekan ihrer medicinischen Fakultät, und im J. 1848 nahm ihn der König in Anerkennung seiner vielen Verdienste unter die Zahl der Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael auf. Es war ein weiter Weg, den B. vom schlichten Gärtnerjungen bis zum Rektor einer der ersten Universitäten Deutschlands zurückgelegt, ein so mühsamer Weg, daß seine Kraft groß gewesen seyn mußte, um nicht vor erreichtem Ziel zu erliegen. Allein der Verewigte war keine Treibhauspflanze, bedurfte nicht der ängstlichen Pflege, sondern war ganz für den rauhen Boden gemacht, dessen wechselnde Hitze und Kälte, dessen Dürre und Nässe er grünend, blühend und Früchte tragend erfahren hat. B. gehörte zu jenen Menschen, deren Thätigkeit man nicht durch Lob und Schmeichelei, durch das feile Futter des Ehrgeizes erhöhen, aber auch nicht durch ungerechten Tadel und Theilnahmlosigkeit schwächen konnte. Nachdem er einmal einem bestimmten Stande, dem der Apotheker angehörte, hat ihn bis zu seinem Ende eine einzige Idee auf seinem Lebensgang stets in rastloser Bewegung erhalten — die Idee, das Handwerk des Apothekers durch strenge Wissenschaftlichkeit in seinen Grundlagen zu adeln. Dieses Ziel führte ihn zu Trommsdorff nach Erfurt, brachte ihn in die Hospitäler München's, in denen

er nicht bloß Arzneien dispensirte, sondern auch ihre Wirkungen an den Kranken beobachtete — es trieb ihn zum strengsten Studium der Chemie, als der Grundlage der pharmaceutischen Technik, und verlieh ihm die Kraft und Ausdauer zu seinem mehr als hundertbändigen „Repertorium für Pharmacie“ — es führte ihn endlich auf den pharmaceutischen Lehrstuhl in Landshut und München, und leitete ihn bei allen seinen auf die Kunst des Apothekers bezüglichen Arbeiten. Lange schon vor seinem Tode hat er dieses sein Ziel als Sieger erreicht und gar mancher Lorbeer schmückte darob seine bescheidene Stirne! B.'s zahllose Schüler liebten und ehrten ihn in einem nicht gewöhnlichen Grade, und nicht bloß die Apotheker des Inlandes — auch die des Auslandes achteten ihn als ihren Meister. Als er im Herbst 1843 eine Reise nach Wien unternahm, begrüßten ihn bereits an Bord des Dampfschiffes die gesammten Apotheker der Kaiserstadt und machten ihm die Tage seines dortigen Aufenthalts zu einem glänzenden Fest. Diese und ähnliche Auszeichnungen vermochten aber nicht den Verstorbenen eitel zu machen, noch konnten sie ihn bestimmen, auf seinen wohlerworbenen Lorbeeren auszuruhen. B. war in seiner nimmerruhenden, allein stillen und geräuschlosen Thätigkeit vergleichbar einem Baum, der seine Blüthen und Früchte treibt, ganz unbekümmert, ob dieselben bewundert und genossen werden oder nicht; er vollführte die Bestimmung seines Daseyns, bis der Schöpfer seine Wurzeln vertrocknen ließ und morsch sein Baum zusammenbrach. Die letzte außergewöhnliche Thätigkeit entwickelte B. als Mitglied und endlicher Vorstand der Kommission, welche von dem König im J. 1849 zur Herausgabe einer neuen Auflage der „Pharmacopoea bavarica“ erwählt worden war. Es trieb den Verewigten dabei — namentlich in letzter Zeit — ein unbestimmtes, drängendes Gefühl, welches wir gar gern als Todesahnung zu bezeichnen pflegen, zu einer seinen Kräften nicht mehr entsprechenden Anstrengung. Schnee und Unwetter des verflossenen Winters vermochten ihn nicht abzuhalten, den bis oft spät in die Nacht dauernden Sitzungen der Kommission in der kön. Hofapotheke beizuwohnen und die Debatte dabei zu leiten — und ermattet und schwer athmend, wie er gekommen, ging er auch wieder nach beendigter Arbeit den weiten Weg zu seiner Wohnung zu Fuß und bei Nacht zurück. Doch war es ihm nicht vergönnt, die endliche Vollendung des Werkes zu erleben, das ihm so sehr am Herzen lag und an dem

seine Hand so überwiegend viel geschafft hätte, und er mußte leider! das vierte Mitglied der Pharmakopöe-Kommission seyn, das seit dem dreijährigen Bestehen derselben vom Tod ereilt wurde. B. starb wie er lebte: gleichwie nämlich die Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit Anderer gegen ihn denselben auf seinem wissenschaftlichen Wege nicht zu beirren oder zu entmuthigen vermochten, ebensowenig konnten die Schmerzen des Krankenlagers den Zug des edelsten Wohlwollens von seinem Gesichte verjagen. Unmittelbar vor seinem Tode wurde er etwas unruhiger; man fragte ihn, was er wolle, er antwortete: „Ich denke" — auf die Frage, was er denn denke? erwiderte er: „Materia medica." — Ein Kenner menschlicher Seelen könnte aus dieser einzigen Schlußäußerung, ohne alle andern Anhaltspunkte, ganz richtige Folgerungen für die Thätigkeit des Sterbenden während seines Lebens ziehen!

Wir haben der vorstehenden Skizze nur Weniges noch anzufügen: Im J. 1811 unternahm B. eine vergleichende Untersuchung der Meerzwiebeln mit den Zwiebeln, welche unter dem Namen „französische Meerzwiebeln" im Handel vorkommen, womit Döbereiner *) sein neues Jahrbuch der Pharmacie eröffnete; ferner eine chemische Untersuchung der Chara hispida und Chara vulgaris, worüber er eine Abhandlung in den Denkschriften der kaiserl. leopold. Akademie der Naturforscher bekannt gemacht hat; auch findet man eine von ihm in seiner damaligen Stellung verfaßte denkwürdige Abhandlung in Schweigger's **) „Journal für Chemie u. Physik" (XIII. 193), nämlich „über System u. Kunstsprache der Chemie." Im J. 1814 wurde B. veranlaßt, vor einem zahlreichen Kreise von Künstlern, Gelehrten u. anderen Freunden der Wissenschaft einen Kursus der Experimentalchemie zu halten. Er wiederholte denselben einige Jahre später und ließ zu diesem Behufe den „Ersten Entwurf eines Systems" (München 1814) drucken. Während seines Aufenthaltes zu Landshut ließ er „Würdigung der Pharmacie in staatswissenschaftl. Beziehung" (Nürnb. 1818) und seine dort gehaltene Antrittsrede „Ueber die Trennung der Pharmacie von der Heilkunst" (Ebds. 1819) drucken, begann auch dort die Herausgabe seines unvollendet gebliebenen Werkes: „Vollständiger Inbegriff

---

*) Dessen Biogr. siehe im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 233.
**) — — — — 17. — — — — S. 6.

der Pharmacie." Kein Opfer war ihm zu groß, um zu den Mitteln, die ihm zur Erfüllung seines Berufes nothwendig oder doch vortheilhaft zu seyn schienen, zu gelangen. So brachte er deren schon in Landshut, um ein pharmakologisches Kabinet zu gründen, und als man die in München provisorisch eingeräumten Lokalitäten nicht zureichend fand, um auch das pharmaceutische Institut darin unterzubringen, so entschloß er sich zu einem noch größeren Opfer, indem er wieder auf eigene Kosten ein wohleingerichtetes Laboratorium herstellte, um bis zur Vollendung des neuen Universitätsgebäudes den praktischen und demonstrativen Unterricht nicht unterbrechen zu müssen. Dreimal mußte er das pharmaceutische Institut aus einer provisorischen Lokalität in die andere verlegen, bis er in dem neuen Universitätsgebäude ein erwünschtes Unterkommen fand. — B. hinterläßt eine Wittwe, mit welcher er beinahe 40 Jahre in glücklichster Ehe lebte und drei erwachsene wackere Söhne. Außer der strengsten Erfüllung seiner Dienstpflichten kannte der gemüthvolle, gottesfürchtige Gelehrte keine schönere Aufgabe als die, für die Seinigen zu sorgen, mit denen er, zurückgezogen vom großstädtischen Treiben, ein zwar einfaches, streng sittliches, aber beneidenswerthes schönes Familienleben führte.

Die Redaktion.

127. Ludwig Münzer von Marienborn,

k. k. Oberst zu Innsbruck;

geb. im J. 1804, gest. den 9. Juni 1852*).

M. war zu Kaaden in Böhmen geboren und war der Sohn des verstorbenen Generals, Münzer von Marienborn. Im J. 1819 trat derselbe als Kadet in Militärdienste, wo er bis zum Obersten avancirte. Als Unterlieutenant war er durch fünf Jahre Bataillons-Adjutant. Das verhängnißvolle Jahr 1848 brachte ihn aus Böhmen nach Italien, wo er den Feldzug 1848 und 1849 bei Reisinger Infanterie als Stabsofficier und Bataillons-Kommandant ehrenvoll mitmachte. In der Schlacht von St. Lucia war er mit seinem Bataillone als Reserve verwendet. Bei'm Angriff auf Vicenza (10. Juni 1848) hat derselbe mit seinem Bataillon wesentlich zum günstigen Erfolge bei Erstürmung der Schanzen am Monte Berico, der Kirche

*) Oesterreich. Soldatenfreund. 1852. S. 404.

Madonna del Monte, endlich der Villa Carcano, welche Punkte von den päpstlichen Truppen mit vieler Tapferkeit vertheidigt wurden, durch persönliche Anführung beigetragen. In der Schlacht von Custozza (25. Juli 1848) hat derselbe nach Erstürmung des Dorfes Somma Campagna, bei welchem er mit einer Division seines Bataillons den Friedhof sammt Kirche am Eingange des Dorfes persönlich erstürmte, sein Bataillon im Dorfe gesammelt und nachdem er den ungünstigen Fortgang des Gefechtes, in welches die Brigade Gyulay verwickelt war, wahrgenommen, sein Bataillon — ohne einen Befehl hierzu erhalten zu haben — in Divisions-Kolonnen formirt zum Angriff gegen den andringenden Feind vorgeführt, welcher auch so glücklich und rechtzeitig erfolgte, daß der Feind zum Weichen und endlich zum Verlassen der äußerst günstigen Position gezwungen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Gefangene gemacht und die sämmtlichen Waffen und Rüstungen der Tags zuvor von der Brigade Simbschen gefangenen Mannschaft zurückerobert, auch viele Bagage- und Fouragewägen des Feindes erbeutet. Der F.-M.-L., Graf Franz Wimpffen, welcher Augenzeuge dieser glücklichen Waffenthat war, kam Tags darauf auf den Lagerplatz des Bataillons und dankte laut dem braven Bataillon und seinem Kommandanten für die freiwillig geleistete Hilfe mit den Worten: „Sie haben die Brigade Gyulay gerettet." Für diese Waffenthat erhielt v. M. den Orden der eisernen Krone 3. Kl. v. M. wohnte im J. 1848 noch meheren Gefechten und dem Angriffe auf Mailand bei. Anfangs des Feldzugs 1849 war v. M. in Mantua in Besatzung, wo er mehrmals mit sehr gutem Erfolge zur Führung von Streifkorps und um die Verbindung offen zu erhalten, verwendet wurde. Am 14., 15. und 16. Mai 1849 war derselbe bei'm Bombardement von Bologna und ihm der ehrenvolle Auftrag zugedacht, mit seinem Bataillon Porta Saragossa zu erstürmen, wozu es aber nicht mehr kam, da die Uebergabe der Stadt schon früher erfolgte. Vom 21. Mai bis 14. Juli 1849 war derselbe Kommandant eines aus zehn Kompagnieen, einem Zug Kavallerie, eine halbe Rakettenbatterie und zwei sechspfündigen Kanonen zusammengesetzten Detachements, welches die Aufgabe hatte, die Verbindung mit Ankona zu erhalten, die Städte seitwärts der Hauptstraße zu unterwerfen und zu entwaffnen, welche Bestimmung sich bis in das toskanische Gebiet erstreckte. Für die bei dieser Gelegenheit geleisteten ausgezeichneten Dienste waren dem-

selben mehere belobende Anerkennungen des Armee-Ober-kommandanten und das Kommandeurkreuz des päpstl. St. Gregor-Ordens zu Theil geworden. Vom 16. Juli bis 16. Aug. 1849 war v. M. Kommandant der Cernirungsstrecke von Mestre bis Lova auf einer Ausdehnung von 14 Miglien, in welch' beschwerlichem Dienste derselbe bis zur gänzlichen Auflösung seines Bataillons durch Krankheiten ausharrte. Bei Errichtung der Gensdarmerie wurde er nach Wien berufen und ihm das Kommando des eben errichteten ersten Regiments übertragen, von wo er im Sept. 1850 mit der Beförderung zum Obersten nach Innsbruck versetzt wurde. Seine vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, sowie seinen ächt ritterlichen Sinn zu schildern ist überflüssig, da dieser edle Mann in frischem Andenken bei Allen die ihn kannten — und wer kannte ihn nicht? — steht. Er starb nach langem, schmerzensvollem Krankenlager voll christlicher Ergebung zu Innsbruck.

128. August Friedrich Wilhelm Donat,

Pfarrer zu Deutschossig bei Görlitz;

geb. den 1. Febr. 1798, gest. den 11. Juni 1852 [1]).

Sein Geburtsort war das Dorf Wendisch-Ossig unweit Görlitz, wo sein Vater, Karl August Donat, als Pastor angestellt, seine Mutter aber Marie Rosine Wilhelmine hieß. Von seinem Vater wissenschaftlich erzogen, kam er 1813 auf's Gymnasium zu Görlitz, wo würdige Männer als Lehrer seine Wohlthäter waren. 1818 ging er nach Leipzig zu theologischen und philosophischen Studien über, die er unter Beck [2]), Pölitz [3]), Rosenmüller, Krug [4]), Winzer [5]) und Tschirner [6]) machte; 1820 aber nach Breslau, wo er Schulz, Cöln [7]), Wachler [8]), Gaß [9]), Scheibel und Middeldorpf hörte; 1821 aber ward er Hauslehrer bei'm Hrn. v. Nibelschütz auf Metschlau bei Breslau. 1824 aber ward er Substitut des hochbejahrten Pfar-

---

[1]) Entlehnt aus dem „Lausitzer Magazin, 1853. 22."
[2]) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 810.
[3]) — — — — 16. — — — — S. 241.
[4]) — — — — 21. — — — — S. 4.
[5]) — — — — 23. — — — — S. 165.
[6]) — — — — 6. — — — — S. 113.
[7]) — — — — 11. — — — — S. 118.
[8]) — — — — 16. — — — — S. 361.
[9]) — — — — 9. — — — — S. 157.

rers Dihm*) zu Deutsch-Ossig, am 18. Juni durch den Sup. M. Jancke**) zu Görlitz ordinirt und am 11. Juli installirt. Drei Jahre darauf ward er Dihm's wirklicher Amtsnachfolger, dessen Tochter, Amalie Friederike, am 10. Aug. 1824 seine Ehegattin geworden war. Von 10 Kindern dieser Ehe sind nur noch 4 am Leben, nämlich Friedrich Adolph, Wirthschaftsverwalter in Kittlitz, Friedrich Theodor, Gymnasiast in Görlitz, Friedrich Edmund, dem Seedienst gewidmet und Friederike Adelheid. Diese Gattin verlor er, nach einer Drillingsgeburt, am 24. Okt. 1835. Seit dem 4. Dec. 1837 war er wieder verheirathet mit Auguste Ernestine Woch zu Lissa, Tochter des gewesenen Pfarrers Woch zu Horke. Aus dieser Ehe leben noch 2 Kinder, Hedwig Emilie Adolphine Klara und Ferdinand Julius Oskar, drei aber sind verstorben. Er war ein Mann von großer Lebhaftigkeit und herzlicher Biederkeit und Gefälligkeit und Liebe zur Gemeinde. Auch hatte er die Welt gesehen und entfernte Gegenden des deutschen Vaterlandes besucht. Sehr betrübt war er einst bei'm Tode einer blühenden 16jährigen Tochter Rosalie. Leberleiden führten allmählig seinen ziemlich frühzeitigen Tod herbei.

129. Johann Christian Görlitz,

Professor und Prorektor am Gymnasium zu Wittenberg;
geb. den 1. April 1798, gest. den 11. Juni 1852***).

G. war zu Draschwitz bei Zeitz geboren, wo sein Vater Zimmermann war. Er besuchte bis zu seinem 14. Jahre die dortige Dorfschule, ward aber gleichzeitig von seinem zwölften Jahre an von dem Prediger des Orts, der den Lerneifer und das Talent des Knaben erkannte, unterrichtet und für ein Gymnasium vorbereitet. Letzteres war aber nicht nach dem Sinne der nur in dürftigen Umständen lebenden Aeltern und erst den anhaltenden Bitten des Lehrers und seines Zöglings gelang es, dieselben dahin zu bestimmen, daß sie ihren Sohn auf das zeitzer Gymnasium brachten. Hier, wo er 7 Jahre blieb, nahm sich der Direktor, Dr. Kießling†), des begabten und mit

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 238.
**) — — — 12. — — — — S. 536.
***) Nach: Programm des Gymnasium zu Wittenberg Ostern 1853.
†) Dessen Biogr. . im 27. Jahrg. d. N. Nekr. S. 61.

Lust und Liebe sich den Wissenschaften hingebenden Jünglings mit besonderer Liebe an. Mit tüchtigen Sprachkenntnissen ausgerüstet und bereits an selbstständiges Arbeiten gewöhnt, bezog er im J. 1819 die Universität Leipzig und studirte hier Theologie und Philologie. Der letzteren aber wandte er sich bald mit besonderer Vorliebe zu, besonders seitdem er in die unter Hermann's *) Leitung damals blühende griechische Gesellschaft, diese fruchtbare Mutter tüchtiger Gymnasiallehrer, aufgenommen war. Er ward ein sehr eifriges Mitglied derselben und beschäftigte sich für dieselbe vorzugsweise mit den griechischen Elegikern. Da er nur sehr wenig Unterstützung von Hause hatte, so mußte er die meisten freien Stunden des Tages zur Ertheilung von Privatunterricht verwenden und die stillen Stunden der Nacht waren dann seinen eigenen Studien gewidmet. Gleich nach Vollendung seines Universitätskursus ward er, auf Hermann's Empfehlung, am wittenberger Gymnasium, Pfingsten 1823, als Ordinarius von Quarta mit dem Titel eines Kollaborators angestellt, machte von hier aus im Sommer desselben Jahres sein Oberlehrerexamen in Halle, erhielt Michaelis 1824 die neugegründete Stelle eines Subkonrektors und 3. Oberlehrers, rückte, als Ostern 1825 dem jetzigen Direktor, Dr. Schmidt, die bis dahin vakant gebliebene Kollaboratur übertragen wurde, in's Ordinariat von Tertia, dann, als Wunder Michaelis 1826 nach Meißen und Nitzsch Ostern 1827 nach Kiel berufen ward, zuerst als Subrektor in die zweite, dann als Prorektor in die erste Oberlehrerstelle und damit in's Ordinariat von Secunda hinauf und erhielt Ostern 1846 von dem Kultusminister Eichhorn das Prädikat eines Professors. Nachdem derselbe schon seit einer längeren Reihe von Jahren von Zeit zu Zeit an einem hartnäckigen Unterleibsübel und Brustbeschwerden gelitten, aber bei seiner sonst kräftigen Natur sich immer bald wieder erholt und seine gewohnte Frische und Munterkeit wieder gewonnen hatte, erkrankte er noch vor dem Wiederbeginne des neuen Schuljahres 1852/53 in so bedenklicher Weise an einem mit Brustwassersucht verbundenen Leberleiden, daß man sofort das Allerschlimmste für ihn befürchten mußte. Und diese Befürchtung ging nur zu bald in Erfüllung. Er starb an dem obengenannten Tage Morgens 4 Uhr und hinterließ eine Gattin mit meheren Töchtern, von denen erst eine verheirathet ist. Der 13. Juni war der Tag seiner

---

*) Dessen Biogr. s. im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 803.

Bestattung. Sämmtliche Lehrer und Schüler schlossen sich dem Zuge an und versammelten sich vom Grabe aus, wo der Archidiakonus, M. Seelfisch, die Leichenrede hielt, im Saale des Gymnasium, wo der Direktor, Dr. Schmidt, dessen langjähriger Freund der Verstorbene war, durch einige Worte des Trostes und der Erhebung den Gefühlen der Anwesenden ihren Ausdruck zu geben suchte. Die Schule, deren ältester Lehrer er war, hat an ihm einen durch die Fülle seiner stets gegenwärtigen sprachlichen und literarhistorischen Kenntnisse, durch richtigen Takt in der Methode und Lebendigkeit des Vortrags ausgezeichneten Lehrer, die Lehrer einen ihnen durch die große Gutmüthigkeit und harmlose Heiterkeit seines Wesens lieb und theuer gewordenen Kollegen verloren; und wie in den Annalen der Anstalt, so wird derselbe in den Herzen sehr vieler Schüler, die durch ihn Anregung zu einem gründlichen wissenschaftlichen Studium erhalten haben, in dankbarem Andenken fortleben. Die schriftstellerische Thätigkeit des Verstorbenen ist in folgenden 3 Programm-Abhandlungen enthalten: 1) Emendationes Julianae. Part. I. 1827. — 2) Dionis Chrysostomi de eloquentiae studio oratio. Emendatius edidit brevibusque notis instruxit Jo. G. 1832. — 3) Emendationes Horatianae. (Serm. I. 1, 29. I. 6, 125 etc. II. 2, 23 etc. Epist. ad Pison. init.); dazu 2 deutsch geschriebene Beilagen: 1) Abweichende Lesarten einer alten (der wittenberger ehemaligen Universitätsbibliothek angehörigen) Ausgabe des Briefs an die Pisonen. 2) Ueber ἄν u. κέν u. über εἰ δέ u. εἰδ᾽ ἄγε (εἰ δ᾽ ἄγε).

130. Friedrich Wilhelm Wilberg,

Direktor des Gymnasium zu Essen;

geb. den 19. Juli 1798, gest. den 11. Juni 1852 *).

W. wurde zu Overdik bei Bochum, wo sein Vater damals Lehrer an der kön. Freischule war, geboren. In Elberfeld, wohin der Vater von einigen wohlhabenden Familien im J. 1802 als Vorsteher einer Privatbildungsanstalt für junge Kaufleute berufen war, erhielt W. den ersten wissenschaftlichen Unterricht Theils von seinem Vater, Theils von den Lehrern des rasch aufblühenden Instituts. Der Bestimmung des Instituts gemäß war der

*) Jahresbericht des kön. Gymnasium zu Essen auf 1851—1852.

Unterricht in den neueren Sprachen (Französisch, Englisch, Italienisch) vorherrschend, so daß W., als er den gelehrten Studien sich zu widmen beschloß, in den alten Sprachen noch wenig Fortschritte gemacht hatte und das Versäumte auf dem Gymnasium nachzuholen gezwungen war. Im Herbst 1813 ging er auf das Lyceum zu Mannheim, wo die schon von dem Vater geweckte Vorliebe für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien durch den häuslichen Verkehr mit dem später als Professor der Mathematik in Bonn verstorbenen Dr. Diesterweg*) genährt und gepflegt wurde. Ostern 1815 ging er auf das Gymnasium zu Düsseldorf und widmete sich unter der Leitung von Kohlrausch und Kortüm vorzugsweise dem Studium der Geschichte und der alten Sprachen. Im Herbst 1816 bezog er, nachdem er in der Abiturientenprüfung sich das Zeugniß Nr. 1 erworben hatte, die Universität Berlin, um sich seiner Neigung gemäß philologischen, historischen und mathematischen Studien zu widmen. Außer Fr. A. Wolf**) waren in Berlin seine Lehrer in der Philologie Böckh und Buttmann***), in der Geschichte Rühs und Wilken†) und in der Mathematik Grüson. Er hatte das besondere Glück, sich der näheren Bekanntschaft und des Umgangs von Wolf und Buttmann zu erfreuen; ersterer wußte durch seine Vorlesungen über Homer W. so für diesen Schriftsteller zu gewinnen, daß derselbe sein Lieblingsschriftsteller wurde und er ihn später auch während seiner amtlichen Wirksamkeit mit einer gewissen Vorliebe behandelte. Nachdem er während des Jahres 1817 in Köln als Freiwilliger seiner Militärpflicht Genüge geleistet hatte, bezog er 1818 die neu gestiftete Universität Bonn und setzte seine philologischen Studien unter den Professoren Heinrich††), Näke†††) und Welker fort. Vier Jahre lang war er Mitglied des unter Heinrich's und Näke's Leitung rasch aufblühenden philologischen Seminars, eine Zeitlang arbeitete er auf der Universitätsbibliothek und im J. 1821 ertheilte er den mathematischen Unterricht in den unteren Klassen des dortigen Gymnasium. Im Herbst 1822 wurde er, nachdem er sein Lehrerexamen rühmlich bestanden hatte, an das Gymnasium zu Essen berufen, dem er von der

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 543.
**) — — — 2. — — — S. 813.
***) — — — 7. — — — S. 503.
†) — — — 18. — — — S. 1189.
††) — — — 16. — — — S. 210.
†††) — — — 16. — — — S. 815.

Zeit an bis zu seinem am 11. Juni 1852 durch einen Nervenschlag herbeigeführten Tode unausgesetzt seine Kräfte gewidmet hat, zuerst als provisorisch angestellter Lehrer, seit 1824 als erster ordentlicher Lehrer, seit 1829 als erster Oberlehrer und seit 1845 als Direktor. Zweimal hatte er schon vorher interimistisch das Direktorat verwaltet, zuerst 1829—1831, während der damalige Direktor, Dr. A. Paulssen, geistig erkrankte und dann 1845, als der Direktor Dr. Savels als Schul- und Regierungsrath nach Münster versetzt war. Während einer fast dreißigjährigen Amtswirksamkeit hat W. fast in allen Unterrichtsgegenständen des Gymnasium (Religion und Hebräisch ausgenommen) und in allen Klassen, durch die Verhältnisse veranlaßt, unterrichtet; namentlich wurden in den ersten Jahren seine vielseitigen Kenntnisse auf manchfache Weise in Anspruch genommen. Sein Unterricht zeichnete sich besonders durch Klarheit, Anschaulichkeit und große Lebendigkeit aus, und er besaß die seltene Gabe, eine noch so große Anzahl von Schülern stets lebendig zu erhalten und alle zu beschäftigen; dieß zeigte sich namentlich bei dem Unterrichte im Rechnen und in der Geographie. Unterstützt wurde er bei seiner geistig anregenden Methode noch durch ein sehr gutes Gedächtniß, eine kräftige Sprache, ein scharfes Gesicht, ein feines Gehör und eine imposante Figur, so daß man in dieser Beziehung wohl von ihm sagen konnte, er war wie zum Lehrer geboren. Nicht weniger vielleicht als durch seinen Unterricht wirkte W. auf die Schüler durch seine Persönlichkeit, indem er es verstand, mit den Schülern, ohne sich im Mindesten etwas zu vergeben, auf eine vertrauliche Weise zu verkehren und durch Gespräch und Mittheilungen aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrungen sie anzuregen. Zu dieser Gabe, durch Liebe und Ernst auf die Schüler einzuwirken, kam nun noch der Umstand, daß er es in nicht geringem Grade verstand, auf die Schüler bei der Wahl ihres künftigen Berufes einzuwirken, sie durch Rath und That, wenn sie desselben für ihre fernere Laufbahn bedurften, zu unterstützen, wobei er weder Zeit noch Mühe zu scheuen pflegte und wobei ihm seine große Bekanntschaft mit den verschiedensten Personen, den praktischen Verhältnissen des Lebens und den gesetzlichen Bestimmungen außerordentlich zu Statten kam. Es kann daher nicht auffallen, daß viele Schüler mit großer Liebe an ihm hingen, wie sich dieß nicht bloß in dem dankbaren Andenken, das sie ihrem früheren Lehrer widmeten, häufig zeigte, sondern auch bei meheren

Gelegenheiten sich öffentlich kund gab. Namentlich war dieß der Fall, als im September 1850 von ehemaligen Schülern der Anstalt hierselbst ein Erinnerungsfest gefeiert wurde, bei dem man nicht nur in dankbarer Liebe der Anstalt und ihrer Lehrer im Allgemeinen sich erinnerte, sondern auch ganz besonders innige Liebe und Dankbarkeit gegen den nun schon Verewigten in einer Weise aussprach, daß er diesen Tag für einen der schönsten und glücklichsten seines Lebens hielt. Was W. als Direktor geleistet hat, das bezeugt wohl die von Jahr zu Jahr zunehmende Frequenz der Anstalt, die im J. 1845 133 und im J. 1852 248 Schüler in 8 getrennten Klassen zählte und die große Anzahl der Schüler, die während dieser Zeit mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen wurden (61). Ueberhaupt nahm er während der 7 Jahre seines Direktorats 414 Schüler in die Anstalt auf. Wie W. seine Aufgabe als Direktor auffaßte, das hat er in der Rede, mit der er sein Amt 1845 antrat, in den Worten ausgesprochen: „Je erfreulicher und ehrenvoller ihm dieses neue Amt erschiene, um so mehr empfände er die Verantwortlichkeit desselben; die Schule habe nicht nur den Zweck, ihre Zöglinge mit Kenntnissen auszurüsten, sie sey auch Erziehungsanstalt und die glückliche Durchdringung beider Elemente, die Stählung der Geisteskräfte wie die sittliche Bildung und Veredlung der Jugend, sey der Gesichtspunkt, den vor Allem der Leiter einer höhern Schulanstalt nie aus den Augen verlieren dürfe; aber zu dem Gelingen dieser Aufgabe müsse auch das Vertrauen der Bürger mitwirken, Zuversicht zu der Disciplin der Anstalt, zu dem guten Willen der Lehrer, Behutsamkeit im Urtheil über sie und die Verwaltung der Schule. Getrost sehe er der Zukunft entgegen, wenn der Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten auch nicht ausbleiben werde. Unter dem Beistande der Amtsgenossen, mit denen er zum Theil bereits seit Jahren ein freundschaftliches, mit allen ein freundliches Verhältniß unterhalten, mit Unterstützung der Aeltern und Angehörigen der Jugend und der Freunde und Gönner des Schulwesens, von deren Theilnahme und Vertrauen er in seiner langjährigen Wirksamkeit sich oft und bei der Kunde von seiner Ernennung auf's Neue überzeugt habe, gelobe er, den Pflichten seines Amtes mit allen Kräften nachkommen zu wollen und der Anstalt, die ihm durch eine 23jährige Amtswirksamkeit theuer geworden — was ihm von Leben und Kraft noch beschieden seyn möge, auch ferner freudig zu weihen." Von dieser Ansicht ließ

er sich auch während seiner ganzen Amtsführung leiten. Dafür, daß er seine Aufgabe als Direktor einer Simultan-Anstalt auf die richtige Weise zu lösen verstand, spricht der Umstand, daß noch einige Wochen vor seinem Tode der Weihbischof der Erzdiöcese Köln, Dr. Baudri, in einem freundlichen Schreiben ihm für seine rege Obsorge bezüglich der religiösen Bedürfnisse der katholischen Schüler der Anstalt dankte. Von dem Gedanken ausgehend, daß nur ein einträchtiges Zusammenwirken aller Lehrer im Stande sey, ein glückliches Resultat zu erzielen, strebte er vor allen Dingen dahin, ein solches zu Stande zu bringen und zu erhalten und es schmerzte ihn nichts mehr, als wenn ihm dieß in Bezug auf den einen oder anderen Kollegen nicht immer ganz gelang. Die Förderung einer günstigen Gestaltung der äußeren Verhältnisse der Lehrer ließ er sich vor Allem angelegen seyn und er bedauerte sehr, wenn seine Bemühungen bei den vorgesetzten Behörden fruchtlos blieben. Auf die Wünsche der Lehrer in Bezug auf Lehr- und Stundenplan nahm er eine solche Rücksicht, daß er dabei an sich selbst, seine Bequemlichkeit und seine Wünsche zuletzt dachte; wie er denn überhaupt durch große Gefälligkeit in jeder Beziehung sich auszeichnete. Den Lehrern verstattete er eine große Freiheit in der Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit bei'm Unterrichten; das strenge, kleinliche Ueberwachen der einzelnen Lehrer in ihrer amtlichen Wirksamkeit war ihm in der Seele zuwider. Er ging von der Ansicht aus, daß dem Lehrer, wenn nur nicht die Einheit des ganzen Schulorganismus gestört würde, möglichst viele Freiheit gestattet werden müßte, und daß jeder Lehrer im Gefühl der gestatteten Freiheit am eifrigsten und erfolgreichsten wirken werde. Auf die pädagogische Fortbildung der jüngeren Lehrer suchte er besonders durch einen regen Privatverkehr, den er mit ihnen zu unterhalten pflegte, vortheilhaft einzuwirken. Den älteren Schülern gestattete er manche Freiheit, von dem Gedanken ausgehend, daß nicht durch den Zwang der Gesetze, sondern nur durch die allmählige Gewöhnung an größere Freiheit der Schüler zur sittlichen Selbstständigkeit heranzubilden sey. An der Besserung eines Schülers zu zweifeln, fiel ihm schwer, und er entschloß sich, wenn nur Leichtsinn, nicht Bosheit einen Schüler die Gesetze der Schule hatte übertreten lassen, nur ungern zu dessen Ausschließung; wo er aber in sittlicher Beziehung einen nachtheiligen Einfluß auf andere Schüler befürchtete, da war er unerbittlich strenge. Bei kleineren Schülern, in ein-

zelnen Fällen auch bei größeren, schien die Anwendung körperlicher Züchtigung ihm nicht unangemessen und er bedauerte nichts mehr, als die zu große Nachsicht und Weichlichkeit der Zeit in dieser Beziehung. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit hat W. durch Recensionen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften (er war mehere Jahre lang Mitherausgeber des Museum des rheinisch-westphälischen Schulmännervereins), durch eine Reihe von Programmen (Lectionum Homericarum specimen pr. 1826. Leben Alexander's des Großen. Aus Clintons fastis hellenicis. 1830. Die Konstruktion der allgemeinen Karten des Eratosthenes und Ptolemäus. Aus den Quellen dargestellt. 1834. Die ebene Trigonometrie der Griechen. Aus dem Algamest des Ptolemäus dargestellt. 1838. Zur sphärischen Trigonometrie der Griechen. Nach dem Algamest des Ptolemäus. 1839. Geschichte d. Gymnasium zu Essen bis zum Herbst 1844. 1845. Ueber drei Stellen der Geographie d. Ptolemäus. 1836) und durch eine große kritische Ausgabe der Bücher des griechischen Geographen Ptolemäus (Claudii Ptolemaei Geographiae libri octo. Graece et latine ad codicum manuscriptorum fidem etc. Dr. Fr. Wilberg. Essen 1838) bewiesen; für letztere hat er (von dem Ministerium huldvoll unterstützt) die bedeutendsten Handschriften der Bibliotheken zu Paris und Mailand selbst verglichen. Wie die philosophische Fakultät der Universität Tübingen durch Verleihung des Doktortitels, so hat die höchste Unterrichtsbehörde des preuß. Staats durch Verleihung des Professortitels seine wissenschaftlichen Verdienste anerkannt. Sein Wissen beschränkte sich nicht auf die alten Sprachen, die Geschichte, Geographie und Mathematik, sondern auch in neueren Sprachen, namentlich im Französischen und Englischen, in der Physik und Astronomie hatte er sich tüchtige Kenntnisse erworben. Während er in früheren Jahren sich mehr mit dem Studium der alten Klassiker beschäftigt hatte, war sein Privatstudium in den letzten Jahren mehr auf die Geschichte und Physik gerichtet. Seinen regen, nicht auf die engen Grenzen seiner Berufsthätigkeit beschränkten wissenschaftlichen Sinn bethätigte W. auch durch die, in Verbindung mit andern wissenschaftlich gebildeten Männern in Essen erfolgte Stiftung eines literarischen Vereins, dem er eine Reihe von Jahren hindurch als Präses vorgestanden und in dem er, ein Beweis seiner umfassenden Bildung und seines Interesses für neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Praxis, über die verschiedenartigsten Gegenstände Mittheilungen gemacht hat,

sowie durch die mehrmals von ihm vor einem gemischten Publikum gehaltenen geschichtlichen und physikalischen Vorträge. Namentlich hatte er die Gabe, an wissenschaftlichen Gegenständen ihre Anwendung und Brauchbarkeit im Leben zu zeigen; wie er denn überhaupt eine durch und durch praktische Natur war und eine für den Gang seiner Bildung und seine Stellung im Leben seltene Einsicht in merkantile und gewerbliche Verhältnisse hatte. Letzterer Umstand veranlaßte ihn auch, den Plan zu einer Waisenversorgungsanstalt für die Lehrer an den höheren Schulen auszuarbeiten und den höheren Behörden vorzulegen, der leider! nicht zur Ausführung gekommen ist. Einen Beweis seiner vielseitigen Thätigkeit liefert auch der Umstand, daß er mehre Jahre die hier erscheinende Zeitung — die Allgem. polit. Nachrichten — redigirte. Sein wahrhaft patriotischer Sinn, seine innige Liebe zu König und Vaterland hat W. zu jeder Zeit, ganz besonders aber in den Jahren 1848 und 1849 bewiesen, wo er mit aufopfernder Liebe an alle dem lebhaft Theil nahm, was ihm das Beste des Vaterlandes zu bezwecken und zu fördern schien. Wahrscheinlich wurde er in Anerkennung dieses seines patriotischen Strebens und Wirkens im Herbst des vorigen Jahres von dem König zum Ritter vom Adler des hohenzollern'schen Hausordens ernannt. So lebte, so wirkte W. Möge sein Andenken in den Herzen seiner vielen Schüler noch lange gesegnet fortleben!

* 131. Christoph Traugott Scholz,

Pfarrer zu Holzkirch (Kreis Lauban, Schlesien);

geb. den 29. Jan. 1769, gest. den 14. Juni 1852 *).

Sein Geburtsort war Volkersdorf in der Lausitz, wo sein Vater, Joh. Gottfr. Scholz, ein Landmann war, und seine Mutter Marie Rosine Ludwig hieß. In seinen Jünglingsjahren lebte er als Schulpräparand zu Schwerta und Deutschossig, dann als Gymnasiast in Lauban, freilich in großer Dürftigkeit, die aber allmählich erleichtert ward durch Stundengeben, Abschreiben und Empfang von Beneficien. In Leipzig unterstützten ihn die Hrn. v. Fromberg seit 1794. Seine Lehrer waren hier die berühmten Docenten Burscher, Keil, Rosenmüller, Wolf u. A. 1797 ward er Lehrer in Marklissa, und als sein Universitätsfreund, v. Fromberg, die Kollatur von Holzkirch bekommen

*) Extrahirt aus dem Lausitzer Magazin von 1852.

hatte, bekam er das Pfarramt zu Holzkirch, wo 1850 sein goldenes Amtsjubiläum dankbar gefeiert ward. Bei dieser Gelegenheit empfing er auch den rothen Adlerorden von seinem König und hielt 81jährig munter seine Jubelpredigt. Seine Gattin war seit dem 26. Januar 1801 Christiane Friederike Ostermann aus Lauban, sanft, umsichtig und wirthlich. Er hat aber auch viel gelitten durch Diebseinbrüche, Plünderungen und Krankheitsleiden seiner Gattin. Geboren wurden ihm zwei Töchter, Emilie und Klementine. Die erstere, 1802 geboren, verehelichte sich 1828 an den Oekonom Seelieb in Logau, von denen er sieben Enkel erlebte. Die zweite, geboren 1804, wurde Gattin des Schullehrers Hirche in Kießlingswalde, die ihm sechs Enkel gab. Er erfreute sich fast immer vester Gesundheit und erlebte auch am 26. Jan. 1851 das Ehejubiläum. Am 14. Juni 1852 schlossen sich nach kurzer Krankheit seine Augen zum Tode. Gelebt hat er über 83 Jahre.

132. Johann Georg August v. Hartmann,

königl. würtemb. Geheim- und Kommerzienrath, Präsident des Wohlthätigkeits-, Landwirthschafts-, Handels- und Gewerbsvereins, sowie Komthur des Ordens der würtemb. Krone, zu Heidenheim (Jaxtkreis, Königr. Würtemberg);

geb. den 5. Okt. 1764, gest. den 16. Juni 1852 *).

Der um die Industrie Würtembergs hochverdiente und in den Kreisen des Handelsstandes überhaupt rühmlichst bekannte Kommerzienrath v. H. studirte seit 1784 drei Jahre lang in Tübingen die Rechte und in Heidelberg die Kameralwissenschaften, worauf er eine Reise durch Deutschland, Holland und die Schweiz machte und 1788 Professor der Kameralwissenschaften an der hohen Karlsschule in Stuttgart wurde. Nach deren Aufhebung ward er 1794 Hof- und Domainenrath bei der Rentkammer und 1796 Mitglied des Kirchenraths, welcher das bedeutende würtemberg'sche Kirchengut zu verwalten hatte. In dieser letzten Stellung wirkte er besonders durch seine gründlichen Forstkenntnisse wohlthätig auf die Forstverwaltung als Referent ein. Im J. 1806 wurde er nach Auflösung der Landesverfassung bei dem Oberlandes-Oekonomie-Kollegium und zugleich bei der Forstdirektion als Rath angestellt. Dann rückte er 1808 zum Chef der letztern und zum geh. Oberfinanzrath, dabei noch 1811 zum Chef der Stiftungssektion,

*) Nach Brockhaus Konvers.-Lex. u. öffentl. Blättern.

1812 zum Staatsrath und 1816 zur Mitgliedschaft des General-Finanz-Kollegium herauf. Nach dem Regierungsantritte des Königs Wilhelm wurde er zum wirkl. Geheimrath und zugleich zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, indeß schon 1818 aus unbekannten Gründen beider Stellen wieder enthoben. Allein bald eröffnete sich für seinen Charakter und Patriotismus, so wie für seinen durch Kenntnisse gebildeten und durch lange Erfahrung gereiften Geist ein schöner Wirkungskreis, indem der König ihm nach dem Tode der Königin Katharina 1819 das Präsidium der Centralstelle sowohl des Wohlthätigkeits- als des landwirthschaftlichen Vereins, nebst der Oberaufsicht über sämmtliche, mit diesen das ganze Land umfassenden Instituten in Verbindung stehende, von der Verewigten gestiftete oder vervollkommnete Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten, in denen die verehrte Landesmutter fortlebt und bei deren Errichtung sie sich schon immer vorzugsweise seines Raths bedient hatte, übertrug. Zugleich war v. H. in den Jahren 1818—20 eins der thätigsten Mitglieder des deutschen Fabrikantenstandes bei Begründung des Handelsvereins. Als Schriftsteller war er der Erste, welcher die Hauswirthschaft in ein System brachte. Dieß geschah schon 1792 in seinem „Versuch einer geordneten Anleitung zur Hauswirthschaft." Auch gab er in Laurop's Gesellschaft 1812 eine „Zeitschrift für Forstwirthschaft" heraus, von der indeß nur 2 Bände erschienen sind; denn die Vermehrung seiner Staatsgeschäfte nöthigte ihn, den wissenschaftlichen Beschäftigungen zu entsagen, wiewohl er stets mit der Literatur fortzuschreiten suchte und nicht selten Beiträge für öffentliche Blätter lieferte. Mehere ökonomische und naturforschende Gesellschaften nebst andern gemeinnützigen Vereinen nahmen ihn in ihre Mitte auf. Sein gesegnetes Leben beschloß er im 88. Lebensjahre zu Heidenheim.

Gröger.

133. Friedrich Fröbel,

Erzieher zu Marienthal bei Meiningen;

geb. den 21. April 1782, gest. den 21. Juni 1852 *).

Zu Oberweißbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt als Sohn eines Landpredigers geboren, erwuchs F.

---

*) Nach Dr. Fr. Kühne „Fröbel's Tod und der Fortbestand seiner Lehre. Bad Liebenstein 1852."

von Jung auf in der Sphäre des Lehrberufs. Er war von Anfang an nicht weich gebettet; keine Mutterliebe pflegte die ersten Jahre seines Lebens; er war noch kein Jahr gewesen, als er die Mutter verlor, und in der Obhut einer Stiefmutter ward ihm der erste geistige Lebenstrank als ein bitterer gereicht. Zehn Jahre alt, kam er in das Haus eines mütterlichen Oheims, des Superintendenten Hoffmann in Stadt-Ilm, wo ihm zum ersten Male die Erfahrung wurde, daß der Ernst des Lebens sich auch in milder Form darbieten könne. Vier Jahre darauf in das älterliche Haus zurückberufen, sah er sich bei den Vermögensverhältnissen des Vaters, der schon zwei Söhne studiren ließ, gezwungen, eine Wirksamkeit zu erwählen, deren Erwerb näher zur Hand ging. Er entschied sich für die Landwirthschaft und begann mit dem Forstwesen unter der Leitung eines praktischen Forstmannes. Diese Beschäftigung wurde für ihn eine Schwelle zum Studium der Naturwissenschaften; er durfte sein geringes mütterliches Vermögen dazu verwenden und widmete sich auf der Universität zu Jena der Kameralistik, der Mathematik und verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften. Schon 1802 jedoch, mit dem Tode seines Vaters, mußte er die Hochschule verlassen und zu seinem Bestehen eine Unterkunft suchen. Er ging nach Mecklenburg, trat halb als Sekretär, halb als Oekonom in die Dienste eines dortigen Landedelmannes. Der mathematische Trieb zum Bauen war auch schon im Landwirth F. ein vorherrschender Zug; dem Vieh im Stalle eine bessere Existenz zu bereiten, war auf dem Lande seine Liebhaberei, bis ihn der Ruf eines Freundes nach Frankfurt a. M. führte, der alte Gruner, der Gründer einer großen Musterschule, ihn erkannte und ihm zurief: „Nicht Pflanzen müssen Sie ziehen, nicht Häuser aufbauen, sondern Menschen und Geister!" Wie Schuppen war es ihm bei diesen Worten von den Augen gefallen und er ward von da an Schulmeister; all seine bisherige theoretische und praktische Beschäftigung mit der Natur diente nur dazu, der Pädagogik einen naturgemäßen Boden zu bereiten. Der Landwirth F. ward ohne alle Vorbereitung zum Lehrer angestellt und seine Klasse ward in der Musterschule bald eine Musterklasse; der Instinkt in ihm trug den Sieg über alle Disciplin davon. Seine Macht über die jungen Gemüther war gleich von Anfang an so groß, daß eine Frau von Holzhausen ihm drei ihrer Söhne zur Erziehung übertrug. Er stellte die Bedingung, die Kinder auf dem Lande zu erziehen und sie ausschließ-

lich in der Hand zu behalten. Es dämmerte damals schon das System einer neuen Kindheitspflege in ihm. Um lehren zu können, wollte er jedoch erst lernen, wie man zu lernen habe. Er hatte die Schriften Pestalozzi's *) gelesen und ging mit seinen Zöglingen nach der Schweiz, um Pestalozzi's Methode praktisch und sachlich an der Quelle zu studiren. Er war in Iferten mit seinen Schülern selbst erst Schüler; er lernte Pestalozzi's Unterrichtsweise zwei Jahre lang (1808—1810) gründlich kennen. Er bewunderte den neuen Anfang der Dinge in der Pädagogik, fühlte jedoch in Pestalozzi selbst den Mangel wissenschaftlicher Grundlage und begriff, daß aus einem Chaos keine fertige Schöpfung werden könne, wenn das Genie, das auf den Anfang der Dinge zurückgeht, nicht selbst fertig geschult ist. F. schlug an seine eigene Brust, ging in sich und mußte sich bekennen, daß er sein zerstreutes Wissen als Landwirth und Forstmann, als Mathematiker und Architekt erst vest zu ordnen, erst wissenschaftlich auszubauen habe, falls aus dem Instinkt eines neuen Geistes das System einer neuen Erziehungsweise für die Menschheit hervorgehen solle. Der ökonomische Zerfall und die daraus entspringenden Zerwürfnisse der pestalozzi'schen Anstalt trieben F. mit seinen Zöglingen nach Frankfurt zurück. Zur Gründung einer eigenen Anstalt bedurfte er — denn auf allseitige Heranbildung des ganzen Menschen war der neue Erziehungsplan gerichtet — noch manchfaltiger Ergänzung seines Wissens. Er bezog noch einmal die Universität, 1810 zu Göttingen, 1811 zu Berlin. Das Studium der Naturwissenschaften blieb das Fundament seiner Erziehungslehre; von den ersten Bedürfnissen des Menschenlebens entfernte sich auch später nicht die Theorie seines Schulplans, nicht blos aus Instinkt für das Nächste und Nothwendigste, sondern auch aus der Ueberzeugung, daß die Gesetze aller menschlichen Entwickelung mit den Naturgesetzen harmonisch übereinstimmen müßten. Selbst auf religiösem Gebiete fand er in der Offenbarung ein tiefes und zugleich einfach wahres Naturgesetz für das Verhältniß zwischen Gott und Menschen. Und in der That, hätte uns Gott nicht sein Liebstes, Heiligstes und Letztes, seinen eingeborenen Sohn, gesandt: wie dürften wir dann, wie wir's jetzt können und müssen, sagen: Vater, Du hast uns Dein Alles gegeben, auf daß Dein Reich komme, und nur die Menschen selber mit ihrem bösen Wahn stören

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 187.

Dein gutes Werk und hindern, daß Dein Wille als heiliges Naturgesetz erkannt, Dein Wort lebendige Wahrheit werde! F. fand in der plamann'schen Knabenerziehungsanstalt zu Berlin sofort auch wieder praktischen Spielraum für seine Behandlungsweise junger Köpfe. Der Krieg von 1813 unterbrach jedoch seine Studien und seine pädagogische Thätigkeit. Der Ruf des Vaterlandes erscholl und der begeisterte F. trat als Freiwilliger in das lützow'sche Korps. Es war eine versteckte Feuerkraft in seiner sonst so stillen und harmlosen Seele, die ihn mit Jubel in das allgemeine Losungswort der Freiheit des Vaterlandes einstimmen hieß. In diese Zeit fiel die erste Bekanntschaft mit Middendorff und Langenthal, den beiden Männern, die sich später mit ihm zur Gündung einer größeren Erziehungsanstalt vereinigten. Es ist Middendorff, der aus dieser ersten Bekanntschaft einige Rückerinnerungen aufbewahrt und sie uns schriftlich mitgetheilt hat. Der begeisterte Lützower, F., war und blieb den Gefährten eine seltene und auffallende Erscheinung. Mitten auf dem Marsche benutzte er oft die kurzen Augenblicke eines Stillstandes, kauerte an den Steinhaufen des Chausseeweges nieder und sammelte sich Belege für geognostische Studien, für die er in seiner kargen Muße nicht blos Zeit, sondern trotz der Beschwerden des Marsches in seinem Tornister auch noch Platz fand. In der Zeit des Waffenstillstandes mit ihm zu einem gemeinsamen Quartier gesellt, fand ihn Middendorff, von geselligen Kreisen heimkehrend, noch spät Nachts bei der Lampe und mitten im Freudenrausche über die Siege des Vaterlandes mit den mathematischen und pädagogischen Problemen beschäftigt, die seit 1814 von Neuem sein ganzes Leben erfüllten. Im Sommer jenes Jahres nach Berlin zurückgekehrt, wurde F. unter Weiß in dem königl. Museum für Mineralogie als Gehilfe und Inspektor angestellt. Sein Trieb, die Gesetze der Natur im Menschengeiste wiederzufinden und aus den Gesetzen für's Leben Alles auszuscheiden, was wider die Natur, führte ihn immer von Neuem zur Anwendung seiner Studien auf die Entwickelung und Erziehung des Menschen. Eine kleine Anzahl von Neffen und Nichten in der thüringischen Heimath gab ihm 1816 die erste Veranlassung wieder zu pädagogischen Versuchen, bis er mit den obgedachten Freunden im Dorfe Keilhau die erste größere Erziehungsanstalt gründete, ohne äußere Mittel, selbst ohne Kenntniß der äußeren Bedingungen zur ökonomischen Pflege einer größeren Anstalt, aber erfüllt von seinem Gottesberufe und im Bewußtseyn dessen,

was der jugendliche Mensch bedarf, um aus der Hand der Natur den Zwecken des Menschenlebens entgegenzureifen. Seine Ehe war kinderlos; desto metaphysischer erwuchs in ihm, wie in Pestalozzi, der Drang, der zweite und der geistige Vater für die junge Brut des Nachwuchses zu seyn. Seine Gattin, die Tochter eines preuß. Kriegsrathes, die ihm aus Berlin nachfolgte, ward die erste Gehilfin in der Ausführung des rousseau'schen Gedankens: „L'éducation doit commencer dès la naissance.“ Der jungen Brut nicht blos leiblich, sondern auch geistig wieder Mütter zu geben, war mitten im Raffinement einer in Genußsucht versunkenen Welt der Sehnsuchtsgedanke Jean Jacques gewesen. Pestalozzi's Streben in der Schweiz, wo der Krieg Schaaren obdachloser Waisen herumtrieb, war dahin gegangen, die Schulstube zur Familienstube umzuwandeln, damit die Kleinen lebend lernten, der Unterricht Erziehung werde. Fichte hatte im begeisterten Zorn über den Egoismus der isolirten Bildung des Einzelnen, über den Mangel an Gemeinsinn, an dem das Vaterland zu Grunde gegangen war, die ganze Familienerziehung verworfen, die Kinder den Aeltern entrissen und in großen, militärisch organisirten Anstalten für den Staat Bürger erziehen wollen. Spartanische Anstrengungen solcher Art finden in nachträglichen Friedenszeiten keinen Anklang mehr; auch ist der Bruch zwischen Familie und Schule ein unnatürlicher, mithin verwerflich. F. stellt mit seiner Erziehungsweise recht eigentlich den Zusammenhang zwischen Familie und Schule von Neuem vest, indem er den Unterricht schon im Spiele beginnen läßt, diese Spiele für Stube, Hof und Garten organisirt und in den Pflegerinnen des ersten Alters für die Kinder geistige Mütter heranbildet. Die Reform der gesammten Unterrichtsmethode entwarf F. in früheren Jahren in großen nationalen Zügen. Im J. 1820 erschien sein Ruf: „An unser deutsches Volk,“ ein Jahr darauf seine Broschüre: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung ist das Grund- und Quellbedürfniß des deutschen Volkes;“ dann 1822 sein Wort: „Ueber deutsche Erziehung überhaupt,“ und außer den fortgesetzten Nachrichten über die Anstalt in Keilhau 1826 sein Werk: „Die Menschenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt zu Keilhau,“ ein Werk von 497 Seiten, dem jedoch Fortsetzung und Abschluß fehlen, indem es den werdenden Menschen nur bis zum beginnenden Knabenalter begleitet und behandelt. Hier liegt —

nicht der Bruch, sondern die Lücke, die zwischen der Methode und dem Bedürfniß des Menschenlebens, wie es ist, noch ungefüllt geblieben. F. blieb praktisch und theoretisch den Nachweis schuldig, wie weit seine Kinderseelenlehre mit ihren sehr richtigen und wahren Naturgesetzen ohne Sprung und Widerspruch organisch in den Bestand unserer historisch vestgestellten, nach den Kulturforderungen der Gegenwart eingerichteten Bildungsanstalten eingreift und sich in ihren Gang einfügen läßt. Es fehlt noch zwischen seinen Anfängen und den Zielpunkten der vorliegenden Kulturbedürfnisse des Tages die Vermittelung, es fehlt von der fröbel'schen Spielschule die Brücke zur höheren Bürgerschule und zum Gymnasium. F. starb, ohne es zu einer Centralanstalt gebracht zu haben, die uns auch die Uebergänge zu wissenschaftlichen Disciplinen, wie sie das thatsächliche Leben der Menschen von heute fordert, wenigstens andeutete. Die Sache F.'s ist nicht fertig, sie blieb da stehen, wo sein Buch über Menschenerziehung stehen blieb; aber sie ist bildsam, während sie vest und einfach die rechten Grundsteine zum gesammten Erziehungsgebäude liefert, und es ist nicht das erste Mal, daß es manchfaltiger, starker und praktischer Talente bedarf, wo das Genie mit seinem Instinkt mitten in der Sache stecken blieb, in seiner Naivität befangen, nicht weiter konnte, für das in der Begeisterung Empfangene, für das als wahr und nothwendig Erkannte bei der Fortführung der Sache, wo nicht den logischen, so doch den materiellen Faden verlor. Dieß Eingeständniß beeinträchtigt nicht unsere Auffassung der Sache F.'s, denn wir hielten und halten sie nur für einen Anfang. Aber sie ist ein gesunder, ein natürlicher, ein reiner und um der Reinheit willen nothwendiger Anfang, dessen Pflege und Weiterführung unserem Zeitalter zur heiligen Pflicht wird. Nur dem vollendeten Finsterling können über die Methode F.'s religiöse Skrupel erwachsen, Dünste, wie sie freilich jedem Sumpf entsteigen. Nur ein verbissener, krankhaft nach Rache lüsterner Geist kann sich hier Grund zu politischer Verdächtigung vorspiegeln; die unklar zutappende Leidenschaftlichkeit trübt sich freilich auch den klarsten Quell! Aber an der Unfertigkeit des bisher nach F.'s Begriffen in's Leben Getretenen erwachsen Skrupel über die Methode, Skrupel, die erst dann schwinden, wenn man das Eingeständniß der Lücken nicht scheut. Mit Spielen beginnt die fröbel'sche Lehre ihr Werk, nicht aus Neigung zur Tändelei, sondern weil der Spieltrieb der erste in aller Kreatur, der erste in der Geschichte der

Menschheit ist. Alle Mythenbildung der Völker ist ihr Spieltrieb der Phantasie, bevor ihr Verstand reif genug ist, sich die Dinge Gottes und der Welt zu deuten. Daß die Mythe nicht ausreicht für den Inhalt des verständigen Menschenlebens, das wissen wir sehr wohl; aber die Thatsache ist täglich neu, daß jedes Menschenleben mit seinem Mythus, also spielerisch und sinnig, nicht klar begreiflich anfängt. Thatsache ist allerdings eben so gut, daß die Kinder das Spielzeug zerbrechen. Aber sie zerstören nur das Gemachte, das ihnen als Vestes Ueberlieferte; sie zerstören es, weil sie mit dem schon Gemachten nichts mehr schaffen können. Gebt ihnen Spielzeuge, die an sich nichts sind, aus denen sie erst etwas machen müssen, und Ihr weckt den natürlichen Gestaltungstrieb des Kindes, der sich, nur wenn Ihr ihm keine Nahrung gebt, nur an schon Vestgeformtem, als Zerstörungssinn äußert. Gebt ihm eckige und runde Klötzchen, und Ihr weckt des Kindes Bau- und Formsinn; gebt ihm Andeutungen zum Gestalten und Bilden und Ihr weckt die natürliche Erfindungskraft. Der Sinn für Formschönheit steckt in jeder Menschenseele, nicht blos in der aristokratisch gehegten, absonderlich gepflegten und in Luxus gewiegten; der Formsinn thut in einem Zeitalter der Industrie auch dem Geschlechte der Proletarier noth, und was die junge Brut von Bauer- und Bettlerkindern schneidend und zeichnend in den vielen fröbel'schen Dorfschulen mit erfinderischer Kraft im Spiele zu Tage fördert, davon liefern Euch in Marienthal in dem herzogl. Jagdschlosse, wo F. zuletzt gelebt, die von allen Seiten eingesandten Arbeiten die überraschendsten Belege. Das Zeichnen zunächst mit ganz einfachen Strichen ist der Anfang der fröbel'schen Spielarbeiten im Zimmer, während die Spiele im Freien in Gymnastik mit Gesang bestehen. Das Legen mit Stäbchen geht dem Zeichnen zur Seite, so jedoch daß bei diesem, wie bei jenem nichts Vorhandenes nachgeahmt, sondern der schöpferische Trieb freiwillig, aber innerhalb eines Gesetzes geweckt wird. Mit den eckigen und runden Klötzchen werden den Kindern als Würfel und Kugel die mathematischen Grundformen in die Hände gegeben; sie bauen von selbst nach Gesetzen, die sich ihnen unter der Hand als mathematische ergeben, und selbst der pythagoräische Lehrsatz, den sie viel später erst logisch begreifen und abstrakt beweisen lernen, ergiebt sich ihnen ganz natürlich und handgreiflich. „Wie's Einer sieht, gleich hat er's weg!" lautete der goethe'sche Satz, ein Axiom des Meisters in der dichterischen Plastik und ein Grundsatz der

fröbel'schen Anschauungslehre. Zahlen-, Formen- und Größenkunde sind die Fundamente der fröbel'schen Lehrweise, nicht aber, wie man auf unsern gelehrten Gymnasien Geometrie und Arithmetik treibt, sondern als lebendige Kraftentwickelung in Zeit, Raum und Maaß, aus dem praktischen Menschenleben mit täglichen Belegen uns nahe gerückt und mit stufenweiser Entwickelung für die höheren abstrakteren Probleme. Wie wenig junge Köpfe halten auf Gymnasien Schritt in der Mathematik, wie sie bis jetzt getrieben wurde! Und wie sehr thut es noth, die Mathematik mehr physikalisch und dynamisch, mehr als Krafterzeugniß in Zeit und Raum zu behandeln, damit sie nicht allein zur Erkenntniß der Natur und ihres Stofflichen, der Chemie, sondern auch zur Erkenntniß der Wirkungen des Geistigen, der Denk- und Empfindungsgesetze des Menschen, den einfach logischen Uebergang bilde! Und wie sehr thut es selbst zum Ausgleich unserer streitigen Philosophenschulen noth, daß die herbart'sche Mathematik des Denkens als ein Anfang im Philosophiren anerkannt und gepflegt werde! Daß aber Formen- und Größenlehre in der Volksschule wie in der Bürgerschule als Fundamentaldisciplinen vestzustellen seyen, wird Jedem einleuchten, der es als Sohn seiner Zeit begreift, daß uns technische Fähigkeiten mehr noch noth thun als gelehrte Köpfe. Auch die Erlernung der Sprachen bedarf im Privatunterricht wie in unsern öffentlichen Lehranstalten der Reform. Unsere Grammatiken, namentlich die der alten Sprachen, waren und sind noch immer ein mühsamer Höhlenbau voll despotisch aufgestellter, rabbulistisch ausgeklügelter, pedantisch detaillirter Ordonanzen, Befehle und Verbote. Die fröbel'sche Methode giebt auch hier nichts als todtes Resultat, sondern Alles als natürliches Bedürfniß, als lebendiges Produkt. Sie lehrt die Sprache sprechend, nicht erst die Regel und dann die Anwendung auf die Sache, sondern umgekehrt erst das natürliche Bedürfniß der Sache, aus dem sich dann die Regel wie von selbst ergiebt. Für sie ist die Sprache eine Darlegung der Außen- und Innenwelt, nicht im vest überlieferten, ruhenden Zustande, sondern in dem sich stetig erweiternden Fluß der Fortbildung einer lebenden Kraft, die sich deutlich macht im Ton und im Zeichen. Das Wort ist ihr das Gewordene, seine Wurzel das, was von Anfang wurde. Sie lehrt das Werden des Gewordenen und macht somit den Lernenden zum lebendigen Mitschöpfer des Produkts. Sie lehrt auch nicht im Sprachunterrichte die für ein tieferes Forschen

allerdings nothwendige Geschichte der Partikeln, sondern den lebendigen Ausdruck der selbstgefühlten Bedürfnisse des täglichen Augenblicks. Daß die lebenden Sprachen sprechend gelernt werden, ist ziemlich allgemein anerkannte Nöthigung; wie weit sich daraus für die Erlernung des Lateinischen und Griechischen eine Reform entwickeln könne, dieß nachzuweisen ist F. schuldig geblieben, wie er denn auch den Uebergang aus der Spielschule zur Bürgerschule, die Brücke von der Volksschule zum Gymnasium nicht fertig ausbaute. Von der Anstalt zu Keilhau schied er, als sie nach den Forderungen seines Systems geordnet zu seyn schien. Von der Oberschulbehörde in der Schweiz berufen, ging er noch einmal nach dem Lande der Alpen, um dort zu Willisau und zu Burgdorf nach seiner Lehrweise Anstalten zu gründen. Er veröffentlichte dort seine schon 1830 für Deutschland geschriebenen „Grundzüge der Menschenerziehung," die er dem Großen Rathe des Kantons Luzern überreichte. „Reine Gesinnung, Großheit des Entwurfes, Beharrlichkeit der Ausführung, sind wie oft! an der Abneigung der Welt und der Menschen gescheitert!" Dieß das Motto der 1833 in Sursee erschienenen Broschüre. Nach Deutschland zurückgekehrt, wendete er seit 1837 der Behandlung und Erziehung der ersten Kindheit ausschließlich seine Thätigkeit zu. Im Gefühl, daß die Arbeit eines langen mühsamen Lebens doch nur Stückwerk geblieben, wollte er wenigstens die Anfänge des Erziehungswesens veststellen und die Grundlage für die Volksschule pflegen. Er gründete mit seinen Anhängern jene Spielschulen, die über Deutschland hinaus auch bereits in Amerika blühen. Eine Centralanstalt zur Bildung von Erzieherinnen für das erste Menschenalter war in Marienthal sein letzter Lieblingsgedanke, ein Gedanke, den seine Anhänger verwirklichen wollen. Seinen Freunden und Schülern, freilich auch der Weisheit oder der Thorheit dieser Welt hinterließ er sein begonnenes Werk zum Fortbestand oder zum Untergang. Er hat in der Reinheit seines Willens Großes gewollt und die Welt hat ihm auch das Kleine, was er schließlich erreichen konnte, getrübt und verdächtigt.

134. Friedrich Wilhelm Reichenbach,

königl. Oberkastellan zu Potsdam und Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife;

geb. im Jahr 1769, gest. d. 21. Juni 1852 *).

Der Verstorbene war einer der ältesten und würdigsten Diener des preuß. Königshauses. Er hatte Friedrich den Großen gesehen und drei Königen von Preußen gedient, so daß er alle jetzt lebende Mitglieder des königl. Hauses von ihrer Kindheit an kannte und unerschöpflich war im Erzählen von kleinen Zügen der Herzensgüte derselben, besonders des verewigten Königs **). Er wurde aber auch für seine Treue und Hingebung, für seinen Diensteifer und seine Uneigennützigkeit, wovon man sich schöne Züge erzählt, von dem Vertrauen und Wohlwollen aller Mitglieder des königl. Hauses beehrt, wie es seine Rechtlichkeit und anständige Freimüthigkeit verdiente. Als ihn einst der verewigte König aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, hatte er keinen andern Wunsch, als „neue Gardinen" in einem der Prunkzimmer des seiner Pflege anvertrauten Palastes zu haben. Es war dieß das sogenannte neue Palais bei Potsdam. Dieses seiner Fürsorge anvertraute Schloß war sein Stolz und seine Freude. Besonders fühlte er sich glücklich, wenn er durch Geschenke an kostbaren Mineralien und Muscheln die Schätze der Wanddekorationen des prächtigen grottirten Saales vermehren konnte. Er ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig solche Gaben mit Geschmack an geeigneter Stelle in die Wand einzufügen und war ein lebendiges Repertorium sowohl von der ganzen kostbaren Mineraliensammlung, die dadurch entstand, als von dem Namen eines jeden Gebers. Zu seinem Jubiläum und der goldenen Hochzeit stattete ihm das hohe Königspaar persönlich seinen Glückwunsch ab, und auch während seiner letzten Krankheit besuchte ihn dasselbe und ebenso die Kaiserin von Rußland. R. starb im neuen Palais nach langen und schweren Leiden im bald vollendeten 83. Lebens- und 64. Dienstjahre. Er hinterließ eine ehrwürdige Wittwe, mit der er ebenso lange in einer glücklichen und zufriedenen Ehe gelebt hatte, außerdem eine

---

*) Nach öffentlichen Blättern.

**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln. Seine feierliche Bestattung erfolgte am 25. Juni. Auf besondern Wunsch hielt sein mehrjähriger Freund, der Prediger Martus vom königl. Militärwaisenhause, am Sarge die Leichenrede. Dem Leichenwagen, der die sterblichen Ueberreste des Vollendeten nach dem, die Kirche von Bornstedt umgebenden Kirchhof, brachte, folgte eine große Anzahl von Kutschen, darunter die des Königs und der Prinzen in Galla, und eine zahlreiche Hofdienerschaft, darunter alle Kastellane und Hofgärtner von Potsdam, Berlin und Charlottenhof. Gebet und Segen an seinem Grabe sprach der Hofprediger Hahn.

Gröger.

* 135. Georg August Fleck,

Pfarrer zu Kühren (Ephorie Wurzen);

geb. den 20. Jan. 1773, gest. den 22. Juni 1852.

Fl. war geboren in dem Dorfe Lüptitz, unweit Wurzen. Er war der ältere Zwillingssohn Johann Gottlob Fleck's, Gutsbesitzers und Gerichtsschöppens in Lüptitz und er sowohl, als auch sein Zwillingsbruder, Beide haben ein hohes Alter erreicht. Schon in seiner frühesten Jugend fühlte er in sich den Trieb zur Wissenschaft und entschloß sich, Theologie zu studiren. Ein Gymnasium hat er nie besucht; er wurde vielmehr von zwei Brüdern seines Vaters, von denen der eine Pfarrer in Dahlen, der andere Pfarrer in Störmthal bei Leipzig war, zur Universität vorbereitet, die er im J. 1792 bezog. Vier Jahre lebte er als Student in Leipzig und wurde von seinem Vater nach Kräften unterstützt. Als er im Jahr 1796 die Universität verlassen hatte, wurde er sofort von dem damaligen Dechant des Domkapitels zu Wurzen, dem Stiftskanzler Zahn, zum Pfarrer nach Kühren berufen und trat zu Michaeli 1796 sein Amt an. Im J. 1799 verheirathete er sich mit Auguste Salome geb. Schubert aus Mühlberg, welche er den 2. Mai 1848 durch den Tod verlor, nachdem sie ihm in der fast 49jährigen Ehe 12 Kinder, 4 Söhne und 8 Töchter, geboren hatte, von denen aber nur ein Sohn und 5 Töchter die Aeltern überlebt haben. Der 29. Sept. 1846 war für Fl. ein wichtiger und freudenreicher Tag; an diesem wurde sein 50jähriges Amtsjubiläum auf würdige und herrliche Weise gefeiert. Von allen Seiten, aus der Nähe und Ferne, von der Kirchfahrt und aus der Ephorie gab

sich die herzlichste Theilnahme kund. Glückwünsche und Geschenke wurden dem Jubilar dargebracht und auch des Königs Huld schmückte seine Brust mit der goldenen Civilverdienstmedaille. In Frische und ungebrochener Kraft bestieg der greise Jubilar die Kanzel und predigte ergriffen und ergreifend über Psalm 143, V. 5. Von nun an nahmen seine Geisteskräfte merklich ab und von Jahr zu Jahr wurde ihm die Führung seines Amtes schwerer, so daß er sich entschloß, im Frühjahr 1852 um einen Substituten zu bitten. Die Bitte wurde ihm auch gewährt. Schon war der Tag bestimmt, an welchem der zum Amtsgehilfen designirte Predigtamtskandidat, Schmidt, seine Probe ablegen sollte, als der Herr den vielgeprüften, aber auch treu bewährten Jubelgreis nach zweitägigem Krankenlager zu sich rief. Er starb, vom Nervenschlag getroffen, nachdem er fast 56 Jahre sein heil. Amt in einer und derselben Gemeinde verwaltet hatte, deren Glieder in dankbarer Liebe dem Sarge ihres väterlichen Seelsorgers folgten. — Fl. war in seinen spätesten Jahren noch ein Jüngling im Greisenhaar. Seine Wangen färbte bis auf die letzten Tage eine jugendliche Röthe. Sein sanfter Blick und sein heiteres Lächeln bekundeten Gutmüthigkeit und Herzlichkeit. In seinem Amte war er thätig und treu und lebte für dasselbe bis auf die letzte Stunde. Mit seiner Gemeinde war er innig verwachsen und an dem Orte seiner Wirksamkeit hing er mit ganzer Seele; denn die wichtigsten Ereignisse seines Lebens knüpften sich daran. Sieben Brände hatte er hier erlebt und die Last des Krieges, Raub und Plünderung ertragen müssen. Seine irdische Hülle ruht auf dem Kirchhofe zu Kühren, unweit der Stätte, wo er so oft das Wort des Herrn verkündigte. An der einen Seite ruht seine vorangegangene Gattin, an der andern ein frühvollendeter Schwiegersohn.

* 136. Georg Heinrich Christian Weichelt,

Bohrmeister auf der Königshütte bei Lauterberg (Hannover);

geb. den 29. Sept. 1806, gest. den 22. Juni 1852.

Ein Mann, der sich lediglich durch sich selbst bildet und sich nützlich zu machen sucht, verdient gewiß unsere volle Achtung. Solch' ein Mann war W. Blos in der gewöhnlichen Schule gebildet und Arbeitsmann auf der Königshütte, fühlte er innern Beruf in sich, zu Höherem

sich emporzuarbeiten. Er benutzte jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Bei der geringen Einnahme und großen Familie konnte er auf Bücher nicht viel verwenden; dennoch that er, was die Verhältnisse irgend gestatteten. So hatte er sich nach und nach ziemliche Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften erworben. Selbst als Dichter versuchte er sich und fehlte den Gedichten auch gleich das Klassische, so sprach sich in denselben doch ein reines, religiöses Gefühl aus. Seinen Mitbürgern suchte er nach Kräften zu nützen und war gern gefällig. Dabei war er ein sorgsamer Hausvater und verwendete viel auf seine Kinder, namentlich auf den ältesten Sohn, Karl Heinrich August, der nicht gewöhnliche Anlagen zeigte. W. war von seinen Vorgesetzten geliebt und geachtet. Leider! raffte ihn ein Nervenfieber in der Blüthe der Jahre hinweg, obwohl die Seinigen seiner noch sehr bedurften. Der älteste Sohn, Karl, welcher in Klausthal das Schlosserhandwerk erlernt hat, befindet sich jetzt auf der polytechnischen Schule in Hannover, um sich für den Maschinenbau auszubilden. Der Staat hat ihm gern, bei seinem unermüdeten Fleiße und dem großen Drange nach Vervollkommnung, jede mögliche Unterstützung gewährt und es läßt sich erwarten, daß er dereinst gewiß etwas Tüchtiges leisten und eine Stütze seiner sieben Geschwister werden wird.

Dr. Arendt.

137. Wilhelm v. Baligand,

Generallieutenant, Präsident des General-Auditoriats der Armee, Ritter des königl. bayer. Militär-Max-Joseph-Ordens, Komthur des bayer. Verdienstordens vom heil. Michael, Inhaber des bayer. Ludwig-Ordens und Veteranenzeichens, Kommandeur des k. k. russischen Anna-Ordens mit Brillanten, Ritter der französ. Ehrenlegion und des königl. griechischen goldenen Erlöserkreuzes u. s. w., zu München;

geb. den 7. April 1784, gest. den 23. Juni 1852 *).

v. B. war als der Sohn eines bayer. Obersten zu Jülich im Herzogthum Berg geboren und hatte seine ersten Studien im Seminar zu Neuburg an der Donau gemacht, nachdem er schon den 24. Nov. 1798 als Volontär in das vierte Grenadierregiment, welches sein Vater kommandirte,

*) Beil. zur Allgem. Zeitg. 1852. Nr. 216.

eingetreten war. Im J. 1800 ward er zum Fahnenjunker und drei Monate später zum Unterlieutenant im damaligen Leibregiment, nunmehrigen ersten Inf.-Regiment König befördert, in welchem er 1805 zum Oberlieutenant, 1809 zum Hauptmann und endlich am 16. Februar 1814 zum Major avancirte. In diesem Regimente hatte er vom Jahr 1800, mit dem Kriege gegen Frankreich beginnend, allen Feldzügen der napoleon'schen Epoche beigewohnt und so im Jahr 1805 den Feldzug gegen Oesterreich in Tirol, 1806 bis 1807 den Krieg in Schlesien und Polen, 1809 gegen Oesterreich und Tirol, 1812 in Rußland und 1814 und 1815 den großen Befreiungskampf gegen Frankreich mitgemacht. Durch Geburt, durch körperliche und geistige Anlage zum Soldaten bestimmt, hatte er schon als Knabe bei dem Bombardement von Düsseldorf, im J. 1796, bei einem in der Nähe der väterlichen Wohnung entstandenen Brande Beweise von Unerschrockenheit und Entschlossenheit gegeben, und es entfalteten sich diese soldatischen Tugenden, unterstützt von großer Lebhaftigkeit und Thatkraft, von seltenem Scharfblick und Gewandtheit, und gehoben von Vaterlandsliebe und regem Ehrgeiz, in einer ebenso rühmlichen als vielseitig anerkannten kriegerischen Laufbahn. Wie in der Kampagne von 1805 bei der Erstürmung des Loferpasses, dann in dem Feldzuge von 1806 und 1807, bei Glogau, Breslau, Kosel, Glatz, Silberberg und Brieg und namentlich in den Treffen von Kanth, Salzbrunn und Frankenstein, so auch in den zahlreichen Kriegsereignissen von 1809, vorzüglich in den Schlachten von Abensberg und Eckmühl, bei welch letzterer Gelegenheit v. B. das Meiste zur Wegnahme des Dorfes Offenstetten beigetragen hatte, und endlich in Tirol bei den mörderischen Gefechten von Sterzing, Lofer, Unken, Luftenstein, Meleck und Weißbach, überall fand er Gelegenheit, sich durch seine glänzende Tapferkeit hervorzuthun. In dem russ. Feldzuge von 1812 wie in Folge der Kriegsbegebenheiten bei Polozk, wo er mit dem Kreuze der französ. Ehrenlegion dekorirt worden, später aber mit andern Officieren in Kriegsgefangenschaft gerathen war, wußte er durch seine Sprachkenntniß und gefälligen Gaben für sich und viele seiner Schicksalsgenossen ein besseres Loos zu bereiten, und er selbst erhielt die Erlaubniß bis zu seiner Auswechslung den Aufenthalt in Petersburg nehmen zu dürfen. Im Winter 1813 von dort nach Bayern zurückgekehrt und zum Major befördert, eilte er zur Armee nach Frankreich, wo er an der Spitze eines Bataillons des Leibregiments in den Schlachten von

Bar und Arcis, namentlich bei zweimaliger Erstürmung des Dorfes Grand Torey die glänzendste Tapferkeit entwickelte, dabei zuerst nur leicht, bei dem zweiten Sturm auf das Dorf dann schwer verwundet und in Folge dieser letztern Waffenthat mit dem Max-Joseph-Orden und dem russ. St. Anna-Orden dekorirt wurde. Auch in diesem Feldzuge gegen Frankreich war v. B. einmal nahe daran, gefangen zu werden: er war von meheren feindlichen Reitern hart verfolgt; gewandt zu Pferd, wie er war, gewann er einen Vorsprung, setzte über einen breiten Graben, kehrte sich gegen den nächsten Gegner, schoß mit dem Pistol diesen vom Gaul, worauf die andern von jeder weitern Verfolgung abließen. Nach den Feldzügen in die Garnison München zurückgekehrt, wurde er vielfach verwendet bei allen Berathungskommissionen, welche zur Abänderung des Reglements, zur Verbesserung der Waffen und zur Prüfung sonstiger neuer Einrichtungen angeordnet waren; sehr entscheidend war seine Thätigkeit und sein Einfluß auf die Errichtung der Schwimmschule in München, auf die Einführung des Bajonetfechtens und anderer gymnastischen Uebungen, wobei er als gewandter Schütze, Fechter und Turner immer persönlich mitwirkte. Nachdem v. B. im Jahr 1824 zum Oberstlieutenant im 12. Inf.-Regiment befördert, dann zu seinem alten Regiment rückversetzt und 1832 zum Obersten und Kommandanten des 6. Inf.-Regiments Herzog Wilhelm, welches in der Pfalz garnisonirte, ernannt worden war, führte er ein Bataillon dieses Regiments als einen Theil der nach Griechenland bestimmten bayer. Hilfsbrigade durch Baden, Würtemberg, Bayern und Tirol nach Triest, wo die Einschiffung des bayer. Korps Statt fand. Auf diesem Zuge sowohl als in Griechenland selbst zeichnete sich dieses Regiment unter der energischen Leitung seines Führers durch schöne Haltung, gute Mannszucht und taktvolles Benehmen so vortheilhaft aus, daß auch hier wieder den Verdiensten des Obersten v. B. manchfache Anerkennung zu Theil würde und König Otto ihm das goldene Kreuz des griechischen Erlöserordens verlieh. Während sein Regiment nach Bayern zurückkehrte, ergänzte v. B. das Viele, was er gesehen, durch eine Reise im Orient, wo er Konstantinopel, Smyrna und viele andere interessante Punkte in Griechenland, Asien und Afrika besuchte. Nach seiner Rückkehr im J. 1834 wieder an die Spitze seines alten Regiments in München gestellt, dann 1839 zum Generalmajor und Kommandanten der ersten Inf.-Brigade befördert, zugleich als

Referent für die Infanterie im Kriegsministerium verwendet, fand sich für seinen rastlosen Eifer manchfache Gelegenheit zu nützlichem Wirken, welches er in den Uebungslagern von 1838 und 1840, namentlich aber bei den Bundes- und andern Inspektionen zum Frommen des Dienstes und zur Auszeichnung der Armee vielmal bethätigte. Im J. 1842 zum Kommandanten der Bundesvestung Landau ernannt, wußte er auch hier durch konsequente Strenge den Dienst und die Mannszucht der Besatzung zu fördern und zu vestigen. Im J. 1845 wieder nach München berufen und 1848 zum Generallieutenant und Kommandanten der ersten Armeedivision befördert, wirkte General v. B. durch seine Besonnenheit, Umsicht und Vestigkeit sowohl hier als bei der Führung eines Truppenkorps im Oberschwaben und Baden — zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und ihrer Wiederherstellung, wo sie gestört — auf das Kräftigste mit; vom Lager von 1846 durch einen schweren Sturz mit dem Pferde noch in einem sehr leidenden Zustande, ließ er dennoch durch nichts sich abhalten, während jenen stürmischen, bedrohlichen Jahren von 1848 und 1849 den Rest der Kräfte mit unermüdlichem Eifer seinem Dienste und seinem Könige zu weihen. Von beiden Monarchen, wie auch vom Feldmarschall, Prinzen Karl von Bayern, wurde ihm die auszeichnendste Anerkennung; er erhielt den Verdienstorden des heil. Michael und die Präsidentenstelle des obersten Militärgerichtshofs als Lohn seiner vielen Verdienste. Auch hier, wo durch strenge Handhabung der Kriegsgesetze dem für die Kriegszucht in damaliger Zeitperiode so bedrohlich gewordenen Geist der Unbotmäßigkeit mit Kraft zu begegnen war, war sein Wirken ein ebenso angemessenes als erfolgreiches zu nennen, und nur zunehmende Körperleiden konnten ihn in seiner unausgesetzten Thätigkeit stören, von der weitern Ausübung seines wichtigen Amtes abhalten. In gerechter Würdigung der langen und ausgezeichneten Dienste dieses Generals widmeten der König und die königl. Prinzen seinen letzten Leidenstagen die regste Theilnahme. Generallieutenant v. B. hat vom Beginn bis zum Ende seiner militärischen Laufbahn im vollen Sinne des Wortes nur seinem Berufe gelebt und ihn vollständig erfüllt. In der ersten Lebensperiode der Jugend hatte er sich ausschließlich den ritterlichen Uebungen und kriegerischen Thaten gewidmet; mit gleicher Geschicklichkeit den Künsten des Kriegs und des Friedens obliegend, vorzüglich ausgebildet in allen körperlichen Fertigkeiten, war er das Vorbild eines jungen Officiers damaliger Zeit,

voll frischen Lebensmuths, voll Zuversicht und Gewandtheit, voll Durst nach Ruhm und Ehre. In der zweiten Lebensperiode des gereiften Mannes war sein praktischer Sinn, sein durch Erfahrungen gereiftes Urtheil und eifrigstes Bestreben dahin gerichtet, überall mitzuwirken, wo zur Verbesserung des Looses des Soldaten, zur Vervollkommnung der Waffen und ihres Gebrauches, oder überhaupt zum Nutzen und zur Ehre des Heeres etwas Förderliches zu schaffen war. In der letzten Periode seines thätigen und bewegten Lebens, wo die abnehmenden Kräfte seinem rastlosen Eifer unübersteigliche Grenzen setzten, gelang es ihm dennoch, wenn auch nicht ohne jene Anstrengungen, die sein Ende beschleunigen mußten, durch ruhige Besonnenheit und veste Ueberzeugung und daraus hervorgegangene konsequente Handlungsweise bei mancher schwierigen Frage und in kritischen Lagen günstig und nachdrucksam auf den Dienst seines königlichen Herrn und so auf das Wohl des Vaterlandes einzuwirken. Generallieutenant v. B. hinterläßt eine Wittwe, gebornes Fräulein v. Aichberger, und zwei Söhne.

* 138. Dr. med. Franz von Paula Gruithuisen,

Professor der Astronomie zu München;

geb. den 19. März 1774, gest. den 26. Juni 1852.

In dem alten Ritterschlosse Haltenberg am Lech erblickte G. das Licht der Welt. Sein aus Herzogenbusch gebürtiger Vater, Peter G., war durch Maximilian III. nach Bayern berufen worden, wo er die Stelle eines Falkoniers erhielt. Sein Einkommen war gering und er konnte auf die Erziehung seines Sohnes, dessen Fähigkeiten sich frühzeitig entwickelten, nicht so viel verwenden, als er wohl gewünscht hätte, thun zu können. In den alten Sprachen machte G. schnelle Fortschritte. Auch in seiner wissenschaftlichen Bildung überhaupt zeichnete er sich rühmlich aus. Zu seinem Berufsfache wählte er die Chirurgie. Aus dem älterlichen Hause sehnte er sich hinaus in die Welt. Er wollte Erfahrungen sammeln und seine Kenntnisse berichtigen und erweitern. Noch sehr jung, in seinem 14. Lebensjahre, trat er 1788 bei'm Ausbruche des Türkenkrieges in österr. Dienste als Feldchirurg. Erst nach seines Vaters Tode ging dessen Wunsch, ihn unter den Dienern des Kurfürsten Karl Theodor angestellt zu sehen,

in Erfüllung. G. hatte dadurch Zeit gewonnen, sich mit manchfachen Studien, besonders mit der Philosophie zu beschäftigen. Durch mehere Experimente und selbst gefertigte Fernröhre gewann er die Gunst eines einflußreichen und vermögenden Mannes, der sich seiner thätig annahm und ihm auf der Universität Landshut ein reichliches Jahrgeld zufließen ließ. Dort studirte G. seit 1801 Medicin und setzte nebenher seine philosophischen Studien fort. 1808 erlangte er zu Landshut den medicinischen Doktorgrad. Er ward in dem genannten Jahre als Professor der Physik berufen, lehnte jedoch diesen Ruf ab, als ihm gleichzeitig ein Lehramt in München angetragen ward. Bis 1824 war er dort bei der Schule für Landärzte als Lehrer der Physik, Chemie, Naturgeschichte, Zoonomie und Anthropologie angestellt. Während seines Aufenthalts in München zeigten sich ihm Aussichten zu anderweitigen Beförderungen. Die Universitäten Freiburg und Breslau wünschten ihn zu gewinnen, jene für Chemie, Physik und Astronomie, diese für Physiologie. G. blieb aber seinem Vaterlande treu. Als die Universität Landshut nach München verlegt ward, verschafften ihm seine Entdeckungen am Himmel das Lehramt der Astronomie, das er seitdem bis zu seinem Tode verwaltete. Das Institut royal zu Paris verlieh ihm wegen seiner Erfindung, den Stein in der Harnblase zu zermalmen, den Preis von 1000 Frcs. Auf seinen Reisen durch Deutschland in den Jahren 1825 und 1826 erhielt er von Gelehrten aus allen naturwissenschaftlichen Fächern Beweise ehrender Anerkennung. Außer zahlreichen Schriften, von denen später ein Verzeichniß folgt, lieferte er mehere gehaltvolle Aufsätze in Journalen. Einer der interessantesten war seine in Kästner's Archiv abgedruckte „Entdeckung vieler deutlicher Spuren der Mondbewohner, besonders eines kolossalen Kunstgebäudes derselben.“ Die von dem Marschall v. Bieberstein 1802 veröffentlichten Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung des Weltgebäudes, fanden an G. einen lebhaften Vertheidiger. Nach seinen Beobachtungen der Mondgebirge wollte er sie nicht für Vulkane gelten lassen. Er war vielmehr der Meinung, daß die meisten Ringflächen der Mondgebirge sich als die obern Segmente der in den Mond versenkten Weltkörper ankündigten, und daß die Mondgebirge selbst koncentrisch geschichtete Ringe wären, die sich aus den versunkenen Kugeln abgestreift hätten und sich als Urgebirge zeigten, wodurch man veranlaßt werde, die größeren Weltkörper

sich aus kleinern zusammengesetzt vorzustellen. — Seine Schriften sind: Naturhistor. Untersuchungen üb. d. Unterschied zwischen Eiter und Schleim durch das Mikroskop. M. 1 Kpfr. München 1809. — Ueber d. Existenz der Empfindnng in d. Köpfen u. Rümpfen d. Geköpften, und von d. Art, sich darüber zu belehren. Nürnb. 1809. — Anthropologie, od. von d. Natur des menschl. Lebens und Denkens, für angehende Philosopben u. Aerzte. München 1810. — Die Naturgeschichte im Kreise der Ursachen u. Wirkungen, od. d. Physik histor. bearbeitet. Ebds. 1810. — Organozoonomie, od. üb. d. niedrige Lebensverhältniß als Propädeutik zur Anthropologie; mit e. Anhange: Versuch e. Terminologie d. allgem. physiol., anthropol. u. philos. Ausdrücke. Ebds. 1811. — Ueber d. Natur des Kometen, mit Reflexionen auf ihre Bewohnbarkeit und Schicksale; bei Gelegenheit des Kometen von 1811. M. 1 Kupfer. 3 lithograph. Tafeln und 2 Tabellen. Ebds. 1811. — Von d. Beschaffenheiten, statt e. Metaphysik d. Sinnlichen. Ebds. 1811. — Siegfried, od. kurze Biographie des Verstandes bis auf d. Geist mit seinen Kindern, in e. nach d. Leben gewählten Darstellung. Ebds. 1812. — Beiträge zur Physiognosie u. Heautognosie f. Freunde d. Naturforschung, auf d. Erfahrungswege von d. Jahren 1809, 1810 u. 1811. M. Karten. Ebds. 1812. — Neuer kosmotheol. Beweis von d. Existenz Gottes. Und daß Herr Fr. H. Fries sich in die Philosophie unserer Zeit nicht finden kann, wird gezeigt von u. s. w. Veranlaßt durch des Hrn. Fries neue Schrift von deutsch. Philosophie, Art u. Kunst, worin f. Herrn Friedr. Heinr. Jacobi, gegen F. W. J. Schelling ein Votum gegeben worden. Landshut 1812. — Hippokrates d. Zweiten ächte medicin. Schriften in's Deutsche übers. Mit e. alphabet. Repertorium der Sätze und Materien. Ein Taschenbuch für junge Aerzte, herausgeg. von u. s. w. München 1814. — Lieblingsobjekte im Felde d. Naturforschung. Ebds. 1817. — Ueber Naturforschung; nebst Anhang; Uebersicht d. Arbeiten des Verfass. im Felde d. Naturforschung. Augsburg 1824. — Handb. der Vorbereitungslehre an den k. bayer. Schulen f. Chirurgie. Mit Holzschnitten (auch unter d. T.: Einleitung in das Studium der Arzneikunde, enthaltend: Allgem. Naturlehre der medicin. Chemie, Meteorologie, Organologie u. Pharmakologie. Nebst Regist. u. Anhang. Nürnb. 1824. — Gedanken u. Ansichten üb. d. Ursachen der Erdbeben, nach der Aggregations-Theorie der Erde. Ebds. 1825. — Analekten für Erd- und Himmelskunde.

7 Hefte. München 1828—1831. — Neue Analekten für Erd- und Himmelskunde. 2 Bde. Ebds. 1832—1836. — Kritik d. Rede Schelling's znm 75 Jahrestage der königl. bayer. Akad. d. Wissenschaften. Ebds. 1834. — Naturgeschichte d. gestirnten Himmels. Eine neue, zufolge ihrer Einrichtung jedem scientifisch Gebildeten faßl. Darstellung d. neuest. Lehren der Astronomie; nebst tabellar. Astronomie, als Anhang. München 1836. — Astronom. Jahrbuch f. phys. u. naturhistor. Himmelsforscher, mit den für d. J. 1839 vorausbestimmten Erscheinungen am Himmel. Ebds. 1838. — Kritik der neuesten Theorie d. Erde, und Sieg d. Natur üb. dieselben. Für Geologen u. überhaupt für Naturhistoriker, Physiker und Astronomen. Landshut 1838. — Astronom. Jahrbuch f. phys. u. naturhistorische Himmelsforscher, mit den für das Jahr 1840 vorausbestimmten Erscheinungen am Himmel. München 1839. — Astronom. Jahrbuch u. s. w. 3. Jahrg. Mit 4 lithogr. Tafeln. Ebds. 1840. 4. Jahrgang. Ebds. 1842. Mit 3 lithograph. Tafeln. Ebds. 1842. — Naturwissenschaftl.-astronomisches Jahrb. u. s. w. Mit 3 lithograph. Tafeln. Stuttgart 1842. — Neue einfache trigonometr. Methode, die Höhen der Berge zu messen u. sie zu besteigen, bewirkt durch d. Auffindung der wahren terrestrischen Refraktion. München 1842. — Phys.-astronomische Beobachtungen d. Saturn, Mars, des Mondes, der Venus und Sonne (in Bode's *) astronom. Jahrbüchern für 1817); Beiträge zu d. Salzburger medicin.-chirurgischen Zeitschrift (1812—14, 1816, 1819, 1820, 1822, 1823, 1825); zu Oken's Isis (1820); zu den Verhandl. der Leopoldinischen Akad. der Naturforscher. Bd. 10 (1820); zu Bode's astronom. Jahrbüchern auf d. Jahre 1825 u. 1828 u. a. Journalen. — Sein Bildniß befindet sich vor dem 6. Hefte der von ihm herausgegebenen Analekten f. die Erd- u. Himmelskunde. (München 1835).

Jena. Dr. Heinr. Döring.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 688.

139. Graf Emanuel Mensdorff-Pouilly,

k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Großkreuz des kais. Leopold-, Ritter des militärischen Maria-Theresien-, des kais. russ. St. Alexander-Newski-, des St Wladimir- 3., des St. Georg- 4. Kl., des weißen Adler- und des St. Annen-Ordens 2. Kl., Großkreuz des königl. großbritannischen Bath-, Ritter 1. Kl. des königl. preuß. schwarzen und des rothen Adler-Ordens (in Brillanten), des königl. preuß. Militär-Verdienst-, des königl. sächs. Heinrichs-Ordens Kommandeur, des königl. belgischen Leopold-, des großherzogl. hessischen Ludwig- und des herzogl. sächs. ernestinischen Hausordens Großkreuz, dann Ritter des Johanniter-Ordens, General der Kavallerie und zweiter Inhaber des Husarenregiments Kaiser Franz Joseph Nr. 1 zu Wien;

geb. den 24. Jan. 1777, gest. den 28. Juni 1852 *).

M.-P., einem alten lothringischen Geschlecht entsprossen, Sohn des französischen Generals Grafen Louis Albert de Pouilly, Besitzers von Pouilly und der Grafschaft Roussy, und der Gräfin Philippine Antoinette, Tochter des Marquis v. Custine, wurde zu Nancy geboren. Sein Vater emigrirte mit den königl. Prinzen und vertrat sie im J. 1792 als Bevollmächtigter im preußischen Hauptquartier, wohin ihn sein 15jähriger Sohn, Emanuel, begleitete und zuerst bei Valmy in's Feuer kam. Am 1. Juli 1793 trat M.-P. in kais. Dienste und zwar als Kadet in das Chevauxlegersregiment Kinsky (dermalen Fürst Liechtenstein-Uhlanen Nr. 9), von welcher Zeit an er den Namen Mensdorff nach einer zu Grafschaft Roussy gehörigen Ortschaft annahm. Er nahm an allen bedeutenden Ereignissen in den Niederlanden Theil und zeichnete sich bei Avesnes le Sec aus **). Den Feldzug des J. 1794 machte er als Unterlieutenant mit. Im J. 1795 wurde M.-P.'s Regiment zur Belagerung von Mannheim kommandirt und ging nach dem Fall dieses Platzes auf das andere Rheinufer über. Dort nahm M.-P. an einem Streifzuge unter seinem Rittmeister, Grafen Bubna ***), Theil, auf welchem bei Landau der französische General Meyer gefangen wurde. Als Moreau im J. 1796 den Rhein überschritt, wurde das Regiment zur Armee unter Erzherzog Karl †) gezogen und nahm rühmlich an dem

*) Oesterreich. Soldatenfreund. 1852.
**) Er hieb mit einem Korporal des Regiments den Obersten der Hussards de la Mort vom Pferde.
***) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 612.
†) — — — — 25. — — — — S. 302.

Treffen bei Malsch Theil. Bei'm Rückzug von Kannstadt wurde M.-P., der mit seiner Abtheilung die Nachhut bildete, durch einen leichten Schuß in's rechte Bein verwundet. Nach der Schlacht von Amberg verfolgte er schon wieder in der Avantgarde den General Jourdan. Zwischen Nürnberg und Erlangen schneidet M.-P. einen bedeutenden Transport feindlicher Wagen und eine Anzahl Gefangener ab. Bei der Schlacht von Würzburg kommandirte er in Abwesenheit der älteren Officiere eine Schwadron, eröffnete als Avantgarde-Kommandant das Kavalleriegefecht und entscheidet durch eine kühne Flankenbewegung den Angriff der Kavalleriebrigade Liechtenstein. Im J. 1799 rückte er mit der Division Rosenberg in die Schweiz ein und ward bei dem für das Regiment Kinsky so rühmlichen Gefecht von Frauenfeld schwer in der rechten Hand verwundet, was ihn für einige Zeit dienstunfähig machte und ihn auf Lebenszeit nöthigte, Degen und Feder in der linken Hand zu führen. Am 22. Febr. 1804 vermählte sich M.-P. zu Koburg mit der Prinzessin Sophie, Tochter des regierenden Herzogs Franz von Sachsen-Koburg. Im J. 1805 befand sich sein Regiment (nunmehr Klenau) bei dem jellachich'schen Korps und wäre ohne das energische Auftreten M.-P.'s (damals Schwadronskommandant), welcher die Obersten Grafen Kinsky und Wartensleben bewog, mit den Regimentern Klenau-Chevauxlegers und Blankenstein-Husaren sich durch einen kühnen Nachtmarsch der bereits abgeschlossenen Kapitulation von Bregenz zu entziehen, mit dem erwähnten Korps in Gefangenschaft gerathen. M.-P.'s Anordnungen als Kolonnenführer und Avantgardekommandant wurde es gedankt, daß die Kavallerie Böhmen, im Rücken des Feindes marschirend, glücklich erreichte. Im J. 1806 befand sich M.-P. beurlaubt zu Saalfeld, als Prinz Louis von Preußen in dem unglücklichen Gefecht seinen Tod fand. M.-P.'s klugem und entschlossenem Benehmen gelang es, sowohl den Hof seines Schwiegervaters gegen den brutalen Uebermuth des Siegers zu beschützen, als auch die Leiche des gefallenen Prinzen für die königliche Anverwandten zu erhalten, wofür ihm die verdiente Anerkennung zu Theil ward. Im J. 1808 ward M.-P. zum Major bei Merveld-Uhlanen ernannt und rückte im J. 1809 in der Avantgarde des kollowrat'schen Armeekorps in Bayern ein, wo er bei Amberg ein Gefecht bestand, in welchem er den Feind in die Stadt warf, mehere Gefangene machte, aber selbst durch einen Schuß in die linke Schulter verwundet wurde. An dem blutigen

Tage von Regensburg hatte M.-P. selbst vier Säbelhiebe erhalten, darunter einen, der ihm die rechte Wange spaltete. Er verließ trotzdem seine Truppen nicht eher, bis er sie, selbst einer der Letzten auf dem Kampfplatze, durch Regensburg nach Stadt am Hof geführt hatte. Das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens belohnte sein heldenmüthiges Benehmen an diesem Schlachttage. Kaum hergestellt, sehen wir M.-P. schon wieder als Vorpostenkommandanten an der österr.-böhmischen Grenze zwischen Freistadt und Kaplitz. Es wurde ihm nun die Organisation einer aus den heterogensten Theilen zusammengesetzten, sogenannten fränkischen Legion übertragen, welche jedoch bei dem kurz darauf erfolgten Friedensschluß aufgelöst wurde. M.-P. war unterdessen zum Oberstlieutenant bei Erzherzog Karl Uhlanen vorgerückt und ward schon im August des J. 1810 zum Obersten und Kommandanten dieses Regiments ernannt. Als die Umstände Oesterreich im J. 1812 zwangen, sich mit Frankreich zu alliiren, trat er mit schwerem Herzen mit noch vielen andern ausgezeichneten Männern für kurze Zeit aus den Reihen des Heeres, wobei ihm jedoch von dem Kaiser Franz*) in höchst gnädiger Weise ausdrücklich sein Rang vorbehalten blieb. In dem Augenblicke jedoch, als Oesterreich neuerdings die Waffen gegen Frankreich ergriff, eilte M.-P. in das Hauptquartier Lieben bei Prag, um sich zur Disposition zu stellen. Er ward auch sogleich seinem frühern Regimente zugetheilt und zum Kommandanten eines Streifkorps ernannt. Er alarmirte mehrmals Leipzig und bestand bei Rötha ein Gefecht, wo der Feind gegen 80 Mann verlor. Der Verlust der Schlacht von Dresden rief auch M.-P. auf kurze Zeit nach Böhmen zurück, welches er jedoch gleich nach der Schlacht von Kulm wieder verließ. Durch den unglücklichen Irrthum eines Officiers mißlang ihm die Befreiung der gefangenen Division Mesko. Um so glücklicher führte er einen Ueberfall von Wurzen aus, wo eine bedeutende Anzahl Gefangene gemacht und sehr wichtige Korrespondenzen erbeutet wurden. Auf dem Marsche zur Vereinigung mit dem Generallieutenant Thielmann**) befreite M.-P. 500 Mann preußische Gefangene in der Nähe von Lützen. In dem Treffen von Altenburg war M.-P.'s Antheil ein entscheidender, sein Korps machte gegen 500 Gefangene und nahm mehere Geschütze. M.-P. erhielt für

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 227.
**) — — — — 2. — — — — S. 920.

dieß Gefecht den ruff. Wladimir-Orden 3. Kl. Bei Leipzig übernahm er die Vorposten des gyulai'schen Korps und der Division M. Liechtenstein's, nahm den Franzosen 7 bespannte Munitionswagen und gegen 200 Mann ab. Die Besatzung des Uebergangspunktes bei Kösen über die Saale wurde ihm später vom Feldzeugmeister Grafen Guylai übertragen. Auf sein Ansuchen ward hierauf M.-P. durch Feldmarschall Fürst Schwarzenberg ganz unabhängig gestellt und nur seinen unmittelbaren Befehlen untergeordnet. M.-P. überfiel den Feind bei Geissa am 25. Okt., wobei er 4 Geschütze nebst zahlreichen Kriegsvorräthen eroberte, 17 Officiere und 200 Mann zu Gefangenen machte und 150 Pferde erbeutete. In der Schlacht bei Hanau bildete M.-P. den äußersten linken Flügel der Aliirten, rettete gegen Abend mehere versprengte österr. Infanterie-Abtheilungen nach Frankfurt. Während des Waffenstillstandes war M.-P. auf Wunsch seines Schwagers, des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg, welcher das fünfte deutsche Armeekorps befebligte, als Chef des Generalstabs zu diesem versetzt. M.-P. leitete nun die Blokade von Mainz und die Unterhandlungen wegen der Uebergabe, auch unterzeichnete er die Kapitulation. Von da ging M.-P. nach Paris, wo er zum General außer der Tour mit Vorbehalt des Ranges seiner Hinterleute (15. Mai 1815) ernannt wurde. Das J 1815 sah M.-P., abermals als Chef des Generalstabes des fünften Armeekorps, das jedoch an dem Feldzuge keinen Theil nahm, sondern im Elsaß Kantonnements bezog. Als Zeichen der Anerkennung seiner Leistungen war M.-P. mit dem russischen Georgs- und Anna-, dem preuß. pour le mérite und dem sächs. Heinrichs-Orden dekorirt worden. M.-P. wurde nun Kavallerie-Brigadier in Böhmen, wo er bis zu seiner Ernennung als Vestungskommandant von Mainz im Jahre 1824 blieb. Nach Ablauf von fünf Jahren wurde er außer der Tour zum Feldmarschall-Lieutenant und auf weitere fünf Jahre zum Vice-Gouverneur von Mainz ernannt. Bereits im J. 1825 war er zweiter Inhaber des ersten Husarenregiments, Kaiser Franz, geworden. Seine Klugheit und Energie, seine Humanität und angemessene Strenge während der dreißiger Jahre hatte ihm, wie der herzliche Abschied bewies, die Neigung der Besatzung und Bevölkerung gewonnen. Von da ab zum kommandirenden General in Böhmen ernannt, traf ihn im J. 1840 zum großen Schmerz die Ernennung zum zweiten Hofkriegsrathspräsidenten, welche ihn einer gewohnten Sphäre

und Anhänglichkeit seiner Truppe entrückte. Im J. 1843 feierte M.-P. sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm Kaiser Ferdinand eigenhändig das Großkreuz des kais. Leopoldordens überreichte. Im J. 1845 zum General der Kavallerie ernannt, ging M.-P. im J. 1846 als deutscher Bundeskommissär nach Schlesien und ward dort mit dem preuß. Adlerorden dekorirt. Das unheilvolle Jahr 1848 bewog M.-P., seine Stelle niederzulegen und selbst um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Nur mit der größten Abneigung, aber gewohnt, als Soldat unbedingt zu gehorchen, trat M.-P. die Reise als Kommissär nach Prag an, um die Ruhe dort herzustellen. Im Spätjahr stellte sich M.-P., ohne Rücksicht auf frühere Rangverhältnisse, dem Feldmarschall Fürsten Windischgrätz zur Disposition; ein mehrmonatlicher Gichtanfall fesselte ihn jedoch an das Krankenlager. Von jener Zeit an schien seine Gesundheit wankend und ein langwieriges Nervenleiden endete 1852 sein thatenreiches Leben. Alle, die ihn näher kannten, fanden in M.-P. einen liebenswürdigen, heiteren, geistreichen und edlen Mann. Seine Gemahlin war dem Verewigten bereits im J. 1835, sein ältester Sohn, Oberst von Mengen Kürassieren, im J. 1847 vorangegangen. Er hinterläßt drei Söhne, wovon der älteste im J. 1845 mit Beurlaubung und später mit Obersten-Charakter quittirend den aktiven Dienst verließ, der zweite Generalmajor, Theresienritter und Gesandter in Petersburg ist, der jüngste aber als Major bei Fürst Reuß Husaren dient.

* 140. Karl Ernst Schmid,

herzogl. s. altenburg'scher Geh. Rath, Oberappellationsgerichtsrath, ordentlicher Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfakultät und des Schöppenstuhls zu Jena;

geb. den 24. Okt. 1774, gest. den 28. Juni 1852.

In Weimar, wo sein Vater, Adam Ludwig Friedrich S., Bürgermeister war, erblickte S. das Licht der Welt. Er stammte aus einer Familie, die in der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie Männer aufzuweisen gehabt hatte, welche Theils als Beamtete, Theils als Lehrer auf der Universität Jena sich einen geachteten Namen erworben hatten. In dem Gymnasium seiner Vaterstadt legte S. den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Durch eine schnelle Auffassungsgabe und ein treues Gedächtniß

zeichnete er sich vor manchem seiner Mitschüler aus. Auch im Fleiß blieb er nicht hinter ihnen zurück. Seine akademische Laufbahn eröffnete S. in Jena. In den Jahren 1793—1796 studirte er dort die Rechte. Den Plan, sich der Laufbahn eines akademischen Docenten zu widmen, gab er wieder auf, als ihm 1797 die Redaktion der baireuther politischen Zeitung übertragen ward. Er eignete sich in mehrfacher Hinsicht zum Herausgeber eines solchen Blattes durch seinen Scharfblick und durch seine Kenntniß der neuen Sprachen, namentlich der Französischen und Englischen. Neben dieser Beschäftigung bereitete er sich während seines Aufenthalts in Baireuth zum Eintritt in den Staatsdienst vor. 1799 ward er bei der dortigen Regierung Auskultator und Referendar, 1803 Kriminalrath und 1804 Stadtgerichtsrath. Einen wesentlichen Einfluß auf seine Stellung äußerten die politischen Verhältnisse. Als Baireuth an Frankreich abgetreten worden war, kam S. 1807 als Regierungs- und Konsistorialrath nach Hildburghausen. Dort erhielt er 1809 einen Ruf nach Jena, wo er ordentlicher Professor der Rechte ward, doch bereits 1810 wieder nach Hildburghausen zurückkehrte. Er ward dort zum Geh. Assistenzrath und 1811 zum Vicepräsidenten sämmtlicher Landeskollegien ernannt. 1813 erhielt er den Charakter eines Geh. Raths. Den juristischen Doktorgrad hatte er schon während seines Aufenthalts in Jena erlangt. Dorthin kehrte er 1817 zurück, wo er in das kurz zuvor errichtete Oberappellationsgericht eintrat, nachdem er 1816 den Konferenzen über die Begründung dieses Instituts und über den Entwurf der Gerichtsordnung beigewohnt hatte. Mit Beifall las er über Staatsrecht und allgemeines positives Recht. Er war nicht bloß sehr bewandert in seinem eigentlichen Fach, der Jurisprudenz, sondern ein Mann von vielseitiger Bildung, der auch durch seine Persönlichkeit und geistreiche Unterhaltungsgabe eine anziehende Erscheinung war. Er liebte gesellige Cirkel und einen gewissen Glanz zu behaupten harmonirte mit seinem heitern Weltsinn. Bei seinen vielfachen Verdiensten fehlte es ihm nicht an äußern Auszeichnungen. Er war Ritter des weimar'schen Falkenordens und des sachsen-ernestinischen Hausordens. — Schriften: Ueber die Vertheilung der Kriegsschäden und die Einquartierung insbesondere. Hildburghausen 1808. Zweite Abhandlung. Ebds. 1809. — Deutschlands Wiedergeburt. Ein politischer Versuch. Jena 1814. — Der deutsche Bund. Eine Zeitschrift für das öffentliche Recht Deutschlands und der gesammten deutschen

Länder. Band 1. Heft 1. Ebds. 1815. Heft 2. Ebds. 1816. (Auch unter dem Titel: Ueber das Bürgerrecht der Juden in Deutschland). Heft 3. Ebds. 1815. (Auch unter dem Titel: Hauptvertrag des zu Wien versammelten Kongresses der europäischen Mächte u. s. w. Erste Abtheilung: die Haupturkunde enthaltend). — Beiträge zur Kriminalwissenschaft, in Abhandlungen und Rechtsfällen. Erster Theil. Ebds. 1818. (Auch unter dem Titel: Des Geh. Obermedicinalrath, Dr. H. Kohlrausch, öffentliche Vertheidigung gegen öffentliche Verunglimpfung). — Ueber Preßfreiheit und ihre Grenzen. Vorschläge zu einer vertragsmäßigen Vereinigung unabhängiger Staaten, insbesondere des deutschen Bundes. Ebds. 1818. — John Millar's historische Entwicklung der englischen Staatsverfassung. Aus dem Engl. übersetzt. Ebds. 1819—1821. 3 Bde. — Quadruplik in Sachen der fünf Brüder v. Ehrenberg, genannt v. Weysees, gegen den Grafen v. Frohberg, die Herausgabe der Herrschaft Grosfeld betreffend. Meiningen 1820. — Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. 1. Abtheilung. Jena 1820. — Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik, gegen Dr. L. F. Griesinger. Ebds. 1823. — Beiträge zum Hermes, den S. eine Zeitlang redigirte, zum Konversationslexikon, zu Bran's Minerva u. a. Journalen; Recensionen in der jena'schen und leipziger Literaturzeitung.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 141. Michael Knoll,

Oberbaurath zu Stuttgart;

geb. den 6. Mai 1805, gest. den 29. Juni 1852.

K. ist geboren in der würtemb. Oberamtsstadt Geislingen, wo sein Vater das Dreherhandwerk und die Feldmesserkunst ausübte, auch einige Zeit das Amt eines Ortsvorstehers bekleidete. Nach überstandener Schulzeit mußte der Sohn die Dreherei erlernen und wurde gelegentlich als Gehilfe bei Vermessungsgeschäften verwendet; so namentlich bei einer Korrektion der steilen Steige bei Geislingen, Straße nach Ulm. Hier lernte der 1840 verstorbene Oberbaurath v. Etzel *) die Talente des jungen Mannes kennen, bestimmte ihn, mit Zustimmung seiner Aeltern,

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 18. Jahrg. des Nekr. S. 1413.

die Dreherei aufzugeben und nahm ihn 1822 in seine Bauschule zu Stuttgart auf, wo K. mehere Jahre sich eifrig dem Studium des Straßen- und Brückenbaues und der Hochbaukunde widmete und sich dadurch die vollkommene Zuneigung Etzel's zu erwerben wußte. In den Jahren 1825—1830 leistete er bei'm Bau der neuen Straße von Stuttgart bis Degerloch Dienste als Bauführer; schon sehen wir ihn aber auch selbstständig handeln, indem einige Wohngebäude in Stuttgart nach seinen Planen erstanden und die Korrektion der Steige bei Schorndorf auf der Route nach Göppingen von ihm entworfen und geleitet wurde. Am 1. Dec. 1830 wurde er zum Straßenbauinspektor für den Bezirk Stuttgart ernannt und im J. 1831 leitete er den Bau einer Interimsbrücke über den Neckar bei Kannstadt, welche am Tage des Volksfestes daselbst eröffnet wurde. Im Herbst desselben Jahres vermählte sich K. mit Wilhelmine Würger von Stuttgart und schloß so eine Ehe, welche ihm reichen Segen und eine lange Reihe glücklicher Tage brachte. 1832—1835 führte er neben andern ordentlichen Berufsgeschäften den Bau der steinernen Brücke über die Enz bei Besigheim aus und von 1835—1838 besorgte er unter der Oberaufsicht von v. Etzel den Bau der steinernen Neckarbrücke in Kannstadt mit fünf je 65 Fuß weiten Bogen. Die in den Stein eingegrabenen Zeichen werden noch der späten Nachwelt die Namen beider Meister dieses prächtigen Bauwerks verkünden. Am 17. Febr. 1841 wurde K. zum Baurath bei der Regierung für den Donaukreis ernannt und begab sich als solcher nach Ulm, konnte aber sein neues Amt nur kurze Zeit versehen, indem er schon am 17. April desselben Jahres von dort wieder abberufen, als zweiter technischer Referent zum Ministerium des Innern versetzt wurde und hier die Oberaufsicht über die Unterhaltung sämmtlicher Staatsstraßen des Landes zu führen hatte. Ein neues und großes Feld für seine Thätigkeit eröffnete der Bau der würtemberg'schen Eisenbahn. Am 9. Okt. 1844 zum technischen Mitglied der Eisenbahnkommission ernannt, wurde ihm am 16. Dec. desselben Jahres Titel und Rang eines Oberbauraths verliehen. Dabei hatte er die Plane und Kostenanschläge für die Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung zu entwerfen, auch zunächst die Ausführung der Centrallinie von Ludwigsburg bis Eßlingen zu überwachen. Vor und während des Bahnbaues unternahm er zur Erweiterung seiner gründlichen praktischen Erfahrung mehere Reisen auf eigene Kosten, wo er den größern Theil der

deutschen und belgischen sowie der elsässischen Bahnen inspicirte und die Ausstellung in London besuchte. Am 12. März 1846 erhielt er als Oberingenieur die Leitung der schwierigsten Strecke der würtemberg'schen Bahn von Eßlingen aufwärts bis Ulm, welche den Uebergang über die Alb in sich begreift. Die Großartigkeit dieses Werkes, ein unsterbliches Denkmal des Verewigten, brauchen wir nicht erst zu beschreiben; das große Werk lobt den Meister von selbst. Nach Vollendung dieser Bahn zu der Ingenieur-Abtheilung des Ministerium des Innern versetzt, hatte er zahlreiche Straßenbauten im Schwarzwaldkreis einzuleiten und im Frühjahr 1852 wurde ihm überdieß noch die Fertigung des Projekts zu einer eisernen Zitterbrücke über den Neckar bei Untertürkheim übertragen; allein die Ausführung des wohlerdachten Planes sollte ihm leider! nicht mehr zufallen. Denn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel überraschte am 29. Juni 1852 Stuttgart die kaum glaubliche Nachricht, daß Oberbaurath Knoll hinübergerufen worden sey in das ewige Leben. Er ging Abends etwa um 10 Uhr am 28. Juni nach Hause vom Postplatz über die Militärstraße, und wurde nach 11 Uhr in der Militärstraße an eine Mauer angelehnt, vom Schlag gerührt, getroffen. Nach Hause gebracht, starb er am folgenden Morgen im Alter von 47 Jahren. Mit ihm verlor das Land einen Mann von vestem und ehrenhaftem Charakter, der, ausgerüstet mit seltener Thatkraft, bestimmt schien, seinem engeren Vaterlande noch viele ersprießliche Dienste zu leisten.

* 142. Georg Heinrich von Langsdorff,

kaiserl. russischer Staatsrath zu Freiburg;

geb. den 18. April 1774, gest. den 29. Juni 1852.

v. L. ward geboren zu Wöllstein, einem damals dem Fürsten von Nassau-Usingen gehörigen, auf dem linken Rheinufer liegenden Orte, welcher jetzt aber mit der hessischen Rheinprovinz vereinigt ist. Sein Vater, Johann Gottlieb Emil Langsdorff *), bekleidete das Amt eines fürstlichen Oberschultheiß, trat nachmals, als die französische

*) Der Vater bediente sich des Adelstitels nicht, obgleich sein Geschlecht als ein adeliges, in Hessen ansässiges, schon um 1375 bekannt war. Einzelne Glieder der Familie erneuerten unter fürstlicher Begünstigung die alten Familienvorrechte.

Staatsumwälzung ihn aus seinem Amte vertrieb, in badenʼsche Staatsdienste, amtete lange Zeit in Lahr und starb als Vicekanzler des Oberhofgerichtes in Karlsruhe. Johann Heinrich war der zweite Sohn aus erster Ehe; er zählte neun Geschwister, von welchen ihn eine ältere Schwester und ein jüngerer Bruder überlebten. Nachdem er der mütterlichen Pflege entwachsen war, besuchte er die höhere Schule in Buchsweiler im Elsaß, dann das Gymnasium zu Idstein im Nassauʼschen, zuletzt die Hochschule in Göttingen. Hier widmete er sich der Arzneiwissenschaft mit solchem Eifer, daß er in seinem 23. Jahre schon mit der Doktorwürde bekleidet wurde. Weit entfernt, den bloßen Broterwerb im Auge zu haben, war die Wissenschaft sein Ziel, legte er sich besonders auf die mit der Heilkunde engverbundenen Naturwissenschaften. In der Pflanzenkunde, in der vergleichenden Anatomie machte er bedeutende Fortschritte, so daß er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog und bald von denselben als Genosse und Freund behandelt wurde. In Folge dieses ward er dann auch dem Fürsten Christian von Waldeck, welcher einen Leibarzt suchte, auf das Dringendste empfohlen. Heinrich, der von Jugend auf das brennendste Verlangen gehabt, die Welt zu durchmessen, der jetzt, von wissenschaftlichem Forschereifer durchglüht, um so sehnsüchtiger nach der Ferne blickte, ergriff die dargebotene Gelegenheit um so willfähriger, da der Gönner im Begriffe stand, nach Portugal zu reisen. Da der Fürst aber bald nach seiner Ankunft in Lissabon in Folge einer Verwundung starb, wollte der junge Arzt nicht kleinmüthig zurückkehren, sondern erst das ihm nun erschlossene Land kennen lernen. Um dieses besser zu können, ließ er sich in Lissabon als Arzt nieder und erwarb sich, mit tüchtigen Kenntnissen, mit einem scharfen Blicke ausgestattet, bald einen guten Ruf unter den dortigen Heilkünstlern. Die freie Zeit, welche ihm seine ärztliche Kundschaft ließ, benutzte er zu wissenschaftlichen Ausflügen und Forschungen. Da in Folge der Kriegsereignisse englische Heeresabtheilungen nach Portugal hinüberschifften, unter andern auch Lissabon besetzten und zur Gesundheitspflege Aerzte anwarben, trat Heinrich als Stabsarzt in englische Dienste, erwarb sich dadurch eine freiere Stellung und größere Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. Mit der englischen Heeresabtheilung machte er einen Feldzug nach Spanien mit, welcher ihm ebenfalls Gelegenheit zu mancherlei Forschungen und Beobachtungen gab. In Lissabon war er mit russischen

Reisenden bekannt geworden, durch diese in schriftlichen Verkehr mit meheren Gliedern der petersburger Akademie gekommen, einen Verkehr, welchen er aus Spanien fortsetzte. Im J. 1803 aber löste sich die englische Heeresabtheilung in Portugal auf. Bei dieser Gelegenheit verließ er Portugal, besuchte England, hielt sich einige Zeit in London auf und kehrte dann nach Deutschland und zwar nach Göttingen zurück, um hier unter den Augen seiner Lehrer und Gönner seine Denkwürdigkeiten über Portugal und Spanien für die Presse auszuarbeiten. Während dieser Beschäftigung ward er durch die Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der petersburger Akademie angenehm überrascht, durch eine Ernennung, welcher bald ein neuer Ruf folgte, als Naturforscher die Reise um die Erde mitzumachen, zu welcher der bekannte Seefahrer Krusenstern*) eben sich rüstete. Er beeilte sich, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, reiste nach Petersburg, schiffte sich ein und kehrte im J. 1808 zu Lande über Kamtschatka und Sibirien nach Petersburg zurück, wohin er die reiche Ernte seines Sammlerfleißes geleitete. Mehere Jahre lebte er jetzt in der russischen Kaiserstadt beschäftiget, die Ausbeute seiner Reise für die naturgeschichtlichen Museen zu ordnen und einzurichten, dann seine Reisetagebücher zu einem größeren Werke auszuarbeiten. Die Regierung ernannte den wackern Gelehrten, dessen Verdienste sie jetzt erkannt hatte, zum kaiserl. Hofrathe und zum Beigeordneten der dortigen Akademie. Heinrich bethätigte sich in seiner neuen Stellung durch Fleiß und Umsicht. In kurzen Zwischenräumen erschienen nun mehere Abhandlungen seiner Feder aus dem Gebiete der Botanik, der Zoologie und Arzneikunde, sowohl in verschiedenen Zeitschriften, als in einzelnen Heften, welchen im J. 1812 sein sorgfältig ausgearbeitetes, mit Kupfern geschmücktes größeres Reisewerk in zwei Quartbänden folgte. Die manchfachen Handelsverbindungen Rußlands in Südamerika, besonders in Brasilien, bewogen die Regierung, zur Ernennung eines Geschäftsträgers in diesen Landen. Die Wahl fiel auf Langsdorff, der sich des persönlichen Wohlwollens des Kaisers Alexander zu erfreuen hatte und mit Freuden diese neue Stellung annahm, da sie ihm Gelegenheit bot, seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Wissensdurst zu befriedigen. Er reiste nach Rio de Janeiro, wo sich damals der Hauptsitz der portugiesischen Regierung befand. Bald hatte

*) Dessen Biogr. s. im 24. Jahrg. des N. Nekr. S. 938.

er sich in seinem neuen Geschäftskreise zurechtgefunden, bald konnte er seine freie Zeit, sowie die schönen Umgebungen der Stadt als Fundgruben seines Untersuchungsgeistes benutzen. Er war bald in der Stadt, wie bei Hofe ob seines tiefen Wissens und mehr noch seines freundlichen und offenen Gemüthes willen geschätzt und gesucht. Sein Haus war der Sammelplatz aller geistreichen Einheimischen, aller Reisenden, welche hier die gastlichste Aufnahme fanden. Da die brasilianische Regierung sich damals sehr angelegen seyn ließ, das gewaltige, aber wenig bevölkerte Reich durch Einwanderung von Außen in höhere Blüthe, zu einer durchgreifenderen Gesittigung zu führen, ward er auch von den Staatsmännern zu Rathe gezogen und vermocht, seine Kräfte für diese Angelegenheit zu verwenden. v. L. erbat sich demgemäß einen längeren Urlaub von der russischen Regierung, reiste, als er denselben erhalten, im J. 1820 nach Europa, nach seinem Vaterlande. Hier ließ er seine Bemerkungen über Brasilien in deutscher wie in französischer Fassung drucken und machte dadurch ganz Europa aufmerksam auf die Vortheile, welche Auswanderungslustige aus der Trefflichkeit dieser weiten Ländereien ziehen könnten. Er suchte selber Pflanzer, welche er für geeignet hielt, zu gewinnen, um auf eigene Rechnung eine Niederlassung zu begründen, und versammelte auch achtzig bis neunzig Theilnehmer, mit welchen er am 3. März 1822 in den Hafen von Rio de Janeiro einlief. Die lange Seefahrt und die schlechte Verpflegung, welche damals noch bei Auswandernden im Schwange war, hatte viele Krankeiten und eine große Sterblichkeit herbeigeführt; bei einer schweizerischen Auswanderungsgesellschaft, welche kurz vorher ihre Ueberfahrt bezweckt hatte, war gerade ein Drittel der Reisenden auf der See gestorben, so daß besonders die deutschen Völkerschaften ein Vorurtheil gegen die Fahrt nach Brasilien gefaßt hatten. v. L. hatte sich aber die Verpflegung seiner Schutzbefohlenen dermaaßen angelegen seyn lassen, hatte alle Maaßregeln so gut getroffen, daß nicht Einer auf der Reise für dauernd erkrankte, geschweige daß Einer erlegen wäre. So umsichtig, als der Naturforscher die Ueberfahrt geleitet hatte, so passend legte er den Grund zur Ansiedlung, ordnete er die bürgerlichen Verhältnisse unter den neuen Anbauern, leitete er sie zu den landwirthschaftlichen Zweigen an, von welchen sie das rascheste und nachhaltigste Gedeihen erwarten durften. Der schönste Lohn ward ihm in dem stätigen Aufblühen der von ihm gegründeten Haushaltungen und Gemeinden. Der

Gelehrte wurde aber noch von andern Entwürfen getrieben. Das Innere Brasiliens, bisher nur von Gebildeten flüchtig durchstreift, in manchen Strecken gar nicht berührt, wollte er wissenschaftlich durchforschen, der gelehrten Welt erschließen. Während seiner Anwesenheit in Europa hatte er seiner Regierung diesen Entwurf mitgetheilt und zu dessen Ausführung nicht nur die erforderliche Erlaubniß, sondern auch durch den Kaiser selber eine Unterstützung erhalten, welche sein Unternehmen erst recht fördern konnte. Die gelehrten Vereine vieler europäischen Lande traten mit ihm in Verbindung, ernannten ihn zu ihrem Mitgliede und viele Gelehrte ermunterten sein rüstiges und kühnes Streben. Zuerst machte v. L. Ausflüge in die der Hauptstadt näher liegenden Lande, durchstreifte den Süden, die dem Laplata zuströmenden Flußgebiete und ihre entsprechenden Höhenzüge, bereitete sich durch die hierbei gemachten Erfahrungen zu seiner großen, ganz Südamerika umfassenden Reise in geeigneter Weise vor. Also gestärkt und geübt, trat er, reich mit Hilfsmitteln versehen, im J. 1825 seine große Reise an. Er durchzog während dreier Jahre seiner Wanderung beinahe das ganze ungeheure Reich, das bis dahin in vielen Theilen wenig, in einigen gar nicht von einem gebildeten Reisenden betreten worden war. Nach unzähligen Mühen und Anstrengungen, nach manchfachen Lebensgefahren, welchen er mit unerschütterlichem Muthe getrotzt hatte, war er im J. 1829 in den Urwäldern des Südens, im Maranhongebiete angekommen, durch welches er, dem Meere zuwandernd, nach der bevölkerten Küste und nach Rio zurückzukehren dachte. Leider! sollte er aber diese Reise nicht, wie er vorhatte, vollenden. In den Niederungen des Maranhon befiel ihn ein heftiges Fieber, das seine, durch so viele Anstrengungen der Reise schon geminderten Lebenskräfte dermaaßen angriff, daß er bald, dem Tode nahe, ohne Besinnung da lag. Seine Begleiter rüsteten sich jetzt zur schnellsten Rückkehr und führten, wie schwer es immer fallen mochte, den Kranken mit sich, brachten ihn auch glücklich nach Rio. Den Aerzten der Hauptstadt gelang es auch bald des Faulfiebers Meister zu werden, den Schwererkrankten zu retten; leider! aber konnte sich der Gerettete nicht von den Folgen der Krankheit erholen. Als ihm die Luft seines Heimathlandes angerathen wurde, legte er im Frühlinge 1830 sein Amt nieder und segelte mit seiner ganzen Familie nach Europa. Er wählte Baden und zwar Lahr, wo seine Geschwister sich niedergelassen hatten, später die

Stadt Freiburg im Breisgau, zu seinem Aufenthalte. Die Heimathluft stellte auch bald seine leiblichen Kräfte wieder her; allein die geistigen waren unter der Heftigkeit der Krankheit zu sehr erschüttert worden. Er vermochte sich nie mehr zu sammeln, um die Ergebnisse seiner großen Reise auszuarbeiten und der Welt zum Nutzen zu machen. Ueber zwanzig Jahre lebte er nun still und geräuschlos unter den Seinigen, gemüthlich und freundlich wie er immer gewesen, aber leidend und geistig so abgestumpft, daß er zu jeder Arbeit unfähig blieb. Nur zuweilen, bei Unterhaltung mit Gebildeten, sprühten wieder geistige Funken bei ihm auf und ließen das ahnen, was er in früheren Jahren gewesen. Seine letzten Jahre waren vielfach bewegte. Seine Söhne waren zu geistreichen jungen Männern herangewachsen, hatten lebhaften Antheil an den Parteikämpfen der Zeit genommen. Sein ältester Sohn stand an der Spitze einer Schaar, als der Kampf zum offenen Kriege ausbrach und befehligte bei dem Sturme auf Freiburg die Aufständischen. Er mußte flüchten und wanderte aus England nach Nordamerika aus. Zwei andere Brüder folgten dem ältesten Sohne in die neue Welt, wo sie geboren waren, wo sie sich rasch wieder einheimten und so stand denn der alternde Vater zuletzt ziemlich vereinsamt in seinem gelichteten häuslichen Kreise. Sein hingedrücktes Leben erlosch nach einem kurzen Krankenlager. v. L. war ein Mann der Wissenschaft, der die Natur in all' ihren Richtungen zu fassen, zu verstehen suchte, er hatte sein Leben an die Forschung gesetzt und ist auch in der That als ein Held auf dem Felde erlegen. Die Wissenschaft, welche sein ganzes Leben durchdrungen, hatte seine Gefühle geläutert, hatte dem Manne einen hohen, sittlichen Werth gegeben. Er war stets ein liebevoller Gatte und Vater, ein warmer Freund, kam jedem Menschen mit Freundlichkeit, mit Milde und Hilfe entgegen. Er verstand am Hofe der Kaiser, verstand in den Hütten des Urwaldes zu leben und war in dieser Hinsicht wie in mancher andern kein unwürdiger Genosse Alexander Humboldt's, würde vielleicht diesem, seinem Nebenbuhler noch näher gerückt seyn, wenn ihn nicht die tödtliche Krankheit der Maranhonebene geistig hingedrückt hätte. Seine Werke, welche durch die Presse veröffentlicht wurden, dürfen lediglich als Vorarbeiten zu größeren Werken betrachtet werden, welche der thätige Mann sich schon vorentworfen hatte. Leider! sind die Forschungen seiner letzten bedeutendsten Reise der Welt bis dahin vorbehalten geblieben. Seine Zeichnungen, Tagebücher, seine Sammlungen, wel-

che zu demselben verarbeitet werden sollten, wurden mit seinen amtlichen Briefschaften durch die russische Gesandtschaft eingezogen, durch Herrn von Palenka nach Petersburg geschickt. Wer weiß, ob sich je eine sichtende und ordnende Hand für diesen bedeutenden und wichtigen Nachlaß finden wird. Die großen Entwürfe der besseren Tage blieben dem alternden Manne, selbst als die geistige Kraft ihn verlassen, selbst als ihm alle Mittel zur Arbeit fehlten, stets gegenwärtig; immer noch fand ihn die Sonne an seinem Schreibpulte, war er in Arbeiten vertieft, die freilich nichts beweisen konnten, als daß der Wille, der Eifer, noch die anderen Seelenkräfte überlebt hatten. Er hinterließ gedruckte Werke in fünf verschiedenen Sprachen, wußte sich aber in sieben Sprachen gewandt, ja selbst zierlich auszudrücken und sowohl in den höheren als in den Kreisen des Volkes zu verkehren. Die unbezweifelten Verdienste v. L.'s fanden von meheren Seiten während der Jahre seiner Wirksamkeit ehrenvolle Anerkennung; vom Zaren Rußlands ward er zum Staatsrathe ernannt, ward er mit dem Annen- und Wladimirorden beschenkt. Auch deutsche Fürsten, unter andern der Großherzog Ludwig *) von Baden, König Max I. **) von Bayern, Friedrich Wilhelm III. ***) von Preußen zeichneten ihn mit Ritterorden aus; eine viel unzweideutigere Werthschätzung ward ihm aber in der Zuneigung und Achtung aller Derer, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, welche sie ihm bis zum Grabe bewahrt haben.

Wilh. v. Waldbrühl.

143. Justus Friedrich Nölle,

Schullehrer und Küster zu Hameln;

geb. den 1. Mai 1768, gest. den 29. Juni 1852 †).

Der Kantor Nölle erhielt seinen ersten Unterricht bei seinem Vater, dem Schullehrer in Hastenbeck und folgte demselben 1792 im Amte. 1797 verheirathete er sich mit Wilhelmine Becker, Tochter des Organisten Becker in Nordheim, mit welcher er 15 Jahre glücklich lebte und 3 Söhne und 3 Töchter zeugte, von denen ihm zwei Söhne und

---

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 273.
**) — — — — 3. — — — — S. 968.
***) — — — — 18. — — — — S. 647.
†) Volksschule. 1852. Okt.

eine Tochter vorangingen. Das Amt eines Töchterlehrers und Küsters an der Marktkirche zu Hameln trat er im J. 1807 an. Wie schwierig die Umstände damals waren, läßt sich daraus schließen, daß sein Vorgänger sein Amt freiwillig verlassen hatte, um der Noth und dem Drucke des Krieges auszuweichen. Ihm wurde die Last noch schwerer; die städtischen Kassen konnten nicht regelmäßig, sondern nur in Raten den Gehalt zahlen. Dazu kam, daß es an einem öffentlichen Schullokale fehlte und Nölle gezwungen wurde, sich ein Haus zu kaufen, um darin die Kinder zu unterrichten. 1815 wurde ihm seine treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen. 1816 fand er in der noch lebenden Frau Christine, geb. Laër aus Rinteln, wieder eine liebevolle Gefährtin, die ihn ebenfalls mit 3 Söhnen und 1 Tochter erfreute, von denen ihm ein Sohn, 20 Jahr alt, starb. 1830 wurde er durch ein heftiges Augenübel heimgesucht, welches so zunahm, daß er seine Dienstgeschäfte durch Gehilfen versehen lassen mußte. 1842 hatte er die Freude, daß sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert werden konnte, was auch mit aller Aufmerksamkeit von allen seinen Kollegen und Freunden (S. Ham. Anz. 1842) geschah. Er hat, so lange er es vermochte, sein Amt als Diener der Kirche und Schule mit der größesten Gewissenhaftigkeit verwaltet, und die Vielen, welche er in der Gottseligkeit unterwiesen, gedenken seiner mit dankbarem Gemüthe. Die großen Gebrechen, an welchen er litt, ließen seinen Hingang in eine bessere Welt wünschen. Am 31. ward er feierlich begraben.

Dr. Schläger,
P. prim. in Hameln.

* 144. Mag. Johann August Schmidt,

emeritirter Pfarrer zu Saaleck mit Kleinheringen;

geb. d. 14. Jan. 1763, gest. d. 30. Juni 1852.

Der Geburtsort des Verewigten ist das zwischen Torgau und Oschatz gelegene Städtchen Dahlen. Er war das erste der sechs Kinder seiner sehr armen, aber gottesfürchtigen und zufriedenen Aeltern. Sein Vater war Bürger und Schuhmacher, Joh. Aug. Schmidt. Auf dem Schooße seines Vaters hatte der lernbegierige Knabe schon vor seinem Eintritt in die öffentliche Schule des Orts mit dem fünften Jahre seines Lebens fertig lesen und auch schreiben gelernt. Wegen seiner schnellen Fortschritte und seines

immer guten Betragens ward er in der Schule bald auch der Liebling seiner Lehrer und namentlich von einem derselben in besondern Stunden ganz freiwillig noch in andern, auf seinen künftigen Beruf schon hinzielenden, Gegenständen unterrichtet. Dem Ahnen und Wünschen dieser trefflichen Lehrer standen freilich die häuslichen Verhältnisse ihres hoffnungsvollen Schülers ganz und gar entgegen; dennoch wurde der Beschluß gefaßt, daß der Knabe studiren solle. Er kam nach Torgau auf das dasige Gymnasium. Gleich bei dem Eintritt in die dortige Lehranstalt nahmen sich Gutgesinnte des Fremdlings herzlich an und sorgten angelegentlich für ihn. Die beiden ersten Jahre waren demohngeachtet indeß noch hart und schwer genug. Oftmals war ein Stückchen trocknes Brot und ein Glas Wasser Alles, was auf seinem Mittagstische stand. Aber das Wohlwollen gegen ihn sowohl von Seiten seiner Lehrer, als auch andrer Bewohner der Stadt, stieg immer höher, je besser Geist und Herz des Jünglings erkannt ward und so kam es, daß er in den folgenden Jahren seines Schülerlebens eine so vielseitige Unterstützung genoß, daß er auch das Wenige entbehren konnte, womit ihn seine Aeltern bisher versorgt hatten. Ja, in den letzten Jahren seines Aufenthalts auf der Schule zu Torgau, wo er durch Unterricht an jüngere Schüler, die gern seiner Aufsicht anvertraut wurden, einen nicht unbedeutenden Verdienst durch sich selbst hatte, konnte er nicht nur selbst ein ganz angenehmes, sorgenfreies Leben führen, sondern war auch im Stande, seinen Aeltern und Geschwistern Manches zu Gute gehen zu lassen, worauf sie bei ihrer Armuth eigentlich verzichten mußten. Zu Ostern des Jahres 1783 hatte er den Schulkursus vollendet und wählte Leipzig als Universitätsstadt, weil er hoffte, daß er sich bei seiner Mittellosigkeit dort am Leichtesten werde durch Unterricht forthelfen können. Indeß der ihm überaus freundlich gesinnte damalige Rektor der Schule zu Torgau rieth ihm, nach Wittenberg zu gehen, wo er mehr für ihn thun zu können glaubte, was er ihm auch vest versprach. Getrost änderte daher Sch. seinen Entschluß, folgte dem Rathe und ging nach Wittenberg und sicher nicht zu seinem Schaden. Durch seines lieben Rektors Verwendung erhielt er sofort von den ausgezeichnetsten Professoren jener Hochschule die Erlaubniß, unentgeldlich an ihren Vorlesungen Theil zu nehmen und es gestaltete sich überhaupt in kürzester Frist namentlich durch das besondere Wohlwollen eines der Professoren sein dortiger Aufenthalt so günstig, daß er auch

hier in keiner Weise nur den geringsten Mangel zu leiden hatte und mit freudigstem Muthe, frei von allem Kummer wegen seines Unterhalts mit seiner Wissenschaft sich beschäftigen konnte. Nachdem auch die Universitätszeit verstrichen war, trat er sogleich als Lehrer in eine angesehene Familie und überall fand er dieselbe Achtung gegen sich und dieselbe hohe Zufriedenheit mit seinem Wirken. Zuletzt in den Jahren 1791—1793 war er in Dresden in der Familie einer höhern Militärperson. Gewiß ist es dann auch durch die Fürsprache dieses angesehenen Mannes gekommen, daß er im Anfange des letztgenannten J. 1793 zum Feldprediger bei dem Infanterie-Regimente Kurfürst ernannt wurde. Am 2. Febr. hielt er in der Schloßkirche zu Zeitz vor seiner Militärgemeinde und einem sonst noch außerordentlich zahlreichen Publikum seine Antrittspredigt. Ob nun gleich sein Aufenthalt in dieser Stadt von nicht langer Dauer war, so knüpfte er doch hier ein vestes Band. Vor seinem Ausmarsche noch verlobte er sich mit seiner nachmaligen Gattin, Charlotte Friederike Gelbricht, der jüngern Tochter des verdienstvollen Lehrers der 3. Klasse an dem Stifts-Gymnasium zu Zeitz, M. Christian Jonathan Gelbricht. Manchfachen Gefahren durch feindliche Geschosse entgangen, wurde er von einer sehr schweren Krankheit überfallen, welche es ihm auch nach seiner Wiedergenesung unmöglich machte, seinem bisherigen Berufe zu folgen. Selbst die Uebertragung der Stelle eines Feldlazarethpredigers befriedigte seine Wünsche, der Militärdienste ledig zu werden, nicht. Im Sommer 1795 erhielt er auf wiederholtes Nachsuchen seine Entlassung, um sein Pfarramt, welches ihm von der Patronin, der Rittergutsbesitzerin zu Stenndorf übertragen worden war, anzutreten. Bis zum Jahre 1832, also 36 Jahre hindurch hat er dasselbe ganz allein verwaltet und dabei noch in den letzten 12 Jahren das Pfarramt zu Abtlöbnitz. Bei seinem schon vorgerückten Alter und insbesondere bei seiner damaligen Abschwächung in Folge einer sehr schweren und langwierigen Krankheit ward ihm jedoch eine Unterstützung Bedürfniß. Auf seinen Wunsch ward ihm dieselbe in seinem jüngern Sohne gewährt und in Gemeinschaft mit ihm hat er nun 20 Jahre noch gewirkt, so daß er im Ganzen beinahe 60 Jahre amtlich thätig gewesen ist. Aus seinem Jugendleben ist nur das Eine noch zu erwähnen, daß er in seinem 15. oder 16. Jahre, also während seines Aufenthalts in Torgau, die Pockenkrankheit zu überstehen gehabt hat, durch die ihn der Allmächtige wohl glücklich durchgeholfen,

die aber für sein ganzes künftiges Leben die nachtheilige Folge gehabt hat, daß er in seinen frühern Jahren unausgesetzt, später jedoch nur periodenweise eine offene Wunde über dem Knöchel des linken Fußes trug, die ihm oft sehr große Schmerzen und die Amtsführung außerordentlich beschwerlich gemacht hat, zuweilen auch so hinderlich gewesen ist, daß er nicht im Stande war, nur einen Schritt zu thun. Statt zu klagen, hielt er darüber die paulinische Ansicht vest: „Es ist mir ein Pfahl in's Fleisch gegeben, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe." So sahe er nur göttliche Wohltbat in diesem seinem körperlichen Leiden und dankte dem Herrn inmitten seines Schmerzes. Wie viel größer aber war sein Dank für alles Gute und Erfreuliche, was ihm Gott im Leben gesendet! Sie war seine Gattin geworden, die ihm in Zeitz gleich bei dem ersten Erblicken als ihm vom Himmel gesandt erschienen war. An demselben Tage, an welchem er seine Antrittspredigt gehalten hatte, am 27. Sept. 1795, war er am Schlusse des Gottesdienstes in dieser Kirche zur Ehe mit ihr feierlich eingesegnet worden Das Glück für ihn in diesem Bunde wußte er nie genug zu beschreiben. 41 Jahre lang ließ ihn der Herr darin und ob er dann wohl willig dem Herrn das geforderte Opfer gab, ward er doch so tief durch diesen Verlust erschüttert, daß er nicht anders glaubte, als daß er selbst in ganz kurzer Zeit der theuren Gattin nachfolgen müsse. Nur das mitleidigste Lächeln würde er damals dafür gehabt haben, hätte ihm Jemand das weissagen wollen: „15 Jahre noch wirst du deine Gattin überleben." Vier Kinder verdanken diesem Bunde das Leben, nachdem der Erstgeborne nach einem nur 14tägigen Daseyn auf der Erde wieder in die Nacht des Todes versunken war. Wie nun aber hier, so haben Freude und Schmerz das ganze Leben durch bei dem Verewigten gewechselt, in das stille, häusliche Glück hat sich fortwährend von Zeit zu Zeit ein großes Weh gedrängt, abgesehen von dem Pfahle im Fleisch, von dem anhaltenden Fußleiden, das ihn nie ganz in Ruhe gelassen hat. Von den erwähnten großen Trübsalen hebe ich nur Einiges hervor. Zuerst die Verurtheilung zum Tode durch ein Militärkommando, das in dem Kriegsjahr 1806 das Rittergut Stenndorf heimgesucht hatte. Er sollte Geld schaffen oder sterben, das war die Antwort auf sein Bemühen um die Schonung des Gutes. Und da er Geld nicht schaffen kann, wird sofort der Befehl gegeben, das Todesurtheil zu vollziehen. Doch ist nicht gleich ein Ge-

wehr zur Hand und es erscheint durch Gottes Fügung so ein günstiger Augenblick, daß Sch. mit einem der Officiere noch allein im Zimmer ist. Dieser aber, von Mitleid ergriffen, öffnet selbst ein Fenster zur schleunigsten Flucht und so war der Geängstigte gerettet. Hieran schließt sich gleich in dem folgenden Jahre, 1807 durch einen unglücklichen Fall bei schlüpfrigem Wege ein am linken Fuße erlittener Knöchelbruch, dessen Heilung sehr schwierig gewesen war und der zur Folge hatte, daß der Verlust der natürlichen Gelenkigkeit dieses Fußes und auch eine zuweilen eintretende schmerzhafte Empfindung, auch hier ein beständiges Erinnerungszeichen setzte an die Gebrechlichkeit des menschlichen Leibes. Es kam dann die neue Kriegsunruhe im J. 1813 und dabei die gefährliche Seuche, die auch hier ihre zahlreichen Opfer gefordert hat und bei der der Verewigte um seines Berufes willen desto größerer Gefahr mit den Seinen ausgesetzt war, je gewissenhafter er seines Berufs wartete. Ward er nun auch hier gnädig verschont, so verfiel er doch im J. 1824 in eine so schwere Krankheit, daß seine Wiedergenesung selbst dem Arzte ganz unwahrscheinlich war. Und wie so oft mußte er seine geliebte Gattin dem Tode nahe sehen, bis derselbe sie im Anfange des J. 1837 auch wirklich erreichte und zwar in einer so martervollen Weise, wie es Gott wohl selten nur über einen Menschen verhängt. Gegen den Schluß des J. 1829 hatte er auch selbst wieder eine sehr schwere und sehr langwierige Krankheit zu überstehen, daß es schien, als würde er nicht mehr die Kraft zu neuer Berufsthätigkeit gewinnen, daß er wenigstens nicht mehr ohne Unterstützung in seinem Amte werde verbleiben können. Diese Ueberzeugung veranlaßte ihn dann auch, bei seiner ihm so wohlwollenden Frau Kirchenpatronin um seine Substitution nachzusuchen. Aber so sehr auch die huldvolle Zusage dieser Bitte sein Gemüth erfreute: es schien doch nicht, als ob die Krankheit einen günstigen Ausgang nehmen und die Hoffnung sich verwirklichen werde, den Sohn als seinen Amtsgehilfen an seiner Seite zu sehen. Der Herr hat aber die Hoffnung dennoch wahr gemacht. Seine Zeit war noch nicht abgelaufen. Ja selbst da noch nicht, als er im J. 1846 am 4. August bei einem Besuche bei seiner ältern Tochter in seinem 85sten Lebensjahre durch einen Fall in der Stube einen Bruch des rechten Oberschenkels erlitt. Und was hat der Arme da auszustehen gehabt! Wie so ganz hatte ihn der Tod schon zur Beute! Mit welcher Bestimmtheit glaubte er's mehrmals zu fühlen: „Jetzt gehe ich zum

Vater", und sagte Lebewohl! Doch war Gottes Gnade größer als sein und unser und aller Menschen Verstand. Nicht durch die Kunst der Aerzte, die den Leidenden nur noch bedauern konnten, aber nichts mehr zu seiner Rettung thun, ganz allein durch Gottes Wunder, den Aerzten selber unbegreiflich, ward er nicht nur am Leben erhalten, sondern lernte auch wieder stehen und gehen und ganz besonders wurde sein Geist wieder so jugendfrisch, daß er selbst vor sich erstaunen mußte und nicht mehr Worte fand, die Liebe und Erbarmung Gottes an sich hoch genug zu preisen. Wie hatte er doch die Wunder Gottes an sich selber schon in Demuth erkannt und gerühmt, laut und öffentlich, nach dem Drange seines Herzens, an dem Tage seines 50jährigen Amtsjubiläum, am 2. Febr. 1843, jenem unvergeßlichen Tage, der so viele Zeichen der Liebe ihm brachte; ganz natürlich, daß die Gnade, die er jetzt durch sein — man kann wohl sagen — Auferstehen vom Tode erfahren, ihm ganz unbegreiflich war, seinen Mund verstummen machte und in seinem Herzen weiter nichts, als nur die Scham noch aufkommen ließ. Denn von nun an sprach er von sich nur noch als — dem Sünder. Das tiefe Dankgefühl gegen Gott, das ihn unaufhörlich durchdrang, ließ ihn aber nicht etwa die Güte der Menschen gegen sich übersehen und verminderte seinen Dank gegen sie. Nein, mit Rührung erkannte er auch das Geringste an, was Jemand an ihm that, um ihm sein Wohlwollen zu erweisen oder ihm den etwa nöthigen Beistand, namentlich bei seinen häufigen Krankheitsfällen, zu gewähren, und er hat tausendfach in den Stunden seines Gebets den Segen Gottes herabgerufen überhaupt schon auf alle Menschen, ganz besonders aber über die, die sich seiner irgendwie angenommen hatten. Von sehr langer Dauer, das lag in dem natürlichen Laufe der Dinge, konnte indeß die gewonnene neue Lebensstärke des 86jährigen Greises nicht seyn. Schlagähnliche Zufälle, die ihn mehrmals bei Ausübung seines Amts betrafen und andere krankhafte Zustände immer sehr bedenklicher Art suchten ihn in den letzten Jahren sehr oft heim. Er überwand zwar diese Anfälle fast immer in merkwürdig kurzer Zeit und stand auf's Neue gekräftigt nicht selten vor seinem Pulte und sprach mit Jugendkraft zu der Gemeinde von dem Wege zum Leben, während er noch Tags zuvor so ganz kraftlos und ermattet geschienen, daß er selbst daran glaubte, am nächsten Morgen eine Leiche zu seyn. Ja mit einer ganz besondern Kraft hatte ihn der Allmächtige

noch im vorigen Jahre während der langwierigen Krankheit seines Amtsgehilfen ausgerüstet, daß er die Gottesdienste ganz regelmäßig abhalten konnte und ich glaube wohl, ob er es gleich nie zugestehen wollte, daß er sich dabei über seine Kräfte angestrengt haben mag und dadurch das Ziel seines Lebens sich näher gerückt, was freilich noch mehr der großen Sorge dürfte zuzuschreiben seyn, die er um den Sohn in seinem Herzen trug. Noch gegen den Schluß des vorigen Jahres brach seine Kraft plötzlich zusammen, täglich nahm die Krankheit zu und gerade sein Geburtstag, der 14. Jan., schien ihm vom Herrn zum Tage des Todes wirklich bestimmt zu seyn. Auch diese Krankheit überwand er nochmals so weit wieder, daß er schon den 3. Sonntag darauf sich vom Predigen nicht zurückhalten ließ und mit wenigen Unterbrechungen dasselbe fortsetzte bis zum ersten Feiertage des jüngst vergangnen Pfingstfestes, wo er zum letztenmal im Dienste der Kirche gestanden hat. Aber es war bei seinem Predigen jetzt ein Anderes mit ihm geworden. Während er früher nach seinen Krankheitsfällen gewöhnlich zu sagen pflegte: „Gott sey Dank! ich habe mich nun vollends gesund gepredigt," so konnte er diese Erfahrung nun nicht mehr machen; nach jedem Gottesdienste fühlte er sich so sehr abgespannt, daß er erkannte: sein Wirken müsse nun bald sich schließen, seine Kraft sey nun wirklich erschöpft. Und dießmal täuschte er sich nicht. Das Lebenslicht war nur noch einmal leicht aufgeflackert, dem Erlöschen aber wirklich nahe. Nach den äußern Erscheinungen zu urtheilen konnte es plötzlich, sehr rasch, aber auch so langsam verlöschen, daß wenigstens noch Monate verstrichen; denn seine Natur zeigte verhältnißmäßig immer noch viel Kraft, ward aber zuweilen wie mit einem Male gänzlich überwunden. Solch eine scheinbar plötzliche Besiegung des Lebens war auch am 24. Juni gegen die Mittagszeit eingetreten, während der Sohn 14 Tage zuvor zur Stärkung seiner eignen Gesundheit seinen Beruf hatte verlassen und aus der Heimath sich entfernen müssen, in welcher Zeit sich bei Sch. ein Geschwür entwickelt hatte, das ihm viel Schmerz und Beschwerde verursacht hatte und wobei seine Kräfte täglich sichtlich mehr geschwunden waren. Und wie groß war da sein Jammer gewesen, da er seinen Tod so ganz nahe gesehen und doch keins seiner Kinder an seinem Sterbebette. Der gütige Gott aber wollte es nicht, daß er so sterben sollte. Die Todesnoth war wieder vorübergegangen und die Freude, die aus seinem Angesicht stralte, als am andern Morgen

der Sohn zu seinem Lager trat, groß. Allein am anderen Mittage kehrte der Anfall mit verstärkter Kraft wieder. Nach kurzem Schweigen sprach er dann wie mit rechter Zufriedenheit: Nun will ich mich in mein Bett legen und in Ruhe mein Ende erwarten. Die Kraft des Geistes, die bisher noch ganz ungeschwächt, ja wohl erhöhter noch, als gewöhnlich, erschien, war in der That nun gebrochen. Er hatte zwar das volle Bewußtseyn noch, war sehr erfreut über die ermöglichte Ankunft seiner Kinder und ertheilte ihnen allen seinen väterlichen Segen; aber sein Geist war merkbar abgestumpft, das Irdische war ihm gleichgiltig geworden, seine Gebete flossen nicht mehr in zusammenhängender Rede über seine Lippen. „Gott, sey mir Sünder gnädig," war sein letzter Seufzer noch, im Aufblick zum Himmel und die Augen wollten sich nicht mehr zur Erde kehren. Still reichte er dann noch seinen beiden Söhnen, die zu beiden Seiten seines Bettes saßen, seine vor Schwachheit zitternden Hände, sie sahen, wie das Licht seiner Augen brach, sein Herz schlug schwächer — schwächer — ein letzter kräftiger Hauch — nun eine heilige Stille! So streifte sein Geist die Hülle ab, in der er 89½ Jahr gewohnt hatte. Im Frieden Gottes ist er dahingefahren und zu der Ruhe gekommen, die alle Gläubigen bei Christo finden.

145. Friedrich Karl Gollmick,

ehemaliger Tenorist zu Frankfurt a. M.;

geb. den 27. Sept. 1774, gest. den 2. Juli 1852*).

In den meisten Städten Preußens und Sachsens befanden sich im vorigen und vorvorigen Jahrhundert bei den Schulen Singchöre, die unter der Aufsicht eines Kantors zur Aufführung von Kirchenmusik bestimmt waren. Die Absicht ihrer Errichtung war ganz vortrefflich und der Nutzen derselben mehere Jahrhunderte hindurch sowohl für die Kirchenmusik, als für die wissenschaftliche Bildung und das Fortkommen junger Leute, die nicht reich genug waren, sich auf eigene Kosten den Schulunterricht zu verschaffen, unverkennbar. Durch Hilfe dieser Singchöre sind seit der Reformation Männer in großer Anzahl gebildet worden, die dem Staate und der Kirche große Ehre gemacht haben und sich ohne eine solche Einrichtung wohl

*) Kölnische Zeitung. 1852. Nr. 181.

nie aus ihrer Armuth zu Kenntnissen und Würden empor gehoben hätten. Da nur wenige Kirchen reich genug waren, um sich ihre Sänger auf eigene Kosten zu erhalten, so griffen die Bürger wohlthätig ein, die entweder an ihrem Singen auf der Straße ein Vergnügen fanden, oder einsahen, daß die Dienste, die ihr Gesang der Kirche leistete, Aufmunterung verdiente. Sie gaben solchen Schülern wöchentliche Freitische, oder auch ein bestimmtes Taschengeld, um sich anderwärts zu beköstigen; sie betrachteten sie wohl auch als ihre Hausgenossen, wogegen jene die Lehrer ihrer Kinder wurden und nahmen überhaupt väterlichen Antheil an Allem, was ihr zukünftiges Wohl fördern konnte. Eine solche Stelle wurde Hospitium genannt. Der große Nutzen dieser Singchöre kann mithin nicht in Zweifel gezogen werden. Ohne sie hätte in den meisten Städten die Kirchenmusik eingehen, ohne sie hätte mancher Jüngling von den vortrefflichsten Anlagen unausgebildet bleiben müssen. Ohne sie würde das Studium der Vokalmusik in Verfall gerathen seyn, weil sie die eigentlichen Pflanzschulen bildeten, worin nicht nur alle Kantoren und Kirchensänger, sondern sogar großentheils auch die Kapell- und Opernsänger an großen Höfen erzogen worden sind. Ohne sie endlich würde sich selbst der Choralgesang verschlechtert haben, weil die Art und Weise seines Vortrages in das Gedächtniß der Zuhörer eingeprägt wurde. Aus einem solchen Singchore, wenn wir nicht irren, der St. Thomasschule in Berlin angehörend, ging auch der junge Gollmick, der Sohn eines Hautboisten im preuß. Regimente v. Arnim, geboren zu Berlin, hervor und erregte durch den feinen Geschmack seines Vortrags, sowie durch eine äußerst gefällige Gestalt eine allgemeine Aufmerksamkeit. Noch in seinem späten Alter sagte er oft: „Ich habe der Ehren viel genossen und der Triumphe als Sänger manche gefeiert; aber mit dem reinsten Vergnügen gedenke ich jener Zeiten, in welchen ich mit meinem Mantel und dreieckigen Hut Motetten, vierstimmige Fugen, Kantaten und figurirte Choräle von Händel, Bach, Graun, Hasse, Naumann und Scarlatti vor den Häusern auf der Straße absang. Viel habe ich später noch bei meinem Lehrer Righini gelernt; aber die ersten Fundamente des Gesanges, Bildung des Gehörs, Treffen der Noten, und vor allen Dingen den Sinn für gute Musik habe ich mir doch auf meinen Sängerfahrten in den Straßen von Berlin erworben.“ Wie im Leben so oft ein Zufall entscheidend in die Wage fällt, so auch hier.

Der preuß. General Graf von Schwerin fand nämlich ein solches Wohlgefallen an dem Gesange, wie an den artigen Manieren des jungen Schülers, der so oft vor seiner Thür sang, daß er ihn mit Bewilligung von dessen Aeltern in sein Haus aufnahm, ihn wie einen Sohn erzog, mit auf Reisen nahm und ihm später gleichsam als seinem Kabinetssekretär sein ganzes Vertrauen zuwandte. Da starb der edle Graf, wodurch der so glänzend begonnenen Laufbahn des Jünglings plötzlich eine Schranke gesetzt wurde. Dieser Tod und die durch so viel Gunst erweckte Eifersucht der Hinterbliebenen müßte ihn in eine hilflose Lage gebracht haben, wenn ihn seine in diesem Hause erworbenen Kenntnisse nicht davor geschützt hätten. Dazu kam seine Hinneigung zur dramatischen Kunst, welche durch die Bildung des Gesanges und durch die häufige Gelegenheit, die große Oper zu besuchen, reichliche Nahrung fand. Nach des Grafen Schwerin Tode erblicken wir den kaum neunzehnjährigen Jüngling bei der bossan'schen Truppe in Dessau, bei welcher er die Funktionen des Statisten verrichten, Stühle setzen und Briefe austragen mußte, ehe er noch den Mund zu einer kleinen Rede oder einem Solo öffnen durfte. Damals mußte sich der Mime noch aus sich selbst entwickeln und von der Pike auf dienen. So trieb der junge Zweig bald Knospe, Blüthe und Frucht, und in seinem einundzwanzigsten Jahre, damals schon verheirathet mit der Tochter aus einem adeligen Geschlechte, war er schon die Zierde des hamburger Theaters, welches in den neunziger Jahren unter der Direktion des großen Schröder zu den Musterbühnen Deutschlands gehörte. Aus seiner Ehe waren mehere Kinder entsprossen, wovon jetzt noch sein ältester Sohn, gleiches Namens, als Tonkünstler und Schriftsteller wohlbekannt, sich in Frankfurt a. M. schon im J. 1817 niedergelassen hat und noch in bester Wirksamkeit lebt. Zu jener Zeit, wo das Saatfeld der Künste und Wissenschaften so volle Aehren trug und der Reichthum an Talenten, nicht aber der Mangel daran zu hohen Stufen beförderte, war es noch ein Verdienst, seinen Namen geltend zu machen. Dennoch erregte der junge Sänger die Aufmerksamkeit der deutschen Bühnen und von nun an war sein Leben eine ewige Wanderschaft und es dürfte keine bedeutende Stadt in unserem Vaterlande geben, wo er nicht gesungen und Epoche gemacht hätte. Namentlich waren es die Theater zu Kassel, woselbst er unter König Jerome die Opern-Regie führte, Würzburg, wo eine Lindner die Blüthe ihrer Kunst entfaltete, und

die Städte am Rhein, Düsseldorf, Koblenz und Köln, wo sein Gesang unter der Direktion eines Böhm und Bilau einen Enthusiasmus hervorrief, wie ihn nur immer unsere heutigen Koryphäen erringen können. Was diesen Sänger in seiner Blüthenzeit auszeichnete, war nicht allein der Schmelz seiner Tenorstimme, die zu Herzen dringende Anmuth seines Vortrages, die Korrektheit der italienischen Schule und des schönen Trillers, die geniale Auffassung seiner Charaktere und eine Alles gewinnende Persönlichkeit, sondern auch die Vielseitigkeit seines Talents; denn wenn er gestern in der Partie eines Sargin, Belmonte, Blondel oder Achilles seine Zuhörer hinriß, zog er heute nicht weniger als Klingsberg oder Odoardo (Emilie Galotti) an, um morgen wieder die Lachmuskeln als Peter in Menschenhaß und Reue zu erregen; er blies als Tamino mit derselben Virtuosität sein Flöten-Solo, wie er als Herr von Gerstenfeld in den Schwestern von Prag seinen Bogen führte. Nicht minder waren es die feineren französischen Spiel-Opern, welche gleichsam aus der Revolution hervorgegangen, z. B. Khalif von Bagdad, Adolph und Klara, Maison à vendre, La folie, der Deserteur u. s. w., worin er (auf dem französischen Theater zu Napoleons-Höhe selbst in der Originalsprache) oft in Zweifel stellte, daß er ein Deutscher war, wie man in der That oft Ursache hatte, an der Identität seiner Person zu zweifeln. Solche Vielseitigkeit, — wie denn damals überhaupt die Oper durch das schöne Spiel der Sänger zugleich auf einer dramatischen Höhe stand —, war aber zu jener Zeit nichts Außerordentliches und wurde deßhalb auch nicht für phänomenhaft gehalten. Besonders bemerkenswerth scheint uns, daß G.'s beste Wirksamkeit zwischen die untergehende Sonne eines Eckhof und die aufgehende eines Eßlair*) fiel. Von des jungen Sängers wachsendem Rufe angezogen, folgte sein jüngerer Bruder, Wilhelm, ebenfalls Thaliens Banner und excellirte in tiefen Baßpartieen, obgleich er bei Weitem kein so ausgebildeter Musiker war. Noch jetzt leben Theaterfreunde, welche sich mit Lust der Zeit erinnern, wo die beiden Brüder G. in ihrer Blüthe standen und in den Rheinstädten als Tamino und Sarastro, Belmonte und Osmin, Ottavio und Don Pedro, Armand und Wasserträger neben einander glänzten. Der jüngere Bruder starb schon vor längerer Zeit in Amsterdam, von jedem Biedermann betrauert. In Köln heirathete G. zum

---

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 1325.

zweiten Mal, nachdem er seine erste Gattin durch den Tod verloren, eine junge Schauspielerin; auch sie ging ihm vor einigen Jahren voraus. Zu jener Zeit, wo sich der dramatische Künstler den Lorbeer erwarb, war es noch nicht Sitte, ihn mit Schätzen zu überhäufen. Die Gage von 800 bis 1000 Thaler konnte als Durchschnittsgehalt für die ersten Mitglieder angenommen werden. G.'s höchste Gage betrug unseres Wissens 1200 Thaler. Namentlich erlebte G. in Straßburg einige Abschnitte, die, wie damals in die Politik, auch in sein häusliches Leben eingriffen. Wir meinen die blühende Zeit des Kaiserreichs (Vogel hatte damals die Direktion des dortigen Theaters) und die der Restauration und der Blokaden der im J. 1815 nach dem Sturze Napoleon's von den Deutschen besetzten Städte. Auch Straßburg theilte dieses Schicksal, und oft hörte man nun den Sänger des „Kennst du der Liebe Sehnen" am Schilderhause sein „Sentinelle, prenez garde à vous!" in die winterliche Nacht hinausrufen, was ihm aber gar nicht behagte. Leicht und munter sah man ihn oft mit dem blanken Schwerte in der Faust auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, die Veste des gefangenen Löwenherz stürmen; aber als es galt, seine eigene zu vertheidigen, wollte man nicht dieselbe Tapferkeit an ihm bemerken. Auf der Höhe seines Glückes — es mochte im J. 1812 gewesen seyn — ließ er sich verleiten, die Direktion des Theaters zu Kolmar zu übernehmen. Aber seine angeborene Gutmüthigkeit und sein gänzlicher Mangel an spekulativem Sinn waren nicht für einen solchen Posten geschaffen. Nach einem kurzen Jahr büßte er dabei sein durch seine Kunst erworbenes hübsches Vermögen ein und bald nach dieser Zeit fing auch sein Stern an zu sinken. Hört des Künstlers frohe Wirksamkeit auf, so endet der Reiz des Lebens und mithin das eigentliche Leben selbst. Mit der Glücksgöttin einmal zerfallen, wollte er sich ein neues Fort erzwingen und begann weite Reisen zu unternehmen, die aber alle mehr oder weniger fruchtlos blieben. Die Städte der Weichsel bis zur Themse, die Küsten der Nordsee bis zum adriatischen Meere waren Zeugen seines Eifers, sein Schicksal zu versöhnen. Vergebens! Er mußte überall das Wort bestätigt finden: „Beati possidentes" und die traurige Erfahrung machen, daß man von einem Sänger die Gegenwart und nicht die Erinnerung verlangt. Immer mehr schwand sein Organ dahin, das noch vor Kurzem unverwüstlich schien; stets häufiger wurden die Sorgen, und der Mann, den man einst den Frauenlob

seiner Zeit nannte, und um dessen Gesangunterricht sich die edelsten Damen bemühten, mußte sich zuletzt um untergeordnete Lektionen bewerben. Leider! ließ es sein unruhiger Geist und sein leidenschaftliches Temperament nicht zu, sich eine Pension für seine alten Tage zu sichern, wozu er während seiner Blüthenzeit bei mancher Bühne Gelegenheit hatte. Und somit endet unsere Biographie; denn wir sind nicht gewillt, den Freunden des Dahingeschiedenen eine lortzing'sche Leidensgeschichte vorzuführen. Im letzten Decennium seines Lebens finden wir den greisen Sänger bei seiner Familie in Köln wieder, dem Erblinden nahe und nur noch in der Vergangenheit lebend. Seinem hohen Alter wenigstens eine materiell-sorgenlose Existenz zu sichern, nahmen ihn seine Söhne zu sich nach Frankfurt a. M. (sein ältester Sohn aus zweiter Ehe bekleidet dort das Amt eines fürstlich thurn- und taxis'schen Kanzlisten), wo er, seine Guitarre im Arm, oft im Kreise seiner Kinder und Enkel, ein zweiter Homer, ihnen die Gesänge seiner Zeit mit dem Reste seiner Stimme — vorzitterte. Die besondere Eigenheit, kein Theater, keine Oper mehr zu besuchen, obwohl er in Frankfurt die tägliche Gelegenheit dazu hatte, und nichts mehr gelten zu lassen, was nicht seiner klassischen Zeit, wie er sie nannte, angehörte, behielt er bis zu seiner letzten Lebensstunde bei. Er starb an einer gänzlichen Auflösung aller Kräfte sanft und schmerzlos in den Armen seiner Familie.

146. Graf Pictet de Pregny,

königl. preuß. Major a. D. und Ritter des St. Johanniterordens zu Pregny bei Genf;

geb. im J. 1777, gest. den 3. Juli 1852 *).

Der Verewigte war ein Schweizer von Geburt, aber im J. 1794 in preuß. Kriegsdienste getreten und zum damaligen Dragonerregiment v. Katte gekommen. Bis zum J. 1806 gehörte er der Armee an, gerieth indeß nach der ruhmvollen Vertheidigung des blücher'schen Korps bei Lübeck mit in Gefangenschaft und mußte nun, durch seine Verhältnisse genöthigt, auf seiner Besitzung Pregny in der Gegend von Genf leben. Allein sein Herz gehörte fortwährend Preußen und seinem königl. Kriegsheere an. Ritterliche Ehrenhaftigkeit war ihm der Typus eines preuß.

*) Vossische Zeitung 1852, Nr. 283.

Officiers und nur mit Begeisterung nannte er den Namen Preußen. Seine treue Gesinnung blieb auch allerhöchsten Orts nicht unbekannt; deshalb wurde der Graf mit dem St. Johanniterorden dekorirt. In seinem 75. Lebensjahre trieb ihn die Sehnsucht, noch das Monument Friedrich's des Großen in Berlin zu sehen und seinen Garnisonsort Landsberg a. d. Warthe, noch einmal vor seinem Tode zu besuchen, zu einer Reise nach Deutschland. Er ging bei dieser Gelegenheit auch nach Lübeck, wo er am obengenannten Tage starb, nachdem er noch seiner Gattin den Wunsch ausgesprochen hatte, inmitten preußischer Krieger auf dem berliner Invalidenkirchhofe beerdigt zu werden. Der König hatte die Bewilligung hierzu ertheilt und so wurde denn am 30. Nov. durch den Neffen des Grafen, der aus Genf dahin gekommen war, und einer Anzahl Officiere und Freunde des Verewigten, seinem Wunsche gemäß, ihm die letzte Ehre ewiesen. Prinz Friedrich Karl, als Kommandeur des Garde-Dragoner-Regiments, hatte das Trompeterkorps dazu beordert, und so geschah die Beerdigung auf eine feierliche und würdige Weise, ein rührendes Zeugniß ablegend von der Anhänglichkeit, welche den Verewigten an die preuß. Armee fesselte. G.

* 147. Johann Wilhelm Windgassen,

ehemaliger Besitzer meherer Eisenwerke zu Brüel bei Bonn;

geb. den 2. Sept. 1779, gest. den 4. Juli 1852.

W. ward in Barmen bei Elberfeld, im damaligen Herzogthum Berg, geboren. Er war der jüngste Sohn eines biedern, thatkräftigen, rechtschaffenen Mannes, der damals als sehr geschickter Apotheker in Barmen thätig war. Die Mutter war eine der liebenswürdigsten, gebildetsten und zugleich tugendhaftesten Frauen ihrer Zeit. Leider! sollte der Knabe sich ihres Wirkens nur kurze Zeit erfreuen; er war noch nicht vier Jahre alt, als er sie durch eine lange leidenvolle Krankheit verlor. Der Tod der Gattin hatte außerordentliche Wirkung auf den Gatten, schuf den fröhlichen zu einem stillen und ernsten Manne um, der wieder dem ganzen Hauswesen seinen Geist aufdrückte und seine Kinder in dieser Weise erzog. Die beiden älteren Brüder kamen früh in die weite Welt, den jüngsten Sohn behielt aber der Vater bei sich, erzog und bildete ihn mit größter Sorgfalt, weckte besonders in ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften, welche ihn selbst in

nicht geringem Grade beseelte. Durch das Eingehen auf diese Wissenschaften ward der Knabe denn auch bald der Liebling und die Freude des Alten, obgleich dieser ernste, feierliche Mann es dem Kleinen nie durch Worte mittheilte. In den Freistunden schwärmte der rüstige Knabe allein in den Bergen und Wäldern der Wuppergegend umher, in denen er sich stets zurecht zu finden wußte, und brachte stets reiche Beute mit heim, welche unter des Vaters Augen zu kleinen Sammlungen geordnet wurden. Er war kaum zum Jünglinge herangewachsen, als er eine Pflanzensammlung, eine Steinsammlung und eine Insektensammlung aufweisen konnte, welche selbst Gelehrte in Erstaunen zu setzen vermochte. Mit seinem 20. Jahre ging aber ein neues Lieblingsfach dem jungen Manne in der Größenlehre auf und nahm bald alle seine Fähigkeiten in Anspruch. Einige Schriften über Fächer der höheren Mathematik waren ihm in die Hände gefallen, in die er sich dermaaßen vertiefte, daß er ganze Nächte hindurch nicht zu Bette kam. Der Vater, welcher den Sohn gern für die Naturwissenschaften geworben, gern zu seinem Nachfolger im Geschäfte gebildet hätte, fürchtete, daß seine Plane unter dem Eifer für die Größenwissenschaft leiden könnten, machte ihm ernstliche Vorstellungen und gab ihm, um die nächtlichen Studien zu verhüten, nur wenig Licht. Der angehende Mathematiker war darüber Anfangs sehr unglücklich, verfiel aber später auf ein Auskunftmittel. Er heizte nämlich Abends seinen Ofen, öffnete später dessen Thüre und arbeitete bei dem Scheine, den das Feuer in's Zimmer auf seine Papiere warf. Sein liebster Umgang war der seines alten Lehrers der Mathematik, eines wirklich tüchtigen Mannes, Namens von Stein, der in Wilhelm wiederum seinen Lieblingsschüler sah. Als die Zeit herankam, wo sich der Jüngling für eine Laufbahn entscheiden sollte, wählte er, seinem Vater zu gefallen, die Heilkunde, widmete sich auch ein ganzes Jahr mit allem Fleiße diesem Fache, ward aber dann durch das Ungewisse, Schwankende und Zufällige, das ihm in dieser Kunst in jeder Richtung begegnete, dermaaßen zurückgeschreckt, daß er seinem Vater Vorstellungen machte und zuletzt mit dessen Bewilligung wieder zur Mathematik zurückkehrte. Wie er erst ganz sich seinem Lieblingsfache hingeben durfte, machte er bald solche Fortschritte, daß er in näheren und weiteren Kreisen Aufsehen erregte, daß die Gelehrten seine Bekanntschaft suchten, daß er von vielen Seiten, trotz seiner Jugend, um Rath angegangen

wurde, ja daß die Regierung ihm eine ehrenvolle Stellung antrug. In Folge dieses Antrages zog er denn auch, kaum 26 Jahr alt, als Vorsteher der Plankammer nach Düsseldorf. Gerade um diese Zeit wechselte das Herzogthum seine Landesherrn mehrmal rasch hintereinander, ohne daß es auf Wilhelms Stellung irgend einen nachtheiligen Einfluß gehabt hätte; im Gegentheile behandelten ihn die verschiedenen Minister, mit welchen er in Berührung kam, bei meheren Gelegenheiten mit aller Auszeichnung. Im J. 1805 verheirathete er sich mit einem Fräulein aus einem angesehenen Hause aus Barmen und fand eine Gattin, die ihn zum glücklichen Gatten, bald auch zum glücklichen Hausvater machte und welche den Frieden des Hauses begründete, wenn auch nicht selten von außen böse Zeiten über demselben androhten. Eine solche kam schon im J. 1808. Die Regierung beanspruchte Ländereien, welche ihr, nach W.'s Ueberzeugung, nicht gehörten. Der Mathematiker, der weiter keine Absicht hatte, als den rechtmäßigen Eigenthümern das Ihrige zu wahren, dem Staate das Unrecht zu ersparen, trat für die Gefährdeten mit einer Geradheit, Offenheit und Unerschrockenheit auf, welche Alle staunen machte, ließ sich durch keine Vorstellungen, keine Drohungen einschüchtern. Er hatte in Folge Dieses manches Unangenehme zu erdulden. Das Empfindlichste für ihn war, daß er seinem Wirkungskreise enthoben, daß er auf Wartegeld gesetzt wurde; allem ungeachtet beharrte er aber auf dem guten Rechte und verfocht es bis zu den höchsten Behörden. Seine Beharrlichkeit trug auch den Sieg davon; ihm ward zuletzt die glänzendste Genugthuung durch das Ministerium zu Theil: er ward wieder in seine amtliche Thätigkeit eingesetzt, bezog seinen zurückgehaltenen Gehalt, bekam noch eine passende Vergütung obendrein und was ihm mehr als Alles galt, er hatte die Freude, das Eigenthum Anderer gerettet, mehere Familien vor dem Untergange bewahrt zu sehen. Von diesen Dingen liebte er aber nicht zu sprechen und nur zufällig brachte ihn das Gespräch wohl auf eine seiner Rettungsthaten, geistige wie leibliche. Da ihn sein Beruf viel in's Freie führte, er seine Kräfte durch Turnübung gestärkt hatte, namentlich ein trefflicher Schwimmer war, sein Muth und sein Gemeinsinn ihn nicht ruhen ließ, wo er Mitmenschen in Gefahr wußte, seine Geistesgegenwart seinen Muth um so wirksamer machte, gelang es ihm zu verschiedenen Zeiten, sieben Menschenleben, Theils den Fluthen, Theils den Flammen zu entreißen. Er hat nie

die Bürgerkrone, die ihm deshalb gebührte, beansprucht. Obschon W. nun zu einer ehrenvollen Stellung im Leben gelangt war, zu einer Stellung, welche ihn mit Arbeiten überhäufte, ließ er nicht von seinen Lieblingswissenschaften und lernte fleißig zu, als ob er noch Alles zu erwerben habe. Im J. 1811 arbeitete er ein Werk über seine sternkundlichen Beobachtungen aus, welches er jedoch nicht für den Druck, sondern für seine forschenden Freunde bestimmt hatte. Als er dieses Werk unter Andern auch seinem Landsmanne, Benzenberg, zur Ansicht gab, leuchtete dessen Werth demselben in dem Grade ein, daß er einige Bemerkungen dazu schrieb und unter seinem (Benzenberg's) Namen herausgab. Das Erscheinen des Werkes erwirkte dem mit fremdem Verdienste sich Schmückenden den Titel eines Direktors der düsseldorfer Sternwarte. W. war nicht wenig durch diese Unverschämtheit des Fälschers erstaunt; seine Gattin, seine Freunde suchten ihn zu bewegen, daß er auftrete, sein geistiges Eigenthum zurückfordere, den Anmaaßer entlarve; er aber, wenig Werth auf den Ruhm des Schriftstellers legend, entgegnete stets: „Ach, laßt den Windbeutel laufen; mein Buch ist gut aufgenommen und mehr braucht es nicht!" Ihm war es stets gleichgiltig, ob das Gute, welches er verbreitete, seinen Namen trug, oder den Namen eines Andern. Im J. 1812 legte W. den Grund zur Vermessung des Großherzogthumes Berg. Unter Napoleon's Einflusse war das Herzogthum zum Großherzogthume umgewandelt, hatte sich weit über seine frühern Grenzen ausgedehnt. Er legte die Dreiecksnetze beinahe über das ganze Gebiet, welches jetzt die preußische Rheinprovinz des rechten Ufers bildet. Ueber diesen Arbeiten hätte er beinahe sein Leben verloren, indem er den Oelberg, einen Kegel des Siebengebirges, zum Situationspunkte benutzte und einst von der höchsten Spitze in beträchtliche Tiefe niederstürzte. Zufällig blieb er an einem Baumstamme, welcher aus einer Felsenspalte hervorgewachsen war, vest hängen und so wurde er von den Leuten, welche durch seine Gehilfen herbeigerufen waren, durch hinabgelassene Stricke glücklich gerettet. Die den Grenzen sich nähernden Kriegsgewitter unterbrachen für längere Zeit diese wissenschaftlichen Arbeiten; jedoch konnte der wackere Mann gerade damals seinem Vaterlande einen nicht minder wichtigen Dienst leisten. Bei dem Rückzuge der Franzosen 1813 sollten alle wichtigen Karten und Plane über die Provinzen Jülich, Kleve, Berg, welche in Düsseldorf lagen, nach Frankreich geschleppt

werden und so in Feindes Hand gerathen. W., welcher die Wichtigkeit dieses Archives erkannte, widersetzte sich sogar mit Lebensgefahr dem Ansinnen der abziehenden Franzosen nnd drang durch, daß sie den Schatz, den er so lange gehegt hatte, zurückließen. Als die verbündeten Heere gleich darauf an den Rhein rückten, die deutschen Regierungen wieder ihre alten Gebiete besetzten, erkannte man sofort den Werth des bescheidenen Gelehrten. Es wurde ihm durch Oberst von Offeld (1815) das Anerbieten gemacht, mit dem Range eines Obersten in das Genie-korps des Heeres einzutreten. Durch Einfluß der Gattin, welche auf diesem glänzenden, aber gefahrvollen Wege ihren Gatten zu verlieren befürchtete, blieb das Anerbieten ohne Folge. W. war gerade auf einer Reise begriffen; seine Frau verheimlichte dessen Aufenthaltsort und theilte ihm den Ruf nur dann erst mit, als es zu spät war, ihm noch Folge zu leisten. Ueber den mathematischen Arbeiten hatte W. den Naturwissenschaften nicht ganz abgesagt, sondern sich stets auf seinen wissenschaftlichen Ausflügen und Erholungsreisen mit denselben beschäftigt. Auf einer dieser Wanderungen entdeckte er (1819) den ersten Blätterschiefer (aus welchem das Mineralöl bereitet wird) in der Rheinprovinz. Einige Jahre später erschloß er im unteren Siegthale und am Rheine die ersten Eisengruben und hatte die Freude, durch dieselben bald eine bedeutende Zahl von Menschen in Arbeit und Verdienst gesetzt zu sehen. Begann er um diese Zeit im äußeren Leben immer wirksamer um sich zu greifen, auf Viele einen fördernden Einfluß zu äußern, so gestaltete er auch sein häusliches Leben angenehmer und zwar dadurch, daß er jetzt seinen greisen Vater in sein Haus aufnahm, der seine Heiterkeit wieder gewonnen und wohlwollend, wie er stets gewesen, jetzt der Mittelpunkt desselben wurde und sich in seinen Enkelkindern spielend aufleben sah. In W.'s Hause tauchte wirklich Etwas vom goldenen Zeitalter wieder auf und streiften viele Charaktere desselben an das Patriarchalische. Im J. 1821 wurde W., um auch dort die Landesvermessung einzuleiten, von Düsseldorf nach Köln versetzt. Auch in den Kreisen dieser eigenthümlichen Stadt wußte er sich bald zu finden, erwarb sich neue Liebe, neues Vertrauen, wo er nur hinkam. Der Vermessungskreis, dem er hier überordnet war, dehnte sich aber außerordentlich weit, dermaaßen, daß er seine geistigen, wie seine leiblichen Kräfte sehr in Anspruch nahm. Der Meßkünstler pflegte öfter in der Nacht 16—18 Stunden weit

zu reiten, um am Tage einige Stunden zu gewinnen, seinen Landmessern noch einige Stunden an ihren Arbeiten helfen zu können. Eben dieser beschwerlichen Hin- und Herreisen halber ward er 1824 noch höher an den Rhein, nach Bonn, versetzt oder vielmehr wurde ihm von der Regierung erlaubt, in der Nähe Bonn's, im Stifte Vilich, zu leben. Die Nähe seiner neuangelegten Eisengruben und eine von der Regierung erkaufte Wasserkraft gaben hier den Anstoß zur endlichen Ausführung des längst gehegten Wunsches eines gewerblichen Wirkens. Er kaufte nun die Mühlen Eschmar und Sieglar mit ihrer gesammten Wasserkraft bis in den Rhein und bis auf Stundenweite das Aggerflüßchen hinauf. Bald aber sollte er erfahren, daß die Anlagen, vereinigt mit seinen anderen Geschäften, seine Geisteskraft zu sehr anspannten. Seine Gesundheit, die sonst so kräftig gewesen, nahm ab, er litt häufig an Schwindel und Gedächtnißabnahme und schlagartige Anfälle ließen das Schlimmste befürchten. Durch ärztlichen Beirath und kräftige Mittel wurde er glücklich gerettet. Um nicht wieder in dieselben Zustände zu verfallen, kam er bei der Regierung mit der Bitte ein, daß sie ihm für die kurze Zeit, während welcher die Vermessungen noch fortdauern könnten, einen Gehilfen beigeben möchte, mit welchem er das wichtige Werk zu Ende bringen wolle. Einer seiner Oberen jedoch, der ihm persönlich sehr großen Dank schuldig war, lohnte ihm mit dem bittersten Undanke und sprach höheren Ortes gegen W.'s Gesuch. Eine abschlägige Antwort war die unmittelbare Folge. Diese kränkte den hochverdienten Mann dermaaßen, daß er augenblicklich um seine Entlassung einkam. Alle Landmesser, welche unter der Leitung W.'s arbeiteten, waren untröstlich über diese Wendung der Angelegenheiten, beschworen ihn, dieses Gesuch zurückzunehmen, erboten sich, aus ihren eigenen Mitteln ihm das Gehalt eines Gehilfen zu bestreiten; aber der unbeugsame Rechtssinn, die Beharrlichkeit des Gekränkten widerstand allen Bitten, allen Vorschlägen. W. erhielt den Abschied mit dem geringsten Ruhestandssolde, den ihm die Regierung geben konnte und alles dieses auf Einwirkung des oben erwähnten Oberen. Nach seinem Abgange von dem Werke, dessen Plan er zuerst gehegt, welches er mit tiefer Sach- und Ortskenntniß begonnen hatte, war die Regierung genöthigt, dem neuen Obergeometer statt eines Gehilfen, welchen W. bescheiden beansprucht hatte, deren sogar zwei zu halten. Jetzt erst erkannte man, was der Ausgeschie-

dene dem Staate geleistet hatte. Was er für seine Untergebenen gethan, bewieß sich bei seinem Abschiede; alle Landmesser, alle Gehilfen derselben waren vom Schmerze hingerissen, als ob sie einen theuern Verwandten und Freund auf immer verlören. Von 1825 an, wo W. den Staatsdienst verließ, widmete er sich ganz der Geologie, Chemie und Bergwerkskunde; ganz besonders ließ er sich seine Eisenhütten angelegen seyn, die er nach dem Fürsten, den er so sehr verehrte, nach Friedrich Wilhelm, benannte. Erst als die Postverwaltung darauf bestand, der Hütte, um Verwechselungen zu verhüten, noch einen andern Namen beizulegen, ließ er sich durch seine Kinder bewegen, sie Friedrich-Wilhelms-Hütte zu „Neuwindgassen" zu benamsen. Sie liegt an dem Aggerflüßchen, eine Stunde von Siegburg entfernt; der schöne einsame Fleck ist Zeuge manches Schweißtropfens, den seine Mühen ihm ausgepreßt, manches zufriedenen Lächelns, mancher ernsten sinnenden Stunde. Im J. 1826 starb der Vater in einem Alter von 87 Jahren. Sein Tod entlockte dem Sohne, der nie geweint hatte, bittere Thränen. Das Leben sollte bald seinen Schmerz übertäuben. Er beschäftigte jetzt an 160 Arbeiter in seinen Werken, die an Ausdehnung zunahmen; doch ward er bald gewahr, daß seine Mittel zu solchem Unternehmen nicht ausreichten. Bald fanden sich britische Geschäftsleute, welche ihm die Eisengruben und Hütten und zwar für den bedeutenden Preis von 72,000 Thalern abkaufen wollten. Selbst seine Gattin trat vor ihn, rieth ihm, den Kauf abzuschließen; aber zum zweiten Male netzte sich sein Auge mit Thränen und er entgegnete: „Soll ich mein Schooskind für Geld weggeben?" Seine Gattin erkannte hieraus, wie tief ihn die Liebe zu seiner Schöpfung durchglühe, drang nicht weiter in ihn, sondern erbot sich, ihm dieses Schooskind hegen und pflegen zu helfen, was sie auch gethan in den manchfaltigen Wechselfällen des Lebens, welche ihm noch bevorstanden. Um den Mangel an eigenen Mitteln zu decken, suchte W. jetzt Gesellschafter. Leider! sollte er die nicht finden, welche für seine Geschäfte förderlich gewesen wären. Im Jahr 1827 kam sogar der Bau seiner Eisenhütten in's Stocken, zum Kummer seiner Arbeiter, wie der Dörfer, welche um die Hütte herumlagen, theilweise von derselben lebten. Aus der Vergesellschaftung entstanden schwere Rechtsstreitigkeiten, welche dem früher so glücklichen Haushalte schwere Sorgen aufbürdeten, die das Haupt derselben allein mit Vestigkeit, mit stetem Gleichmuth ertrug. Da die Gerech-

tigkeit seiner Ansprüche über allem Zweifel erhaben war, blieb er auch Sieger in allen Händeln; nichtsdestoweniger gingen mehere Jahre seines thätigen Lebens dahin, ohne daß er seine volle Kraft seinem Lieblingsfache hätte widmen können. Endlich fand (1837) W. einen passenden, neuen Theilnehmer. Das Hüttenwerk trat abermals in's Leben und gewährte bald glänzende Vortheile. Die Herren des Bergwerkes machten, wie man sagt, gute Geschäfte. Doch sollte diese auch nicht von langer Dauer seyn. Der Gesellschafter litt damals schon an einer Gemüthskrankheit, die später zum Ausbruche kam, und brachte dadurch dem Geschäfte manchfache Verwickelungen und Schaden. W. sah bald ein, daß nur schleunige Trennung von gänzlichem Untergange retten konnte und verkaufte, da nur durch Verkauf sich die Trennung bewirken ließ, seine Hütte im Juli 1843. Er mußte leider! mit großem Nachtheile verkaufen. Der Käufer sollte aber bald bemerken, daß die Forschungen des ersten Meisters bewährt, daß seine Berechnungen richtig seyen, indem die Hütten von nun an in ergiebige Blüthe kamen. Für W. trat jetzt eine sehr stille Zeit, eine Zeit unausgesprochener Trauer ein. Er war damals in die Sechszig hinaufgerückt, sei Haar war gebleicht, er hatte seine beste Lebenskraft für das Allgemeine, für sich eingesetzt, hatte aber mit seinen bedeutenden Kräften keine entsprechenden Errungenschaften gemacht; er hatte glänzende Erfolge gesehen, aber dieselben waren nicht ihm, waren Anderen zu gut gekommen. Alle seine Hoffnungen und Wünsche legte er am Tage des Verkaufs zu Grabe. Er hätte diesen Tag wohl nicht überlebt, wenn ihm nicht sein kräftiges, leidenschaftloses Gemüth die Empfindungen seines Herzens mäßigen geholfen. Jetzt, wo der Drang der Geschäfte ganz von ihm genommen, mochte W. nicht ruhen; die Naturwissenschaften, besonders Geologie, blieben Lieblingsbeschäftigungen, welche ihm Genüsse gewährten, die er sonst nicht finden konnte, zu welchen er Jüngere anfeuerte und leitete. Er besaß außer den verkauften noch mehr Gruben, schloß im Laufe der Jahre noch mehere auf; doch mehr um sich über den reichen Schatz der Erde zu erfreuen, als um für sich Nutzen daraus zu ziehen, deren Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Vielleicht werden in späteren Jahren seine Verdienste von der Welt erst recht gewürdigt werden, welche große Gelehrte längst anerkannten. Als er einmal in einer Versammlung von naturforschenden Männern das Wort nahm und über Geologie und Chemie redete, trat, nachdem er geschlossen,

der bekannte Chemiker Berzelius auf ihn zu, umarmte ihn und nannte ihn von diesem Augenblick an Freund. Im J. 1844 kaufte er sich in Bruel, gegenüber Bonn an, verließ er das Stift Bilich, in welchem er mit den Seinigen 21 Jahre gewohnt hatte. Er dachte den Seinigen in der Stadt ein geselliges Leben zu bereiten, sich selber den innigeren Umgang mit manchem Gelehrten zu sichern, die er im Laufe der Jahre an der Rheinhochschule kennen und schätzen gelernt, und dabei noch immer etwas Landluft zu genießen, der Natur nicht ganz zu entsagen. Neben seiner Bücherei und seinem Schreibtische fesselte ihn ein großer Garten, den er selber mit vieler Liebe besorgte, in welchem er pfropfte und pflanzte, sich manchfachen landwirthschaftlichen und gärtnerischen Versuchen unterzog. Neben diesem Garten lockte ihn noch sein entfernteres Grundeigenthum, Wald, Wiese und Feld, lockten ihn seine Gruben in's Freie. Reitend oder auch wandernd durchstreifte er die Gegend, vertiefte er sich in die Schluchten der Berge, wo er altbekannte Stufen und Pflanzen wiederfand, oder neue entdeckte. Selbst in seinen letzten Lebensjahren wanderte er oft noch an einem Tage Strecken von 6 Stunden und mehr, ging er, das Mittagsessen vergessend, tagelang in den Wäldern umher und langte oft erst gegen Abend auf dem einsamen Gute an, wo seine mit dem bekannten Maler Ritter verheirathete Tochter wohnte. Hier suchte er im jubelnden Kreise seiner Enkel seine Erholungsstunden, erfrischte er sein Gemüth an den herrlichen Bildern und Entwürfen seines Schwiegersohnes, unterhielt sich mit ihm über die Pracht der Natur und deren Wiederschein, die Kunst. Die Ankunft des Großvaters hätte jedesmal Stoff zu einem wunderlieblichen Bilde geben können. Wenn die Jugend den abgestiegenen Reiter umringte, die Knaben auf das Roß gehoben, die Pistolentaschen des Sattels nach dem untersuchten, was der Greis ihnen an Nasch- und Spielwerk mitgebracht, wenn das Roß mit den kleinen Reitern nun behaglich zum Stalle schritt und der Alte von seinen Enkeltöchtern in's Haus geführt wurde. Glückliche Tage verlebte der rüstige Greis auf dem einsamen Gute im Siegthale; aus der Malerwerkstätte des Sohnes ging er am Arme der Tochter hinaus in Stall, Wiese, Gärten, Feld und Wald des kleinen Gutes, sah und prüfte, lobte, tadelte und half aus mit seinen Erfahrungen. Obschon er zu ruhen schien, war er noch den Seinen, war er Allen nützlich, welche mit ihm in Berührung kamen. Achtzehn Monate vor seinem Hintritte, als

er gerade wieder bei seinem Schwiegersohne zu Besuch war, fühlte er den ersten Schlaganfall. Er gewahrte das todverkündende Zeichen mit einer Ruhe und Ergebenheit, welche alle Zeugen in Erstaunen setzte. Er verlangte nach Hause zu seiner Gattin gebracht zu werden und als dieses geschehen, als schon ärztliche Hilfe angewendet ward, wiederholten sich die Anfälle noch zwei Mal. Er war für längere Zeit der Sprache beraubt. Seine Frau, seine Kinder umstanden ihn trostlos; er versuchte langsam einige Worte zu sprechen, bat mit Mühe seinen Schwiegersohn und seine betrübte Tochter, ruhig zu seyn, da er ganz ruhig sey! Er sey mit Allem in und außer ihm in Frieden; ein wenig Blut mehr nach dem Gehirne mache Allem ein Ende; weshalb dieses heute nicht so willkommen seyn dürfe, als morgen? Der einzige Grundsatz, wonach er stets gehandelt, der seine ganze Religion enthielt, war der altchristliche: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das füge auch keinem Andern zu; wie du wünschest, daß man mit dir handle, so handle mit Andern!" Da er diesen Grundsatz nie verläugnet hatte, konnte er freilich bis zum letzten Hauche ruhig seyn. Der Todesengel ging aber noch einmal vorüber. W. erholte sich noch einmal, obgleich er in der Frische seines Geistes zu brechen schien. Manchen Kummer mochte er nicht mehr so gleichmüthig ertragen, wie er es früher gewohnt war. Er wurde jedoch wieder so rüstig, daß er bei günstigem Wetter mit seinen Kindern zu Fuße hinaus in den Wald, in die Gruben gehen konnte, daß er mit seinen Enkeln seine Besitzungen besuchte und dort deren Geist für die Naturkunde zu wecken geschäftig war. Die Wanderungen, die Besuche dauerten bis acht Tage vor dem abermaligen Schlaganfall. Konnte der Greis nicht ausgehen, ließ er sich von den Seinen vorlesen, da er seit dem ersten Anfalle nicht mehr fähig war, sich in dieser Weise zu beschäftigen. Von dem zweiten Anfall ab konnte er das Bett nicht mehr verlassen, um welches sich die trauernden Kinder versammelten. Seine Sprache war dahin; nur durch Zeichen, durch Blicke Verständigung möglich. W. starb in den Armen seiner Tochter, seines Schwiegersohnes, des Malers Ritter. Der ganzen weiten Umgegend war ein warmer alter Freund gestorben, der, obschon rastlos thätig, doch stets ein freundliches Wort für jedes Kind, einen freundlichen Rath, oder Hilfe für jeden Bedürftigen gehabt. In allen Dörfern der Runde hieß es: daß der „alte Herr" gestorben, dem Jeder die Mütze zog, oder freundlich zunickte, wenn er vorüberritt;

der eine Achtung erworben, wie sie das Mittelalter wohl dem Lehnsherrn zu zollen pflegte. Er wurde nach seinem Wunsch auf dem Kirchhofe der kleinen evangelischen Gemeinde von Holzlar beerdigt, neben seinem Vater und seiner jüngsten Enkelin, welche er selber wenige Wochen zuvor zur Ruhestätte geleitet hatte. Seine sterbliche Hülle wurde von den Bewohnern der Umgegend in Menge geleitet und selbst die katholischen Gemeinden der Nachbarschaft kündeten durch Trauergeläute, daß auch sie Theil nahmen an dem Tode eines Mannes, dessen Geist von keinen Fesseln gedrückt, der freidenkend, aber der Segen der Seinen, der Freund Tausender gewesen, der keinen Feind hinterlassen hatte.

Wilh. v. Waldbrühl

* 148. Johann Baptist Weigl,

Kapitular des Domstifts zu Regensburg, bischöfl. geistl. Rath, Official, Scholastikus und bischöfl. Theolog, Ritter des königl. Verdienstordens vom heil. Michael, außerordentl. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und königl. Kreisscholarch;

geb. den 26. März 1783, gest. den 5. Juli 1852.

Der Verlebte wurde geboren zu Hahnbach in der Oberpfalz. Bei der heiligen Taufe erhielt er den Namen des heil. Johannes des Täufers. Diesen Festtag feierte er alljährlich mit besonderer Freude. Seine Aeltern waren sehr arm; die Mutter verlor er bald durch den Tod; der Vater war Maurer und Todtengräber. In diesen dürftigen Verhältnissen aufwachsend, lernte er aus eigener Anschauung die Armuth mit all' ihrem traurigen Gefolge kennen. „Ich habe," so äußerte er sich oft, „entbehren gelernt schon von Kindheit auf, und das war mein Glück!" Seine Geschwister liebte er innig. Alljährlich versammelte er sie wenigstens einmal bei sich, um im trauten Kreise seiner brüderlichen Liebe freien Spielraum zu lassen. Welch' ein gutes Kind er gewesen seyn muß, läßt sich unschwer aus seinen mündlichen Mittheilungen schließen, welche er, wiewohl selten, aber dann mit großer Freude in engerer Umgebung machte. Zur rechten Zeit rief ihn Gott zum Studiren. Ich sage: „Gott," denn anders ist es nicht. Der dortige Benefiziat hatte nämlich die lobenswerthe Uebung, aus den Knaben seiner Umgebung den Fähigsten auszuwählen und ihn nach gehörigem Vorunterrichte sowohl im Wissenschaftlichen, als auch in der Musik, nach der Abtei

Präfening zu empfehlen. Unter diesen aber befand sich der Verewigte nicht. Einem andern Knaben sollte diese Wohlthat zu Theil werden. Schon wollte der würdige Priester seine Schritte thun, ihn nach Präfening zu bringen, da ergab sich für ihn unerwartet ein Freiplatz in Amberg. Jetzt erst dachte der Geistliche an unseren Dahingeschiedenen. Aber es war eine große Arbeit, — in so kurzer Zeit den Knaben für den Antritt eines Freiplatzes in Präfening zu befähigen! Jedoch der Eifer des Lehrers und der außerordentliche Fleiß des Schülers, der Deutsch und Latein und Musik fast zu gleicher Zeit neu lernen mußte, überwanden glücklich alle Schwierigkeiten. Er wurde als Singknabe in der berühmten Benediktiner-Abtei zu Präfening bei Regensburg aufgenommen. Damit waren nun alle die Bedenken hinweggenommen, welche der Vater gegen das Studiren seines Sohnes dem erwähnten Benefiziaten immer äußerte: „Ja, wo werde ich Geld hernehmen? das Studiren kostet so viel, und ich bin ein armer Mann!“ damit war ihm nun auch die wissenschaftliche Laufbahn geöffnet, auf welcher er bald so rüstig fortging, daß er schon, von dem zweiten Schuljahre an, den ersten Platz unter all' seinen Mitschülern errang und von da ununterbrochen behauptete bis zur Vollendung seiner Studien. Bevor er die höhern Studien begann, brachte er noch einen großen Entschluß zur Ausführung, zu dem die klösterliche Umgebung und Leitung wohl den ersten Impuls geboten, den aber seine fromme Seele, nach ernster Berathschlagung mit Gott und seinen Vorgesetzten, in freier Weise gefaßt hatte. Er nahm das Kleid des heil. Benedikt. Schon hatte er auch die ersten Uebungen als Novize gemacht, — da trat wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel jene nie genug zu beweinende Klosteraufhebung ein, die so viele Herzen damals fast bis zum Tode verwundete. „Es war am schmerzhaften Freitag, als unser hochwürdiger Abt Kornmann uns die Nachricht brachte, daß wir auseinandergehen, daß wir uns trennen sollten. Vorschub war keiner gegeben. Das hatten wir denn doch nicht erwartet! Ein allgemeines Weinen und Schluchzen ging jetzt durch die Versammlung. Nach kurzem, aber herzbrechendem Abschiede ging dann Jeder seiner Wege. Ich wanderte mit noch einem andern Vertriebenen nach München; dieser Ort war mir angewiesen; ein Bündelchen war meine ganze Habe. Zu Mainburg nahm uns eine mitleidige Frau gastlich in ihr Haus auf, und verpflegte und tröstete uns wie eine Mutter. Gott lohne ihr diese

Barmherzigkeit! In München angelangt, wurde uns nach manch' bitteren Begegnungen endlich die Weisung, in's Seminar nach Amberg zu gehen....." So erzählte der Verlebte oft und gern, aber immer mit Thränen im Auge und innigst bewegt; — ein Beweis, wie lieb ihm sein Kloster und sein Beruf und wie bitter ihm die gewaltsame Trennung davon gewesen war. Im J. 1806 den 31. Mai wurde er endlich, nachdem er im regensburger Klerikal-Seminar seine Vorbereitung vollendet hatte, zum Priester geweiht. Seine Freude darüber wurde nur durch den schmerzlichen Gedanken getrübt, wie so ganz unwürdig er sey dieser für Engels-Schultern zu schweren Bürde und Würde. Doch schätzte er hier seine Kräfte für viel zu gering; denn er bewies in seinem nachfolgenden Leben, daß er gewiß fähig war, die Priesterwürde zu besitzen. Der Priester hat ein doppeltes Leben; er lebt für sich und lebt für die Gläubigen. Und insofern nur, als er nach beiden Seiten hin Früchte bringt, hat er Geltung vor Gott. Unser Verlebter, man darf es schon sagen, gleicht nach beiden Seiten hin einem fruchtbaren Baume. Seine eigene Seele betreffend, o wie besorgt war er dafür! Wie sorgfältig vermied er, um nur Eines zu erwähnen, die Unterhaltung über das Thun und Lassen seiner Nebenmenschen; kam er in den Fall, ein Urtheil zu geben, so schwieg er entweder ganz, oder er leitete mit merklicher Furcht das Gespräch anderswohin. Und wie zart war seine Innigkeit im Umgange mit Gott, seine Liebe zu Maria und den Heiligen; stets trug er Medaillen bei sich und vertheilte sie auf der Straße. Das Gebet und die tägliche Betrachtung war seine liebste Erholung. Auf seinen seltenen Spaziergängen las er immer in einem geistlichen Buche. Und am Altare, o wie oft träufelte er nicht seine Thränen in den Kelch des Heiles! „Ich bin wie ein kleines Kind," so sagte er zu mir einmal, „ich muß immer weinen am Altare." Von seiner Liebe zu den Armen und zu seinen Feinden sage ich nichts; er nannte sie seine besten Wohlthäter. Nicht minder groß aber war sein Eifer für das Seelenheil der Gläubigen. Sein Fleiß im Beichtstuhle war erstaunlich! Die wenigen Tage vor seinem Tode weggezählt, fand er sich fast täglich im Beichtstuhl ein und hatte er, an Sonn- und Festtagen zumal, fast den ganzen Vormittag darin zugebracht, so warteten in seiner Wohnung oft schon wieder 3, 4 und noch mehere Personen, die Generalbeichten bei ihm ablegen wollten, — und er wies Niemand zurück, und darin machte er keinen

Unterschied, ob es Winter oder Sommer, ob es schlechtes oder gutes Wetter war. „Ich halte es für meine heiligste Pflicht, Beichte zu hören, so lange ich kann," sagte er mir hierüber. Hat er aber im Beichtstuhle so ausgezeichnet gewirkt, so versäumte er auch die übrigen geistlichen Verrichtungen nicht. Früher predigte er, so oft er konnte; ja selbst in letzterer Zeit, wo er nicht mehr predigen konnte, wollte er doch nach Kräften auch in diesem Zweige noch thätig seyn und übergab deshalb mehere seiner früher gehaltenen, überaus gediegenen Predigten, zur weitern Verbreitung an die Zeitschrift „Prediger und Katechet". Nicht vergessen darf ich auch seine Sorge für Verbreitung des dritten Ordens des heil. Franziskus. Doch genug! Das Gericht wird es einst aufhüllen, wie viele Seelen er gerettet, im Guten erhalten, in der Tugend gestärkt hat. Gleich nach seiner Priesterweihe übertrug ihm der hochselige Bischof Wittmann *), der ihn sehr hoch schätzte und ihn nach eigenem Geständniß zu seinem Nachfolger als Regens im Priesterseminar bestimmt hatte, das Amt eines Katecheten in den Schulen zu Stadtamhof. Schon diese Wahl des genannten seligen Bischofs muß uns überzeugen, welch' ein Kinderfreund der Verlebte gewesen ist. Denn gewiß jener zärtliche Vater hätte sonst seine Kinder ihm nicht anvertraut. Aber nur kurze Zeit wirkte er auf diesem schönen Felde der priesterlichen Wirksamkeit. Denn bald darauf erhielt er die Berufung als Professor an's Gymnasium, dann an das Lyceum zu Amberg (von da schickte er allen Schulkindern öfters Bildchen) und endlich später als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts und als Rektor an das Lyceum zu Regensburg. Welch' Herrliches er nun als Lehrer überhaupt und als Lehrer der heil. Wissenschaft besonders geleistet, das bezeugen seine Werke, die in aller Händen sind. Ich nenne nur seine mathematischen Lehrbücher und seine Vorlesungen, die mir geschrieben vorliegen. Fließendes Latein und schöner Styl sind ihre geringsten Vorzüge; bewunderswerth ist vor Allem die Ordnung und die Klarheit seiner Ideen und seiner Darstellung. Ueber den segensreichen Einfluß aber, den er geübt auf Herz und Seele der jugendlichen Gemüther Etwas zu sagen, halte ich für überflüssig. Nur ein Beispiel statt aller! Ein Studirender der höheren Klassen hatte wie immer, vom rechten Wege sich verirrt und stand nun im Begriffe, dem Studium zu entsagen,

---

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 170.

um anderswo ein zügelloses Leben führen zu können. Der Verblichene erfuhr dieß; er ließ ihn zu sich kommen, empfing ihn mit herzlicher Liebe und bat ihn, bevor er ihn verlasse, er möge ihm doch versprechen, erst nochmal in eine Kirche zu gehen und dort nur ein Weniges zu beten; dann möge er ihn wieder besuchen. Der Studirende that es — und ward durch Gottes Gnade gerettet. Für diese von Milde und Strenge getragene Hingabe aber genoß er auch die aufrichtige Liebe aller Studirenden. Das zeigte sich besonders, als er vom Rektorat abtrat. Damals bereiteten ihm seine Schüler zum Abschied ein Fest, wie noch wenige gefeiert worden sind. Im J. 1837 wurde der Verlebte Domkapitular in Regensburg. Was er nun aber als Domkapitular, Scholastikus, bischöflicher geistlicher Rath und Official und Kreisscholarch in dem langen Zeitraume von 1837 bis zu seinem Lebensende gewirkt hat, übersteigt viel zu weit den engen Raum dieser meiner Erinnerungen, als daß ich auch nur einen Versuch dazu wagen möchte. Es genüge zu wissen, daß er unermüdlich thätig war. Er versäumte keine Sitzung des geistlichen Rathes, außer durch Krankheit gehindert. Alle Geschäfte, und deren waren es überaus viele und verschiedenartige und schwierige, besorgte er pünktlichst. Und nicht zufrieden damit, verwendete er von frühe 4 Uhr bis Nachts 11 Uhr jeden freien Augenblick auf das Studium, das er immer fortsetzte, auf Verfassung jener Werke, die anscheinend ein ganzes Leben fordern, — jener herrlichen Ausgabe der Nachfolge Christi in sieben Sprachen, jener tiefen Untersuchung über den wahren Verfasser dieses Büchleins, jener von stupender Gelehrsamkeit zeugenden Schrift über das wahre Geburtsjahr Jesu Christi und als ob das Alles ihm nicht genügte, endlich jener musikalischen Kompositionen, die, besonders seine Choräle, um so größere Anerkennung verdienen, je geringer seine musikalische Vorbildung nach seinem eigenen Geständnisse gewesen war. Endlich — und das sagt Alles: ein paar Stunden noch vor seinem Tode fertigte er mit zitternder Hand ein Schreiben aus und starb also, gleichsam die Feder in der Hand, mitten in seinem Berufe. Damit bin ich denn auch zum Ende meiner kurzen Lebensskizze gelangt. Es erübrigt noch die letzten Tage und Augenblicke seines Lebens zu schildern. Am Samstag den 26. Juni war er noch gegenwärtig bei'm Empfange und am Montage bei der Aufwartung bei dem Könige von Bayern, wo Höchstderselbe sich besonders gnädig mit dem Verlebten unterhielt und ihn namentlich ermunterte zur

Herausgabe neuer Werke (was er aber aus Grund seines hohen Alters ablehnte). Am Dienstage, als am Feste der heil. Apostel Petrus und Paulus, wohnte er dem feierlichen Hochamte im Dome noch bei und besuchte Abends zwischen 6 und 7 Uhr noch eine Familie, die sich seiner besondern Liebe erfreute und deshalb recht oft von ihm beehrt wurde. Daselbst unterhielt er sich sehr heiter und ließ sich ein frommes Lied vorsingen, das er gern hörte, und dessen Schlußworte heißen: „So will ich gerne wallen, gerne ziehen .... Heimath, Heimath, ach wie ersehn' ich dich!" — Ach, wer hätte damals geahnt, daß sobald, sobald diese Worte an dem lieben Greis in Erfüllung gehen sollten! Am Mittwoch, 30. Juni, schon fühlte er sich unwohl, blieb dann wohl auch auf ärztlichen Rath zu Hause; aber Niemand glaubte an eine Gefahr. Am Montag den 5. Juli selbst befand er sich sogar wohl und auch die Aerzte glaubten Alles gut. Da ein paar Stunden vor 8 Uhr Abends verfiel ihm die Sprache, und nach kurzem Todeskampfe (hier zittert meine Hand und mein Auge füllt sich mit Thränen) hauchte er in Gegenwart des geistlichen Rathes Lemberger und Kanonikus Dr. Proske, seine schöne Seele aus, ruhig und still, wie er gelebt hatte. Am Mittwoch war um halb 5 Uhr die Vigilie im hohen Dome, Donnerstag den 8. Juli das Leichenbegängniß und Requiem. Ich sage dieß so kurz hin, ohne alle weitere Bemerkung, weil mein Herz blutet. Doch das kann ich nicht unterlassen, meinen Dank nachzurufen noch in's Grab hinein, meinem Vater, Freund, Wohlthäter und Lehrer! Kinder warfen Blumen auf den Sarg! ich weine Thränen darauf. — Wir fügen diesen kurzen Lebensnachrichten noch das Verzeichniß der vom Verlebten herausgegebenen Werke bei: Ein Programm im amberger Katalog v. J. 1824/25: De anno Attico. — Arithmetik u. Algebra. Sulzb. — Eine deutsche u. lateinische Ausgabe d. Nachfolge Christi. Es ist bemerkenswerth, daß der Selige bei der benannten latein. Ausgabe den Namen „Thomas a Kempis" schon wegließ. — Kathol. Gebet- und Gesangbuch f. nachdenkende u. innige Christen, mit besond. Rücksicht auf die Bedürfnisse d. studirenden Jugend von J. B. Weigl, nebst Vorwort von J. M. Sailer, u. Melodieen. Sulzb. 1817. — Denkschrift über den wahren Verfasser d. Buches von der Nachfolge Christi von Herrn G. v. Gregory, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied meherer Akademien. Revidirt und herausgegeben durch den Hrn. Grafen v. Lanjuinais, Pair von Frankreich. Paris 1827. In's Deutsche übersetzt und

mit den nothwendigen Erläut. und Zusätzen versehen von J. B. Weigl. Sulzb. 1832. — Abt Prechtl, eine biogr. Skizze mit d. Bildnisse des Verblichenen. Ebds. 1833. — De Imitatione Christi libri quatuor multiplici lingua nunc primo impressi et quidem Latina archetypi interpretationibus Italica, Hispanica, Gallica, Germanica, Anglica, Graeca. Cum notis et variis lectionibus curante Jo. Bapt. Weigl etc. Cum icone chalybi incisa. Ibid. 1837. — Predigt bei der Einführung der armen Schulschwestern. Gehalten in der Pfarrkirche zu Hahnbach am 28. August 1842. Stadtamhof 1842. — Populäre Erdglobus-Lehre zum Privat- u. Schulgebrauche. Sulzb. 1843. — Theol.-chronologische Abhandl. üb. d. wahre Geburts- u. Sterbejahr Jesu Christi. 2 Thle. Ebds. 1849. — Mehere Predigten im „Prediger u. Katecheten." Jahrgang 1852. — Mehere Recensionen in verschiedenen Zeitschriften. — Als Manuskript fanden sich, neben vielem Andern, Materialien zu einer Beschreibung des Lebens und Wirkens des sel. Bischofes Michael Wittmann von Regensburg. Von seinen musikalischen Arbeiten sind einige Messen und Litaneien gedruckt erschienen. Die meisten aber, namentlich seine Offertorien sind in vielen Abschriften verbreitet.

Dominikus Mettenleiter,
Priester.

* 149. Ernst v. Röell,

Oberstlieutenant und Ritter des eisernen Kreuzes rc., zu Stettin;
geb. d. 12. März 1781, gest. d. 6. Juli 1852.

Er erblickte das Licht dieser Welt zu Breslau, ward in seinem 13. Jahre in das Kadetenhaus zu Berlin aufgenommen, trat 1796 in das Regiment v. Owstien, wurde im Jahre darauf Fähnrich und 1798 zum Sekondlieutenant befördert. Nach der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt machte er den Feldzug 1807 mit, den die Schlachten von Eilau und Friedland näher bezeichneten und der mit dem für Preußen unglücklichen Friedensschlusse von Tilsit sein Ende erreichte. Besonders war er thätig bei der erfolgreichen Vertheidigung der Vestung Kolberg, wo Oberst Gneisenau das Kommando führte, nachdem Schill und Nettelbeck die durch den alten schwachen General Loucadou begangenen Fehler wieder gut gemacht hatten. Der König vereinigte die tapfere Besatzung unter ein Regiment, und auch v. R. wurde 1808 bei diesem neuformirten Regimente, das den Namen des kolberg'schen

Regiments führte, angestellt und bei demselben 1811 zum Premierlieutenant befördert. Unterdessen wirkte der edle Preußenkönig, unterstützt von den hochherzigsten Männern, in der Stille, um das fremde Joch zu seiner Zeit wieder abzuschütteln; nur durfte der grimmige Korse und kein französ. Spürhund davon etwas merken, daher auch dem fremden Zwingherrn, um ihn nicht vor der Zeit zu reizen, ein Hilfskorps gestellt wurde, als er 1812 gegen Rußland zog, um auch noch den Osten Europa's unter seine eiserne Hand zu bringen. Auch v. R. machte unter Anführung des Generals York *) diesen russ. Feldzug mit und ebenso die Feldzüge 1813—15. Mit Tapferkeit und Auszeichnung kämpfte er in den Prüfungsschlachten von Groß-Görschen und Wurschen, sowie in den Schlachten von Großbeeren, wo er sich das eiserne Kreuz zweiter Klasse verdiente, und Dennewitz, wo er schwer verwundet wurde. Aber nur erst einigermaaßen wieder hergestellt, trat er auch sogleich wieder in Aktivität bei seinem Regimente und nahm nun als Premierkapitän um so thätigern Antheil an den Operationen. Zunächst war er beschäftigt bei der Belagerung von Wittenberg, während die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde, nach der sich, als Thümen die Belagerung von Wittenberg durch den franz. General Reynier genöthigt, aufgehoben hatte, die Brigade wieder mit dem Armeekorps unter Bülow vereinigte und an dem weitern Kampfe Antheil nahm, in dem sich nun v. R. besonders bei der Erstürmung von Arnheim auszeichnete und dabei das eiserne Kreuz 1. Klasse erwarb. Ebenso war er thätig bei den Belagerungen der bedeutenden Vestungen Herzogenbusch, Antwerpen und Soissons. Bald waren die ganzen Niederlande in den Händen der Verbündeten und das, was Bülow-Dennewitz sich vorgesetzt, war erreicht. Schon war der Weg durch Belgien nach Frankreich angebahnt und betreten und nur noch einiger Kämpfe bedurfte es, um auch von dieser Seite den Kriegsschauplatz auf französ. Boden zu verlegen. So gelang es endlich dem tapfern Bülow sich mit Blücher bei Laon zu vereinigen und die Schlacht bei diesem Orte mit schlagen zu helfen. Wie in dieser Schlacht, so zeichnete sich v. R. auch nach Napoleon's Rückkehr von Elba wieder in der Schlacht bei Ligny aus, wo er schwer vewundet wurde und das tapfere kolberg'sche Regiment, im Rücken angegriffen, sich durch die feindliche Reiterei schlagen mußte. Aber nicht nur an den genann-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 721.

ten großen Hauptschlachten des deutschen Freiheitskrieges hatte v. R. thätigen Antheil genommen, sondern sich auch außerdem noch in 13 Gefechten rühmlichst ausgezeichnet. Mit ehrenvollen Narben kehrte er in das freie Vaterland zurück, wurde 1823 zum Major ernannt und 1837 mit der gesetzlichen Pension als Oberstlieutenant zur Disposition gestellt. Als er nach 43jähriger Dienstzeit die Armee verließ, führte er während der letzten 15 Jahre ein stilles Familienleben, segnend wirkend wo seine Kräfte ausreichten, bis ihn der Tod, den er so oft unerschrocken und muthig in's Auge geschaut, von hinnen abrief. Seine Begräbnißfeier fand am Morgen des 9. Juli Statt. Unterofficiere des kolberg'schen Regiments trugen den verstorbenen Helden unter den Trauerklängen der Regimentsmusik zu seiner letzten Ruhestätte, begleitet von Militärs aller Grade, Kameraden aus neuer und alter Zeit, dem Verein alter Krieger, den Mitgliedern der Loge und vieler Einwohner der Stadt. Der Verstorbene hinterließ außer seiner Gattin, einer geb. v. Britzke, mit der er 50 Jahre in sehr glücklicher Ehe gelebt, 6 Kinder und 14 Enkel, von denen außer seinen 4 Söhnen auch 2 Enkel ihrem König und Vaterlande als Officiere dienen.

Gröger.

* 150. Joseph Zenk,

katbol. Pfarrer in Geißelwind (Erzdiöc. Bamberg);
geb. den 10. Juni 1811, gest. den 7. Juli 1852.

Z. hatte wie sein Halbbruder Dr. Götz, der als Prosektor an der Universität Erlangen im J. 1826 starb, mit Nahrungssorgen zu kämpfen, bis er zu seinem Ziele gelangte. Unermüdet thätig machte er vorzügliche Fortschritte in den Studien und zeichnete sich insbesondere in der Mathematik aus. Als Priester, sowohls als Hilfsgeistlicher wie als Pfarrer, stand er in dem besten Rufe sowohl bei Katholiken als Protestanten, namentlich zu Marktbreit, wo sein Andenken auch durch den Umstand auf die fernste Zeit erhalten wird, daß er sich um die Kirche nicht unwesentliche Verdienste erwarb und insbesondere die Feierlichkeiten bei der Einweihung der Kirche mit ordnete. Aus seinem Leben verdienen zwei Züge besonders hervorgehoben zu werden. Zwei Jahre vor seinem Tode übergab er dem Unterzeichneten 50 Fl. mit dem Auftrage, sie einer Frau zuzustellen, bei der er als Student einen Kosttag hatte. Ich weiß, setzte er hinzu, sie bedarf jetzt der Unterstützung;

so will ich jetzt einen Theil meiner Schuld abtragen. Ich wünsche aber, daß mein Name ihr nicht genannt werde. Dann setzte er zum Erben seiner Hinterlassenschaft die Schule seiner Pfarrei ein, da derselben die nöthigen Subsistenzmittel gebrachen. Er starb in Folge seines ausgezeichneten Berufseifers.

Kupferberg. Thiem.

151. Moses Benedict,

Bankier zu Stuttgart;

geb. den 21. Febr. 1772, gest. den 8. Juli 1852 *).

B. war zu Stuttgart von nicht bemittelten Aeltern geboren, deren segensreiches Wirken noch in dem Andenken vieler jetzt lebender Stuttgarter steht, und die beide in dem hohen Alter von 87 Jahren starben. Moses äußerte schon in seiner frühen Jugend eine große Vorliebe für die Kunst und wurde, da entschiedene Proben sein Talent schon als Knabe beurkundeten, nebst seinem ältern Bruder in die hohe Karlsschule aufgenommen; eine nach den damaligen Zeitansichten für einen Israeliten große Auszeichnung. Er betrat mit dem jetzt längst verstorbenen genialen Maler Schick fast zu derselben Zeit die hohe Karlsschule, in der Absicht, sich ganz der Kunst zu widmen. Bald vereinigte inniger Freundschaftsbund die beiden jungen Männer. Der anfänglich kleine Kreis erweiterte sich durch die Bekanntschaft, welche sie mit den talentvollen Brüdern Hartmann **), mit Dannecker ***), Thouret, Seele, Eberhard v. Wächter, Morf u. A. machten, und bis zum Ende fesselte den Seligen die innigste Anhänglichkeit an jene Jugendzeit, sowie an die Kunst, die er mit so vieler Liebe ergriffen hatte. Seinem Vorhaben, durch Reisen sein hervortretendes Talent zur Historienmalerei auszubilden, traten später die begonnenen Kriegsunruhen, sowie die Vermögensverhältnisse seiner Aeltern, die einem solchen Aufwande bei gleichzeitiger Erziehung meherer Kinder nicht gewachsen waren, entgegen. Er war gegen seine Neigung genöthigt, einzig sich der Porträtmalerei zu widmen, einem Fach, welches er nur als Unterhaltsmittel, nicht aber als Zweck seines Lebens betrachtete. Die Trennung von seinem Ju-

---

*) Schwäbische Kronik. 1852. Nr. 163.
**) Dessen Biogr. siehe im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 32.
***) — — — 19. — — — — S. 1176.

gend- und Studienfreude Schick, dem Schöpfer des herrlichen Bildes „Apollo unter den Hirten", erfolgte, da dieser in Beziehung auf die projektirte Reise nach Italien durch Familienunterstützung glücklicher war als er. Endlich und hauptsächlich zeigte sich ihm die Unmöglichkeit, den Bedürfnissen einer aus Neigung fast ohne Mittel eingegangenen Verbindung mit der damals schlecht bezahlten Porträtmalerei genügen zu können. So begann der Verewigte auf den Wunsch seiner Aeltern gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Grundstein zu dem später unter der Firma Gebrüder Benedict bekannten Bankhause zu legen. Nachdem er das anfänglich klein betriebene Geschäft allein geführt hatte, und zwar unter seinem Namen, Moses Benedict, vereinigte er sich später mit seinem ihm jetzt schon vor 10 Jahren vorangegangenen ältern Bruder *). Sein strenger, durchaus rechtlicher, gerader Sinn, sein freundliches, liebevolles Benehmen, seine Grundsätze, nur durch Fleiß, nicht durch gewagte Unternehmungen den Wohlstand des Hauses zu erhöhen, gaben bald dem Geschäfte den ehrenwerthen Namen und das allgemeine Vertrauen, welches es seither genossen hat. Bei aller unermüdlichen Thätigkeit, welche der Selige seinem Geschäfte widmete, blieb für ihn gleichwohl das Wohl seiner Familie und seiner Mitbürger ein Hauptaugenmerk. Zu allen Zeiten stand er den Bedrängten hilfreich zur Seite, und mancher heimliche Kummer, manche bittere Thräne wußte sein liebreicher freundlicher Beistand zu lindern und zu trocknen. In seinem Charakter lag eine besondere Achtung vor dem Gesetz, namentlich aber eine unbegrenzte Liebe und Verehrung für seinen König und die ganze königl. Familie. Die Vorliebe für die Kunst im weitesten Sinne blieb dem Verstorbenen bis in's hohe Alter. Er brachte von seinen Erholungsreisen stets selbst aufgenommene, Geschmack und Sinn für das Schöne verrathende, landschaftliche Studien mit, für welches Fach er in späteren Jahren viele Neigung hegte. Wie er die Neigung seiner Kinder für die Kunst gern aufkeimen sah, so unterstützte er selbst Künstler aller Klassen, wenn er wahres Talent bei ihnen zu finden glaubte. Der Tod einiger geliebten Kinder und Geschwister, welch Letztere, obgleich meist jünger als er, ihm im Tode vorangingen, und hauptsächlich der Tod seiner innigst geliebten Gattin, der bereits vor 24 Jahren erfolgte, brachten eine unersetzte Lücke in sein einfaches Leben. Er suchte und

*) Dessen Biogr. s. im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 1091.

fand Zerstreuung und Erholung in fortwährender Ausübung der Nächstenliebe, die sich hauptsächlich damit beschäftigte, das Elend an seiner Quelle aufzusuchen, was er selbst in seinem hohen Alter und bei eingetretener Kränklichkeit fortsetzte. Wie er ein Herz hatte für das Unglück der Einzelnen, so nahm er Theil an dem Wohl und Wehe des Ganzen. Er war einer der eifrigsten Unterstützer der Kinderanstalten, wirkte bei den Theurungen, die unser Vaterland betrafen, mit Rath und Hilfe, gab zu diesem Zwecke der Stadt Stuttgart bedeutende unverzinsliche Anlehen und sammelte für edle Zwecke als ein alter Mann noch von Haus zu Haus. Aber nicht nur in seinem engern Vaterlande Würtemberg, sondern auch auswärts, namentlich in meheren Badorten, wo er Stärkung für seine wankende Gesundheit suchte, steht seine Wohlthätigkeit im besten Andenken, besonders in dem Molkenkurorte Gais, wo er in dem Hungerjahre 1817 in Verbindung mit H. Plattner aus Nürnberg außerordentlich viel zu Linderung der damals dort herrschenden Noth leistete. Noch jetzt erkundigen sich die Einwohner von Gais bei den ankommenden Würtembergern angelegentlich nach dem Befinden des wohlthätigen Mannes. Lange widerstand sein kräftiger, durch ein musterhaftes Leben gestählter Körper dem Eindringen des Alters. Doch brach in den letzten Jahren die Kraft durch so manche Sorge, die ihm die beständige Sorgfalt für das Wohl und Wehe seiner Kinder und Mitmenschen brachte. Seine klaren Augen verdüsterten sich und ließen völlige Erblindung befürchten; das Gehör verlor er schon früher fast ganz durch einen unglücklichen Fall; andere körperliche Leiden nöthigten ihn vor einigen Jahren zu einer bedeutenden Operation, die er jedoch mit seiner verhältnißmäßig noch immer kräftigen Natur glücklich bestand. Allein ein heftiger Ruhranfall, der ihn im verflossenen Jahre in Meran befiel und schon damals seinen Tod befürchten ließ, zerstörte den Rest seiner Kräfte. Sie nahmen seit jener Zeit sichtlich ab, die Vorboten einer herannahenden Herzwassersucht zeigten sich immer drohender: da rief ihn ein ebenso unerwarteter als schmerzloser Tod von diesem Leben ab und es erfüllte sich hierdurch sein Lieblingswunsch, einst wie sein gerade vor 10 Jahren verstorbener älterer Bruder ohne Todeskampf von dieser Erde scheiden zu dürfen. Sein ehrwürdiges Bild wird Allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben.

* 152. Dr. Johann Heinrich Königsdörfer,

herzogl. altenburg'scher Medicinalrath zu Ronneburg;

geb. d. 16. März 1769, gest. den 9. Juli 1852.

K. wurde zu Altenburg geboren, wo sein Vater Medicinalrath und Leibmedikus war, studirte in Jena und Leipzig, ward am 28. Mai 1794 in Jena zum Dr. med. promovirt, prakticirte sodann in Lukka, verheirathete sich im Jahr 1794 mit Johanne Christiane Wißmer, ältesten Tochter des Rentbeamteten Wißmer in Hohenleuben und zeugte mit dieser eine noch lebende Tochter. Am 14. Okt. 1806 starb seine erste Gattin und er vermählte sich zum zweitenmale am 6. Juni 1808 mit Ernestine v. Kleefeld, jüngsten Tochter des berühmten Schubert v. Kleefeld auf Würchwitz. Von Lukka wurde er Ostern 1815 als Amts- und Stadtphysikus nach Ronneburg berufen, wo er später die Funktion als Rathsassessor und 1823 als Bürgermeister übernahm. Im Jahr 1831 wurde er zum Badearzt am dortigen Mineralbade, 1834 zum Hofmedikus, 1837 zum Medicinalrath und 1842 bei der Veränderung der Medicinalverfassung zum Gerichtsarzt ernannt. Am 29. Mai 1844 feierte man sein 50jähriges Doktor-Jubiläum auf solenne Weise. In seiner zweiten Ehe wurden ihm 9 Kinder geboren, wovon 2 sehr jung starben, 7 aber nebst der Wittwe und 19 Enkeln noch leben. Wenn gleich er sich im Allgemeinen eines gesunden Körpers erfreute, so mußte er doch einigemale lange und schmerzhafte Krankheiten aushalten. Am 7. April 1852 überfiel ihn plötzlich eine Lungenentzündung, von der er zwar genaß; allein die Schwäche, welche ihn nicht wieder verließ, führte endlich zum Tode. Außer meheren in medicinischen Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen hat er ein Werk über das mineralische Bad zu Ronneburg (Das. 1834) verabfaßt. Durch seinen ärztlichen Scharfblick, seine Erfahrung und Humanität hat er sich bedeutenden Ruf erworben.

* 153. Heinrich Ludwig Löbbecke,

Bankier zu Braunschweig;

geb. d. 14. Aug. 1778, gest. d. 9. Juli 1852.

L. stammte aus einer iserlohner Familie, die nach der (v. steiner'schen) Chronik dieser Stadt, ein „altes Patriciergeschlecht ist, von langen Zeiten in Iserlohn seßhaft, von

wannen sie auch nach Dortmund und Unna kommen sind" (wie, erst in neuerer Zeit, nach Braunschweig und Breslau). Der Vater des Verstorbenen war Kaufmann zu Iserlohn, wurde aber zugleich mit seinem Bruder, Johann Melchior, Stifter des noch blühenden Bankierhauses Gebrüder Löbbecke u. Komp. in Braunschweig, dem unser L. in Verbindung mit meheren Seitenverwandten bis zu seinem Tode vorstand, während zwei seiner Brüder ihren Wohnsitz in Westphalen als Inhaber von Landgütern behielten, eine Schwester sich an einen Kaufmann Denike in Braunschweig, eine andere an den Bischof Eylert*) verheirathete. L., von dem ein Schulgenosse sagt, daß er „ohne alles Falsch, seelengut und lustig gewesen sey", wurde von seinen Aeltern im J. 1789 einem Prediger Hülsmann in Lüdenscheidt, der ein Knaben-Institut mit großer Tüchtigkeit leitete, zur Erziehung übergeben, unter dessen Aufsicht er etwa 2 Jahre blieb. Nachdem er sich dann bis nach seiner Konfirmation im älterlichen Hause aufgehalten hatte, verlebte er zwei andere Jahre in dem Institute eines Predigers zu Mühlheim a. d. Ruhr und trat 1795 seine Lehrjahre in dem väterlichen Geschäfte zu Braunschweig an. Seine weitere Ausbildung erhielt er vorzüglich durch längeren Aufenthalt in England und durch andere Reisen. Im Jahr 1805 vermählte er sich mit Etta H., der Tochter des damaligen Legationsraths Henneberg (der später Präfekt des Oker-Departements im Königreich Westphalen war) und trat, als sein älterer Bruder sich auf sein Gut Edelburg in der Gegend von Iserlohn zurückzog, als Associé in das väterliche Geschäft ein. Braunschweig blieb jetzt seine Heimath; und wie er hier in seinen Geschäftsverhältnissen und seinem ausgebreiteten Familienkreise bis in ein spätes Alter ein seltenes Glück genoß, so hat er auch der neuen Vaterstadt auf manchfache Weise in engeren und weiteren Kreisen eine verdienstliche Thätigkeit gewidmet. Kräftig an Körper und Geist, von biederer und wohlwollender Sinnesart, lebte er harmlos und heiter im Kreise seiner Familie, am Liebsten im Freien auf einem Garten unweit der Stadt, wo er sich mancherlei ländlichen Beschäftigungen hingab; stand aber auch in einem ausgebreiteten geselligen und Geschäftsverkehr, der ihn gewöhnlich mehere Sommermonate auf Reisen führte. Sein ruhig verständiger Rath galt bei seinen Freunden und Angehörigen viel und er benutzte sein Ansehen gern, um Zwistigkeiten in

---

*) Dessen Biogr. s. i. gegenwärt. Jahrg. d. N. Nekr. S. 88.

anderen Familienkreisen zu schlichten. Willig half er mit Rath und That, wo er konnte, und er hat die Existenz manches Familienvaters begründen helfen; für Bedrängte wandte man sich nicht leicht vergebens an ihn, doch verbarg er gern die Weichheit seines Herzens. Vom öffentlichen Leben hielt er sich lange Zeit entfernt; das Vertrauen seiner Mitbürger zu seiner Festigkeit und Milde berief ihn endlich in den Stürmen des Jahres 1830 zu einer gemeinnützigen Thätigkeit in einem größern Kreise, indem er bei Auflösung der Ordnung nach der Vertreibung des Herzogs Karl von Braunschweig zum Kommandeur der Bürgergarde erwählt wurde. Ihm und dem von ihm erkorenen Adjutanten, dem Buchhändler Eduard Vieweg, mit dem ihm von jenem Ereigniß an Zeitlebens ein vertrautes Freundschaftsband verknüpfte, gebührt ein Hauptverdienst bei der Haltung, welche die Bürgerwehr beobachtete, und insbesondere bei dem Verhältniß derselben zum Militär, mit dem sie in ungestörtem Zusammenwirken die Ordnung rasch und kräftig herstellte. L. trat nun auch in ein näheres Verhältniß zu seinem Landesfürsten, in welchem ihm, wie es nach seinem Charakters nicht anders seyn konnte, Offenheit und Wahrheit als erste Pflicht galt. Zur Anerkennung seiner Verdienste ertheilte ihm der Herzog Wilhelm den unlängst gestifteten Orden Heinrichs des Löwen; seine Mitbürger ehrten ihn durch feierliche Ueberreichung einer goldenen Medaille (Vorderseite: „Sieg der Umsicht und Kraft“; Revers: „Ihrem Führer in der Gefahr, Ludwig Löbbecke, die Bürgergarde Braunschweigs.“) Nachdem die Bürgerbewaffnung in den nächsten Jahren aufgehoben war, blieb dem geachteten „Kommandeur“ — mit welchem Namen er fernerhin gewöhnlich bezeichnet wurde — das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbürger im weitesten Kreise, und er konnte sich der Uebernahme meherer öffentlicher Aemter, insbesondere der mehrjährigen Bekleidung des Stadtverordneten-Amtes nicht entziehen. Im Herbst 1841 drohete seinem Leben eine Gefahr, die von einem wenig beachteten Anfang ausging. Von spielenden Poni's, seinen Lieblingsthieren, umgeworfen, erhielt er eine Wunde am linken Ellenbogen, die, zuerst vernachlässigt, bald sehr bedenklich wurde. Die Aerzte in Braunschweig, wie der aus Göttingen herzugerufene berühmte Langenbeck *) erklärten die Amputation für nothwendig. L., der sich immer eines kräftigen, schönen und unver-

*) Dessen Biogr. siehe im 29. Jahrg. des N. Nekr. S. 126.

sehrten Körpers erfreut hatte, konnte sich zu dieser Verstümmelung nicht sogleich entschließen; erst als seine beiden Knaben, die jüngsten seiner Kinder, zu ihm geführt wurden, um ihn darum zu bitten, erklärte er, um ihretwillen die Amputation ertragen zu wollen, die nun mit geschickter Hand an ihm vollzogen wurde, ohne daß er nur einen Laut des Schmerzes hören ließ. Bald kehrten seine schon sehr geschwundenen Kräfte vollständig zurück und er wußte den Mangel des linken Arms möglichst zu ersetzen. Erst im J. 1851 zeigten sich Spuren von einer tiefer liegenden Körperschwäche bei ihm; zunehmende Engbrüstigkeit, zu der sich ein Anschwellen der Beine gesellte, ließen das Herannahen der Brustwassersucht befürchten. Nach dem Rathe der Aerzte besuchte L. das Bad Ems, aus dem er gebessert zurückkehrte. Mitte Januar 1852 zeigten sich indeß wiederum beunruhigende Symptome in verstärktem Maaße; er selbst glaubte jedoch nur unbedeutend krank zu seyn und gab bei seiner fortdauernden heiteren Stimmung die Hoffnung nicht auf, sein kräftiger Körper werde sich in der besseren Jahreszeit von Neuem erholen. Im Juni schien die Krankheit nach einer harten Krisis wirklich überwunden zu seyn; plötzlich kehrte auf Veranlassung einer Erkältung oder einer zu frühen Anstrengung ein schlimmer Zustand wieder und, ehe man es ahnete, war der Kranke in der Frühe des 9. Juli sanft verschieden. In den letzten Tagen hatte er noch die Freude gehabt, alle seine Kinder, 5 Töchter und 2 Söhne, um sich zu sehen; der Kreis seiner Lieben, den er so gern erheiterte, weinte nun an seiner Leiche. Seiner Sinnesweise gemäß, fand sein Begräbniß ohne Gepränge in der Stille der Nacht vom 10. auf den 11. Juli Statt; doch begleiteten die nächsten Angehörigen und Freunde die irdische Hülle des geliebten Mannes zum Friedhofe.

154. Wilhelmine Luise Elisabeth v. Schlieben,

Dichterin auf Briesen zu Golßen (Reg. Bez. Frankfurt a./O.);

geb. den 13. Dec. 1765, gest. den 9. Juli 1852 *).

Die nun im höchsten Alter Vollendete ist eine der begabtesten, gebildetsten und segensreichst wirkenden Frauen gewesen; einst auch als Schriftstellerin thätig. Ihr Geburts-

*) Extrahirt aus einem Aufsatze des Oberpfarrers Zeller zu Golßen, im Laus. Magazin 1852; vergl. auch v. Schindel's Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen.

ort war das Landgut ihres Vaters, Briesen in der Niederlausitz. Es war ihr Vater der königl. preuß. Hauptmann Hans Ernst v. Schlieben (gest. 1776) und die Mutter eine geb. v. Bredow. Erzogen ward sie in ländlicher Stille und begann schon frühzeitig mit der Dichtkunst sich zu ergötzen, ja mit der einst vielgenannten Naturdichterin, Luise Karschin zu Berlin, Briefwechsel zu führen, durch die sogar eins ihrer Gedichte: „Sachsens Mitgefühl bei'm Grabe Friedrich's II.", veröffentlicht ward. 1788 zog sie mit ihrer Mutter nach Crossen, wo gelehrte Freunde, die Brüder Troschel, sie weiter bildeten, so daß sie 1795 zu Berlin ein ganzes Bändchen Gedichte herausgeben konnte und von Wieland und Gleim *) sehr viel Lob und Aufmunterung empfing. Jene Gedichte waren elegische Lieder, Episteln, Volkslieder und Sinngedichte, voll tiefer Empfindung, frommer Gesinnung, auch munterer Laune. In Berlin kam sie in Freundschaft und Leitung des berühmten Propstes Teller, von dem ermuntert sie moralische Gedichte, auf Bibelverse gegründet, fertigte. Von Crossen kehrte sie, nach dem Tode ihrer Mutter nach Briesen zurück, wo das Gut nun ihr Erbe geworden war. Hier in der Einsamkeit führte sie ein literarisches Leben, beschäftigte sich fortwährend mit den reinhard'schen Predigten, von denen sie viel für das Volk umarbeitete, die auch beinahe zum Druck gelangt wären; wohl aber brachte sie einzelne zu Drucke, und zwar über die großen Zeitereignisse 1813, gedruckt 1817 unter dem Titel: „Mitfeier denkwürdiger Begebenheiten, ein Versuch in Predigten", wobei sie sogar auf dem Titel ihren Namen nannte. Sie waren allerdings nicht ohne Werth. Unablässig studirte sie auch das neue Testament und kam bei diesen Studien auch mit dem berühmten Niemeyer **) in Verbindung. Aber sie ward auch Pädagogin, erzog drei Pflegetöchter und richtete große Aufmerksamkeit auf die Erziehung der Jugend ihres Dorfes Briesen, wo sie selbst die Stifterin einer Schule war; aufgemuntert durch Bekanntschaft mit der rochow'schen Schule zu Reckan. Ja, sie arbeitete selbst Herder's Katechismus für Volksschulen um und kam dadurch mit dem Pädagogen Dolz in Verbindung. Immer studirte sie ernste Schriften und excerpirte und verarbeitete unendlich viel. Auch mußte sie mit Oekonomie sich viel beschäftigen. Mit der

---

*) Ein Brief des 77jährigen Gleim an die jugendliche Dichterin ist abgedruckt im Laus. Magazin 1852. S. 175.

**) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.

mütterlichsten Liebe erzog sie ihre Pflegetöchter, von denen sie auch innige Dankbarkeit erwartete. Gegen die briesener Gemeinde bewies sie sich als die freundlichste, theilnehmendste, wohlthätigste Herrschaft und Briesen wird diese Treffliche um so weniger vergessen, da sie auch nach ihrem Tode durch herrliche Stiftungen fortwirkt, welche auf 17,000 Thlr. fundirt waren und besonders der Jugendbildung und den Armen zu Gute kommen. Die Abfassung der Stiftungsurkunde ist auch für die edle Stifterin höchst ehrenvoll. Ihre große Bibliothek schenkte sie in die Stadt Golßen, dahin sie seit 1838 ihren Wohnort verlegt hatte. Hier lebte sie bei der Besitzerin des Orts, der Gräfin v. Fontana, in wissenschaftlicher Muße, edlem Umgang, erfreulichem Briefwechsel, sinnvoller Erinnerung und mit Heiterkeit in ihrem edlen, würdevollen Antlitz; aber auch mit fleißiger, geschickter Hand, wo es galt, Freundinnen Liebesgaben zu senden. Was sie betrübte, waren die Zeitereignisse in den tollen Jahren, Verwicklungen mit den nachfolgenden Herrschaften von Briesen und nöthig werdende Abänderungen in ihren Stiftungen. Ihre gediegene Gelehrsamkeit that ihrer Weiblichkeit keinen Abbruch und ihre Gewissenhaftigkeit und Güte waren allgemein gefeiert. Der Grund ihrer Tugenden war ihre christliche Frömmigkeit. Im Leben erfreute sie sich fast steter Gesundheit und auch ihr Ende war ohne Schmerz, als sie fast 87 Jahre erreicht hatte. Eine von ihr selbst verfaßte Ansprache wird jährlich vor der Landgemeinde zu Briesen an ihrem Sterbetage verlesen werden.

* 155. Christian August Peifer,

Pfarrer zu Dienstedt mit Breitenheerda (weimar. Amt Remda);

geb. den 6. Juli 1785, gest. den 10. Juli 1852.

Er war der dritte Sohn des Pfarrers Christian Aug. Jakob Peifer, damals in Walschleben, später in Schallenburg bei Erfurt, und wurde zuerst von seinem Vater in Gemeinschaft mit seinen Brüdern in den Anfangsgründen unterrichtet. Mit dem 14. Lebensjahre besuchte er das Gymnasium zu Erfurt, dann von Ostern 1804 bis 1806 die Universität Jena. Nachdem er hierauf noch 1½ Jahr in Halle und 1½ Jahr in Erfurt Theologie studirt hatte, wurde er nach Ostern 1808 in die Zahl der Kanditaten des Predigtamts aufgenommen, blieb bis zum Trinitatisfeste 1812 in Erfurt und wurde dann als Kollaborator bei dem Pfarramte Blankenhain ordinirt und als dasiger Schul-

rektor eingewiesen. Im J. 1814 zum Pfarrer in Dienstedt, einem damals noch preußischen, zur Herrschaft Blankenhain gehörigen Dorfe, ernannt, trat er mit dem 2. Advent diese Stelle an. Das Filial Breitenheerda wurde erst 2 Jahre später mit Dienstedt verbunden. Seit dem 11. Januar 1813 mit Elisabethe Wilhelmine Hohfeld aus Tonndorf verheirathet, hinterläßt er eine Wittwe, drei Söhne und eine Tochter. Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß er den guten Willen besaß, sich recht nützlich zu machen; allein es war in seinem Wesen etwas Schroffes, wodurch er nicht allein mit vielen Gliedern seiner Gemeinde sich verfeindete, sondern auch zu seiner nächstvorgesetzten Behörde in eine schiefe Stellung gerieth.

* 156. Dr. phil. Georg August Herbst,

Gymnasialdirektor zu Zerbst;

geb. den 20. Juni 1797, gest. den 11. Juli 1852.

H. war in dem anhalt-bernb. Dorfe Schielo unfern Harzgerode von schlichten aber biedern Bauersleuten geboren. Bei'm Besuch der dortigen Dorfschule bemerkte man an dem Knaben bald ausgezeichnetes Talent. Weil aber seine Aeltern nur ein kleines Vermögen und mehere Kinder hatten, so konnten sie nur durch vieles Zureden Anderer und nach erhaltener Aussicht auf Unterstützung sich entschließen, sowie einen ältern Sohn, auch diesen einige Jahre später (1811) nach Bernburg auf die dortige Hauptschule zu bringen. Obwohl für eine wissenschaftliche Ausbildung schon ziemlich alt, durchlief er zu Aller Verwunderung im Fluge den ganzen Klassenzug, so daß er bereits Michaelis 1816, nach einem sehr gut bestandenen Examen die Universität Halle beziehen konnte, um Theologie und Philosophie zu studiren. In der schon auf der Schule geweckten, in Halle noch genährten Vorliebe für das klassische Studium entschloß er sich, seitdem er als Hilfslehrer am königl. Pädagogium und an einer damals in Halle blühenden Privatanstalt (dem manitius'schen Knabeninstitute) Gelegenheit gefunden hatte, sich in der praktischen Lehrthätigkeit zu versuchen, der theologischen Laufbahn zu entsagen und sich ganz dem Unterrichtsfache zu widmen. Nachdem er 1819 durch die Disputationsschrift „Animadversiones criticae in Sophoclis Philoctetem" die Würde eines Doktors der Philosophie erworben hatte, wurde er an das königl. Gymnasium zu Marienwerder als Oberlehrer berufen, wo er Unterricht in den klassischen

Sprachen und in der Mathematik zu ertheilen hatte. Er schied aus dieser ihm angenehmen Stellung, an die er sich selbst in spätern Jahren oft und gern noch erinnerte, als im J. 1821 ein Ruf zur Stelle des Subkonrektors an der Hauptschule zu Bernburg an ihn erging. Nachdem er seit Ostern 1827, nach Krüger's Abgange nach Berlin, die Stelle als Konrektor an dieser, inzwischen zu einem Gymnasium umgewandelten, Anstalt versehen hatte, wurde er am 7. Okt. 1841 nach dem Rücktritte des verdienten Direktors und Professors Herzog zum Direktor dieser höchsten Bildungsanstalt des Landes ernannt. Das Gymnasium erhielt unter seinem Direktorat manche zeitgemäße Verbesserung in seinen Einrichtungen, sowie sein ganzer Unterricht durch Gründlichkeit sich auszeichnete. Allein ein unerklärbares Siechthum nagte an seinem Körper und nach längern Leiden, welche seine segensreiche Wirksamkeit zwar erschwerten und hemmten, aber nie auf längere Zeit unterbrachen — noch wenige Tage vor seinem Ende war er seiner Schmerzen Herr genug, um noch seinen Berufsgeschäften obzuliegen — entschlief er sanft im Kreise seiner Familie. Die Achtung und Liebe, die er in engern und weitern Kreisen genossen, sprach sich bei seinem Begräbniß in der zahlreichen Menge seiner Verehrer lebhaft aus. Was H. als Lehrer war, bewahrt das Gedächtniß seiner zahlreichen Schüler. Treu und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflicht, wußte er bei seinen Schülern Sinn und Liebe für das klassische Alterthum zu wecken; die Gründlichkeit seines sprachlichen Wissens flößte den Schülern Achtung ein, während sein leutseliges Wesen, die Biederkeit und Offenheit seines Charakters in den jugendlichen Gemüthern Vertrauen erweckte. Auch bei den Lehrern, welche mit ihm zu wirken hatten, war ihm durch seine Kenntnisse, wie durch schöne Eigenschaften seiner Humanität Achtung, Liebe und Zuneigung gesichert. Nie beanspruchte er für sich mehr als er Andern gewährte. Dabei erkannte er willig jede Thätigkeit des Einzelnen an, und — selbst ein Feind unnöthiger Beschränkung — gestattete er, so weit es das Allgemeine erlaubte, jedem eine freie Entwickelung und Regung. Er wollte für die jüngern Lehrer nur ein väterlicher Rathgeber, für alle seine Kollegen ein treuer Freund und Vertreter der gemeinsamen Interessen seyn. Die literarische Thätigkeit H.'s, auf die er später bei gehäuften Amtsgeschäften mehr und mehr verzichten mußte, erstreckte sich vorzugsweise auf die Behandlung solcher klassischen Autoren, welche in Schulen

gelesen zu werden pflegen. Seine Ausgaben von Xenophons Memorabilien (Halae 1827), von Xenophons Symposion (Bambergi 1727 u. Hal. 1829), von Quinctilians zehntem Buche (Hal. 1834) und von Plinius Briefen. (Ibid. 1834) haben von sachverständigen Kritikern eine anerkennende Würdigung gefunden. Seine Schulprogramme beschäftigen sich fast alle mit solchen Schriftstellern, deren Herausgabe er entweder schon besorgt hatte, oder noch vorbereitete, sowie auch die kritischen Aufsätze, welche er zu verschiedenen gelehrten Zeitschriften (z. B. zur hallischen und jenaischen Literaturzeitung und zu Seebode's krit. Jahrb.) geliefert hat, sich meistens auf Xenophon, Plinius und Quinctilian bezogen. Kurz nach seiner Rückkehr nach Bernburg hatte sich H. mit der einzigen Tochter des verstorbenen königl. preuß. Hauptmanns und Postmeisters, v. Masars, verheirathet und waren ihm in dieser glücklichen Ehe auch fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne, geboren worden. Obwohl er die Freude erlebt hatte, beide Töchter glücklich verheirathet zu wissen, so mußte er doch wenige Monate vor seinem Ende noch den herben Schicksalsschlag erdulden, der sicher zur Beschleunigung seines Todes auch beitrug, durch das plötzliche Ableben eines seiner Schwiegersöhne, des Schuldirektor Schwencke, seine älteste Tochter in den Wittwenstand versetzt zu sehen.

* 157. Johann Karl Hebenstreit,

Oberpostmeister und Oberpostrath zu Leipzig;

geb. im J. 1787, gest. den 12. Juli 1852.

H. war zu Chemnitz geboren. Nach mehrjährigem Besuch der dortigen lateinischen Schulen und nachherigem Uebertritt in das eben neu organisirte Gymnasium zu Altenburg, wo er wegen ausgezeichneter wissenschaftlicher Befähigung sofort in Selecta eintrat, ging derselbe schon im 17. Lebensjahre auf die Universität Leipzig, um Jura zu studiren. In dieser Zeit wurde der später in Sachsen so berühmt gewordene Justizrath Dr. Kreysig*) sein Stubenbursche, mit dem er auch bis zu dessen Tode in den innigsten freundschaftlichen Verhältnissen geblieben ist. Eine langwierige Krankheit seines Vaters, des Postmeisters J. Karl Gabriel Hebenstreit, rief ihn leider! schon nach zweijährigem Aufenthalt in Leipzig in's Vaterhaus

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. d. N. Nekr. S. 232.

nach Chemnitz zurück, um die sehr bedeutenden Postgeschäfte des erkrankten Vaters einstweilig zu führen und so geschah es, daß er von da an dem Postfach sich bleibend widmete, später Adjunkt und nach Emeritirung des Vaters in dessen Stelle am 1. April 1818 Postmeister in Chemnitz ward, nachdem er sich den 4. Sept. 1817 mit einer Jungfrau, aus Altenburg bürtig, die bei ihrem Bruder in Chemnitz lebte, Julie Fritzsch, verheirathet hatte. Während der französischen Kriege, der ununterbrochenen Einquartirung und Durchzüge der Truppen stand er mit nur Wenigen, welche wie er, der französischen Sprache mächtig waren, den mühseligen Geschäften vor und erwarb sich dabei eben so sehr die vollste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, als die Achtung und Liebe seiner chemnitzer Mitbürger. Später, im J. 1825, führte ihn ein Ruf als Oberpostrath und Oberpostverwalter nach Leipzig, von wo er sich nach 26jähriger Thätigkeit wegen gänzlicher Dienstunfähigkeit mit dem Titel als Oberpostrath und Oberpostmeister und mit 1240 Thalern Pension in's Privatleben nach Dresden zurückzog. Nur ein Jahr verlebte er in diesem verdienten Ruhestande. Während seiner Amtirung erlebte er das seltene Glück, das 100jährige Postjubiläum der Familie Hebenstreit in ununterbrochenem königl. sächs. Postdienst zu feiern. Außer einem einzigen Bruder hinterläßt H. eine trauernde Wittwe, mit welcher er 36 Jahr in der Ehe lebte.

* 158. Dr. jur. Johann Adolph Steinhäuser,

Rechtsanwalt und Gerichtsdirektor zu Plauen, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, Mitglied des voigtländischen juristischen Vereins und des sächs. Alterthumsvereins, Ehrenmitglied des Vereins für Natur- und Heilkunde im voigtl. Kreise;

geb. den 17. Sept. 1773, gest. den 12. Juli 1852.

Die Geburt in einem glücklichen Familienkreise, die natürliche Mitgift günstiger Anlagen, die bereite Gewähr der Mittel zu allseitiger Ausbildung, der Abglanz einer Reihe hochgeachteter Vorfahren, das Musterbild eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Vaters — das waren die freundlichen Sterne, die dem verewigten St. zum Eintritt in's Leben leuchteten und auf der Bahn seiner Jugend das Geleit gaben. Er selbst aber hat, was ein geneigtes Geschick ihm bot, mit verständigem Danke gewürdigt, mit regem Eifer benutzt und mit umsichtigem Fleiße gefördert. Weit entfernt, nur Gegebenes mühelos zu empfangen, hat er

selbstthätig und selbstschaffend sich ein weitbegrenztes Gebiet seiner Wirksamkeit gesichert, die eben so reich war an saurer Mühe und Arbeit, als gekrönt durch gesegnete Erfolge. Ueber die Famile Steinhäuser, deren sächsischem Zweig unser St. angehört, sind in dem Lebensabrisse seines ältern Bruders, des im J. 1825 verstorbenen Professors, Gottfried Steinhäuser*), ausführlichere Mittheilungen enthalten. Deßhalb begnügen wir uns hier damit, nur kürzlich in Erinnerung zurückzurufen, wie alten heraldischen Nachrichten zufolge, die Familie früher adelig war und ihr Stammhaus in der Schweiz hatte, um die Mitte des 15. Jahrhunderts aber nach Steiermark und Kärnthen übersiedelte; wie ein Zweig derselben aus Kärnthen auswanderte und im sächs. Voigtlande sich niederließ; wie die sächs. Mitglieder den Adelstitel, für den sie ihren Werth als Menschen und Bürger einsetzten, fortan nicht mehr führten, vielmehr gänzlich ablegten; wie die Familie im Voigtlande zu gedeihlichem Leben und Wirken kräftig emporblühte und hervorragende Männer zu den Ihrigen zählen konnte. So unter andern Wolfgang Steinhäuser der Jüngere, welcher, 1609 geboren, früh verwais't und durch die Drangsale des Kriegs all' seiner Habe beraubt, dennoch — alle Schwierigkeiten kräftigst überwindend — sich den Wissenschaften widmete und in Königsberg akademischer Lehrer ward, später als Führer von 35 deutschen Jünglingen von Adel Reisen durch ganz Europa unternahm, nach der Rückkehr mit einer kurbrandenburgischen Gesandtschaft nach Polen ging und sein bewegtes Leben als bewährter Sachwalter in Plauen beschloß, wo er 1654 starb. Der Kommissionsrath Johann Gottfried Steinhäuser, geb. 1691, gest. 1774, ein in weiten Kreisen vielgesuchter Rechtsberather von Gelehrsamkeit und praktischem Blick, Vorsteher vieler und umfänglicher Patrimonialgerichte, bei deren Verwaltung er sich eben so durch Unparteilichkeit als Wohlwollen hervorthat; — dessen Sohn und Amtsnachfolger, Johann Gottfried Steinhäuser, geb. 1736, gest. 1815, kursächs. Rath und Steuerprokurator, ein Mann von tiefem Wissen und philisophischer Bildung, ungemeiner Rechtskunde und großer Geschäftsbefähigung, in der literarischen Welt durch seine Schrift: „Flavius vom Eide" bekannt, von den Landesbehörden in den wichtigsten Gesetzgebungsarbeiten zu Rath gezogen, bieder, human und wohlwollend. Der zweite Sohn und das vierte Kind

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1177.

dieses mit einer zahlreichen Familie gesegneten Raths Steinhäuser war unser St. Seine Mutter, eine liebreiche und sanfte Frau, unablässig für das Wohl des Hauses und der Familie sorgend, war Sophie Rebekka, Tochter des redlichen und geschätzten Sachwalters, Christoph Schlegel in Plauen. Ein heiterer, lebensfroher Knabe, genoß Johann Adolph einer guten häuslichen Erziehung und empfing den ersten Unterricht bis in das 13. Jahr in der mit einem Lyceum verbundenen Stadtschule seines Geburtsortes. Am 15. Mai 1786 ward er unter die Pfleglinge (Alumnen) der Landesschule Pforte aufgenommen, wo ihn — im Unterricht trefflicher Lehrer und unter der ersten Leitung seines ältern Bruders Gottfried, den er zum Obergesellen bekam, wie im Kreise befreundeter und untergebener Mitschüler — die eifrige Wißbegierde seines lebhaften Geistes reiche Nahrung für Verstand und Gemüth und sein reger Sinn für freundliche Geselligkeit eine frische Quelle jugendlicher Freuden finden ließ. Nach 6 Jahren mit ehrenvollstem Zeugniß der Schule entlassen, bezog er die Universität Wittenberg und ward daselbst am 18. Juni 1792 als Hörer der Rechte eingeschrieben. Ohne die allgemeinen Wissenschaften zu vernachlässigen, widmete er sich vorzüglich dem Rechtsstudium. Leicht und schnell verfloß unter eifriger Thätigkeit und heiterm, doch stets geregelten Lebensgenusse ihm die glückliche Zeit der akademischen Jahre. Er hat sie trefflich genützt und war nach kaum 3 Jahren, am 15. Juni 1795, schon befähigt, die höhere juristische Prüfung, Examen pro praxi et candidatura, mit bestem Erfolg zu bestehen, nachdem er vorher, am 6. März 1795, die erforderliche öffentliche Disputation gehalten hatte, wozu ihn eine ansehnliche Zahl akademischer Freunde nach damaliger Sitte mit poetischem Glückwunsch begrüßte. Mit der ersten Censur kehrte St. in das älterliche Haus zurück und lernte unter des Vaters vorzüglicher Leitung das auf der Hochschule erworbene Wissen für's Leben fruchtbar machen. Im Oktober 1795 ward er Notar, am 3. Februar 1797 Advokat. Zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität Wittenberg, den 18. Okt. 1802, erlangte er dort die Würde eines Doktors beider Rechte, wozu er sich durch eine zweite Prüfung (Examen rigorosum) und eine lateinisch geschriebene Dissertation über einen Gegenstand aus der Vermächtnißlehre („Num dominium rei immobilis legatae etiam in Saxonia ipso jure in Legatarium transeat?“) als tüchtig auswies. In dem nämlichen Jahre 1802, am 25. Juli, hatte er

sich mit Ernestine Auguste Hübner, der am 7. Juli 1782 in Oschatz gebornen Tochter des zuletzt nach Plauen versetzten Geleitsinspektors Hübner, verheirathet und in dieser Gattin ein köstliches Kleinod errungen. Schlicht und einfach in ihrem Wesen, aber hellen Verstandes und umsichtiger Beurtheilung, ruhig und bemessen in ihrem Thun, aber von warmer Liebe zu Gatten und Kindern durchdrungen, von tiefem Gefühl für Recht und Ordnung beseelt, mit richtigem Takte Sitte und Schickliches wahrend, wußte diese treffliche Frau ein großes Hauswesen und eine zahlreiche Familie, sicher und des Zieles bewußt, zu leiten und war 46 Jahre lang die treueste Gefährtin und Berathérin ihres Gatten, die gewissenhafteste Mutter und Erzieherin ihrer Kinder, der lebendige Schutzgeist des ganzen Hauses. Um auf den Lebensgang unsers St. wieder einzulenken, so ward er, wie erwähnt, in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr von der Hochschule durch seinen Vater in die praktische Handhabung der Gesetze eingeweiht, von „der grauen Theorie“ zu „des Lebens grünem Baum“ geleitet. Nicht immer gewährt dieser Baum eine erkleckliche Ernte, stets aber bedarf es heißer Anstrengung, um seine Früchte zu pflücken. St. überwand mit jugendlicher Kraft die Schwierigkeiten des Anfangs und sah sich bald in der Lage, selbständig und mit Erfolg den Beruf, den er sich erwählt, zu üben. Dabei verabsäumte er aber nicht, den allgemach alternden Vater in dessen ausgedehntem Geschäftsbereiche auf's Wirksamste zu unterstützen und bei zunehmender Altersschwäche zuletzt Jahre lang mit aufopfernder Liebe völlig zu übertragen. Schon vor des Vaters Tode, der im J. 1815 eintrat, waren ihm dessen zahlreiche Gerichtsverwaltungen nebst einigen andern anvertraut worden; neue Geschäfte kamen hinzu, namentlich die Mitverwaltung des bedeutenden hübnefeld'schen Familienstifts, die ihm der letzte Wille des Stifters, Freih. von Hühnefeld auf Christgrün, überwiesen hatte. Bei dieser großen Masse richterlicher und administrativer Geschäfte war er zugleich einer der am meisten gesuchten Sachwalter Plauens, sowie des Voigtlandes und zwar dieser Provinz im weitern Sinne, da sich seine sachwalterische Thätigkeit auch in das reußische, ernestinisch-sächs. und preußische Gebiet des alten Landes der Voigte erstreckte. Demungeachtet betheiligte er sich noch an wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen, wie bei Angelegenheiten der Stadt und des Kreises. So war er Mitglied des voigtländischen juristischen Vereins, des sächs. Alterthums-

vereins, der Bibelgesellschaft, des Vereins für entlassene Sträflinge. Im J. 1813 gehörte er dem Centralausschuß im Voigtlande für die Volksbewaffnung gegen Frankreich, späterhin, nach Einführung der allgemeinen Städteordnung, dem Mittel der Stadtverordneten und dem größern Bürgerausschuß Plauens als thätiges Mitglied an. Von höheren Behörden, namentlich der Amtshauptmannschaft und Kreishauptmannschaft des Kreises, ward in wichtigen Angelegenheiten sein Gutachten eingeholt. Vielen angehenden Juristen, seinen Söhnen und Andern, war er Lehrer, Muster und Vorbild. Obwohl von solchen Gehilfen von Zeit zu Zeit unterstützt, bearbeitete er doch alles Erheblichere selbst und das Ganze des Geschäftsbetriebs stand unter seiner überall hin eingreifenden Leitung. In diesem so umfassenden Wirkungskreise brachte unser St. über 50 Jahre zu. Denn noch nach seinem am 3. Febr. 1847 gefeierten Advokaten-Jubiläum führte er seine Geschäfte selbst fort. Erst zwei Jahre vor seinem Tode übergab er den Haupttheil derselben seinem zweitgebornen Sohne, Karl, der ihm eine Reihe von Jahren als treuer Mitarbeiter zur Seite gestanden hatte. Aber auch da behielt er die Direktion des großen Gerichts Christgrün mit Limbach und die Verwaltung des hühnefeld'schen Gestifts bei. Bis wenige Monate vor seinem Tode war er hiermit beschäftigt und noch in dem letzten Halbjahre seines Lebens erfreute ihn der günstige Ausgang eines wichtigen Rechtsstreites, den er ganz allein führte. Wie seinen Vater, umgab auch ihn ein weiter Familienkreis. Von 13 Kindern, die ihm sein treues Weib gebar, starben drei vor ihm, zwei Mädchen im zarten Alter, der älteste Sohn, Adolph, geb. 1803, in der Blüthe der Mannesjahre, 1834, als Justitiar zu Mühltroff. Zehn Kinder blieben ihm erhalten. Von den 6 Töchtern verweilte Wilhelmine, die älteste, unverheirathet bis an das Ende seiner Tage, im väterlichen Hause. Sie war dem Vater die sorglichste Pflegerin und strebte redlich, erst im Verein mit der jüngern Schwester Elise, dann — nach deren Verheirathung — 2½ Jahr allein, ihm den herben Verlust der Gattin zu ersetzen, welche im Januar 1848 verschieden war. Die fünf andern Töchter (Marie, Ernestine, Emilie — in des Vaters Krankheit sich jede Stunde abmüssigend, um ihm hilfreich und tröstend nahe zu seyn — die vorgenannte Elise und Hedwig) sind an Männer ihrer Wahl, Theils in Plauen, Theils auswärts verheirathet. Von den 4 Söhnen — Karl, Advokat und Gerichtsdirektor in Plauen, Franz,

Justitiar in Elsterberg, Gustav, mit seinem Schwager Schnorr, Theilhaber des Fabrik- und Handelsgeschäfts Schnorr und Steinhäuser in Plauen, Robert, Gerichtsaktuar in Auerbach — sind die beiden ersten ebenfalls verheirathet, der dritte noch bei Lebzeiten des Vaters verlobt. Schon geraume Zeit ist es, daß das verehrte Familienhaupt von muntern Enkeln umspielt ward, deren kleine Schaar sich von Jahr zu Jahr mehrte. Licht- und Glanzpunkte im Leben des Verewigten bildeten, nächst frohen Familienereignissen, drei Jubelfeiern, die ihn Theils nahe berührten, Theils selbst angingen. Seine Doktorpromotion im J. 1802 fiel mit dem Erinnerungsfeste zum dreihundertjährigen Bestehen der Universität Wittenberg zusammen, welches er in freudigster Theilnahme mit begehen half. Obwohl nun bereits in voller praktischer Thätigkeit, war er doch 7 Jahre vorher noch Zögling derselben Hochschule gewesen und in voller Frische erfüllt von den Erinnerungen an die schöne Zeit des akademischen Lebens und den Gefühlen der Dankbarkeit gegen jene glorreiche Stätte der Wissenschaft. Erinnerungen und Gefühle, welche ihn durch's ganze Leben begleiteten und bis in's späteste Alter ihm treu blieben. Von gleichen Empfindungen der Liebe und des Dankes war er gegen seine erste Pflegerin in Wissen und Können, die verehrte Mutter Pforte durchdrungen. Wie gern folgte man ihm, wenn er das Gemälde seiner Schulzeit in Pforta bis in die kleinsten Züge — ernst und heiter, wie sie das dortige Leben ihm geboten hatte — in anmuthiger Färbung aufrollte! Wie erhebend und beglückend mußte es demnach für ihn seyn, als Schulpforte den dreihundertjährigen Gedächtnißtag ihrer Stiftung — den 21. Mai 1843 — beging, diesem Feste inmitten zahlreicher Schüler — der alten seiner eigenen Zeit und der nachfolgenden von Generation zu Generation herab — als Festgenosse beiwohnen zu können! Als einer der ältesten, wie der würdigsten Zöglinge der Anstalt, fand er dort die freundlichste Begrüßung, die ehrenvollste Aufnahme. Der wohlthuende Rückblick auf die Vergangenheit im Rosenschimmer wohlgenützter Jugend und der heitere Genuß der Gegenwart im Silberglanze verdienstlichen Alters vereinten sich, dem 70jährigen rüstigen Greis die Pfortenfeier zum Feste und Ehrentage zu machen. Aber auch sein eigner, ganz ihm zugehöriger Fest- und Ehrentag brach für St. an mit der Sonne des 3. Febr. 1847, mit dem seine fünfzigjährige Laufbahn als Sachwalter sich erfüllte. Dieses sein Jubiläum ward gleich feierlich und

glänzend, als warm und innig gefeiert. In reicher Fülle sprach sich die lebhafteste Theilnahme aus durch Wort und Zeichen, durch Begrüßungen und Glückwünsche, durch Auszeichnungen und Ehrenbeweise. Gattin, Kinder und Enkel, Verwandte und Freunde, Berufsgenossen uud Untergebene, Vereine und Korporationen, Behörden und Obere bis zum Landesherrn hinauf, trafen im gemeinsamen Ziele zusammen, dem Jubelgreis seinen Festtag zu verherrlichen. Der König verlieh ihm das Ritterkreuz des Civilverdienstordens, welches der Appellationsgerichts-Präsident v. Mangoldt aus Zwickau, von meheren Räthen des dortigen Gerichtshofes begleitet, unter anerkennender Beglückwünschung des Justizministerium und des Appellationsgerichts, persönlich überreichte. In gleichem Sinne hatte die Kreisdirektion zu Zwickau für sich und im Auftrag der höchsten Verwaltungsstelle eine Deputation aus ihrer Mitte entsendet. Der Staatsminister von Wietersheim, früher Kreishauptmann in Plauen und ein vieljähriger Freund und Gönner des Jubilars, ließ ihm durch den Amtshauptmann in Plauen Glückwunsch und Geschenk (Prachtausgabe von Pyrker's Bildern aus dem Leben Jesu und der Apostel) überbringen. Der voigtländische juristische Verein, in ansehnlicher Abordnung erschienen, überreichte seinem Vorstand, dem Jubelanwalt, einen silbernen Ehrenpokal als Festgabe; vom Advokatenverein in Sachsen ward er schriftlich und durch ein Mitglied aus Zwickau begrüßt. Stadtrath, Stadtverordnete und Stadtgericht gaben durch beauftragte Mitglieder ihre Theilnahme kund, eben so die Geistlichkeit durch Ansprache und eine zur Ehrenfeier gewidmete Schrift (über Dispensationen in Ehesachen) vom Superintendent Beyer in Plauen. Der Verein für Natur- und Heilkunde im Voigtlande, ließ dem Jubilar das Diplom als Ehrenmitglied überreichen. Innig und treuergeben waren Ausdruck und Zeichen des Antheils von den Gemeinden der Gerichtsbezirke. Daß Haus und Familie in erhöhter Rührung diesen Tag feierte und doppelt herzlich dem theuren Haupte den Zoll dankbarer Liebe und Verehrung darbrachte, bedarf nicht der Erwähnung. Frisch und kräftig an Geist und Körper konnte der Gefeierte seinen Jubel- und Ehrentag begehen und — ungebeugt von der Zahl der Jahre — sich heiter und gründlich erfreuen all' der Liebe und Theilnahme, der Hochachtung und Anerkennung, die sich so deutlich und ausdrucksvoll offenbarten. Vom Grauen des Morgens bis zum späten Abend blieb er sich gleich in milder Heiterkeit. Auf jeden Gruß

hatte er einen herzlichen Gegengruß, auf jede Ansprache eine treffende Antwort; er überraschte durch seine Geistesgegenwart und seine klassischen Erinnerungen. Er war nicht blos der gefeierte, sondern selbst der belebende und erwärmende Held und Mittelpunkt des Festes, dessen gewiß alle Theilnehmer mit freudiger Erinnerung gedenken werden. In der That! keinen Unverdienten hat man geehrt und gefeiert. Vergegenwärtigen wir uns, was und wie St. länger als ein halbes Jahrhundert hindurch gewirkt hat, und betrachten wir ihn zunächst als Rechtsanwalt, so finden wir, daß er in gleichem Grade geschickt und gewandt, als unterrichtet und kenntnißvoll war, daß er, umsichtigen Raths und kräftiger That, eifrig das Beste seiner Schützlinge wahrnahm, aber allen unwürdigen Behelfen fremd blieb, entschieden das Recht vertrat und doch bereitwillig die Hand bot zu gütlicher Vereinigung. Wohl war er im ächten Sinne des Worts „ein Priester der Themis", wie ihn die Mitglieder des voigtl. juristischen Vereins bei Darreichung der Festgabe nannten, die „seinen spätesten Enkeln sey dereinst noch ein Denkmal hoher Achtung, welche sie seinem Verdienste zollten". Mit Grund konnte ihm der Advokatenverein in Sachsen bei der Beglückwünschung das Zeugniß geben, „daß er durch unermüdliche Thätigkeit, Rechtlichkeit, Biederkeit und Kollegialität das edle Vorbild eines wahren Rechtsfreundes unausgesetzt erstrebt und dieses sein Streben im Laufe fünfzigjährigen Zeitraums bewährt habe". Als Richter und Verwaltungsbeamteter erwies sich der Verschiedene unparteilich und gerecht, wohlwollend und hilfreich, in Allem treu und gewissenhaft. Bezeichnend ist es, daß die seiner Gerichtspflege überwiesenen Landgemeinden auf die gesetzliche Anfrage: ob sie sich Friedensrichter bestellen wollten? Dieß ablehnten mit der Erklärung: „In ihrem Doktor Steinhäuser hätten sie schon den besten Friedensrichter." Und ein ehrendes Zeugniß gewährten ihm die geilsdorfer Gerichtsbefohlenen, als sie an seinem Jubeltage ihm unter Anderm in ihrer schlichten Weise zuriefen: „Denn Alle nahen stets Dir frohes Muthes und manche Klage hast Du schon gestillt; väterlich schlichtest Du jeglichen Streit, bist zu Vergleichen ja immer bereit". So große Sorgfalt er überhaupt seinen vielen und umfänglichen Geschäften widmete und so sehr er Alles, was ihnen nothwendig und ersprießlich war, beobachtete, so fern stand er doch allem Pedantismus: er war kein Buchstabenmensch und Kleinigkeitskrämer. Wenn er das gute Alte mit Treue

bewahrte, so nahm er doch, selbst bis zum Abend seines Lebens, auch freundlich das Neue auf. Durch und durch Jurist, verlor er keineswegs das Interesse an anderm Wissenswürdigen, suchte vielmehr immer neue Kenntnisse sich anzueignen. Zwar in gelehrte Studien sich zu vertiefen verstattete ihm sein vielverzweigtes Berufsleben nicht; allein wie im Umgang er mittheilend und belehrend auf Andere einwirkte, so brachte auch ihm der lebendige Verkehr die Ausbeute vieler Kenntniß und Erfahrung. St. war ein Mann des Lebens; an ihm bewährte sich Goethe's Wort: „Glaube dem Leben! es lehrt besser als Redner und Buch." Von hellen Ansichten, hielt er hochwerth die Religion und nahm oft an den gottesdienstlichen Uebungen Theil. Seiner Familie im engern und weitern Sinn war er ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein liebender Bruder und scheute keine Opfer, wo es ihrem Wohle galt. Soweit es seine Zeit erlaubte, widmete er sich persönlich den Kindern, deren nächste Erziehung der Mutter oblag und bei ihr in den besten Händen war. Gern verweilte er im häuslichen Kreise und eine besondere Freude bereitete es ihm, namentlich in spätern Jahren, alle seine Kinder, Schwiegerkinder und Enkel von Zeit zu Zeit, besonders an Geburts- und Festtagen, vereint in trauter Stunde um sich versammelt zu sehen. Ueberhaupt war er gastfrei und in hohem Grade mittheilsam und umgänglich. Bei aller Thätigkeit, bei allem Berufseifer und aller Berufstreue liebte er heitern Genuß des Lebens, der jedoch immer weise bemessen blieb und ihm zu nothwendiger Erholung von angestrengter Arbeit diente; er fand ihn in der Familie, im geselligen Verkehr, in der Natur und auf kleinen Reisen. Ueberall, bei Jung und Alt, bei Männern und Frauen, war er ein höchst willkommener Gesellschafter; er vermochte es aber auch die Langeweile zu bannen und einen großen Cirkel auf's Angenehmste zu unterhalten. In seinen jüngern Jahren fertig und eifrig im Tanze, — so das Sprüchwort, daß Portenser gute Tänzer sind, bestätigend — sah er auch als bejahrterer Mann mit Behagen das heitere Treiben der muntern Jugend und machte oft selbst noch ein Ehrentänzchen mit. Er hatte die glückliche Gabe, die Dinge soweit immer möglich, von der guten Seite zu nehmen, auch aus scheinbar Unbedeutendem, über das hundert Andere hinwegsehen, eine Freude herauszufinden und sich und seiner Umgebung das Leben nicht schwer zu machen. Mild im Urtheil über Andere, war er empfänglich für Zuneigung und Anerken-

nung der Mitwelt. Von biederm, offenen Charakter, bewies er sich gegen Jedermann freundlich und human; bis zum Ende hing er treu an seinen Freunden, von denen die Meisten vor ihm zu Grabe getragen wurden, der älteste und nächste, Bürgermeister Wehner in Chemnitz, ihn überlebt hat. Wie seine Freunde und sein Weib, sind auch die meisten seiner vielen Geschwister vor St. verschieden; nur zwei, ein Bruder, der in London sich niedergelassen, und eine Schwester, in Plauen, trauern um ihn. War im Ganzen das Leben des Verewigten ein glückliches zu nennen und erfreute er sich namentlich — bis auf die letzten Monate vor seinem Tode, in denen das Alter den unvermeidlichen Zoll forderte — einer guten, dauerhaften Gesundheit; so konnte es doch bei einer so beträchtlichen Geschäftslast, die ihm oblag, bei einem so ausgedehnten Haus- und Familienstande, der seine Liebe und Sorge in Anspruch nahm, bei einem so weiten Kreise von Geschwistern und Verwandten, als deren Haupt und Mittelpunkt er immer betrachtet wurde, begreiflich nicht fehlen, daß auch ihn die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht verschonten, daß auch ihn härtere Schläge des Schicksals trafen. Aber seine glückliche Gemüthsanlage hob ihn leicht über die geringeren Anstöße hinweg; bei ernsterm Anlaß zur Trauer verstattete er wohl dem begründeten Schmerze sein Recht, aber gesunde Lebensphilosophie und überlegte Resignation, verbunden mit immer reger Thätigkeit, ließen den Schmerz nicht die Oberhand gewinnen und stellten das richtige Gleichgewicht wieder her. Sein Beispiel war es auch, das seine Angehörigen aus der Trauer wieder emporhob und mit neuem Muthe erfüllte. Nur bei seiner lichten Lebensanschauung und seiner vorzugsweise praktischen Richtung, im Verein mit ausdauerndem Fleiße, sparsamster Zeitbenutzung und weiser Zeiteintheilung, ward es unserm St. möglich, das zu bewältigen, was er bewältigt, das zu leisten, was er geleistet und zu erzielen, worauf er gezielt hat. Sein Andenken wird den Seinigen nicht nur, nein Tausenden in weiten Kreisen ein heiliges und gesegnetes bleiben.



